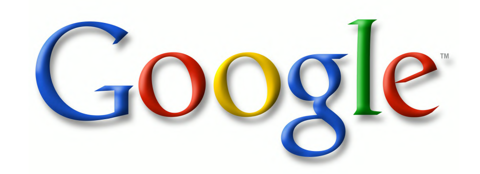
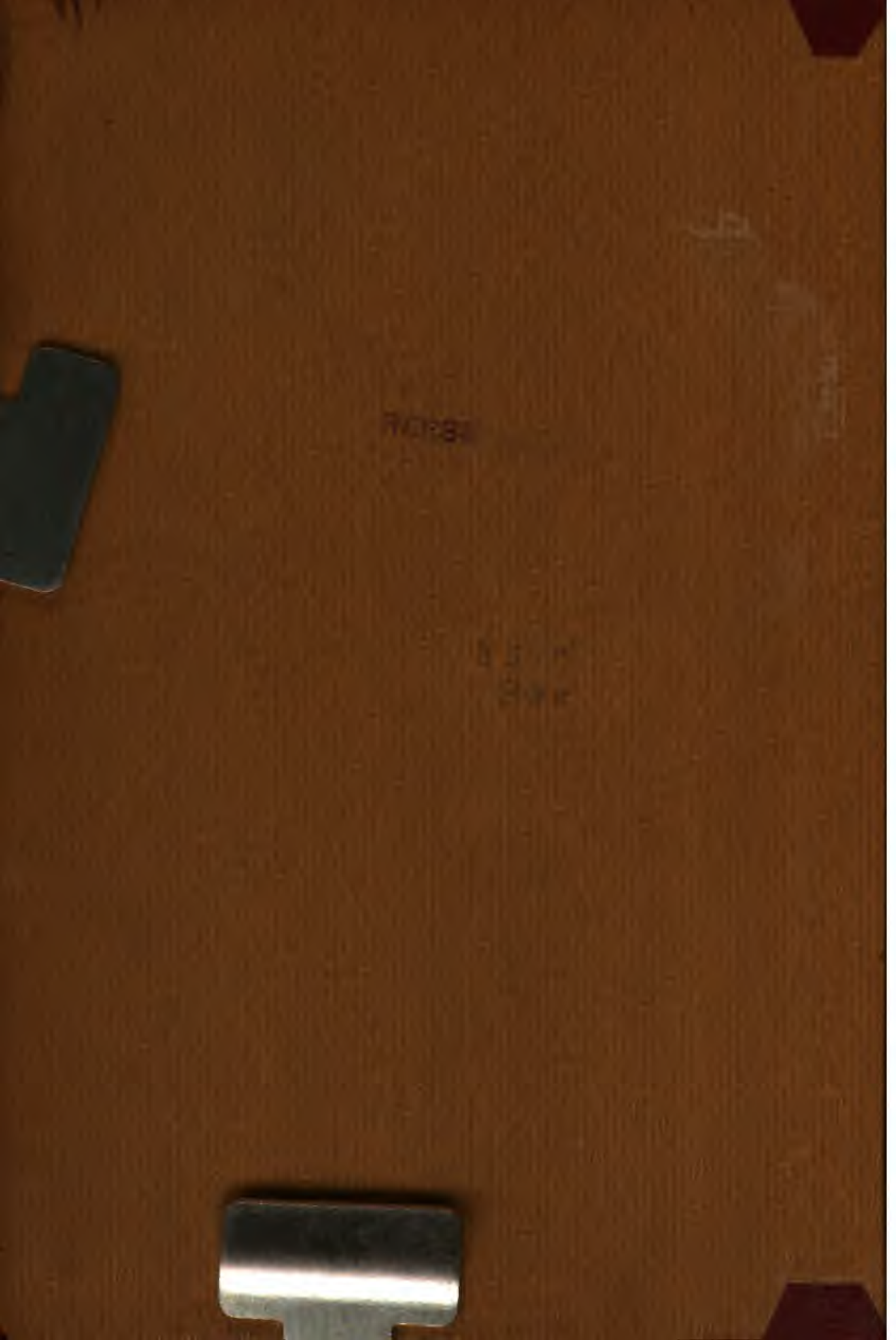
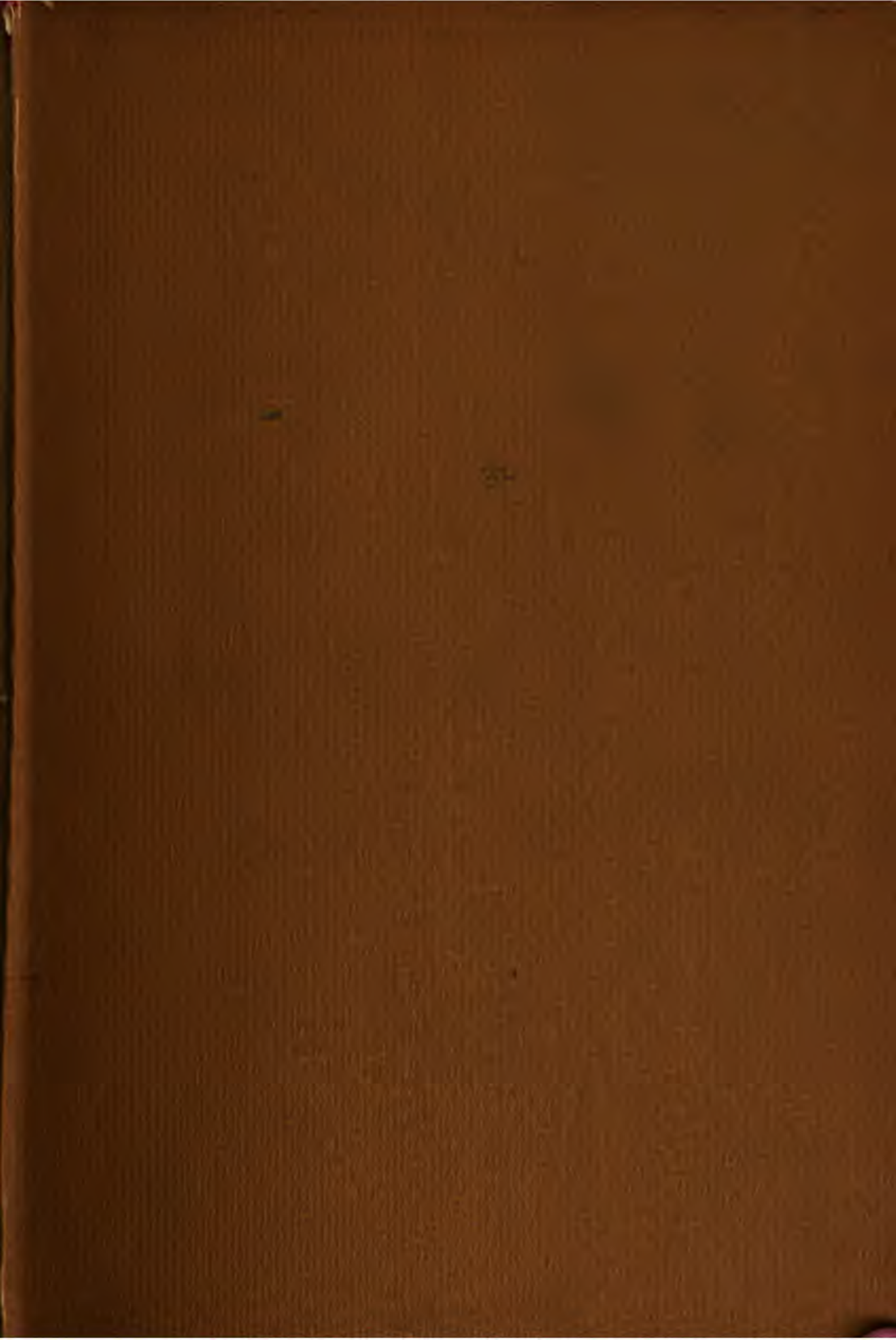
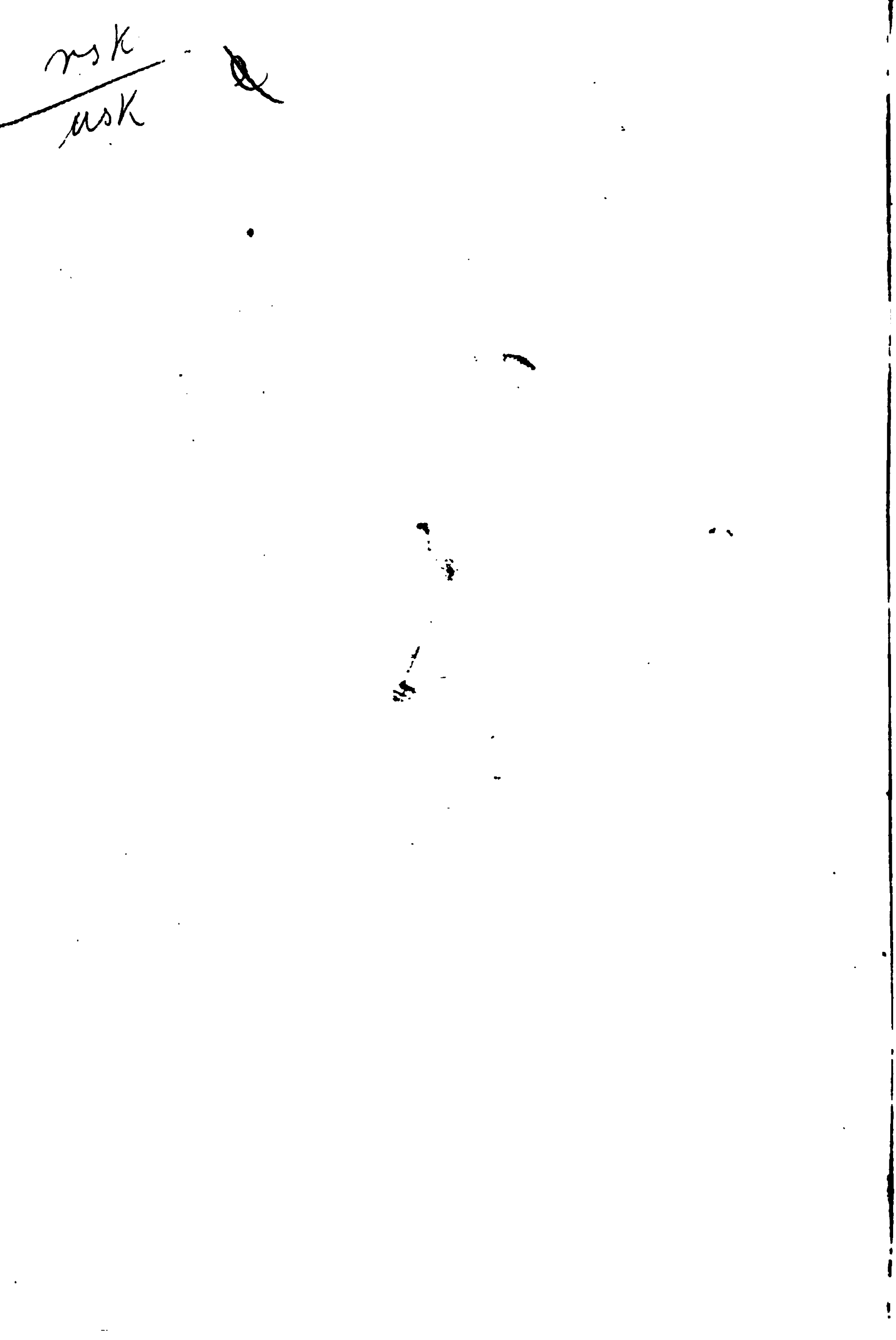



UC-NRLF
$B 81 280
YC 71652







Geschichte

der

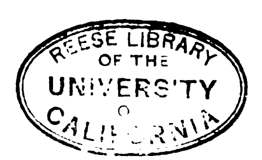
russischen Litteratur.

Von

Dr. A. Brückner,

o. Professor in Berlin.





Leipzig,

C. F. Amelangs Verlag.

1905.

Vorwort.

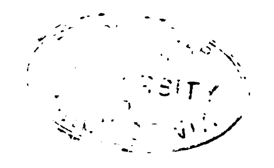
Die ersten Kapitel der folgenden Darstellung dienen bloſser Orientierung; eine breitere Behandlung des Stoffes setzt erst nach 1760 ein.

Die Umschreibung der russischen Laute und Zeichen ist keine konsequente; für š ist sch beibehalten, weil der Deutsche an diese Schreibung selbst gewöhnt ist (Puschkin); dagegen wurde eingeführt das Zeichen č statt der vier Buchstaben der sonstigen Umschreibung (tsch, wie z. B. in Čechov); ebenso das Zeichen ž (Žukovskij, auszusprechen wie j in französisch jour). V hat die lateinische Geltung wie in Viktor; s ist russisches z (Oserov); ss russisches s (Ssaltykov); z russisches c (Zar); i vor Vokalen bildet keine Silbe, dient nur der Erweichung des vorangehenden Lautes (Turgeniev ist Turgenjev, dreisilbig, nicht viersilbig zu sprechen).



Inhalt.

	Seite
Erstes Kapitel. Die Anfänge	1
Zweites Kapitel. Das XVII. Jahrhundert	34
Drittes Kapitel. Das »veränderte« Rufsland	57
Viertes Kapitel. Katharina II. und ihre Zeit	85
Fünftes Kapitel. Die Zeit Alexanders I.	131
Sechstes Kapitel. Puschkin	168
Siebentes Kapitel. Die romantischen Dichter	199
Achtes Kapitel. Der Roman und Gogol	222
Neuntes Kapitel. Die romantische Kritik. Bielinskij	251
Zehntes Kapitel. Slawophilen und Westler. Alexander Herzen	271
Elftes Kapitel. Die Neuzeit (1855—1905). Die Kritik	292
Zwölftes Kapitel. Der Roman. Turgeniev und Gončarov	316
Dreizehntes Kapitel. Tolstoj	340
Vierzehntes Kapitel. Dostojevskij	365
Fünfzehntes Kapitel. Belletristen zweiten Ranges	391
Sechzehntes Kapitel. Satire. Ssaltykov	424
Siebzehntes Kapitel. Das Drama	447
Achtzehntes Kapitel. Lyrik	467
Neunzehntes Kapitel. Die Novellisten	487
Namenregister	506



Erstes Kapitel.

Die Anfänge.

Land und Leute. Gründung des Staates und der Kirche. Das altrussische Leben; seine Glanzzeit im XI. und XII., sein Verfall in den folgenden Jahrhunderten; Zustand der Kultur und Gesellschaft. Das XVI. Jahrhundert; Aneignung der materiellen Fortschritte Europas; geistige Unkultur.

Die Geschichte der russischen Litteratur mufs jegliche Aufmerksamkeit in besonderem Mafse fesseln. Nicht durch ihr Alter — ist sie doch die jüngste unter den grofsen —, nicht durch ihre Vollendung — verzichtet sie doch oft auf ästhetische Wirkungen —, wohl aber durch ihre Eigenart, durch ihren hohen, humanen Gehalt, durch ihre Natürlichkeit und Lauterkeit, durch ihren idealen Flug, durch das Tiefe und Erschütternde ihrer Wirkungen, durch die Bedeutung endlich, die sie im geistigen Leben ihrer Nation beansprucht. Engländern oder Franzosen, Deutschen oder Italienern ist die schöne Litteratur Ausdruck nationalen Fühlens und Sinnens neben anderen; dem denkenden Russen, der keine freie Presse, keine Versammlungsfreiheit, kein Recht auf freie Meinungsäufserung besafs, wurde die schöne Litteratur zum letzten Hort seiner Gedankenfreiheit, zum einzigen Mittel einer Propaganda anständiger Ideen; er erwartete und verlangte von der Litteratur seines Landes keinen ästhetischen Zeitvertreib nur; er stellte sie in den Dienst alles Edlen und Guten, der Tendenz, der Aufklärung und Befreiung der Geister. Daher die auffallende Einseitigkeit, ja Ungerechtigkeit, die Russen den vollendetsten Werken der eigenen Litteratur gegenüber bewiesen, wenn sie der Tendenz, den Erwartungen der Partei oder des Tages nicht entsprachen. Eine rein ästhetische Behand-

lung des Gegenstandes würde ihn gar nicht zur vollen Geltung bringen.

Eine historische ist schon wegen der Eigenart dieser Litteratur unerläßlich. Diese Eigenart wurzelt in dem russischen Boden, in dem Temperament seiner Leute, in den äußeren, fremden Einflüssen, die das nationale Empfinden völlig umgestaltet haben. Die Kenntnis der Bedingungen, unter denen das moderne Russentum erwachsen ist, ist für die richtige Einschätzung seiner Litteratur, des vollsten, ungezwungensten Ausdruckes seiner selbst, unentbehrliche Grundlage.

Die Wirkung dieser Bedingungen reicht bis in die fernste Vergangenheit zurück, erstreckt sich über Jahrhunderte, aus denen von keinerlei Litteratur, nicht einmal von Surrogaten einer solchen, zu berichten wäre, und die der Litteraturhistoriker doch nicht überspringen darf, will er sich nicht im XIX. Jahrhundert Rätseln gegenüber machtlos finden. Da nun beim europäischen Leser eine Kenntnis russischer Entwicklung — es handelt sich hierbei um keinerlei Namen oder Daten — nicht ohne weiteres vorauszusetzen ist, müssen die springenden Momente dieser Entwicklung zuerst hervorgehoben werden.

Am heutigen Russen ist nämlich vieles fremd, angefangen von seiner Schrift, die für eine fremde Sprache von Haus aus bestimmt war, nicht für die russische — bis zu seinem Namen in seiner doppelten Form, der volkstümlichen Ru; wie der offiziellen und veralteten Rossija, Roſs. Einst war alles völlig anders. In der Urheimat der Slawen, zwischen Oder und Don, von den Karpathen bis zum Waldai und der Ostsee, saſsen im Osten dieses Gebietes, vom Bug und San ab, zahlreiche kleinere Stämme eines Dialektes. Spätere Differenzierungen ergaben erst eine Art von Dreiteilung, einen südlichen, kleinrussischen, ruthenischen, ukrainischen Dialekt, einen nordwestlichen, weiſsrussischen und den nord- oder groſsrussischen; der groſsrussische, räumlich der am weitesten nach Osten und Norden vorgeschobene und einst zugleich der räumlich beschränkteste, hat von Groſsnowgorod und später von Moskau aus seine auſserordentliche Verbreitung und schlieſsliche zentrale Stellung gewonnen, sich am weitesten nach Norden und Osten ausgedehnt; der Moskauer Dialekt ist dann auch zur Schriftsprache geworden, zum Russischen kurzweg. Dieses Russische, Groſsrussische, zeitigte eben-

falls dialektische Abweichungen, doch sind diese im Vergleiche zu den gewaltigen Besitzflächen, die das Russische ergriffen hat, als minimal zu bezeichnen; die dialektischen Verschiedenheiten, an welche der Deutsche, Franzose oder Italiener gewöhnt ist, finden sich innerhalb des Russischen gar nicht vor.

Der Russe war Slawe, d. h. geborener Anarchist, Hasser jeglicher Beschränkung seiner Freiheit, unfähig oder nicht willens, aus eigenen Mitteln einen festeren Staatsorganismus zu bilden. Wohl spricht loyale Poesie seit jeher vom »tapferen« und »treuen Rofs«, sogar liberale Denker, Kavelin, statteten ihn mit einem »wunderbaren Staatssinn« aus; die unverfälschte Geschichte kennt jedoch nur Slawen, die ihre eigenen, erfolgreichen Heerführer töteten, um sich nur ihre Freiheit nicht durch sie gefährden zu lassen: man vergleiche dagegen das Ansehen erfolgreicher Heerkönige bei den Germanen. So lebten denn die ostslawischen Stämme, in Grenzfehden untereinander, in leichter Abhängigkeit von Chazaren, sonst in vollster Freiheit, unter verschiedenen Namen, am Dniepr um das einstige Fährdorf Kiev die Polen, Polanen, d. i. Feldleute, am Sož die Radimičen und an der Oka die Viatičen, d. h. Söhne des Radim und Viatko = Wenzel, die spezielleren Vorfahren der Grofsrussen; um Grofsnowgorod die »Slovenen«. Um diese und andere herum, im Osten und Norden, safsen ebenso frei und lose finnische Stämme.

Nordleute, auch Varäger genannt, von der schwedischen Küste und dem bottnischen Meerbusen her, unterwarfen sich diese finnischen und slawischen Stämme; es waren »Ruriks« Nachkommen, die von Grofsnowgorod bis über Kiev an die Steppe, vom San und Bug bis an die Oka herrschten. Das Faktum der Unterwerfung kleidete die Sage in eine freiwillige Berufung dieser »Varäger«, Normannen, um, was an sich bedeutungslos wäre, hätten dies nicht die Slavophilen, ja nicht nur diese, im XIX. Jahrhundert mifsbraucht, um darauf ihr Dogma von der Eigenart des russischen Staatswesens zu pfropfen: während in Europa Volk und Regierung, d. i. Unterworfene (Provinzialen z. B.) und Eroberer (d. i. Franken oder Gothen), um Konstitutionen schachern und hadern mufsten, lieferte in Rufsland das Volk vertrauensvoll alle Macht in die Hände der Regierung aus, die für den Gebrauch dieser Macht allein, vor sich selbst, verantwortlich ist. Eines der vielen russischen Märchen, die jede Einsicht in

unerquickliche, ja unerträgliche Verhältnisse unmöglich machen sollen.

Wie diese Nordleute die finnischen und slawischen Stämme staatlich einten, so gaben sie ihnen auch zum ersten Male einen gemeinsamen Namen, Ruś, der aus der finnischen Bezeichnung der Schweden entlehnt ist. Für die weitere Ausdehnung des Gebietes und Namens sorgte der — Himmel, der diesen Ostslawen die denkbar günstigste Lage gewährt hatte. Andere Slawen trafen in ihrer Verbreitung ans Meer, grofse Gebirge, grimme Gegner; den Ostslawen allein waren energielose Finnen vorgelagert, die dem geringsten Vordringen der Slawen auswichen; so gelang den Grofsrussen ohne eigentliche Kämpfe die Besetzung der endlosen Waldflächen bis an das Eismeer und den Ural, und als sie im XVI. Jahrhundert diesen niedrigen Bergrücken überstiegen, öffnete sich ihnen ganz Sibirien wiederum ebenso, d. h. fast ohne Schwertstreich. Die fremde Eroberung und die günstige geographische Lage, kein rätselhafter Staatssinn, kein eigenes Verdienst schufen somit die Bedingungen für Rufslands Werden und Gröfse.

Dreimal fand eine Verschiebung des Mittelpunktes russischer Macht statt. Der heutige, Petersburg, ist erst zwei Jahrhunderte alt und befindet sich mitten auf altem finnischem Grunde. Aber auch der vorausgegangene, Moskau, lag an der äufsersten Peripherie slawischen Bodens, war eine junge Niederlassung der Viatičen; nur der erste, Kiev im Süden, neben dem im Norden Grofsnowgorod sich frühzeitig Autonomie sicherte, war uraltes slawisches Zentrum. Nur Kiev ist daher die »Mutter« der russischen Städte; nur an Kiev und seinen Grofsfürstenstuhl ist die altrussische Geschichte, Kultur und Litteratur geknüpft; der russische Norden und Osten nimmt daran nur passiven Anteil; nur im Süden, d. h. bei den heutigen Kleinrussen, ist alles altrussische Wesen geschaffen; das Moskauische Rufsland hat blofs das Verdienst, das im XI.—XIII. Jahrhundert im Süden geschaffene aufbewahrt zu haben; der eigene Beitrag ist fast minimal zu nennen; sogar Grofsnowgorods Anteil, an der Litteratur wenigstens, ist ein sehr bescheidener gewesen. Moskau, später Petersburg, sind somit nur die Erben des Kiever Vermächtnisses.

Nach der Staatsbildung durch Ausländer, kam in Kiev die Kirche abermals durch Ausländer auf; mit der Hand der

griechischen Kaisertochter empfing Fürst Volodimir die Taufe und geriet mit seinem Volke in einen Bannkreis, aus dem der Ausweg erst nach einem halben Jahrtausend, wiederum an der Hand einer griechischen Kaisertochter, gefunden werden sollte. Die Einführung griechischer Kirche und slawischer Liturgie war das verhängnisvollste Moment in der Entwicklung Rufslands, das für ein Linsengericht europäische Erstgeburt preisgab.

Einer der genialsten Züge, die je auf dem Schachbrett der Weltgeschichte geführt worden sind, war die Erfindung der slawischen Liturgie durch die beiden Griechenbrüder aus Saloniki, Konstantin oder Cyrill, und Method. Nicht aus Liebe oder Interesse für die Slawen, die sie ja als echte Griechen nur wie Hunde verachten konnten, sondern aus Hafs gegen Rom allein hatten die Brüder den Dialekt, den sie von ihrer nächsten Umgebung, von Saloniki her, kannten, zu einer Sprache der Liturgie, Kirche und besonderen Schrift gemacht, — ein in Europa unerhörter Vorgang, ein wahres Danaergeschenk für die damit Bedachten. Wonach heute die Slawen vergebens ringen, nach einer panslawischen Sprache, die übrigens ganz unnötig ist, gibt es doch keine pangermanische, noch eine panromanische, das brachten die Brüder im IX. Jahrhundert zustande; sie oktroyierten einfach ihren mazedonischen Dialekt den westlichen Slawen, zunächst in Mähren, mit der offenkundigen Absicht, ihn nach und nach allen übrigen Slawen in einer und derselben Form aufzudrängen; deshalb machten sie keinerlei Konzessionen an den besonderen Sprachgebrauch in Mähren, und um das Mafs ihrer Willkür, ihres byt' po siemu, vollzurütteln, hatten sie für ihre Sprache auch eine ganz besondere, sehr verzwickte Schrift erfunden. Durch den Köder dieser einheimischen Schrift- und Kirchensprache sollten die Slawen für immer von jeder Berührung mit Rom, das ja sogar auf der Balkanhalbinsel bei den Bulgaren eben damals Byzanz den Rang abzulaufen versuchte, ferngehalten werden.

Der geniale Plan ist, dank der slawischen Naivität und Eitelkeit, zum grofsen Teil gelungen. Die Mährer allerdings, nach einigem Zögern, komplimentierten den Wechselbalg aus ihrem Lande heraus; desto eifriger nahmen sich seiner die Südslawen, zumal die Bulgaren an, lag er ja ihnen schon in rein sprachlicher Hinsicht näher, der mazedonische Dialekt stand ja

am nächsten zum bulgarischen, — nur entfernten sie schliefslich den Hokuspokus der besonderen, häfslichen und schwierigen Schrift zugunsten eines rein griechischen Alphabets, das nur um etliche Zeichen für slawische Laute vermehrt wurde. So kamen Slawen, was weder Kelten noch Germanen besafsen oder kannten, zu einer slawischen Kirchen- und Schriftsprache und schufen sich schon in wenigen Dezennien einen stattlichen Grundstock von Werken, wenn auch meist nur Übersetzungen aus griechischen, patristischen, enzyklopädischen und chronistischen. Leider störten ungünstige äufsere Verhältnisse bald jede weitere Entwicklung dieser altslawischen, d. i. altbulgarischen Litteratur.

Bulgarei und Bulgaren waren den Russen schon vor 988 wohl bekannt; trotzdem sie jetzt durch Griechen getauft wurden und aus Griechenland noch durch fünfthalb Jahrhunderte ihre höhere Hierarchie meist bezogen, konnte ihnen als Slawen die slawische Liturgie der Bulgaren natürlich nicht vorenthalten bleiben. So bekamen sie mit einem Male eine fertige Litteratur und eine Schriftsprache, im bulgarisch-mazedonischen Dialekte, an dem sie zum Teil noch heute, in Orthographie, Phonetik und Lexikon, festhalten. Der russische Volodimir wurde jetzt zu einem bulgarischen Vladimir, die russische nuža zu einer nužda, budučy zu einem buduščy usw.; aufserordentlich bedeutend wurde der Einschlag dieser Bulgarismen im Wortschatze; die russische Orthographie, richtiger Kakographie, krankt noch heute unheilbar an einem System, das zum Teil bereits im IX. Jahrhundert für Mazedonien selbst veraltet war. So überholten die Russen mit einem Male ihre Nachbarn, Polen, Böhmen, Ungarn, erfreuten sich einer Schriftsprache, die ihnen im grofsen und ganzen doch verständlich war, einer Litteratur, die ihren geistigen Horizont auf einen Schlag erweiterte; Fürst Vladimir liefs die Jugend in der Schrift unterweisen, mochten auch die Mütter die hierzu fortgenommenen Kleinen wie Tote beweinen. Das XI. Jahrhundert bezeichnete dann eine Glanzzeit altrussischen Lebens; es erstanden zahllose Kirchen und Klöster; Kiev erstrahlte in einem schier märchenhaften Glanze, wenigstens in den Überlieferungen der Fremde; Vladimirs Sohn, Jaroslav, mit dem christlichen Namen Jurij, daher Jurjev-Dorpat, das er gründete, verheiratete seine Töchter an die Könige von Frankreich, Ungarn, Norwegen und den polnischen Fürsten; noch Kaiser Heinrich IV. heiratete eine

russische Prinzessin. Der Osten und Westen schienen auf einen direkten Austausch angewiesen zu sein, ja noch später fanden russische Baukünstler oder wenigstens Kirchenmaler ihren Weg bis nach Breslau. Von Jaroslav selbst berichtet der Chronist, wie er sich auf Bücher verlegte, Tag und Nacht häufig in ihnen lesend, wie er viele Schreiber zusammenbrachte und sie aus dem Griechischen ins Slawische übersetzen liefs; noch heute besitzen wir Handschriften des XI. Jahrhunderts, die für Grofsfürsten oder angesehene Männer hergestellt wurden. Aber dem glänzenden Anfange entsprach nicht die weitere Entwicklung.

Zwischen Rufsland und Europa hatte die Natur keine geographischen Grenzscheiden errichtet, sogar ethnographisch würde es nicht immer leicht fallen, z. B. Polen und Russen, auseinanderzuhalten. Eine unüberwindliche, undurchdringliche chinesische Mauer baute dafür, langsam aber desto sicherer, das Glaubensbekenntnis auf. In die Mitte desselben XI. Jahrhunderts fiel ja die seit Jahrhunderten angebahnte, durch Photius und die Brüder von Saloniki geförderte, durch den Cäsaropapen Kerularios endgültig durchgesetzte Kirchenspaltung. Seitdem verfluchten sich jährlich Rom und Byzanz, und die Kosten des Streites haben die Slawen, die er gar nichts anging, zu bezahlen gehabt. Der Slawe war in Glaubenssachen stets äufserst tolerant, daher die Leichtigkeit, mit der er das Christentum annahm — natürlich aufser, wo es, wie an der Elbe und Oder, Deckmantel für die politische Unterdrückung war —; den Fanatismus, den Hafs und die Verachtung der »Heiden«, d. i. der Lateiner, haben erst die Griechen den Russen eingepfropft. Eifersüchtig wahrten sie ihre neuen Schäfchen vor der Ansteckung durch römische Häresie, und die naiven Russen überboten bald ihre Lehrmeister, warfen den Römern vor, dafs sie die Materie als ihre Mutter verehrten, indem sie materies mit russisch mater = Mutter verwechselten; dafs ein Pseudopetrus als Papst den alten heiligen Glauben in Rom vernichtet hätte u. dgl. m. So begann bei den Russen die Abkehr von allem Lateinischen und Europäischen.

Aber auch daheim verschlechterten sich die Bedingungen eines Kulturlebens. Wäre, wie bei Kelten, Germanen, Böhmen, eine völlig fremde Sprache, also bei Russen das Griechische, zur Kirchen- und Liturgiesprache geworden, so hätte es auch not-

wendig Schulen geben müssen, die fremde Sprache zu erlernen, und der grammatische Unterricht war nicht nur im Mittelalter Anfang jeden Unterrichts und Wissens. Die slawische liturgische Sprache dagegen erforderte keinerlei Unterricht; es genügte, dafs der Popensohn bei seinem Vater das Lesen erlernte, damit er dann geweiht wurde. Daher gab es im alten Rufsland keine Schule, keinen Unterricht, aufser im notdürftigsten Lesen, selten auch im Schreiben; daher bestand das ganze Wissen in einer gewissen Belesenheit in der heiligen Schrift, zumal im Psalter, wozu ausnahmsweise einige Belesenheit in der patristischen Litteratur hinzukam; die Kenntnis des Griechischen selbst wurde ganz aufserordentlich selten.

Diese Kenntnis beschränkte sich zudem ausschliefslich auf die christliche Litteratur; wenn die Namen eines Homer oder Demosthenes genannt werden, so kennt man sie nur aus späten und dürftigen Florilegien; auch in der christlichen Litteratur war der Kreis nicht allzusehr ausgebreitet; eine blofse Auswahl von Predigten u. dgl. ersetzte z. B. den Chrysostomus. Das einmal in Bulgarien gewonnene Material ist auf russischem Boden nicht mehr recht bereichert worden. Zudem teilten den Russen die Griechen ihr starres Festhalten am Buchstaben, die Unduldsamkeit, Einseitigkeit einer verknöchert-asketischen Weltanschauung mit, der jegliches weltliche Treiben ein Greuel war, und damit ergab sich langsam eine Spaltung zwischen dem jugendfrischen, kräftig pulsierenden Leben des Naturvolkes und seiner verdüsterten und vergrämten Litteratur der weltflüchtigen, Kasteiungen und Entbehrungen predigenden Mönche; die schroffe Spaltung zwischen Leben und Lehre, die eine unnatürliche aber notwendige Scheinheiligkeit, Heuchelei, Falschheit nach sich zog.

Im XI., ja noch im XII. Jahrhundert waren die Ansätze dieser völligen Entfremdung zwischen Rufsland und Europa, zwischen Volksleben und Litteratur noch wenig einschneidend. Das Volk lebte sein Heldenzeitalter aus; die normannischen Fürsten und ihr Gefolge waren längst slawisch geworden, mochten sie noch zuerst ihrem nordischen Thor weiter gehuldigt, ihre nordischen Namen weiter geführt haben, z. B. Olga, d. i. Helga, Oleg, d. i. Helgi, Igor, d. i. Ingvar usw. Der Grofsfürst und seine Paladine von der Tafelrunde setzten ihr Leben für die Abwehr der wilden Steppenvölker an der Grenze begeistert ein,

für die Witwen und Waisen daheim, für die heiligen Kirchen; die einfache Lebensweise kannte keine scharfen ständischen, sozialen Schranken, und ein ferner Nachhall homerischer Gesänge mutet uns in den Sagenliedern, in den »Bylinen« an, die sich noch heute in den entlegensten Gegenden, im Olonecer Gouvernement am Onegasee, im Archangelskischen, ja in Sibirien, wenn auch nicht unverändert, erhalten haben. Epische Fülle, Breite, Wiederholungen sind ihnen eigen; die Stoffe sind bei weiten nicht nur den Grenzkämpfen entnommen, sondern auch den verschiedensten novellistischen Motiven: Kampf zwischen Vater und Sohn; die kluge Frau hilft in Männerkleidung ihrem Manne; Ehebruch und Strafe des Verführers; Trennung der Gatten, Erkennungsszene usw.; die Haupthelden sind der Geschichte selbst unbekannt. Nicht der freigebige, gutmütige, etwas willenlose Vladimir und seine bösere, launische Hälfte stehen im Mittelpunkte; diesen nimmt ein der volkstümlichste Held, der Ilja von Murom, auch der deutschen Heldensage bekannt, der Bauernsohn, der verkannt und zurückgesetzt, im Augenblicke der höchsten Gefahr seine übermenschlichen Kräfte — Maſs halten diese Lieder nicht mehr — nicht um des Fürsten und der Fürstin willen, die ihm gleichgültig sind, weil er nie loyal ist, sondern für das Land und seine Ärmsten einsetzt, den Gegner zu Paaren treibt und als Lohn dafür drei Jahre lang in den zarischen »Kabaken« im grünen (Brannt)wein sich bezecht. Dieser altruistische und demokratische Gesell verkörpert die russischen Ideale, die, griechischen und germanischen durchaus entgegenstehend, uns unendlich sympathischer, menschlicher sind. Die anderen Helden, der Goldgürtel Dobrynia, ein Ritter Möhringer etwa; der Don Juan Čurilo; der Ivanuschka mit dem Wunderpferd, das ebenso unansehnlich ist wie die meisten Helden usw., sind weniger bedeutsam. Allerdings bleibt es etwas miſslich, von diesen Liedern, die bei ihrer Wanderung vom Süden (Kiev) nach Norden die vielen Jahrhunderte hindurch erheblicher lädiert worden sind, unter dem XI. und XII. Jahrhunderte zu reden, aber entschieden wurzeln sie in dieser Zeit und ihren Verhältnissen; ihre ältesten Aufzeichnungen, die nur bis in das XVII. Jahrhundert zurückgehen, sind einfacher, maſsvoller, ballen verschiedene Motive weniger zusammen. Den Slawen als solchen sind derlei Rhapsodien unbekannt gewesen, bei Westslawen z. B. sind sie niemals

angetroffen worden; hier ist doch vielleicht fremder Einfluſs mit im Spiele gewesen; sind doch schon die Steppenvölker des Sanges ihrer Vorfahren voll; auch den nordischen Fürsten begleitete der Skalde. Es gibt auch spezielle Nowgoroder Lieder.

In das XII. Jahrhundert fallen die interessantesten Denkmäler der Kiever Litteratur, denen die spätere Moskauer nichts an die Seite zu stellen hat, obwohl sie sie nachahmt oder aufnimmt. In den Anfang des Jahrhunderts gehört die endgültige Redaktion der Kiever Chronik. Sie ist im Kloster entstanden, geht in streng asketischer Betrachtung des Weltenlaufes auf, gefällt sich in weitschichtigen Glaubensunterweisungen, flicht Gebete und Moralpredigten mit Vorliebe ein, aber die natürliche, frische, plastische Erzählung, das epische Verweilen beim Umständlichen, der gleiche demokratische Zug, wie in den Bylinen, die Wahrheitsliebe, die Fülle und Genauigkeit der Überlieferung läſst jedes Volk die Russen um ihre Chronik beneiden. Die Südslawen haben überhaupt nichts Ähnliches zu verzeichnen, aber auch die Chroniken der Nachbarländer bleiben weit zurück, trotz ihrer besseren Komposition, ihres künstlicheren Stiles und der gröſseren Gelehrsamkeit ihrer Verfasser. Und besonders fällt auf die genaue Vorstellung von dem Zusammenhang und der Verzweigung der gesamten Slawenwelt, die man nur in Kiev, sonst nirgends hatte. Diese Chronik des sogenannten Nestor liegt allen späteren russischen chronikalischen Fortsetzungen und Kompilationen zugrunde; unter ihnen ragt ein Werk des XIII. Jahrhunderts, eine westrussische, halizisch-wolynische Chronik, durch die epische Fülle und Sattheit ihrer Berichte hervor. Eine kleine Probe aus ihr genüge: »Als Fürst Monomach vom Don mit seinem goldenen Helme trank, floh der eine der Polovzerfürsten gegen den Kaukasus; nach Monomachs Tode schickte nun der andere seinen Sänger zu ihm, er solle jetzt zurückkehren in unser Land, sage ihm meine Worte, singe ihm die Gesänge der Polovzer, und wird er auch dann nicht wollen, laſs ihn am Steppenkraut Jevschan riechen. Als nun der Chan nicht zurückkehren wollte, noch auf die Gesänge hinhörte, reichte ihm der Sänger den Jevschan; es roch daran der Chan, brach in Tränen aus und rief: ‚Besser tut es, auf eigenem Boden seine Knochen einzubüſsen, als berühmt zu sein auf fremdem,‘ und kehrte zurück« (Thema einer bekannten Ballade von Majkov).

Wie Auflösung eines herrlichen epischen Sanges mutet an ihre Beschreibung eines Zuges des Fürsten Danilo gegen die heidnischen Ostpreufsen u. dgl. m. Gegen diese anschauliche Fülle heben sich die nordischen Chroniken (die Nowgoroder nicht ausgeschlossen) durch ihre Trockenheit und Starrheit sehr unvorteilhaft ab; die Moskauer haben schon ganz offizielle Färbung, d. h. sie gehen jeder unangenehmen Wahrheit vorsichtig aus dem Wege.

Um 1110 beschrieb auch der Abt Daniel seine Pilgerfahrt zum heiligen Grabe und eröffnete damit eine reiche Litteraturgattung, die bis in das XVIII. Jahrhundert fortlebte, eine Fülle eigener und griechischer Berichte bot und durch die Menge von Abschriften — einige Texte sind in Hunderten von Kopien vorhanden — das aufserordentliche Interesse Altrufslands an dieser Litteratur bewies. Der älteste dieser »Palmenträger« ist mit der interessanteste; die Naivität des Südrussen, die treue Anhänglichkeit an sein Land nimmt sehr für ihn ein; eigentliche Reiseschilderung liegt ihm ja fern; der Fromme meldet den Frommen daheim alle die Wunder, die er sich von seinen Führern auftischen liefs; er erzählt, was alles zu sehen ist, als ob der Herr mit seinen Jüngern noch auf Erden weilte; kaum, dafs ihm ein Seufzer über die räuberischen Hagarsöhne entfährt. Bei den späteren Erzählern mehren sich nur die Wunder; die unglaublichsten Reliquien werden aufgezählt, die Planken von der Arche Noah, die von Christus gepflanzten Palmen usw.; noch spätere erzählen von dem Golde, das von den Bergen Arabiens herabfliefst, vom Jordan, dessen Wasser auf- und abwärtsgeht, von der Stadt Ägypten, gemeint ist Al-kair, mit seinen 14000 zarischen Kabaken, 14000 Strafsen zu 10000 Höfen; in Jerusalem wird ihnen der Nabel der Erde oder der Eingang zur Vorhölle, in Konstantinopel das in der Luft hängende Kreuz gezeigt; absichtlich verschweigen sie »lateinische« Reliquien.

An das Ende des XII. Jahrhunderts gehört noch der Bericht vom Zuge des Igor gegen die Polovzer 1185. Unbedeutend war an sich das Faktum, obwohl nicht ohne romantischen Beigeschmack: ehrgeizige, junge Fürsten wagen eine Unternehmung gegen die Steppenräuber, erringen Vorteile, werden von der Übermacht umzingelt und niedergehauen, einer von ihnen, Fürst Igor, gefangen genommen, der glücklich zu den Seinigen flieht.

Der Bericht ist etwas sprunghaft, hebt nur die Hauptmomente hervor, in denen lyrisches Fühlen zum Ausdruck kommt, den Unheil kündenden »trüben« Traum des Grofsfürsten; den Klagegesang von Igors Frau, der vom Pfahlwerk von Putivl vom Winde über die Steppe getragen wird: als Kuckuck wird sie den Don abwärts fliegen, den Biberärmel im Flufs Kajala netzen, um dem Fürsten die blutenden Wunden abzuwaschen: sie fleht den Wind an, der ihre Freude auf der Steppe auseinandergeweht hat, den Dniepr, dafs er ihr den Mann wieder zuschaukele, die Sonne, die in der Dürre mit ihrer Glut die Trauten versengt. Von den wehmutsvollen Klagen über die Zerwürfnisse der Teilfürsten, — wie mufs Rufsland aufstöhnen, wenn es der ersten Zeiten und Fürsten gedenkt, sticht dann der frohe Ton am Schlusse doppelt ab: schwer ist dem Kopf ohne Schultern, schlecht dem Körper ohne Haupt, dem Russenlande ohne Igor, aber jetzt sind froh die Gegenden, es frohlocken die Burgen, Lieder singend zuerst den alten Fürsten, dann den jungen. Dieses in stellenweise rhythmischer Prosa verfafste »Igorlied« weicht durch Ton und Inhalt von der sonstigen asketischen Litteratur erheblich ab; durch seine Vereinzelung sowohl wie durch die schlechte Überlieferung bietet es dem Verständnis Schwierigkeiten, die vergröfsert werden durch den gesuchten, erkünstelten Ausdruck, durch Anspielungen auf entlegenere Ereignisse, Einflechtung dunkler, mythisch-epischer Namen. Nordrufsland hat auch dieses südrussische Kiever Produkt, dessen Verfasser der Gefolgschaft der Fürsten angehört und an diese sich wendet, später rein äufserlich, ohne Verständnis nachgeahmt. Dafür hat es das Verdienst, uns dieses eigenartige, vielleicht an Wendungen der gleichzeitigen Volksepik anklingende Werkchen in einem späten Sammelbande erhalten zu haben, der bei dem Moskauer Brande zugrunde ging; die Zeitgenossen mutete der Bericht bei der ersten Veröffentlichung (1800) wie der Ossianische Gesang eines slawischen Barden an. Das Verdienst der nordrussischen »Litteratur« bestand eben hauptsächlich darin, die Produkte der reicheren, bunteren Kiever Zeit uns erhalten zu haben; für den Süden selbst brach nämlich eine Zeit der Schrecknisse, der Wirren und Spaltungen, der endgültigen Schwächung an.

Bis in das XIII. Jahrhundert verfliefst altrussisches Leben in einem ungeteilten Strome; es ist im Süden konzentriert, ent-

sendet nur schwache Ausläufer nach dem Norden und Osten. Aber in den fortwährenden Fehden der Teilfürsten sinkt die Bedeutung der alten Zentrale, Kievs; von Hand zu Hand übergehend wird es schliefslich gar nicht mehr begehrt und es entsteht eine neue Gruppierung der russischen Gebiete, gefördert durch äufsere Einflüsse. Die furchtbaren Tatareneinfälle, die Eroberung und Zerstörung Kievs von 1240 entvölkern Stadt und Land; die Kirche trägt am spätesten Rechnung den veränderten Verhältnissen, und doch siedelt 1299 der Kiever Metropolit nach dem Norden, nach Vladimir über. So wird der Süden preisgegeben; aber auch im Nordwesten wagen sich die armseligen Bastschuhleute, die Litauer, aus ihren Wäldern und Sümpfen hervor und gründen auf Kosten der westrussischen Teilfürsten ein eigenes Reich, in dem allerdings das litauische Element gegenüber dem russischen kulturell und quantitativ ganz zurücktritt; sie geraten in Kämpfe mit den Polen um das Erbe der ausgestorbenen halizisch-wolynischen Teilfürsten, bis 1386 eine Personalunion zwischen Litauen und Polen geschlossen wird. So trennt sich dieses litauisch-polnische Rufsland politisch vollständig von dem Osten und erstrebt bald auch seine kirchliche Unabhängigkeit, die Errichtung einer neuen Kiever Metropole.

Diesem kleineren westrussischen, an Polen und Litauen fallenden Gebiete gegenüber erfolgt die Sammlung der ostrussischen Teilfürstentümer um ein neues Zentrum. Sie waren zum Teil auf unslawischem, finnischem Boden, der Muromer, Mordwinen usw., im XI. Jahrhundert begründet und im XIII. ausgedehnt worden; der Boden hatte keine historische Tradition, die Macht der neuen Fürsten war uneingeschränkter. Das bedeutendste dieser Fürstentümer war Wladimir-Suzdal, dessen Mittelpunkt nach Moskau verlegt wurde, und endgültig gewannen die Moskauer Fürsten den Fürsten von Rjazań, Tver usw. den Vorrang ab, als der einstige Kiever Metropolit seinen Sitz nach Moskau verlegte, 1328. Hatte die griechische Kirche mit ihrem Cäsaropapismus schon den Rücken der russischen Fürstenmacht gesteift, so gewann die Kirche jetzt durch die Tatareneinfälle eine aufserordentliche Bedeutung. Das staatliche und weltliche Leben im Süden war ganz zerstört, die russischen Fürsten zur Anerkennung der Horde und zur Tributzahlung verpflichtet; nur die russische Kirche ging durch die Toleranz der

Tataren frei aus, steigerte ihre Reichtümer, festigte ihren Einflufs und warf ihn zuletzt ganz in die Wagschale Moskaus. So wurde Moskau schon im XIV. Jahrhundert zum führenden Staate im Osten, zum politischen und geistigen Erben von Kiev.

Eine Reihe zäher und verschlagener Fürsten, die uns ganz wie Orientalen anmuten, rücksichtslos egoistisch, schlau und mifstrauisch, rachgierig und versteckt, hart und grausam, hatten den Grund zu Moskaus Gröfse gelegt; feige krochen sie vor der Horde, — leckten sie doch in sklavischer Untertänigkeit die Milchtropfen vom Boden und von der Mähne des Pferdes ab, die der Bevöllmächtigte des Tatarenchans vom Willkommbecher absichtlich abfallen liefs; so sicherten sich die Moskauer den Rücken, bekamen freie Hand gegen ihre Brüder und nutzten dies mit rücksichtsloser Energie, durch Ränke und Bestechungen, durch Denunziationen in der Horde aus. Hatte die Kirche den Gedanken der Einheitlichkeit nie fallen lassen, beanspruchte der Metropolit in Moskau auch über die südwestlichen Eparchien die Führung, so nahmen auch die Moskauer Grofsfürsten diese Tendenz der Kirche auf, als Nachkommen und Erbfolger der Kiever Fürsten zu gelten und die Losung zur »Sammlung der russischen Erde« auszugeben. Die aufreibenden Kämpfe in den tatarischen Horden selbst erleichterten ihnen ihre Arbeit, und zu Ende dieser Periode, um 1480, war es bereits offenkundig, dafs gegen die Moskauer Vormacht weder Tataren noch Litauerpolen aufkommen können; die östlichen Teilfürstentümer waren bereits alle aufgesogen, ihre Fürsten Dienstmannen Moskaus geworden, die beiden Handelsrepubliken Grofsnowgorod (Naugarten der deutschen Sage), und Pleskau-Pskow, zur Anerkennung seiner Oberhoheit gezwungen. Litauen konnte keinerlei Ansprüche mehr behaupten, verlor bald eigenes Terrain; der altrussischen Freiheit und Ungezwungenheit war längst das Grab bereitet; eine neue Ära brach heran, harter Willkür und Tyrannei, geistiger Einseitigkeit und Unduldsamkeit, des Hasses und der Furcht vor der Neuheit, vor jedem Gedanken, des byzantinischen Erstarrens in ausgetretenen Bahnen. Jetzt erst reifte Cyrills und Methods Drachensaat.

Die Katastrophen des XIII. Jahrhunderts hatten den asketischen Sinn, der Altrufsland ganz abging, neu geweckt; der Zusammenhang mit Griechenland, das sich selbst bald (nach den Lateinern) der Osmanen nicht mehr erwehren konnte, war unter-

brochen; Rufsland war auf die eigenen geistigen Kräfte angewiesen; deren dürftige Ausgestaltung verkümmerte nur noch mehr; sie nährten sich bald fast ausschliefslich aus der traditionellen, religiösen Litteratur. Diese bestand aus meist schlechten, weil wörtlichen, sklavisch genauen Übersetzungen der Heiligen Schrift, deren Komplex erst übrigens 1499 hergestellt war, und ausgewählter Werke der Kirchenväter; aus einigen kanonischen und historischen Kompilationen, aus einigen polemischen Traktaten gegen Lateiner und Juden, zum Teil eigenen Fabrikates. Die Geschichte war ebenfalls nur eine »fromme«, denn sie bestand aus der biblischen mit ihrer byzantischen Fortsetzung, in die einzelne Episoden anekdotischen oder eher novellistischen Beigeschmackes von der grusinischen Königin Tamara und dergl. eingeschoben waren. Belletristik beschränkte sich auf die Geschichte von Alexander dem Gr., von den Kämpfen um Troja, von Barlaam und Josaphat (Buddhalegende), vom weisen Akir (Sentenzen), Fabeln (des »Physiolog«, einer Naturkunde), und der orientalischen Fabelsammlung vom Ichnilat); den Mangel an Belletristik ersetzte die apokryphe Litteratur, die fast mehr als die kanonische Herz und Sinn gefangen nahm.

Aus den alt- und neutestamentlichen Apokryphen erfuhr der Russe von dem Anteil Satans an der Weltschöpfung, von seinem Rivalisieren mit Gott; die Zahl der gefallenen Engel sollten Menschen ersetzen, daher die Wut und der Neid Satans, daher entlockt Satanail Adam die Verschreibung seines Geschlechtes; das Paradies ist nicht verschwunden, es weilen darin die erdentrückten Enoch und Elias und der Schächer am Kreuze, der Nowgoroder Mojslav mit seinen Gefährten ist einmal ganz nahe herangekommen. Dem Baue der Arche Noah widersetzte sich Satan nach Kräften; damals verlockte er Noah zur Trunkenheit; verfeindeten sich Katze und Maus. Das dichteste Märchengestrüpp umgab jedoch Salomon: schon als Kind offenbart er seine Weisheit und wird vergebens von der bösen Stiefmutter, deren Treiben er entlarvt, verfolgt; es mehren sich seine Urteilssprüche. Das Interessanteste erzählt man jedoch vom Tempelbau mit Hilfe des Kitovras (Centaur), wie ihm Kitovras die Frau entführte, wie schon unter dem Galgen stehend, Salomon sich dafür rächte; dann von ihm und der Sybille von Saba.

Ungleich Zahlreicheres und Wichtigeres erzählte man vom

Heiland und Maria: wie Maria ihrer Mutter verkündet wurde, wie sie im Tempel diente, wie ihr der Bräutigam durch das Wunder mit dem Stab gefunden wurde, wie ihre Jungfräulichkeit alle Proben (des Sühnwassers usw.) bestand; wie die Geburt des Heilandes Wunder in Persien ankündigten. Von Christus fesselten besonders die Kindheitserzählungen mit den zahllosen Wundern, zumal auf der Flucht nach Ägypten, dann in Nazareth; wie er unter die Priester gewählt wurde, mit König Abgar von Edessa korrespondierte, mit Prov Brüderschaft einging, wie er pflügte. Was die kanonischen Evangelien ausführlich erzählen, bleibt unangetastet, nur in die Lücken greift die Phantasie ein, also wird von der Höllenfahrt, von der Fesselung des Satans, von der Herausführung der Väter desto genauer berichtet; Ödipus — Judas, der seinen Vater ermordet und mit der Mutter in Blutschande lebt, sowie der deutsche Pilatus, — waren doch die beiden Suzdaler Popen auf ihrer Florentiner Reise 1439 in seinem Geburtsstädtchen bei Bamberg — ergänzen die Passionsberichte mit neuen Einzelheiten. Dann wendet sich das Interesse wieder der Jungfrau zu, ihrem weiteren Leben in Jerusalem, ihrem Uspienie (Dormitio), zu dem ihr Sohn herabkommt und alle Apostel bis auf den Zweifler und Säumer versammelt sind; wie die Juden für die Störung des Grabeszuges gestraft werden.

Weniger dicht war das Legendengewebe um die Apostel, um ihre Kämpfe untereinander und mit Simon dem Magier, um ihre wundervollen Reisen, Trennungen, Wiederfinden (ganz im Stile des altgriechischen Romans). Mit den Apostelapokryphen, die zum Teil Kirchenrechtliches betrafen, rivalisierten Heiligenlegenden, zumal von dem wirksamsten Schutzpatron zu Wasser und zu Lande, Nikola, — wenn Gott stirbt, wird er Gott; von dem Drachenkämpfer Georg, Rufslands Wappenheiligen, den namentlich die nördlichen Fürsten, Moskaus Gründer, verehrten; von Andreas, dem Slawenapostel, der, bis Nowgorod gekommen, sich über die Einrichtung der russischen bani (baigne, Bad) bafs verwunderte. Den Reigen schlossen eschatologische Apokryphen, über die Erscheinung des Antichrist mit dem Ofen, seinen Sieg und Fall; die Wanderungen der Jungfrau oder des Apostels Paulus durch die Hölle, ihre Visionen der zukünftigen Qualen, Marias Fürsprache. Besonders beliebt waren daneben »Gespräche der heiligen Kirchenväter«, zumal Basilius, Gregorius und Chry-

sostomus, die rein zu frommem Rätselspiel ausarten: welches Gewerbe ist das erste auf Erden (Schneiderei, siehe Adam und Eva); welche Mutter säugt ihre eigenen Kinder? (Meer die Flüsse); wann starb der vierte Teil der Welt aus? (als Kain den Abel erschlug); wann freute sich die ganze Welt? (als Noah aus der Arche trat); welche Tiere fehlten in der Arche? (Fische); wer war vor Adam bärtig geboren? (der Bock) usw. Es waren dies nicht etwa Erzeugnisse der russischen Phantasie, alle diese Schriften, die gerade darüber Auskunft gaben, was den frommen Leser am meisten reizte; es waren dies samt und sonders Übersetzungen aus dem Griechischen, sie ersetzen zum Teil verlorene griechische Originale, wie das Henochbuch, zum größten Teile noch bei den Südslawen gemacht, in Rußland nur vervielfältigt. Die Vertreter der Kirche selbst wußten oft nicht recht die Grenze zwischen den echten und den »Lügenbüchern« zu bezeichnen, und erst als der Inhalt der Apokryphen längst in das Gedächtnis des Volkes gedrungen war, eiferten sie gegen die Lügen, die sie dem bogomilischen Bulgarenpopen Jeremias (Bogomilen waren die Väter der Waldenser) fälschlicherweise in die Schuhe schoben, da sie doch griechische Produkte sind. Mit der steigenden Askese im russischen Leben verdrängten jetzt die stichi, die geistlichen Lieder, welche Bettler und Pilger sangen, langsam die nationalen, epischen Bylinen, obwohl sie manches von deren Ton und Ausdruck herübernahmen. Die stichi werden noch heute gesungen, so der vom schönen Joseph, von dem Tauben- statt Tiefen-Buch, d. i. jenes Rätselgespräch der drei Heiligen u. a.

Diese eben angeführte Litteratur, zu der noch Florilegien, Sentenzensammlungen, unter Titeln wie »goldene Quelle«, »Kette« u. dgl. hinzutraten, machte das ganze russische Wissen aus. Eine astronomische, mathematische, geographische, eine Arzneikunde gab es auch nicht in ihren dürftigsten Anfängen; die flache Erde ruhte dem Russen auf vier Walen; die Himmelsmaschinerie wurde von den Engeln aufgezogen; Stürme wirkte Gott; man kannte die vier Paradiesflüsse, statt Europa und Europäer nur den Terminus Franke; der Pole floß mit dem »Litauer« als Heide zusammen. Die Physiologie war ebensowenig kompliziert: den Adam setzte Gott aus acht Teilen zusammen, aus Stein die Knochen, aus Erde den Körper, von der

Sonne die Augen usw.; in den fertigen Körper, als der Hund nicht aufpaſste, steckte der Teufel die 70 Krankheiten herein; zwölf Zitterinnen, Fieber, suchen ihn fleiſsig heim. Arzneimittel waren Gebete, Besprechungen zum »Abtun« des bösen Blickes und Wortes, Kräuter und die bani; vor Purgationen und Klistieren ekelte sich der Russe als vor teuflischen Erfindungen noch im XVII. Jahrhundert. Die Astronomie vertrat die Ostertafel und die verschiedenen Mond- und Donnerbücher, was es zu bedeuten hat, wenn die Mondphasen auf die und die Tage fallen, wenn es am Montag usw. donnert. Grammatische Anfangsgründe waren ja aus den »Damaskinen« einigermaſsen bekannt; es fehlte jedoch jeder Unterricht in der Kirchensprache, die ein immer russischeres Laut- und Formengewand überwarf; die Texte selbst gerieten in immer heillosere Verwirrung, jeder neue Kopist mehrte nur die Fehler seiner Vorlagen, und die Geistlichkeit sah sich bald genötigt, dagegen einzuschreiten. Man trieb den Teufel mit Belzebub aus. Die Südslawen, die man im XIV. und XV. Jahrhundert nach Ruſsland zu diesem Zweck berief (man wuſste ja, daſs die Kultur aus Bulgarien gekommen war), brachten korrigierte Codices mit, aber beseitigten die in die Schriftsprache eindringenden volkstümlichen Ausdrücke, purifizierten so die Schrift und verunstalteten sie ihrerseits durch einen unglaublich erkünstelten, verschnörkelten Ausdruck, der alles Tatsächliche, ja schlieſslich jeden Sinn begrub. Das Wesen der Schriftstellerei erkannte man in dem »schlauen Verflechten« der Worte, hinter denen sich zuletzt der Verfasser selbst nichts Rechtes mehr gedacht hat. An diesen Umschreibungen, Verhüllungen und Verlogenheiten krankt die Schriftsprache bis tief in das XVII. Jahrhundert hinein; oft errät man nur mit Mühe den Sinn in der Schilderung der interessantesten Ereignisse, z. B. aus der Zeit der »Wirren«, d. i. der Kämpfe des falschen Demetrius. Damals verballhornte man sogar den Ausdruck für das eigene Volk und Kirche: bisher hieſsen sie richtig pravověrnyje, die Rechtgläubigen, von nun an heiſsen sie pravoslavnyje — der offizielle Terminus, ein Unsinn, falsch aus orthodoxos übersetzt, doxa = Ruhm, slava, statt věra = Glauben.

Wie mit dem Wissen, stand es mit der Kunst. Gröſsere Bauten führten nur fremde Architekten auf, Griechen oder »Franken«, denn was der Russe baute, stürzte ein; die aus-

schliefslich religiöse Malerei hielt sich ängstlich an die Vorschriften, malte immer dieselben braunen, schmalen Ovale, die langen Arme, die altrömische, byzantinische Gewandung; die Kunst des Bildhauers als heidnische war unbekannt, ebenso die des Medailleurs. Kirchenmusik existierte nicht; man übte nur ein gedehntes Singen im Chor. Dem finsteren und starren, durch die Geistlichkeit immer aufdringlicher gepredigten Asketismus war jede Äufserung geselliger Lebensfreude lästerlicher, diabolischer Greuel: gegen weltlichen Gesang, Tanz, Spiel schritten die Gewissensrichter mit allen erdenklichen Drohungen ein; noch 1647 wurden von Staats wegen alle Spiele, Lieder, Bräuche verboten; noch im XVII. Jahrhundert hielt sich der Russe über europäische Tänze auf, über dieses Absuchen der Winkel, wo man nichts verloren hätte (wie er es nannte); nur Narren hätten mit derlei Sprüngen den Herrn zu ergötzen. Trotz der Höllenstrafen huldigte man dem Würfel- und Schachspiel, sogar im Wagen auf der Reise. Die weibliche Jugend erfreute sich des Reigenliedes und Tanzes mit jenem uralten Händeklatschen im Takt, was allein schon dem Geistlichen als Höllenausgeburt erschien; besonders liebte sie das Schaukeln, einzeln und in der grofsen Radschaukel, die Baron Herberstein (1518) so anstaunte. Das immer stärkere Eindringen orientalischen statt europäischen Wesens zwang der Frau eine steigende Abschliefsung von jeglichem äufseren Verkehr auf, um trotz der Monogamie ein Leben in der Art des Harem zu führen: noch im XVII. Jahrhundert, als der französische Gesandte auch der Zarin seine Aufwartung machen wollte, wurde er zu seinem Bedauern abschlägig beschieden, wegen angeblicher Unpäslichkeit. Der naive Franzose ahnte nicht, dafs die Zarin, wie die vornehme Russin überhaupt, kein fremder Mann sehen durfte, und noch später mufsten besondere Vorrichtungen getroffen werden, damit auch die Zarin eine »Komödie« sich ansehen könnte. Die einzigen geselligen Ressourcen des niederen Volkes bestanden in Faust- und Bärenkämpfen; die sittenlosen Gaukler-Bärenführer boten ihm die einzige Zerstreuung, zudem konnte es sich an einzelnen Tagen im Jahre nach Herzenslust betrinken. Schon im XVI. Jahrhundert war der »grüne Wein«, d. i. Branntwein, eine Plage Rufslands, die auch Geistlichkeit und Frauen nicht verschonte; deutschen Landsknechten in Wilno machte es besonderes Ver-

gnügen, sich auf die im Rinnstein betrunken liegenden Popen zu erleichtern.

Immer schroffer dafür und unduldsamer wurde die Orthodoxie, das Moskauer Pravoslavije, besonders im Verhältnis zu Rom. Im XIII. Jahrhundert hatten noch einzelne westrussische Fürsten, freilich nur aus politischen Erwägungen (um vom Papst die Königskrone zu erlangen), Annäherungsversuche an Rom gemacht; endlich zwang die Türkengefahr die Griechen selbst, ihre orthodoxe Seele preiszugeben, nur um den Leib zu retten: Kaiser, Patriarch und Bischöfe begannen die Unionsverhandlungen, die ja in Florenz zum Ziele führten, aber daheim am einmütigen Widerstand des Pöbels und der niederen Geistlichkeit scheiterten. Der Moskauer Metropolit, der an diesen Verhandlungen sich beteiligte, den Papst beruhigte, dafs die russischen Bischöfe nicht schriftkundige Männer wären, verlor bei seiner Rückkehr nach Moskau Sitz und Freiheit, und in dem Fall von Konstantinopel erkannte Moskau sofort die gerechte Strafe des Himmels dafür, dafs die Griechen den wahren Glauben hätten verlassen wollen; als aber nunmehr die Hagia Sophia in eine Moschee verwandelt und der Konstantinopler Patriarch zu einem Türkensklaven geworden war, der sich für schweres Geld seinen Sitz erkaufen mufste, rief sich Moskau zum dritten und letzten Rom aus, der letzte und mächtigste Hort der Rechtgläubigkeit, und wurde darin bald von den Griechen selbst bestärkt. Weniger starr schlofs sich die westrussische Kirche, schon durch die Macht der politischen Verhältnisse gezwungen, vom Westen und Rom ab. Als der litauische Grofsfürst in Kiev einen neuen Metropoliten (unabhängig von dem Moskauer) durchgesetzt hatte, erschien dieser bald in Konstanz vor Papst Martin V: der Südslawe, umgeben von russischen Basilianermönchen, eingeführt von den polnischen Bischöfen, liefs einen Böhmen die lateinische Übersetzung seiner Anrede vorlesen; so verlief der erste und bis heute einzige, wirklich panslavistische Kongrefs schon im J. 1418.

Die Ausschaltung des freieren, vorgeschritteneren Südens mit seinen politischen Traditionen rächte sich bitter; nichts war mehr im stande, dem stetig wachsenden Moskauer Despotismus ein Gegengewicht zu bieten. Dieser formte sich ganz nach tatarisch-mongolischem Muster um; er entnahm den Tataren nicht nur Ausdrücke (z. B. für Pferde u. a.), Trachten, Einrichtungen

(Post, Zölle u. dgl.), sondern vor allem den Geist; erniedrigte langsam das gesamte Volk zu Sklaven; in der harten Tatarenschule heranreifend verlangte er blinde Unterwürfigkeit und wurde darin durch die cäsaropapistischen Anwandlungen der Geistlichkeit bedingungslos unterstützt. Darin bestand die einzige greifbare Folge der Tatarenherrschaft; man hat ihr allerdings noch ganz anderes nachgesagt. Zuerst machte man sie verantwortlich für den fast absoluten Mangel an alten, südrussischen, Kiever Handschriften, die uns ja samt und sonders nur in nordrussischen Abschriften erhalten sind, und beklagte damit den Verlust ungeahnter, litterarischer Schätze. Diese Annahme ist leicht als falsch zu erweisen; die Tatareneinfälle verwüsteten und zerstörten die Litteraturbestände nur quantitativ, nicht auch qualitativ; wir vermissen wenigstens nichts Bemerkenswerteres, alles scheint der rezeptive, sonst ganz passive Norden uns aufbewahrt zu haben. Weniger allgemein gebilligt wird eine andere, tiefer einschneidende Annahme: es verletzte das Moskauer Gefühl im XIX. Jahrhundert, dafs der Grundstock der Litteratur im Süden, im kleinrussischen, »schopfigen« Kiev geschaffen wäre, dafs Nestors Chronik, das Igorlied usw., d. h. fast die ganze altrussische Litteratur, ohne jegliches Beitun der »bärtigen« Grofsrussen entstanden wäre, und um dem verletzten »Patriotismus« beizuspringen, erfand man das Märchen, dafs die Tatareneinfälle das alte ethnographische Bild völlig umgestaltet hätten; bis 1240 wären die Kiever, die Südrussen, Grofsrussen gewesen und nur vor den Tataren wären diese Grofsrussen mit ihrer Litteratur, ihren epischen Liedern (Bylinen) usw. nach dem Norden verzogen; ihre Stelle hätten erst später neueingewanderte Kleinrussen aus dem »Waldlande«, Polessje, Wolynien usw. eingenommen. Man verwandte für diese Annahme mit Vorliebe das Argument, dafs ja nur der hohe Norden, Olonec usw., die alten Bylinen aufbewahrt hätte, während die Kiever Kleinrussen schon seit dem XVII. Jahrhundert ausschliefslich ihre eigenartigen »Dumy«, Gesänge von Kämpfen mit Polen und Tataren, pflegen, die sich völlig im Inhalt, ja sogar im Stil von den Bylinen unterscheiden. Man vergafs dabei, dafs ja auch Moskau und die zentralen Gouvernements keinerlei Bylinen kennen, dafs daher ihr Überleben im hohen Norden einen anderen, speziellen Grund haben mufs, dafs die Geschichte von derartigen

Massenwanderungen nichts weiſs, daſs die späteren Erfahrungen, Kiev litt ja zu Ende des XV. Jahrhunderts durch die Tataren womöglich noch mehr, gegen derartige Annahmen sprechen: die Massen stäuben für den Augenblick vor den Tataren wohl auseinander, nur um nach dem Überfall wieder zusammenzuschlagen. Der Versuch somit, den Kleinrussen, wie man ihnen im XVII. Jahrhundert ihre politische Freiheit und im XVIII. die soziale ihrer Bauern konfisziert hat, so im XIX. auch noch ihren alten litterarischen Besitz zu eskamotieren, ist gescheitert; die altrussische Litteratur haben im wesentlichen die »Kleinrussen« — dieser Name tauchte im XIV. Jahrhundert im Gegensatz zu dem moskowitischen Groſsruſsland auf — geschaffen, aber sie ist zum gemeinsamen Grundstock für alle Russen geworden; die Groſsrussen bauten auf ihr nur weiter.

Für den Augenblick — und dieser Augenblick dauerte Jahrhunderte — war der Weiterbau doch nur ein höchst problematischer, bestand eher in einem Verlassen der einmal eingenommenen Höhe; das XIV. und XV. Jahrhundert schaffen wohl die unerschütterlichen Grundlagen für die politische Vormacht Moskaus, aber kulturell sinkt das Land entschieden, und dafür sind nicht die Tataren verantwortlich, denn jegliche Einmischung in das innere Treiben und Leben eines Volkes lag ihnen völlig fern, das einzige Vernünftige, Humane an den Tataren, worin das autokratische Regime Ruſslands die Tataren natürlich nicht nachahmt; für diesen Verfall sind die Groſsrussen und ihre »nationale« Kirche allein verantwortlich. Es zeigte sich, daſs die nationale Kirche ihre einfachsten Aufgaben nicht zu lösen vermochte; das Volk blieb dem Christentume im Grunde fremd; es beobachtete etwa die strengen Fastenvorschriften und feierte lärmende Feste; die fremde, lateinische Kirche konnte doch noch ganz andere Erfolge in ihrer Herde verzeichnen; für den Russen gab es ja keine Predigt, keinen Gesang der Gemeinde; sein Gottesdienst, wie ein treffendes Sprichwort besagt, war die Glocke, sein Gebet die Verbeugungen; sonst war er der »Doppelgläubige«, wogegen die offizielle Kirche nicht bloſs in den Grenzgegenden aufzutreten gehabt hätte, hielt fest an seinen abergläubischen Praktiken und faſste das Christentum rein äuſserlich auf.

Mit diesem Geistes- und Kulturbesitz trat Ruſsland in die Neuzeit ein. Sie beginnt hier nicht erst 1501, sondern bereits

1472, an dem Tage, da die neue Zarin, die Paläologin Zoe (Sophia) feierlich in Moskau eingeholt wurde. Den Bund hatten der Grieche, Kardinal Bessarion, und der Papst eingeleitet und gefördert, in der bestimmten Aussicht, das Werk der Glaubensunion damit zu fördern: sie ahnten nicht, dafs sie es für immer unmöglich machten. Denn nun trat Iwan III. offen das Erbe der rechtgläubigen, byzantinischen Kaiser an; er nahm in das »Reichswappen« den griechischen Doppeladler, der Grofsfürst wurde Zar (Cäsar) und erhob bald auf den Titel Imperator Anspruch, und die letzte Weihe erhielt Moskau, als sein Metropolit Patriarch wurde; die orientalischen Patriarchen nährten durch ihre Bettelgesandtschaften den unerträglichen moskauischen Hochmut. Aber mit Zoe erbte man nicht nur die byzantinischen Aspirationen und Traditionen (neues Wasser auf die Mühle der Autokratie); mit ihr kamen zugleich ins Land italienische Baumeister, der Erbauer des Kreml, Handwerker, denen sich bald andere Fremde zugesellten. Jetzt schon begann der Prozefs, den erst Peter der Grofse zum Abschlufs bringen sollte.

Von nun an sucht Moskau teilzunehmen an den materiellen Gütern der europäischen Kultur: Ärzte und Apotheker, freilich vorläufig nur für die zarische Familie, die Giefser der Glocken und Kartaunen, Büchsenspanner und Pulverkörner, Handwerker jeglicher Art kamen ins Land. Auf die Dauer genügte ja nicht die alte Bewaffnung, in der man es wohl mit Tataren, doch nicht mit den Rittern Liflands und Litauern aufnehmen konnte, und dies wurden nach dem völligen Verfall der Horden die eigentlichen Gegner. Denn einmal trat der »Herrscher von Allrufsland« als Sammler der »väterlichen« Erbländer ein und beanspruchte Kiev, um schliefslich auch Wilno und Halicz zu reklamieren; anderseits mufste er sich den Zugang zur See erzwingen: bedrohten doch mit Todesstrafe die Nachbarn, wer zu Lande nach Moskau durchkommen wollte. Da das Schwarze Meer für Jahrhunderte noch verschlossen blieb, begann schon im XVI. Jahrhundert das Ringen um das nahe Baltikum; vorläufig mufste man sich mit den kühnen Engländern begnügen, die um Norwegen herum den beschwerlichen Weg nach Archangelsk fanden. Sie bereisten das Land, nahmen den Handel in Beschlag und berichteten zu Hause über alles; es waren ganz merkwürdige Sitten und Anschauungen, auf die sie stiefsen.

Je entschiedener sich nämlich Moskau Europas materiellen Fortschritt zunutzen machen wollte, desto ängstlicher wahrte es seine orientalisch-orthodoxe Exklusivität gegen jegliche Berührung. Nun erst trieb dieses Wesen seine vollste Blüte. Unter der orientalischen Despotie gingen dem knechtischen Volke alle Begriffe von Ehre und Menschenwürde verloren; das Waffentragen war verboten, Beleidigungen rächte man selten mit der Faust, in der Regel mit einer Anzeige vor dem stets käuflichen Gericht. Der erste Grofswürdenträger des Reiches wagte es ja nicht, sein Schreiben an den Zaren mit seinem christlichen Namen Ivan usw. zu unterschreiben, er »schlug vor ihm mit dem Kopfe« mit dem hündischen Namen Ivaschka usw., was erst im XVIII. Jahrhundert aufgehoben wurde. Die Würdenträger konnten ohne weiteres gepeitscht werden: bei Verhandlungen mit ausländischen Gesandten hatte der eine in unsinnigster Weise geprahlt, in Moskau gedeihe alles, Palmen, Tiger usw., ein anderer ihn deshalb zurechtgewiesen; beide wurden nun ausgepeitscht und entschuldigten ihr Ausbleiben vor dem Gesandten, dafs sie aus den Schlitten gefallen wären. Lügen und Angebereien waren tägliches Brot; in welcher Art das orientalisch despotische Moskau auf das ganze Land eingewirkt hat, beschreibt der Gesandte Kaiser Maximilians, Baron Herberstein: nach ihm zeichneten sich einst die beiden grofsen ehemaligen Handelsrepubliken, Nowgorod und Pskow, durch Anstand und Menschlichkeit, durch aufserordentliche Offenheit und Aufrichtigkeit aus; beim Kaufen z. B. betrog man hier niemanden und hielt stets das einmal gegebene Wort; aber jetzt (1518) hat dies alles die Moskauer Pest verändert, und das Volk ist von Grund aus verdorben; in Moskau aber, sowie man zu beteuern und schwören beginnt, sei auf deiner Hut, denn sie tun es nur des Verrates und Betruges wegen. Über diese Unzuverlässigkeit ist Aus- und Inland stets einer Stimme gewesen. Um 1630 verfafste in Moskau Fürst Chvorostinin die ersten russischen Verse auf das Thema: die Moskauer Leute säen Getreide und leben doch nur von Betrug und Lug; noch Turgeniew und Pissemskij schrieben auf dasselbe Thema: »der Russe lügt«.

Den letzten Rest von Selbstachtung trieb aus dem Volke die Regierung Iwans IV., des Gestrengen; was noch autonome Gelüste zu verraten schien, erstickte im eigenen Blute. Nowgorods Würde und Reichtümer, die schon im XV. Jahrhundert

nach Moskau verschleppt waren, sanken für immer dahin; der Ehrgeiz der alten Bojarengeschlechter, in die auch die letzten Nachkommen der alten Teilfürsten Aufnahme fanden, gipfelte ausschliefslich darin, den Platz im Heere, bei der Zarentafel usw. nicht zu verlieren; und diese Rangstreitigkeiten steckten schliefslich die Kaufmannschaft an, so dafs noch im XIX. Jahrhundert der Moskauer Generalgouverneur bei den Einladungen mit peinlichster Genauigkeit verfahren mufste, denn der Gast kroch eher unter den Tisch, als dafs er einen Platz tiefer, als der ihm von seinem Vater her zukam, eingenommen hätte. Dafür waren alle vor dem Zaren zu demselben willen- und denklosen hündischen Gehorsam verpflichtet, alle gleichmäfsig seine Bauern, d. i. Leibeigene; und nunmehr übte der Russe statt aller anderen Tugenden die eine, den Heroismus der Sklaverei.

Dieser moralischen entsprach die geistige Kultur. Alle Russen kamen dem Fremden als Leute einerlei (geistigen) Wuchses vor, und je gröfser ihre Ignoranz wurde, desto stolzer waren sie auf ihre Rechtgläubigkeit. Dafür vermochte von den Söhnen der griechischen Kirche im Jahre 1580 in Moskau niemand das griechische gedruckte Neue Testament zu lesen; in Wologda wufste der Bischof (Abt?) nicht die Zahl der Evangelisten, und als ihm der Engländer den Anfang des Matthäusevangelium zu lesen gab, konnte er nicht erraten, was er für einen Text vor sich hätte. Auskunft über die einfachsten Glaubensartikel konnte man nicht geben, aufser etwa auf derlei Fragen wie: warum Maria Magdalena so verehrt würde, — weil sie einst dem, der sie um Christi willen darum bat, umsonst ihre Liebe gespendet hätte. Während Wiklef und Hussiten nach Gewissensfreiheit rangen und Luther und Calvin die Dogmen erschütterten, ängstigten sich russische Kirchenleute über die Fragen, ob das »Allelujah« zwei- oder dreimal wiederholt werden müsse, ob man bei der Einweihung einer Kirche mit oder gegen die Sonne den Gang der Prozession zu richten habe, ob Ospodi oder O hospodi zu singen wäre usw.; ebenso nahm das Nichtscheren des Bartes dogmatischen Charakter an. Dafür fanden sich Klosteräbte, welche die unverständlichen Namen im Evangelium, z. B. Barjona, durch slawische Worte (»sprich von ihnen«) ersetzten. Zu Ende des XV. Jahrhunderts war wenigstens der Versuch einer Sektenbildung aufgekommen; die »Judaisierenden«

in Nowgorod, die sogar nach Moskau beim Metropoliten und am Zarenhof Eingang fanden, scheinen den Ansatz zu einer rationalistischen Sekte gegeben zu haben, scheinen sogar die Auferstehung geleugnet zu haben; nach gewissem Zögern ermannte sich jedoch die Orthodoxie und erdrückte die Bewegung mit Gewaltmitteln. Die Richtung, die diese Irrlehre besiegt hatte, ging sofort und mit gleichem Erfolge humanen und frommen Anschauungen zu Leibe, die Bekehrung der Ketzer mit dem Worte, nicht mit dem Schwerte, erwarteten, die von dem in seinen Reichtümern erstickenden Mönchstum Armut und Händearbeit verlangten, die nicht alle Worte der »Schrift« (d. h. der gesamten patristischen Litteratur) als gleich verbindlich betrachteten. Aber diese freiere Richtung wurde unterdrückt, und wenn es zu keinen Inquisitionstribunalen kam, so lag der Grund hiervon nicht in dem Mangel an Ketzerrichtern, sondern an Ketzern.

Die Unwissenheit war eine totale und stupende. Vergebens riefen einzelne Kirchenfürsten nach Schulen; der Russe fürchtete jegliches Wissen, damit er ja nicht zum Ketzer würde. Um der steigenden Verwahrlosung der Abschriften ein Ende zu machen, errichtete Metropolit Makarij eine Druckerei, aber nach seinem Tode überfiel der Pöbel das Teufelswerk, zerstörte und verbrannte es, und die beiden (grofsrussischen) Drucker mufsten nach Litauen fliehen: hier spielte freilich auch mit die Furcht der Kopisten, dafs ihnen ihr einträgliches Handwerk stillgelegt würde. So sperrte sich der Russe gegen das Heidentum, d. i. Europa, ab, in seinem Eigendünkel sich für den »Rechtgläubigen« allein auf Erden achtend, die Griechen sogar, wegen ihrer Berührung mit den Hagarenen, mifstrauisch betrachtend: der Zar wusch sich sofort bei der Audienz selbst von der Hand, die der ausländische Gesandte geküfst hatte, die Berührung des Heiden ab, und die russische Kirche galt entweiht, falls ein Lateiner oder ein Hund hineingerieten. Das Land selbst war sorgsam behütet; niemand wurde herein-, niemand herausgelassen; gegen fremde Bücher verfuhr man nach Omars Grundsatze; der Adelige, der Latein erlernen wollte, tat dies unter gröfseren Vorsichtsmafsregeln als eine Verschwörung gegen das Leben des Zaren erfordert hätte. Freiwillig ging überdies kein Russe ins Ausland, überzeugt, dafs sein Seelenheil dadurch Schaden nähme; von den jungen Leuten dafür, die Boris Godunov an der Wende des

Jahrhunderts ins Ausland geschickt hatte, liefs sich keiner wieder nach Moskau einfangen.

Trotz dieses Selbstvertrauens gab es dunkle Punkte. Die auf den Buchstabenglauben Eingeschworenen fühlten den Boden unter ihnen wanken, weil ja dieser Buchstabe immer unverläfslicher wurde, die Schriftverderbnis einrifs: selbst jeglicher Sprach- und Textkunde bar, konnte man keinerlei Berichtigung unternehmen. Zudem wufste man, wie verbreitet die Apokryphenlitteratur war, wie der Dorfpope in seinem Sammelbuch die abergläubischesten Gebete und Geschichten, wie Maria Christum um Geld vergebens bat, und dergleichen Wunder las und verbreitete. In dieser Not wandte man sich an das heilige Athoskloster mit der inständigen Bitte um einen verläfslichen Bücherübersetzer. Über dem slawischen, orthodoxen Balkan selbst lastete jedoch bereits dichter Nebel, Serbien und Bulgarien verfielen in den jahrhundertelangen Schlaf; die Athosbrüder schickten daher nur drei Griechen. Mit dem einen von ihnen, dem bedeutendsten, Maxim, beginnt das Martyrologium der russischen Litteratur.

Maxim war ein trefflich gebildeter Mann, Schüler griechischer und italienischer Schulen, der Savonarola kannte und ehrte, was ihn nicht hinderte, als echter Grieche alles »Lateinische«, Papst wie Luther, gleichmäfsig zu verachten. Er besafs ein theologisches und philologisches Wissen, wie niemand in Rufsland, einen freien und starken Charakter, eifrigen Glauben, glühende Liebe zu seinem Griechenland, das nur noch von dem orthodoxen Rufsland Befreiung erhoffen konnte, aber die angemafste Selbständigkeit, Autokephalie der Moskauer Kirche, mit scheelem Blicke betrachtete. Für Maxim wurden sein Wissen, Charakter und Liebe zum Verderben.

Anfangs freilich nahm man seine Redaktionstätigkeit mit Freuden auf; da er noch nicht Kirchenslawisch kannte, übersetzte er sein Griechisch ins Lateinische für die offiziellen Dolmetscher, die Diaken, die dies den Schreibern russisch diktierten. Aber bald verdüsterten sich seine Aussichten. Dem Griechen, der sich in die Irrgärten des verschrobensten Stiles einlebte, nahm man alles übel: dafs er, ohne Umstände zu machen, die heiligen Texte veränderte, nach denen doch unsere heiligen Bischöfe ihre Seelen gerettet hatten, dafs er daher diese verlästerte; beim Verhör gestand einer der Schreiber, wie ihn einst Maxim einige unrichtige

Zeilen im heiligen Texte einfach ausstreichen liefs, während den Schreiber Zittern und Grauen darüber befiel. Es kamen andere Gravamina hinzu, dafs er sich Mifsbräuche zu rügen erlaubte, dafs er auf seiten jener stand, die den Klosterbesitz unterdrückt hätten, dafs er mit verdächtigen Leuten Bekanntschaft pflegte. Der besorgte Grieche bat nun um die Erlaubnis, nach dem Athos zurückkehren zu dürfen; jetzt wurde der Unschuldige ins Gefängnis geworfen; die Patriarchen des Ostens nahmen sich seiner an und baten um Freilassung, desto härter nur wurde er gefesselt; er wandte sich an den Moskauer Metropoliten: »Wir küssen deine Fesseln wie die eines Heiligen,« schrieb dieser zurück, »aber helfen können wir dir nichts.« Erst nach dreifsigjährigem Kerker — Herberstein glaubte, dafs man den Griechen ertränkt hatte — wurde die Haft gegen sein Lebensende hin gemildert; freigelassen konnte er nicht werden, hatte er doch eine allzu gründliche Kenntnis Rufslands gewonnen.

Und doch, im härtesten Kerker schmachtend, repräsentierte der Grieche eine moralische Autorität in Rufsland, wie sie niemand anders besafs, erteilte Auskunft in Gewissenssachen, verfafste zahlreiche Schriften, polemisierte mit Lateinern, Lutheranern, Juden, Armeniern, Mohammedanern, Griechen (d. i. ihrer heidnischen Weisheit); trat gegen den äufserlichen, den Zeremonienglauben, auf, der mit jeglicher Schlechtigkeit gepaart sein könne, mit Wucher usw.; bekämpfte Aberglauben, verfocht die Verbesserung der Texte, die Notwendigkeit von Schulen, wobei er sich auf das Beispiel von Paris berief, erläuterte Gebete usw. Er verschmähte nicht den rhetorischen Schmuck, bediente sich der Allegorie, doch leidet sein Stil an dem harten, eckigen, gezwungenen Ausdruck: die starre Sprache enthält sich jeglicher Konzession an die lebende Volkssprache, stellt sich zur Aufgabe, diese zu »veredeln«, statt sich von ihr selbst läutern und beleben zu lassen.

Seine Gedanken fielen auf fruchtbaren Boden; er fand unbedingte Verehrer, deren einen man ebenfalls im Kloster begrub, ein anderer war Fürst Kurbskij; einzelnes erkannte die gesamte Kirche an. Wie wenig jedoch das starrste Festhalten am Alten um die Mitte des Jahrhunderts zu durchbrechen war, beweisen die »Hundert Paragraphen« von 1551, die auch Mifsbräuche sanktionierten, z. B. das Bekreuzigen mit zwei, nicht mit drei

Fingern; beweisen die Versuche, die ganze altrussische Überlieferung zu sammeln und so die Grundfeste geistlicher Kultur für immer zu sichern. Dies unternahm Metropolit Makarius, der auf den 11 000 Blättern seiner Lesemenäen für das Kirchenjahr alle Heiligenleben, Predigten, Schriften der Väter sammeln liefs und manches Denkmal hierdurch vor dem Untergange bewahrte; auf seine Zeit geht zurück die historische Kompilation des »Stufenbuches«, in dem die Chronik der Ereignisse in sehr gesuchter Sprache, mit dem erheuchelten, frömmlerischen Ton, mit asketischen Einlagen, zusammengefafst und nach den 17 Geschlechterstufen, von Wladimir bis Iwan IV. geordnet war; das Werk erfreute sich durch ein volles Jahrhundert des gröfsten Ansehens, wurde fortgesetzt, gekürzt usw. Historische Ereignisse der Zeit fanden auch besondere Darstellung, so z. B. der Fall des kasanischen, tatarischen Zartums durch einen Geistlichen, der jahrelang in kasanischer Haft gelebt hatte, stellenweise in epischem Tone gehalten; an den der Psalmen mahnt die traurige Eintragung über Pskows Fall von 1510 durch einen Augenzeugen, über den Untergang seines »Altertums« und seiner Freiheit mit der Apostrophe am Schlusse: »O herrlichste Stadt, grofses Pskow, warum klagst und weinst du?« und es antwortete die wunderschöne Stadt Pskow: »Wie soll ich nicht klagen, wie soll ich nicht weinen und trauern ob meiner Verwüstung? Flog doch gegen mich heran der vielflügelige Aar, mit den Löwenkrallen in seinen Flügeln, und nahm von mir die drei Zedern meines Libanon, meine Schönheit, meinen Reichtum, meine Geschlechter usw.« So wurde altrussische Freiheit für immer zu Grabe getragen. Bald fand man sich jedoch ab mit den neuen Lebensbedingungen, mit der Gleichförmigkeit Moskauer Joches für alle und präzisierte im »Domostroj«, d. i. Ökonom, mit Auszügen aus patristischer Litteratur, Wesen und Pflichten des Hausherrn: die Handhabung der Peitsche gegen Frau, Kinder und Diener; devotes Katzenbuckeln vor den Mächtigen; möglichste Vorsicht; weiseste Ökonomie; gröfste Frömmigkeit, nur soll sie vor jedermann stets gezeigt werden, sind die Grundprinzipien dieses unmoralischen Buches; auch hier wird jedes unschuldigste Vergnügen verpönt, in einem Atem werden verdammt: Gefräfsigkeit, Ehebruch, Zauberei, Wahrsagerei, Jagd mit Hund und Vogel, Pferderennen, Tanzen und Hüpfen, Trommeln und

Trompeten, Schach- und Damenspiel, alles dies bleibt gleichermaſsen gottverhaſstes Werk und Teufelsdienst. Es tut einem wirklich leid, mit dieser Kodifikation der Scheinheiligkeit, alles nur zum Schein, nur für's Auge, den Namen eines Adaschew, des milden Beraters Iwans IV., und des stolzen, freien, reichen Nowgorod verknüpft zu wissen.

Das charakteristischste Denkmal der Zeit, ein Unikum in seiner Art ist die Korrespondenz zwischen Iwan und Kurbskij. Als der tüchtige und brave Feldherr im livländischen Krieg unterlegen war, floh er vor dem Grimme des Zaren 1564 nach Litauen; Iwan forderte ihn zur Rückkehr auf, Kurbskij griff ihn wegen seiner Unmenschlichkeit an; dem Überbringer dieses Briefes bohrte Iwan beim Lesen mit seinem spitzen Eisenstock den Fuſs an den Boden. Ironie und Sarkasmen, eine Hauptwaffe russischer Litteratur, sprechen aus Iwans Briefen, aus seinen mit wütendem Ingrimm zusammengesuchten Bibelzitaten, aus den trüben und rauschenden Fluten seiner Beredsamkeit. Kurbskijs Antworten sind maſsvoller, verhaltener; die eigentliche Abrechnung mit Iwan bietet seine etwas emphatisch, nach dem Vorbilde eines Chrysostomus geschriebene »Chronik des Groſsfürstentumes«, von Iwans Jugend bis 1578 reichend, das erste pragmatische, tendenziöse und zugleich planmäſsige Werk russischer Geschichtschreibung, so entfernt von der Planlosigkeit und oft nur scheinbaren Objektivität der früheren Chroniken, wie das bewegte Leben des Flüchtlings selbst von der Beschaulichkeit und Scheinheiligkeit der Mönche-Chronisten. Iwan und Kurbskij waren die gebildetsten Männer ihrer Zeit; Iwan konnte auch evangelischen Pastoren Rede und Antwort stehen; auch aus anderen seiner Briefe spricht derselbe gequälte, unruhige, leidenschaftliche Geist, dieselbe ausschlieſsliche Kenntnis der Schrift und der Väter, dasselbe Miſstrauen und Höhnen. Auch Kurbskij teilt im Grunde diesen Standpunkt, die Gleichgültigkeit oder geradezu Abneigung gegen jegliches andere, weltliche Wissen, gegen Aristoteles und Platon; er selbst hat zwar auf seine alten Tage noch Latein erlernt, aber nur um desto leichteren Zutritt zu erlangen zu den Werken der griechischen Kirchenväter, die ja nur die Lateiner jetzt richtig herauszugeben wuſsten, und um die »bulgarischen Fabeln«, d. h. die Apokryphen, wie das Nicodemus-Evangelium von der Höllenfahrt des Herrn und dgl.,

die die Russenköpfe verwirrten, auszumerzen. Kurbskij ist die erste individuelle, protestierende Erscheinung in der Litteratur und darum interessant.

Worauf der Zar und der geächtete Bojar im Grunde sannen, das formulierte energisch ein kleinrussischer Mönch auf dem Athos, Iwan von Wischnia, in glühender Hingabe an sein Vaterland und dessen Pravoslavije, Rechtgläubigkeit, in leidenschaftlicher Bekämpfung Roms und seiner Künste; nach ihm hat es der Teufel besonders auf die »slawische«, d. i. die Kirchensprache abgesehen, weil sie die fruchtbarste und gottgefälligste wäre, denn ohne welche heidnische Künstelei, als Grammatik, Rhetorik, Dialektik und andere eitle Teufeleien, führe sie durch einfaches Lesen geradeswegs zu Gott. Sein Programm der Jugendbildung umfaſste statt der verlogenen Dialektik das wahrhaftige und gottanbetende Brevier, statt schlausinniger Syllogismen und wortreicher Rhetorik den gottanbetenden Psalter; statt Philosophie das weinselige und frommweise Liederbuch, und willst du auch höfischer Weisheit Schlauheiten erkennen, wer hindert dich, Sirach oder Salomonis Sprüche zu lesen: nur zu heidnischen Lehrern und zur lateinischen, schlauberedten Lüge begib dich nicht, sonst verlierst du den Glauben. Der Verfasser rühmt von sich, daſs er nie Anteil hatte an der Kunst rhetorischer Übung und dem Gewerbe der Graeco- oder Latino-Weisen, noch irgend etwas von den schlaudialektischen Syllogismen erlernt hatte.

Und unerschütterlich schien gefestet die Autorität der orthodoxen Kirche und für immer gebannt hinter diesen chinesischen Mauern das geistige Leben, erstickt durch Barbarei des tiefsten Mittelalters, und doch kündeten bereits eine neue Zeit an eben diejenigen, an welche der patriotische und demokratische Mönch vom fernen Athos seine leidenschaftlichen Briefe richtete.

Im polnischen und litauischen Ruſsland, in Lemberg, Kiev und Wilno, lagen nämlich die Verhältnisse ebenso oder im Grunde noch schlimmer, weil die Geistlichkeit, zumal die höhere, vollkommen zuchtlos war: verrufene Sünder und Mordbuben, ergraut in Übeln, ernannte ja des Königs Wille zu Bischöfen, und nach dem Kopfe stank der Fisch; der niedere Klerus, ganz verbauert, war tief verachtet; die Lage der orthodoxen Kirche, zumal gemessen an dem Glanze und der Bedeutung der polnischen, lateinischen, war heillos verfahren. Gerade der Vergleich mit

dem Ansehen, Wissen, Macht des polnischen Klerus mufste die Orthodoxen reizen, ob nicht durch einen Anschlufs an Rom — Unionsgedanken waren hier nie vollständig ausgemerzt worden — bessere Bedingungen, ein geistiger Aufschwung, Schulen und Lehrer, Hebung der Zucht und des Ansehens, zu erlangen wären. Anderseits mufste Rom und sein neues Werkzeug, der Jesuitenorden, von selbst fast zu dem Gedanken gedrängt werden, ob nicht gerade diese orthodoxe Kirche in Polen für die Union zu gewinnen wäre: sie könnte dann die Brücke abgeben für weitere Schritte, für die Utopie, Moskau selbst und Konstantinopel zu gewinnen. Die orthodoxe Kirche in Polen-Litauen hatte nicht viel Zeit mehr, zu säumen; der massenhafte Abfall des orthodoxen Adels, der Radziwil, Sapieha usw., zum Katholizismus (oder Protestantismus) brachte schon schwersten Abbruch. So kam man, Jesuiten und orthodoxe Bischöfe, sich auf halbem Wege entgegen; die Orthodoxie in Polen, gegen Bewahrung ihrer Sprache, Liturgie und Priesterehe, erkannte römisches Papsttum und Dogma an. Ihr Schritt fand jedoch keine unbedingte Anerkennung; einzelne Grofse und namentlich das Volk, zumal in den Städten, bekämpften ihn auf das entschiedenste, — der Kampf mufste jedoch hauptsächlich mit geistigen Waffen geführt werden; dazu war Wissen, dazu waren Schulen unerläfslich.

Die ersten Berührungen mit polnisch-lateinischer Litteratur und Schule waren bereits längst vorhergegangen; schon der Königshof der Jagellonen (nur der erste Jagellone liebte alles Russische: Sprache, bania und Malereien, alle übrigen waren polnisch vom Scheitel bis zur Zehe, und nach dem Königshofe richteten sich die Magnatensitze), vermittelte und erforderte abendländische Bildung. Russen und Litauer lernten Latein und Polnisch; Übersetzungen aus dem Polnischen beginnen bereits seit dem Ende des XV. Jahrhunderts; zuerst sind es wieder interessante Apokryphen; das Dreikönigsbuch des Johannes von Hildesheim, die Tundalusvision von den Qualen im Fegfeuer, obwohl die orthodoxe Kirche kein Fegfeuer kennt, und dgl., Heiligenlegenden (Alexius u. a.), asketische Schriften (Dialog vom Tode u. a.) fanden Eingang ins Russische; Franz Skorina aus Polozk, ein Orthodoxer, der den Katholizismus annehmen mufste, nur um studieren zu können, der erste Russe, der sich den Doktorgrad der Medizin in Italien holte, druckte in Prag,

dann in Wilno bereits 1518—1525 Bücher der Heiligen Schrift, das Brevier u. a., um den Bedürfnissen seiner Landsleute entgegenzukommen; die Sprache seiner Texte bequemte sich der westrussischen etwas an. Auch die protestantische Propaganda wollte sich des Russischen bedienen, aber stellte bald diese Versuche ein, nach der Herausgabe eines Katechismus u. a., denn die Masse blieb wegen Unkultur und unerschütterlichen Festhaltens an dem Väterglauben ihr unzugänglich, während der leicht zu gewinnende Adel nur noch Polnisch las und schrieb. Die orthodoxen Brüderschaften, nach abendländischen Mustern errichtet zu frommen und mildtätigen Zwecken, in Lemberg und Wilno, sowie Konstantin von Ostrog, einer der reichsten und mächtigsten Fürsten der Welt, sorgten nun für Schulen, Lehrer, Hilfsmittel, und da mit griechisch-slawischen allein nichts auszurichten war, legten sie auch ihrem Programm das Latein der polnischen Schulen und deren gesamten Betrieb zugrunde; so erhielt Rufsland nach vollen sechshundert Jahren die ersten Anstalten, die den Namen von Schulen, nicht mehr blofser Fibelklassen, verdienten. Der Fürst selbst unterhielt Druckerei (die erste slawische Bibel ist vollständig in Ostrog 1581 erschienen; ihr Text ist aus altrussischen Beständen geschöpft) und Schulen, errichtete Klöster und Kirchen und bestellte bei polnischen Protestanten, da die Kräfte seiner Russen hierzu noch nicht ausreichten, die polemischen Schriften zur Verteidigung der Orthodoxie gegen Jesuiten und Union, was dann auch ins Russische übersetzt wurde. Bald jedoch ergaben seine Schulen trefflichen Nachwuchs; es gingen aus ihnen hervor glänzende Polemisten, die ersten Grammatiker und Lexikographen. Und ebenso wirkten die Schulen der Brüderschaften. Aber die Grundlage ihrer Bildung, Polnisch und Latein, entfernte sie völlig vom altrussischen Boden, mit dem sie nur durch die Konfession zusammenhingen; sie schrieben mitunter fast ausschliefslich Polnisch, so Smotryzki, der glänzendste unter ihnen, Verfasser auch einer Grammatik, die noch anderthalb Jahrhunderte die Gesetze des Kirchenslawischen normierte; auch ihre russischen Schriften sind polnisch gedacht und mit Polonismen so vollgepfropft, dafs man cyrillisch (russisch) gedrucktes Polnisch vor sich zu haben glaubt. Von Lemberg, Ostrog und Wilno aus verbreitete sich diese religiös-kulturelle Bewegung weiter und verpflanzte sich

schliefslich nach Kiev, das aus der jahrhundertealten Verödung sich endlich wieder zu erholen begann und berufen war, noch einmal im russischen geistigen Leben zu der einstigen führenden Stellung sich zu erheben; denn Kiev war es, welches den Einzug der lateinisch-polnischen Schule und ihrer scholastischen Methode nach Moskau selbst vermitteln sollte.

Zweites Kapitel.

Das XVII. Jahrhundert.

Verfrühte Reformbewegung unter Demetrius. Starrheit der Moskauer Reaktion. Das russische Schisma. Polnische Einflüsse und Kiever Vermittlung. Schulen und Litteratur, die gedruckte und die handschriftliche. Unmittelbare Einwirkung des Abendlandes. Abschlufs des russischen Mittelalters, sein Fazit.

Zu Anfang des XVII. Jahrhunderts schien es freilich, als würde es Kiever Vermittlung gar nicht bedürfen, um abendländisches Leben, Kunst, Wissen in Moskau einzuführen. Die einheimische Dynastie war ausgestorben, der Tatarensprofs Boris hatte sich nach Beseitigung des letzten Thronerben (Demetrius) zum Zaren wählen und salben lassen, und obwohl er ganz in die Spuren der alten Herrscher trat, ebenso fromm tat und ebenso rücksichtslos gegen alle »Verdächtigen« einschritt, sich redlich um Rufslands Gedeihen abmühte und, dem Adel zulieb, die Bauern um ihre Freizügigkeit brachte, scheint er die Bedürfnisse der neuen Zeit vorausschauend, zu Konzessionen an diese bereiter gewesen zu sein. Aber man liefs ihm keine Zeit hierzu; die Verschwörung erhob gegen ihn einen vermeintlichen Sohn Iwans, jenen Demetrius, den er in Uglič hatte ermorden lassen, und durch polnischen und kosakischen Sukkurs wie durch den Zulauf der unzufriedenen Bauern gestützt, zog Grischka Otrepjew als Zar Dmitrij in Moskau ein.

Der einstige Zögling Moskauer Klosterschulen hatte in den entscheidenden Jahren seiner Jugend in Kiev, Wolynien, geweilt, unter religiösen Freidenkern, Arianern sich bewegt, den Glanz polnischen Lebens und Sitte auf sich einwirken lassen; dafs er in Polen zum Katholizismus übergetreten war, davon wufste man

freilich in Moskau nichts; seine eigenhändige Erklärung an den Papst ist unlängst aus den vatikanischen Archiven ans Licht gekommen. Was ein Jahrhundert nach ihm Peter der Grofse erst mit dem Aufgebote eiserner Konsequenz und furchtbarster Grausamkeit durchführen sollte, glaubte der leichtsinnige Jüngling spielend machen zu können. Er wurde gestürzt, — nicht wegen seiner unechten Geburt, dies Moment war völlig nebensächlich und ist z. B. von Schiller gegen jegliche Wahrheit in den Vordergrund geschoben worden; auch der allerechteste Rurikssprößling wäre unfehlbar gefallen über — Kalbsbraten, Tafelmusik und das Sichnichtabwaschen in der bania vor dem Kirchenbesuch. Trotz seiner Eitelkeit war Demetrius wirklich wifsbegierig, durstete nach europäischem Wissen, und die ihn begleitenden Jesuiten konnten ihm hierin nicht rasch genug dienen; er dachte an sofortige Eröffnung hoher Schulen in Moskau und sollte er die Schüler (!) fürs erste aus dem Auslande holen. In dieser überstürzten Hast nach dem Neuen, die nicht mit der nötigen Strenge und Ernst Hand in Hand ging, bereitete er sich selbst sein Grab, verletzte die religiösen Gefühle seiner Untertanen, die einzigen, die sie hatten, und reizte zu Empörungen, die bei seiner Milde und bei seinem Mangel an Voraussicht nur zu leichtes Spiel hatten. Der Versuch, Gesittung und Wissen des Westens durch die weit geöffneten Tore frei hereinzulassen, mufste diesmal mifslingen. Ja, im Gefolge neuer Kämpfe, der Bedrohung russischer Selbständigkeit durch die Möglichkeit einer polnischen Herrschaft, die erst Anspannung aller Kräfte der Nation abwandte, entwickelte sich eine orthodoxe Reaktion, die die Nation ganz in die Zeiten des Stoglaw und Domostroj zurückzuwerfen schien; die aufserordentliche Belebung der Jahre 1603—1613 liefs zwar eine ganze Flut von Schriften und Gegenschriften erscheinen, in denen oft unter den erlogenen Floskeln kirchenslawischer Beredsamkeit der Tatbestand möglichst verdunkelt werden sollte, aber bald schien wieder alles in die alten toten Gleise zurückkehren zu sollen. Welche fanatische Unduldsamkeit und Ignoranz jetzt noch immer vorherrschte, bewies die Moskauer Synode von 1618. Dem Abte des Dreifaltigkeitsklosters, Dionysius, war die »Reinigung« des Textes eines Ritualbuches auferlegt worden; nach anderthalbjähriger Arbeit reichte er ihn dem stellvertretenden Metropoliten ein; er hatte auf Grund

alter Handschriften und griechischer Texte manches berichtigt, unter anderm in dem Gebet bei der Wasserweihe einen unsinnigen Zusatz beseitigt: »Erleuchte dieses Wasser mit deinem heiligen Geiste« — »und Feuer« warf er weg, weil es im griechischen Original und in guten slawischen Texten fehlte. Dafür wurde er der Ketzerei für schuldig befunden, mit dem Bannfluche belegt, in Hunger und Rauch gehalten, geprügelt; an Feiertagen führte man ihn in Ketten vor den Metropoliten, band ihn dann im Hofe an und gab ihn den Verhöhnungen und Schlägen des Pöbels preis; erst das energische Eintreten des Patriarchen von Jerusalem vor Zar und Patriarch rettete den Unglücklichen, den man zugleich auch für andere, allerdings ebenso unbegangene Sünden büfsen liefs.

Natürlich begegnete die Moskauer Orthodoxie auch den Kiever Leuten mit gleichem Mifstrauen; als einer von diesen seinen neu ausgearbeiteten Katechismus den Moskauern vorlegte, bestand er und sein Werk nicht die Prüfung; er hatte darin unter anderm eine Erklärung von Wolken, Gewitter und dgl. aufgenommen, was die Moskauer als »hellenische«, heidnische, Aristotelische Klügeleien verwarfen; auf seinen ärgerlichen Einwand, wie denn sonst die Sache zu erklären wäre, verwiesen sie ihn auf die Arbeit der auf und ab steigenden Engel. Diese Zurückgebliebenheit von Geistlichkeit und Volk sollte sich nun — bis heute noch — auf das empfindlichste rächen.

Noch die letzten Dezennien des Jahrhunderts boten mehrfach in Moskau das Abbild von Konstantinopel oder kleinasiatischen Städten des IV. Jahrhunderts, wo Tempel und Markt von theologischen Streitigkeiten widerhallten, das Volk entsetzt aus der Kirche strömte, wenn der Patriarch nicht den Beinamen Θεοτοκος anwenden wollte, die Gemüsehändlerinnen statt zu verkaufen über Christi doppelte Natur sich in die Haare fielen. Theologische Streitigkeiten, bei welchen Worten des Priesters die Transsubstantiation von Brot und Wein stattfinde, wann zu läuten sei, hielten die Menge in Atem: der Abschlufs einer Bewegung, die noch heute Millionen Russen vom Leben der Gesamtnation fernhält, die sogenannten Altgläubigen, Raskolniken (von Raskol-Schisma), zugleich die ersten Gegner offiziellen Gewissenzwanges.

Die brennende Frage der Textverbesserung der ritualen Schriften drängte ja zur Lösung; der herrschsüchtige und eigen-

willige Patriarch Nikon, der schliefslich in schweren Konflikt mit dem Zaren geriet, beharrte bei einer energischen und raschen Aktion. Als diese endlich durchgeführt (1653—1657), die Texte nach den griechischen Originalen bis in die Rechtschreibung der Namen hinein gebessert waren, erhob ein Teil der Geistlichkeit und die Masse des Volkes die schärfste Opposition; die an dem unveränderten Alten Hängenden erkannten einfach das Siegel des Antichristen in der anbefohlenen neuen Schreibung Jisus statt der alten Isus, in Nikolaj statt Nikola, in Paraskeva statt Praskovia; mit Greuel erfüllten sie die Wappenbilder und Dedikationen vor den Büchern selbst; mit Schrecken die rücksichtslose Verfolgung der Leute, die sich mit zwei und nicht, wie Nikon »nach der Ketzerei des Papstes Formosus« verlangte, mit drei Fingern bekreuzigten; die Einführung des neuen melodischen Kiever Gesanges entweihte ihnen die Kirchen. Mit etwas Nachgiebigkeit und Rücksicht hätte sich der Streit beilegen lassen, doch sind dies in dem autokratischen Rufsland und bei seiner einzigen Weisheit: byt' po siemu = so geschehe es, unbekannte Sachen; so kam es denn zur Katastrophe.

Der bedeutendste unter den Widersachern der Nikonischen Reform war der Protopope Awakum, der uns selbst über sein Leben berichtet, sonst vertrat er in über dreifsig Bittschriften und dgl. seinen Standpunkt. Es ist das erste körnige und saftige Grofsrussisch, das man zu lesen bekommt, stellenweise von aufserordentlicher Derbheit; mit unerbittlichem Grimme verfolgte er den Patriarchen und dessen Werk. Was er dafür erduldet, Hunger, Peitschen, jahrelanges Gefängnis, die Qualen in Sibirien, hätte den eisernsten Organismus mürbe gemacht; er ging unerschüttert aus diesen unglaublichen Martern heraus und blieb so bis zu Ende, bis man ihm seine Frau und Kinder lebendig verscharrte und ihn selbst lebendig verbrannte: noch am Feuerpfahl bekreuzigte er sich mit zwei Fingern und trotzte so seinen Gegnern. Denn die offizielle Kirche verfuhr unbarmherzig mit den Altgläubigen, die bei den alten Büchern und Formen verbleiben wollten: Hängen, Abschneiden der Gliedmafsen, Herausreifsen der Zunge, Lebendigverbrennen waren die erprobten Mittel des offiziellen Bekehrungseifers; wozu nach Persien gehen, um die Märtyrerkrone zu erlangen, spottete Awakum, bekreuzige dich nur in Moskau mit zwei Fingern, gleich wird dir das

Himmelreich offen werden. Und der Erfolg dieses Mordens und Brennens? Dafs heute noch Millionen Russen aufserhalb der offiziellen Kirche und des nationalen Lebens stehen, dafs sie von den einfachsten Grundlagen des Glaubens aus schliefslich auf die wildesten Abwege sektiererischen Treibens geraten sind, in einer Unzahl von Meinungen sich auflösten, bis zur Kastration der Skopzen und den Manien der Duchoborzen; es ist mit die Blüte des russischen Volkes, seine ernstesten, gesetztesten Leute, die nun durch die fanatische Unduldsamkeit der Kirche in ihren Fanatismus hineingehetzt worden sind, der sich sogar in zahllosen Selbstverbrennungen (um der Berührung oder Gemeinschaft des Antichristen zu entgehen) äufserte; Vorteil zogen nur Geistlichkeit und Beamte, für welche das Rubrum Raskol die stets milchende Kuh darstellte.

Der entschiedenste Verfolger der Raskolniken war der vorletzte Moskauer Patriarch Joakim (1674—1690), im Grunde selbst der schlimmste Raskolnik, ein Monstrum von Unwissenheit und Fanatismus, in dem sich zum letzten Male altrussische Voreingenommenheit gegen alles Humane und Verständige verkörperte. Nicht wollte er sich an den Tisch setzen, an dem ein Andersgläubiger (der zarische General Gordon) safs; als er erkrankte, gestattete er Ärzten (Ausländern, Russen gab es noch lange nicht) nicht einmal den Zutritt; in seinem Testament beschwor er Peter den Grofsen, dafs er keine Gemeinschaft der Rechtgläubigen mit den von der Kirche verdammten Lateinern, Lutheranern, Kalvinern und Tataren gestatte, als mit den Feinden Gottes und Verächtern der Kirche, dafs er die ausländischen Trachten verbiete. Das Scheren des Bartes mache das gottähnliche Antlitz des Menschen zur Affenmaske, meinte der Russe, und die ausgeschnittenen Kleider, d. h. die Beinkleider, unverhüllt zu tragen, schien ihm Gipfel der Unsittlichkeit. In Joakim wie in seinem Nachfolger Adrian verkörperte sich noch einmal das russische finstere, abergläubische, unwissende, unduldsame, fanatische Mittelalter, das sich, im Gegensatze zu Europa, bis zum Jahre 1700 hinzieht; als Adrian 1700 gestorben war, liefs Peter der Grofse das Patriarchat nie wieder besetzen; in Petersburg war mit einem solchen nichts anzufangen, in Moskau wäre es unwillkürlich Mittelpunkt der Opposition gegen die neue Ordnung, falls die Folterkammer solches

gestattete, geworden; erst nach über zweihundert Jahren (1905) sollte die russische Geistlichkeit, der eingeschüchtertste aller Stände, die Wahl eines neuen Patriarchen ernstlich verlangen. Zum Unterschiede von den vorausgegangenen Jahrhunderten war jedoch die einseitig-orthodoxe, kindisch-unvernünftige, dummdreiste Auffassung der Welt und ihres Laufes im XVII. Jahrhundert nicht mehr die einzige; ihre chinesische Mauer begann bereits die ersten Lücken aufzuweisen; langsam gewann der Russe den ersten Einblick in fremdes, höheres, nicht ausschliefslich asketisch-theologisches Geistesleben; lernte andere Menschen und Sitten kennen, fand sie besser, ahmte sie sogar nach zum Entsetzen der eingefleischten Reaktionäre, denen sogar die Griechen und Kleinrussen nicht verläfslich, nicht rein genug erschienen.

Es war jedenfalls leichter gefallen, die polnische Besatzung aus dem Kreml, wo sie nach dem Verzehren aller Ratten und Leichname auch die griechischen Handschriften zu Brei zerkochte und aufafs, als den polnischen Geist aus Rufsland zu vertreiben. Aus unmittelbarer Anschauung lernten Russen polnische Sitten und Bildung kennen und schätzen; mit jedem Dezennium steigerte sich der polnische Einflufs in den weltlichen Kreisen, am Hofe und beim Adel, und erreichte seinen Höhepunkt unter Zar Fedor. Als dieser noch Kronprinz war, weihte ein Kiever seinem Vater, Zar Alexej, ein Buch in polnischer Sprache mit der Begründung: »Ich gab das Buch polnisch heraus, weil ich weifs, dafs der Zarewič Bücher nicht nur in unserer angeborenen, sondern auch in polnischer Sprache liest . . . auch der Senat Eurer Majestät verschmäht nicht diese Sprache, sondern sie lesen polnische Bücher und Historien mit Genufs.« Die Zarin, Fedors Frau, war die Tochter eines polnischen Edelmannes aus Smolensk; wir lesen von ihr: Sie hätte vieles Gute Moskau gebracht, zuerst überredete sie die Leute, abzulegen die häfslichen weibischen, weiten Gewänder, welche der zarische Tyrann ihnen zur Strafe für feige Flucht aus dem Heere aufgenötigt hatte, — ein märchenhaftes Motiv, in vieler Völker Tradition bekannt, begründete die altrussische orientalische Tracht: dann die Haare und den Bart zu scheren, — das hatte schon der Vater Iwans IV. seiner Polin zuliebe getan, aber damals keinen Nachahmer gefunden; dann Säbel an der Seite zu führen; polnische Oberröcke, Kontusch,

zu tragen und was noch mehr; man begann, polnische und lateinische Schulen in Moskau zu errichten; die einen lobten dies, andere meinten tadelnd: bald werden sie schon polnischen Glauben und Streit in Moskau einführen. Persönlichen Einfluſs übten sogar angesehene polnische Gefangene, die jahrelang zurückgehalten wurden, wie der Schriftsteller und Wojewode Paul Potozki u. a. Besonders die Regentin Sophia und ihr Günstling, der hochgebildete Fürst Golizin, waren für polnisches Wesen zugänglich. Die zweite Hälfte des Jahrhunderts zeichnete sich demgemäſs auch durch eine förmliche Invasion polnischer Bücher aus, die im Original verbreitet oder übersetzt wurden.

Wer allerdings in den russischen Bibliographien diese Spuren aufsuchen wollte, würde sich arg enttäuscht finden. Während des ganzen XVII. Jahrhunderts ist nämlich das Druckwerk ausschlieſslich noch Sache der Geistlichkeit; Moskau hat eine einzige Presse auf dem Hofe des Patriarchen, und hier werden nur die religiösen Bücher in der strengsten Kirchensprache gedruckt, alles Weltliche ist vollständig ausgeschlossen. Doch wir befinden uns im Mittelalter; die handschriftliche Litteratur geht neben der gedruckten, als wäre der Druck noch nicht erfunden, einher (die Zahl der Leser war eben noch sehr gering), und aus ihr erfahren wir, was beliebt war. Wir erfahren übrigens davon auch aus anderen Quellen: die herrliche Nachdichtung des ganzen Psalters des Polen Kochanowski war in Moskau auch bei Leuten, die Polnisch nicht recht verstanden, so beliebt, daſs Simeon Polockij, der Hofdichter des Zaren, 1674 eine eigene Umdichtung unternahm, um den polnischen Text zu verdrängen.

Zuerst ergänzte sich die Belletristik aus dem Polnischen. Sie war bisher äuſserst spärlich vertreten: zu dem alten Bestande des geistlichen Romans, einiger klassischer Romane und Sagen, Alexandreis usw., Fabeln, einiger orientalischer Stoffe: die Rätsel des Kaufmanns Bassarga mit dem Schluſs à la Semiramis und Ninus, des Schemiakar Gericht u. a., waren im sechzehnten Jahrhundert durch südslawisch-weiſsrussische Vermittlung aus der Lombardei herübergekommen die Sage vom Königssohn Bov, die ein Lieblingsbuch des russischen Volkes geworden ist, Buovo d'Ancona, aus den karolingischen Chansons de geste, während »Tristam« keinen rechten Anklang fand. Jetzt ergossen sich die alten Volksbücher in der polnischen Re-

daktion über Rufsland; manches von ihnen ist aus dem Böhmischen übersetzt: »Die schöne Magellone und ihr treuer Ritter«, »Das Schlangenweib Melusine«, »Kaiser Otto und seine unschuldige Frau«, »Die sieben Meister«, »Der Römer Taten«, eine Sammlung von orientalischen und mittelalterlichen Sagen und Anekdoten, mitunter recht unerbaulichen Inhalts, stets mit erbaulicher, allegorischer Erklärung; Facetien, Auswahl aus einer polnischen Sammlung; nur der gerade in Polen äufserst beliebte »Eulenspiegel« fand keinen Abnehmer, offenbar stiefs der städtisch-bäurische Stoff ab. Mit diesen Vorläufern des Romans machte somit Rufsland zu einer Zeit Bekanntschaft, als in Europa längst eine höhere Stufe des Romans erreicht war. Für eigentliche Poešie war man noch völlig unempfänglich, man wählte lehrhaftes, übersetzte die langweiligen Fabeln des Paprozki aus dem Dialogus Creaturarum; die ethischen Sprüche des Žabčic; die Apoftegmen, Anekdoten meist aus dem klassischen Altertum des Budny usw. Man scheute durchaus nicht die katholische Asketik, so übersetzte man mit Kürzungen den riesigen »Grofsen Spiegel der Beispiele«, meist Wundergeschichten u. dgl., noch aus dem Mittelalter nach der Redaktion des polnischen Jesuiten; des Thomas a Kempis Nachahmung Christi; Schriften der Jesuiten Bellarmin und Drechsel; Allegorien, des h. Augustin und des Papstes Innocenz III. usw., bis zu einfachen Gebeten herab.

Man verlangte auch kräftigere Kost; namentlich war historische Litteratur angesehen; so las man die Weltchronik des Bielski, die litauische des Stryjkowski, Boters Relationen und anderes der Art; man interessierte sich für politische Schriften und übersetzte die Ökonomik des Aristoteles in der polnischen erweiterten Fassung und des Modrzewski Bücher über die Staatsreform; polnische Reisebeschreibungen nach dem gelobten Lande, des Starowolski Beschreibung der türkischen Ordnungen waren sehr beliebt. Man übersetzte Kalender, medizinische Werke, die alten Kräuterbücher, die physiologischen und fabelhaften »Probleme« des Aristoteles, das Buch des E. Sixt über Warmquellen usw., mathematische und grammatische. Und daneben übersetzte man auch mancherlei aus dem Lateinischen, sogar aus dem Holländischen direkt, z. B. die grofse mittelalterliche Predigtsammlung des Ungarn Meffreth, auf Wunsch des Zaren Alexej, aber daneben die treffliche Selenographie des in Polen wirkenden

Astronomen Hevelius u. a. Altes und Modernes, Wissen und Fabeln, von grundgelehrten Werken an bis zu Schwänken des Boccaccio oder zu einfachen Traumbüchern Daniels, gliederten sich zu einem geistigen Repertoir zusammen, wie es das frühere Rufsland in gleichem Umfang und Mannigfaltigkeit auch nicht geahnt hätte; zum ersten Male hörte die Schrift auf, nur in den Dienst der Kirche und der Askese gestellt zu werden. Scheute sich der Russe in früheren Jahrhunderten, auf ein beschriebenes Stückchen Pergament zu treten, weil der Inhalt gewifs ein heiliger war, so emanzipierte sich jetzt zum ersten Male die geschriebene, nicht die gedruckte Litteratur von diesem Gängelbande der Kirche.

Die Kirche selbst hatte hierzu Hand geboten, freilich nicht die Kirche der Patriarchen Joachim und Adrian. Und auch diese Bewegung führte direkt auf Polen zurück. Dort war die orthodoxe Kirche in ihrem Kampfe gegen die ihr aufgedrungene Union gezwungen worden, durch Unterricht und Schule den bisherigen Zustand geistiger Unmündigkeit, in dem sie nicht einmal über den eigenen Glauben Auskunft zu geben vermochte, zu überwinden. Alle russischen Schulen überflügelte bald das von dem Kiever Metropoliten Mohila, einem Walachen, der ganz polonisiert war, nach dem Muster polnischer Kollegien aus einer Klosterschule erweiterte Collegium Mohileanum. Der Lehrgang des Kollegs war etwa dem jesuitischer Schulen angepafst; Latein mit Poetik und Rhetorik, scholastische Philosophie mit der Krönung des Studiums durch theologische Kurse waren die Lehrgegenstände; man ahmte nicht nur zur Verherrlichung aller Gönner und Feiern panegyrische Verse und Prunkreden nach, sondern sogar die jesuitischen Schuldramen, obwohl man sie mit gröfserer Ausschliefslichkeit auf Themen der Schrift, Weihnachtsdrama u. dgl. beschränkte. An der Schule wirkten und aus ihr gingen hervor alle Theologen, d. i. zugleich auch Schriftsteller überhaupt des westlichen Rufslands, die bald in Moskau selbst tonangebend werden sollten. Wissen und Methode waren die mittelalterlichen, lateinisch-scholastischen; sie pflegten mit Vorliebe die Predigt, nicht das einfache erbauliche Wort, sondern die gesuchte allegorische Deutung, die die entlegensten Stoffe, aus der alten Geschichte, aus fabelhafter Naturkunde, herausklaubte, um durch etwas Neues zu blenden, die überraschendsten Deutungen zu

geben, den Hörer durch die gesuchtesten Zusammenstellungen zu reizen. Namentlich die jüngere Generation kannte und las mit Vorliebe Klassiker, schrieb Lateinisch, druckte Polnisch und Russisch; sie gehört beiden Litteraturen an.

Diese westrussische Bildung, das neue Kiever Treiben war Moskau durchaus nicht entgangen; aber man betrachtete es anfangs mit steigendem Mifstrauen, man sah in diesem Latein, Rhetorik und Scholastik nur die Abtrünnigkeit von der wahren Orthodoxie; man sprach diese Leuten ab, die womöglich nur durch blofses Begiefsen (Besprengen), nicht durch Eintauchen getauft worden waren, — mafste man sich sogar in Moskau an, die so Getauften, als wären es Heiden, noch einmal zu taufen! Und doch war es schliefslich ganz unmöglich, ohne die Hilfe der »Begossenen«, der »Tscherkessen«, — so nannte man die Kleinrussen nach einer Dnieprburg, die einfachste Neueinrichtung in Moskau durchzuführen.

Griechische Flüchtlinge und almosenerbettelnde Sendboten der orientalischen Patriarchen öffneten den Russen die Augen über ihr unglaubliches Zurückgebliebensein. Diese Griechen merkten den Unterschied zwischen Kiev und Moskau am eigenen Leibe; in Kiev fühlten sie sich frei, in Moskau wie in einem Käfig; man beobachtete sie durchs Schlüsselloch sogar; auf der Ukraine, unter Kosaken, suchte man mit Vorliebe die Schulen auf, in Moskau gab es keine. Und immer dringender ertönte der Ruf dieser Griechen nach Schulen. Als man sich endlich in Moskau dazu entschlofs, als die Reform der Kirchenbücher immer dringender wurde, gab es aufser den Kleinrussen niemanden, der die Schulen leiten, der die Texte für die Druckerei zurechtlegen konnte; und seit der Mitte des Jahrhunderts beginnt der mächtige Exodus der Kiever Gelehrten nach Moskau. Mochte ihr Wissen dem Abendländer einseitig und veraltet erscheinen, gegen die Moskauer Unwissenheit gehalten, bedeutete es die endliche Befreiung des Geistes vom blofsen Buchstabenglauben, arbeitete es zum ersten Male mit logischen Kategorien, verfügte über eine reiche Litteraturkenntnis, verpflanzte die polnisch-lateinischen Muster nach Moskau.

Das geistige Leben und die Litteratur der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ist wesentlich durch sie bestimmt. Die hervorragendsten unter ihnen waren ein E. Slawinezkij, der allerdings

persönlich weniger hervortrat, sich im Hintergrunde der Schule und der Druckerei, als eigentlicher Revisor der ritualen Texte, still und bescheiden barg; besonders jedoch ein Simeon Polozkij, der, zugleich ein gewandter Höfling, sich gegen alle Anfeindungen in einer Art Vertrauensstellung bei Zar Alexej, Fedor, dessen Lehrer er war, und bei der Regentin Sophia bis an seinen Tod zu behaupten wuſste. Polozkij ist der erste russische Dichter, Hofdichter und religiöser Dichter zugleich; seine Verse lehnen sich in ihrem rhythmischen Bau an polnische, d. i. einer rhythmisch ganz anders gebauten Sprache, an und versündigen sich gegen die russische; es sind die sogenannten syllabischen, weil im Grunde statt jeglichen Rhythmus nur die Silben gezählt und ganz ungenaue Reime, meist bloſse grammatische, beobachtet wurden; — diese ungeheuerlichen, hölzernen, miſstönenden Verse behaupteten sich bis in die dreiſsiger und vierziger Jahre des XVIII. Jahrhunderts.

Ethisch der bedeutendste war unter ihnen ein milder Christ, der fromme und heilige Demetrius, nachher Bischof von Rostow, ein beharrlicher Arbeiter, der sich besonders um die erbauliche Litteratur durch seine Menäen, Heiligenleben, zum Teil nach den Heiligenleben des berühmten polnischen Jesuiten Skarga, die förmlich zu einem Volksbuch werden konnten, durch seine Predigten, durch seine Sorge um die Schule in seinem Rostow um Ruſsland verdient gemacht hat; er polemisierte, aber schriftlich, gegen den Raskol. Ein anderer Kiever, Gisel, verfaſste eine russische Chronik, die trotz ihrer harten, streng kirchenslawischen Sprache und anderer erheblicher Mängel ein volles Jahrhundert unverdiente Autorität genoſs. Andere halfen, ohne ihr geliebtes Ukraine zu verlassen, durch ihre Werke die erste Litteratur, mochte sie auch noch so einseitig sein, schaffen, der Prediger Radivilowskij, der Polemist (in theologischen Sachen natürlich) Galatowskij, der Dichter Erzbischof Baranovič, welcher alles Unmögliche, Legenden, dogmatische Streitigkeiten, Asketika, bis in sein neunzigstes Lebensjahr beharrlich reimte; diese Metromanie übertraf nur ein anderer Metropolit, Maksimovič, der in 25000 der holperigsten Verse das Lob Mariens aussang.

Die Bevorzugung der Kiever wurde in Moskau mit scheelen Augen angesehen. Die Altgläubigen waren geschworene Feinde derjenigen, in denen sie nur Abtrünnige witterten; aber auch

im Patriarchat war man ihnen gram. Man verargte ihnen die kirchlichen Selbständigkeitsgelüste (für ihr Kiev); man verdächtigte sie lateinischer Neigungen; man beschuldigte sie der Irrlehre, so über das Eintreten der Transsubstantiation, wobei die Kiever einfach an einem älteren Standpunkte der Orthodoxie festhielten. An Simeon Polozkij wagte man sich zwar nicht heran, so fest stand er in der zarischen Gunst, aber an seinem ergebenen Schüler Miedviedew, dem ersten grofsrussischen Gelehrten, wenn auch nur Kiever Schlages, kühlte man das Mütchen; sein Wissen, seine Anhänglichkeit an seinen Lehrer, den er in seinen Gedichten nachahmte, auch plünderte, mufste er auf dem Schafott büfsen; angebliche politische Vergehen mufsten herhalten, um den persönlichen und glaubensfanatischen Groll auch wegen der Lehre von der Transsubstantiation zu verbergen. Nach der Exekution schien die Kiever Richtung unterdrückt zu sein; in bewufstem Gegensatze zu ihr und ihren lateinischen Anlehnungen suchte man in Moskau griechisch-slawische Schulen ins Leben zu rufen, unter der Mithilfe der Griechen Lichudes; da das Experiment mifslang, kehrte man zu dem lateinischslawischen Schultypus der Kiever zurück. Peter der Grofse, dem man die Hinrichtung des Miedviedew entlockt hatte, stützte sich gerade auf die Kiever, wählte aus ihnen seine Werkzeuge im Kampfe mit dem Raskol, mit dem Aberglauben und mit den theokratischen Gelüsten der Moskauer Geistlichkeit, gebrauchte gerade die Kiever, um die orthodoxe Kirche im Staate zu einem blofsen polizeilichen Organ herabzudrücken, als das sie noch heute funktioniert, ohne eigenes Leben, Ansehen und Bedeutung.

Nicht nur Leben und Kirche, Litteratur und Gedanke, sogar die Sprache selbst wurde durch die Übersetzungen und durch die Kiever zum ersten Male von einer fremden Welle nachhaltiger getroffen. Bisher war von Verkehr und Leben die Schriftsprache unberührt geblieben; man sprach den grofsrussischen Dialekt unter sich, vor Gericht, in den Räumen des Gesandtenamtes, einer Art Ministerium des Äufseren, wo die Instruktionen für die Gesandten ausgearbeitet und ihre Berichte entgegengenommen wurden; aber man schrieb nur das Kirchenslawische und sprach es, der Tradition folgend, nach der kleinrussischen Aussprache aus, h für g usw. Die Unterschiede zwischen beiden Sprachen

waren so erheblich, dafs z. B. schon 1683 Fursow den Psalter wenigstens aus dem Kirchenslawischen ins Grofsrussische des gemeinen Nutzens wegen übersetzte, doch verbot der Patriarch die Drucklegung, und noch heute besitzt der Russe die heiligen Schriften nicht in seiner Sprache, aufser den verbotenen, im Auslande hergestellten Texten, sondern in der fremden, kirchenslawischen, die ihm allerdings nur als veraltete, nicht als fremde erscheint, so sehr hat die jahrhundertelange Übung das Ohr des Volkes umgemodelt. Die Unterschiede können mitunter bedeutender werden, so lautet z. B. der Titel von Quo Vadis, dem bekannten Roman von Sienkiewicz, in der Übersetzung Kamo griadeši, russisch mufste er Kuda idioš heifsen usw.; die noch aus dem XVI. Jahrhundert stammenden Versuche, dem Volke die heiligen Schriften mundgerecht zu machen, handschriftliche kleinrussische, gedruckte eines Skorina, eines Protestanten Tiapinskij fürs Weifsrussische usw., blieben erfolglos.

Dieser Zwiespalt der Sprachen durchdringt die ganze alte Litteratur, und die Schwankungen sind mitunter ganz erheblich, so ist die Synopsis des Gisel in einem exklusiveren Kirchenslawisch geschrieben, als die sechs Jahrhunderte ältere Kiever Chronik. Die bisherige Übung blieb bestehen, und so gab es im Grunde zwei Sprachen, die geschriebene und die gesprochene. In diese Schrift- und Umgangssprache drang nun das Polnische ein und hat, trotzdem die polnischen Einflüsse bald anderen, höheren, weichen mufsten, bis heutzutage einen tiefen Einschlag im Russischen hinterlassen. Namentlich ist es die Terminologie für das Ständewesen, Bürger, Wappen und dgl., für Heer, Rang und Waffen, für Grammatik und Philosophie, für Gegenstände feinerer Kultur von Prunkgemächern an bis zu Benennungen des täglichen Bedarfes an Kleidung und Nahrung, Höflichkeitsphrasen sogar, in denen das polnische Element, oft für den Russen selbst unkenntlich, seit dem XVII. Jahrhundert fortbesteht; sogar die den Ausländer so befremdenden lateinischen Lehnworte des Russischen, spina, luna u. a., sind durch polnische Vermittlung herübergekommen und ebenso sind viele deutsche, z. B. tiurma = Gefängnis, d. i. Turm, puszka = Kanone, d. i. Büchse, erst über Polen und Litauen, polnisch turma, puszka, nach Moskau gewandert; mochten namentlich die Kiever sich noch so sehr abmühen, sie entschlugen sich nie völlig des in ihrer Heimat

gewohnten Polnischen. Erst das XVIII. Jahrhundert beseitigte langsam manche polnische Worte, die noch in der Korrespondenz Peter des Grofsen sich bemerkbar machen, wie es den polnischen Einflufs selbst längst überwunden hatte.

Denn noch ein drittes Moment ist heranzuziehen, der Einflufs des Abendlandes, wie er in Moskau ohne jede polnische Vermittlung auftrat. Er konzentrierte sich in der Sloboda (dem Freidorf) bei Moskau, das zu Ende des XVII. Jahrhunderts auszog, um die Hauptstadt sich zu unterwerfen; in den fremdländischen Regimentern der Zaren. Schon 1472 hatten ja Abendländer russischen Boden betreten; ihr Zuzug hörte im XVI. Jahrhundert niemals vollständig auf; gefördert wurde er durch die Notwendigkeit fremder Soldaten und Offiziere, wie General Gordon z. B. oder der aus Peters Jugendgeschichte bekannte Schweizer Lefort u. a. Sie hausten in der Sloboda, die dem Rechtgläubigen ein Greuel war; hier fand sich auch der so wenig beaufsichtigte Peter frühe ein und hier lernte er die abendländische Art schätzen, die russische verachten; wie bitter verspottete z. B. Peter die russische Geistlichkeit, was für Parodien erlaubte er sich, allerdings in engstem Kreise, über die dem Russen heiligsten Sachen.

Natürlich trat im XVII. Jahrhundert die Sloboda noch nicht in der Litteratur auf, abgesehen von fremdsprachlichen Erzeugnissen, wie z. B. das interessante Tagebuch Gordons, und doch nimmt sie bereits hier und da Stellung. So verdankt man ihr das erste russische Theater. Seitdem die ersten russischen Sendboten, z. B. jene beiden Susdaler 1438, nach Europa geschickt wurden, hatten sie Aufführungen von Mysterien, später z. B. in Warschau, von Opern, Komödien, Dramen beigewohnt und schwelgten in der Erinnerung an das Gesehene; doch dabei verblieb es. Zwar hätte der falsche Demetrius, wie anderen Mummenschanz, auch das Theater eingeführt, aber man stülpte nur seinem Leichnam italienische Masken auf; Vermummungen waren dem Orthodoxen ein Greuel. Sein Gottesdienst bot zwar einigen Ansatz zur Mysterienbildung (die Einfahrt zu Esel am Palmsonntag u. a.), aber bei der Unbeweglichkeit der orthodoxen Kirche war jegliche weitere Entwicklung unmöglich. Erst das Kiever Schuldrama brach das Eis, doch Zar Alexej verlangte eine regelmäfsige Komödie, von professionellen Spielern. Zum

Glück für ihn haben byzantinische Kaiser Zirkusspielen beigewohnt, es war somit ein orthodoxes Präzedens geschaffen, und so konnte man daran denken, sich Schauspieler aus dem Auslande kommen zu lassen. 1672 warb Oberst von Staden in Riga die Truppe des Paulsen an, doch kam die Sache nicht zustande, und man begnügte sich schliefslich damit, den protestantischen Pastor der Sloboda, Gregori, zuerst Deutsche, dann Russen zum Agieren von Komödien einüben zu lassen. Die Hauptstützen des Gregorischen Repertoires waren deshalb geistliche Stücke: Judith und Esther, neben Singspielen und Balletten; eine gleichzeitige Notiz besagt: 1674 war bei S. M. im Dorf Preobražensko Komödie und erlustigten S. M. Ausländer, wie die Kaiserin Alaferra (!) dem Kaiser den Kopf abschlug; die Dramen sind in Prosa, in fünf Aufzügen, mit einzelnen Arien. Nach Gregori trat ein anderer Theaterleiter auf, der Pole Čyžyński, doch ist von seinem Repertoir nichts Näheres bekannt. Der Tod des Zaren verhinderte eine weitere Ausbildung dieses Beginnens.

So bekämpfte sich Altes und Neues; bald wurden scharfe Verbote erlassen, z. B. der polnischen Tracht, bald wurde befohlen, nur in kurzer polnischer Tracht auf dem Hofe zu erscheinen; dieses Schwanken ist für die Zeit bezeichnend. 1649 wird durch Bemühungen des Rtiščev die Klosterschule in Moskau gegründet, mit Kiever Mönchen besetzt, aber 1650 schreibt einer ihrer Schüler: aus Furcht vor Rtiščev täusche ich ihn, aber in Zukunft will ich auf keinen Fall lernen, wer Latein erlernt, wird den Heilsweg verfehlen usw. Die Zahl derjenigen, denen die Schuppen von den Augen fielen, wuchs jedoch zusehends; namentlich trafen sich unter den Grofswürdenträgern einzelne von höherer Bildung, so Rtiščev, Ordin-Naščokin, der seinen Sohn von polnischen Lehrern unterweisen liefs, A. Matviejev, Förderer auch der theatralischen Neigungen des Zaren, Golizin. Andere wagten sogar, freilich von dem sicheren Boden des Auslandes aus, schon die Wahrheit über Rufsland zu bekennen. G. Kotoschichin, Diak, Schreiber, schon einmal ausgepeitscht, weil er bei dem Titel des Zaren ein Wort übergangen hatte, mufste bei einem neuen Vergehen noch Schlimmeres befürchten, und floh lieber gleich ganz, über Polen nach Schweden, wo ihn das Schicksal doch erreichte: er wurde wegen eines Totschlages hingerichtet. In Stockholm verfafste er eine Schrift über Rufsland, wie zur

Instruktion des Auslandes, in dreizehn Kapiteln über alles, Hof, Gericht, Heer usw., bis zum Privatleben handelnd. Vor Kotoschichin gab es nur ungezählte Berichte von Ausländern über Rufsland, wo Wahres und Falsches, unvermeidliche Irrtümer und Mifsverständnisse, Hafs und Verachtung, Staunen und Mitleid ein oft verkehrtes Bild dieser »Barbarei«, dieses »Persiens« oder »Abissiniens« — so noch in den Vorstellungen eines Leibniz! — ergaben, von dem umständlichen Bericht eines Herberstein an durch die englischen eines Fletcher z. B., die noch im XIX. Jahrhundert die russische Zensur nicht passieren durften, französischen, holländischen, polnischen bis wieder zu deutschen eines Olearius usw. Jetzt ergriff zum ersten Male ein kompetenter Beurteiler das Wort zu seiner »La verité sur la Russie« und hätte seiner Schrift das bekannte Motto des Gogolschen »Revisor« vorsetzen können: »Schimpfe nicht auf den Spiegel, wenn dein Maul krumm ist.« Es sind dies knappe, aber beredte Kapitel über die bodenlose Unwissenheit und den unerträglichen Hochmut der Russen, wie die Bojaren im Staatsrat nur die Bärte vorzustrecken wissen, über den Lug und Trug in jeglichem Handel und Wandel, die Dummheit der Weiber, wie die Ehen geschlossen werden, ohne dafs die jungen Leute einander zu Gesichte bekommen, was für Betrügereien hierbei unterlaufen. Andere Russen, die vor Kotoschichin ihrem geliebten Vaterlande entflohen waren, teilten dieselben Anschauungen; Kotoschichin, Herzens Vorläufer, hat sie zuerst schriftlich fixiert, doch ist sein Bericht erst im XIX. Jahrhundert ans Tageslicht gekommen. Man wollte ihn herabsetzen, zieh ihn der Übertreibung, Voreingenommenheit, aber im Grunde liest man dasselbe heraus aus den Schriften des glühendsten Verehrers der Russen, des Kroaten Jurij Križanič. Das Schicksal des Mannes erinnert einigermafsen an einen älteren Märtyrer, Maxim den Griechen; auch er büfste, jetzt in Sibirien, unbegangene Verbrechen, weil er gefährlich schien. Seine Vorliebe für Rufsland erklärt sich, wie bei Böhmen im XIX. Jahrhundert, aus den gedrückten Verhältnissen seiner engeren Heimat, aus dem Unterlegensein der Slawen den Deutschen, Griechen und Türken; nur der mächtigste aller Staaten gab Gewähr einer Änderung der Lage, einer Befreiung. Križanič tritt für die Vereinigung aller Slawen, zumal der Russen und Polen, ein; die konfessionellen Gegensätze haben nur Rom und Griechenland in die Slawenwelt

hineingetragen; er tritt sogar für eine gemeinslawische Sprache ein, einen Mischdialekt auf Grund des Kirchenslawischen, und bekämpft aufs leidenschaftlichste die Xenomanie der Slawen, ihre Sucht, Fremdes nachzuahmen, über das Eigene zu schätzen und zu stellen. Doch hindert ihn dies durchaus nicht, andere Fehler der Russen zu erkennen, ihr Zurückgebliebensein, sogar die Notwendigkeit, gerade von den verhafsten Fremden zu lernen, Vorschläge zur Hebung der Wohlfahrt, des Ackerbaues sogar zu machen. Schon ihm ist Wissen Macht, ruft nicht Ketzereien hervor, sondern beseitigt solche, und ist das Erstrebenswerteste; daneben predigt er Selbsterkenntnis und Mifstrauen den Ausländern gegenüber.

Auch in der schönen Litteratur, wenn dieser Ausdruck gebraucht werden darf, paart sich Altes und Neues, doch sind hier originale Leistungen verschwindend gering. Im Tone des geistlichen Volksliedes, des stich, finden wir eine Allegorie, wie den Jüngling, weil er leichtsinnig die Gebote der Eltern mifsachtet, das E l e n d verfolgt, Versuchungen aussetzt, um alles bringt — im Abendlande pflegen solche Allegorien mit dem Untergange des Betreffenden zu schliefsen, dem »frommen« Russen bleibt immer der Ausweg offen, das Kloster, vor dessen Toren das G o r j e ohnmächtig zurücktreten, die sichere Beute wieder fahren lassen mufs; die Züge dieses stich sind äufserst markant. Es fehlt nicht an Legenden, die durch ihren historisch-phantastischen Hintergrund auffallen, so die von Sava Grudzin und dem Teufelspakt, den ein »Frommer«, natürlich nur ohne seine Tragweite zu kennen, unterfertigt — und wiederum mufs der Teufel zusehen, wie hinter seiner sicheren Beute die Klostertore schützend sich schliefsen; der frommen Legende gewährt die Erwähnung der Polenkämpfe, der Belagerung von Smolensk ein pseudoaktuelles Aussehen. Ganz in russische Sitten transponiert ist die Erzählung »Historie vom russischen Edelmann Frol Skobejev und der Anuschka, der Tochter des stolnik Nardin-Naščokin«; dem Namen sind wir oben begegnet. Ein Motiv des »Don Juan« — Knabe als Mädchen gewinnt das für ihn sonst ganz unzugängliche Mädchen — ist nach Moskau nicht ungeschickt versetzt, und wie der Schlaue die über die Messalliance empörten Schwiegereltern schliefslich besänftigt, ist nicht ohne Humor erzählt: ein Vorläufer späterer russischer Realistik.

Die Hauptmasse der Produktion war theologischen polemischen Inhaltes; stritt für und wider den Raskol; beschwor, im Dialog des Archimandriten Ignatius, Golizin, ja nicht eine steinerne Kirche — Räuberhöhle —, sonst galten sie als »Moscheen«, die Deutschen in ihrer Vorstadt bauen zu lassen, ihm sonst mit allen Höllenqualen drohend. Sogar solche Schriften sind gering an Zahl und Umfang, und die ganze Moskauer Litteratur hält nicht den geringsten Vergleich mit der Kiever aus, die eine Fülle von Wissen und Fleiſs, ja von Geist und Methode darstellte, in europäischen Formen, mochten sie auch veraltet sein (wie die Mysterien »vom Gottesmanne Alexej« u. a. m.), sich versuchte, sich nicht mit bloſsem Abschreiben alter, frommer Litteratur begnügte, Realien nicht vernachlässigte, sogar historisches Interesse bezeugte. Das beste und meiste, was in Moskau geleistet wurde, war eben Kiever Provenienz.

So lebte sich Altruſsland aus. Gegen Ende des Jahrhunderts beginnt der dumpfe Druck über ihm nachzulassen; wir stehen vor einer raschen und gründlichen Liquidation der ganzen Vergangenheit, eines vollständlichen Bruches mit ihr. Was bedeutet nun diese Vergangenheit?

Über allem Zweifel stand ihre politische Bedeutung; Ruſsland war der groſse slawische Staat geworden; andere gab es nicht, Polen sollte ja sofort zu einer russischen Dependenz herabsinken, und Peter war dessen bereits so sicher, daſs, im Gegensatze zu seinem Vater, er seine Hauptanstrengungen schon anderem, dem Gewinnen der Küsten und der Vernichtung der Türken, widmen konnte. Jetzt heimste Ruſsland die Vorteile seiner günstigen geographischen Lage ein; seit anderthalb Jahrhunderten hatte es sich um das Sechsfache vergröſsert und behielt von nun an die Tendenz immer weiterer Vergröſserung bis heutzutage. Diesem äuſserlichen Riesenzuwachs entsprach jedoch durchaus kein kultureller. Ersterer war groſsenteils auf Kosten von Orientalen geschehen; es fand direkte Übernahme zahlreicher tatarischer Murzen in den russischen Adel statt (die Saltykow, Turgeniew, Aksakow, Deržavin usw.); Ruſsland war stark orientalisiert, von der Kleidung angefangen bis zu seiner Lebensführung, zu dem Mangel geistiger Interessen, mit der Indolenz, dem Hang zur Gewalttätigkeit, der Vorliebe für Hunde, Falken und Pferde; es machten auch Russen auf Europäer im

XVII. Jahrhundert denselben Eindruck, den Perser heute auf uns machen; russische Gesandte z. B. betrugen sich während des ganzen Jahrhunderts meist wie die Perser berüchtigten Andenkens im XIX., so daſs man ihnen am liebsten Schweinekoben als Wohnungen angewiesen hätte und sie ohne weiteres als mezze bestie bezeichnete; maſslose Trunkenheit, Exzesse, wüsteste Schimpfereien waren bei dem Gesandtschaftspersonal auf der Tagesordnung; ihre Ignoranz wurde nur von ihrem Hochmut übertroffen.

Städte gab es in dem groſsen Bauernreich nicht mehr auſser Moskau, sonst Dörfer, auch Festungen; natürlich gab es keinen Bürgerstand; der Kaufmannstand, bäurisch in seiner Lebensart, orientalisch in seiner Geriebenheit und Gewissenlosigkeit, gebrandschatzt von den zarischen Woiwoden und ihren Diaken, verkörperte die Ideale des Domostroj als reicher Ssamodur oder soff sich zu Tode. Handwerke wurden meist von Bauern betrieben; eine Vervollkommnung war somit ausgeschlossen. Die Städte, Moskau voran, hatten nur Holzbauten; in Moskau waren nur der Kreml und die Kirchen aus Stein und ummauert, sonst bestanden die Befestigungen oft nur aus hölzernem Palisadenwerk.

Auf dem platten Lande gab es natürlich nur Holzbauten angefangen von den Kirchen; freilich lieſs sich in ihnen der harte Winter gut überstehen. In seinen hölzernen Gehöften hauste nun der Adel mit der zahlreichen Dienerschaft, nach orientalischer Weise jede Tätigkeit als etwas Erniedrigendes verachtend. Seine Nachkommen prunkten noch im XIX. Jahrhundert damit, daſs sie sich nie im Leben auch nur die Socken angezogen hätten (siehe Oblomow); sie waren Dienstleute des Zaren, und ihr Streben ging dahin, die Dienstgüter (pomiestija) zu erblichen zu machen, was ihnen auch gelang (daher pomieščik = Gutsbesitzer); eigentlich aristokratische Traditionen und Ansprüche fehlten; den Bojaren (im Rate) machte ja sein Amt, nicht das Geschlecht aus, und daneben als Fürst betitelt zu werden erschien ihm als eine bloſse Beleidigung; es fehlten Rangstufen (Grafen und dgl.), Wappen, Majorate, — alles, was dem europäischen Adel eigen war. Für den Unterhalt dieses Adels plackte sich nun das »Männchen« (der Bauer = mužik); der freie Mann war längst unfrei geworden, und da er sich dem

Drucke entziehen wollte durch Flucht, Aufsuchen anderen Dienstes, wurde er an die Scholle gefesselt, und nunmehr steigerte sich der Druck mit jedem Dezennium, bis der Mann zu einem Lasttier herabgewürdigt war; immer konsequenter stellte sich die Regierung auf die Seite des Adels. Die weltliche Geistlichkeit verbauerte; nur die Mönche, aus denen ja die Bischöfe hervorgingen, wahrten sich steigenden Grundbesitz und einen gewissen Bildungszensus. Vom Auslande wufste niemand etwas; Reisen waren ausgeschlossen bis auf die amtlichen der Gesandten, aufser dafs Mönche der Handschriften oder des Seelenheils halber nach dem Athos oder Jerusalem pilgerten; jede andere Reise, wie das Wissen selbst, gefährdete ja das Seelenheil des Orthodoxen, auf das der Teufel an allen Ecken und Enden lauerte — die heiligen Kirchen und Klöster ausgenommen.

Wissen, aufser einem rudimentären theologischen, und Künste, aufser der traditionellen byzantinischen Heiligenkleckserei und der Illustration von Handschriften, existierten nicht. So staunten die russischen Gesandten Theaterstücke an, d. h. die einzelnen Szenenbilder, ohne einen Zusammenhang derselben auch nur zu ahnen; für Skulpturen fehlt völlig das Auge. Dafür war das ganze Land fromm, aber die Frömmigkeit selbst eine fanatische und doch ganz äufserliche; auch im Auslande interessierte sich der Russe am meisten für Reliquien, schlug mit dem Kopfe vor Stückchen der Nabelschnur oder Vorhaut Christi, aber es fiel den Fremden auf, wie zerstreut er bei seinen Andachtsübungen war; nur Äufserlichkeiten, Lappalien, entfremdeten auch den Raskol der offiziellen Kirche. Jedes Buch galt von vornherein als ein frommes, daher sollte kein Buch tiefer als in der Brusttasche getragen werden. Jegliche Änderung beunruhigte, alles Ungewohnte erschreckte; das Wissen der Ausländer galt als teuflisch; Verkehr mit ihnen setzte drohendem Verdachte aus; die blofse Anwesenheit fremder Offiziere erklärte dem Rechtgläubigen Mifserfolge russischer Waffen.

Geselligkeit, freier Verkehr waren unbekannt; die Frauen weilten in den abgeschlossenen Hintergemächern, zu denen den Schlüssel der Hausherr stets in der Tasche trug. Bestraft wurde schon, wer nur zufällig die Zarin erblickt hatte; es gab viele Hofbeamte, die nie ein weibliches Mitglied der Zarenfamilie zu

Gesicht bekamen; so wurde das »schwache« Weib, Gefäfs des Teufels zugleich, vor jeder Berührung mit der Aufsenwelt ängstlich abgeschlossen. In der Kinderzucht spielten Prügel die einzige Rolle. Auch die Erwachsenen wurden das Gefühl der Furcht nie los: es notierte der russische Gesandte besonders, dafs z. B. in Venedig die Leute »ohne Schrecken« leben, dafs jeder tut, was er will, um andere sich nicht kümmert.

Aller Sinn war auf Äufserlichkeiten gerichtet; der Gesandte studierte tagelang Verbeugungen und alle Titel ein, aber er ahnte oft gar nicht, was man ihm schriftlich als Antwort mitgab, dafür log er in seinen Berichten nach Hause oder notierte blofs Namen und Entfernungen. Byzantinischer Formelkram im Glauben und Wissen, blinder, geistloser Gehorsam gegen jegliche Weisung oder Willkür, Ertötung jeglichen Stolzes, höheren Gefühls, Verpönung jeglichen Gedankens waren die Zeichen der Menschen und Zeit.

Und doch schlug bereits das XVII. Jahrhundert selbst tiefe Breschen in die chinesische Mauer, hinter der Rufsland beschaulich vegetierte. Nichts half das Zetern der Patriarchen, Äbte, der alles Ausländische wütend hassenden Moskauer Strelzen, die mit ihrem Ausgange so recht an die Janitscharen erinnern, nur ist in Rufsland um hundertzehn Jahre früher mit ihnen aufgeräumt worden; nichts besagten sogar zeitweilige Erfolge der Reaktion, dafs man die Ausländer z. B. aus Moskau in die Sloboda vor der Stadt verwies, dafs der Einflufs der Kiever zeitweilig gebrochen wurde, dafs man verlangte, wenn schon Russen das Lernen nicht erspart werden soll, mögen sie wenigstens bei Griechen lernen. Weil man den materiellen Forderungen der Zeit hatte nachgeben müssen, fanden schliefslich auch die geistigen ihren Eingang. Die Uniformierung der Armee und Einexerzierung nach europäischem Muster war nur der Vorbote einer ähnlichen Uniformierung und Einexerzierung der Geister: freilich war letzteres nicht so rasch und nicht so gründlich durchzuführen und ist zum Teil bis heute nicht erreicht.

Schon kündete alles eine nahende Revolution an; die Zarewna, statt ins Kloster zu gehen, wohin alle Zarentöchter wandern mufsten — an einheimische Grofse konnten sie ehrenhalber nicht vergeben werden und das Ausland war ihnen verschlossen —, führte die Zügel der Regierung, wenn auch nur als Regentin für

ihre Brüder jahrelang; ihr Günstling dachte bereits an eine Befreiung der Bauern mit Landbesitz. Gegen den drohenden Umschwung schlofs sich die Reaktion, mit dem Patriarchen an der Spitze, an Peter an und kam aus dem Regen in die Traufe. Schon dessen Eltern, der milde Alexej und seine lebensfrohere Gemahlin, waren nicht mehr die steifen Götzen der alten Zeit, und in dem Sohne, um den sich lange Zeit niemand recht kümmerte, der unter den Stalljungen aufwuchs, kam die Lebensenergie in ungeahnter Weise zum Durchbruch. Er war kein Stubenhocker und Kopfhänger; statt frommer Bücher und theologischen Wissens reizten ihn die Realien, die Welt, an die bisher niemand im Kreml gedacht hatte; statt mit frommen Mönchen trieb er sich lieber mit den beiden Holländern umher und hantierte an dem alten englischen Boot, bis er sich damit auf die Jausa hinauswagte: das sollte der Anfang der russischen Flotte werden! Russische Gesandte hatten ja vor Peter Globuse gesehen und sie in ihrer Naivität als »Äpfel« bezeichnet; ihn interessierten Globus, Astrolabien, Zirkel und andere Instrumente; alles Technische, mochte es vorläufig auch nur Spielerei, Feuerwerkskörper, sein. Aus der Spielerei wurde Ernst, als er mit zwei Kondottieren, mit dem Schotten Gordon, dem alten, erfahrenen, kenntnisreichen Manne, und dem Schweizer Lefort, dem windigen Gesellen, zusammentraf, als er mit ihnen seine Soldaten in Preobražensko, dessen nomen omen war (preobraženije = Verklärung, darnach Kirche und Dorf benannt war) einexerzierte, als er durch sie Gefallen fand an dem europäischen Treiben in der Sloboda. Der rechtgläubige Zar mit »Heiden« verkehrend, bei ihren Kindern zu Gevatter stehend, seine rechtmäfsige Gemahlin wenige Wochen nach der Hochzeit verstofsend und Heidinnen, darunter die Anna Mons, zur Geliebten habend! Und immer geringschätziger dachte und sprach Peter von seinem Patriarchen und immer mehr trieb es ihn, das Abendland selbst zu sehen, das Land der technischen Wunder, der gelehrten und zivilisierten Menschen, die ihm die Mittel zur Ausführung seiner ehrgeizigen Pläne liefern sollten. Endlich wurde 1697 eine Gesandtschaft unter Lefort und Golovin, einem Mäzen der Künste und Wissenschaften, ins Ausland geschickt; ihre politische Aufgabe war unbedeutend und der Erfolg null; ihr waren beigegeben fünfunddreifsig Freiwillige. Peter wählte sie aus den

jungen Hofschranzen, den Stolniki und den Spalniki; sie sollten im Auslande die »Navigation« erlernen; sie waren zu zehn eingeteilt, unter je einem Zehntmann; einer dieser Zehntleute war der junge Zar selbst, — Ben Akiba wäre beinahe widerlegt worden.

Und doch ist er es nicht; Peter war eben nur Iwan IV. in neuer Umgebung, derselbe Barbar, würdig der mezze bestie, über die er zu herrschen hatte, ebenso sinnlich und grausam wie Iwan, ebenso herzlos und gewalttätig, ebenso sich mit dem Staate identifizierend und von allen Untertanen fordernd das Aufgehen im Dienste des Staates, alles zertretend und zermalmend, was irgendwie der Nivellierung, der Unterjochung unter recht primitive Staatsforderungen widerstand: also führte er die Verwandlung aller Bauern ohne Unterschied in Leibeigene durch und belegte sie alle mit derselben Kopfsteuer; also verwandelte er über ihnen den ganzen »Adel«, der dienen mußte, beim Militär, im Hof- oder Zivildienst, in eine nach 14 Rangklassen abgestufte Bedientenschar, — alles atmet byzantinischen (oder chinesischen?) Geist. Und streiften Iwans Gottesdienste sehr nahe die Blasphemie, so ist Peters »allernärrischste Kirchenversammlung« mit ihren Päpsten, Kardinälen und Bischöfen die offenste Verhöhnung aller Religion. Die Unterschiede zwischen Iwan und Peter betreffen fast nur Kleinigkeiten, so legte Peter Iwans Tartüfferie ab, die Kirchenväter und der Weihrauch waren ihm ein Greuel, Tabaksdampf der liebste Nasenkitzel, und die Weisheit der Sloboda ging ihm über die des Chrysostomus; im einzelnen fällt sogar der Vergleich zugunsten Iwans aus, wenigstens hat er seinen Sohn und Thronfolger nicht absichtlich ermordet, wie dies Peter getan hat; nach dem Meere drängte Peter nicht mehr wie Iwan, nur traf dieser auf stärkeren Widerstand, das Polen des Batory war eben noch nicht Leichnam, wie das Polen August II.; für die Autokratisierung Rußlands haben beide das gleiche geleistet. Allerdings, ein Unterschied ist da: die Frauen, die Iwan liebte — wenn man bei »Iwan« von »Liebe« sprechen darf! —, ließ er sich gegen alle Satzungen der Kirche alle antrauen; darauf verzichtete Peter, außer bei der letzten Geliebten.

Nicht in den Menschen, ihren Charakteren, Temperamenten, sondern in der Zeit waren die Unterschiede hauptsächlich bedingt.

Drittes Kapitel.

Das „veränderte“ Rußland.

Peters Reformwerk und dessen Bedeutung wie Äufserlichkeit. Einflufs auf die Litteratur. Seine geistlichen Bundesgenossen; Theofan Prokopovič. Possoschkov. Das zweite Drittel des Jahrhunderts; Erstehen einer weltlichen Litteratur; deren französische Richtung: Kantemir, Trediakovskij, Ssumarokov; deutsche: Tatischčev, Lomonossov die Verdienste des letzteren um Wissenschaft und Sprache.

Die Vorstellung, als wäre Peter der Grofse der Jupiter, aus dessen Kopfe die Minerva Reform fix und fertig heraussprang, ist längst abgetan. Nicht Peter ist ihr Schöpfer; er setzte nur das Werk vorausgegangener Tage fort. Seine eigene Bedeutung liegt anderswo: unermüdlich hat er das Tempo des Reformwerkes beschleunigt, mit einer stellenweise ganz unsinnigen, übermenschlichen Energie, anderseits ihre Richtung wesentlich verändert.

Unter Alexej, Fedor, Sophia war kein brüsker Bruch mit der alten moskowitischen Tradition hervorgetreten; allerdings, gegen den schwankenden, mit allerlei Skrupeln sich noch abplagenden Vater, waren ältester Sohn und Tochter ein erheblich Stück weiter herausgekommen; erst Peter jedoch schlug ein Tempo an, dafs die Altgläubigen mit Recht den Antichrist selbst rasen glaubten. Freilich nicht auf einmal. Er kümmerte sich vorläufig weniger um die Regierung, liefs alles beim alten, sorgte nur für die Schaffung einer Flotte und für die europäische Durchbildung seines Heeres — nach dem Sieg bei Poltava trank er ja auf das Wohl seiner Lehrmeister, der besiegten Schweden. Aber wie dies in Rufsland zu geschehen pflegt, im Verfolg materiell-egoistischer Pläne stellten sich von selbst Aufgaben höherer Ordnung ein. Was er auf der ersten Auslandsreise 1697—1699 lernte, was man im Ausland blofs als

Launen und Schrullen auffaſste, die fremden Sitten und Einrichtungen, alles was praktisch, nachahmenswert schien, wollte er jetzt nach Ruſsland mit einem Male verpflanzen, von dem Schnitt der Kleider und dem Scheren der Bärte, was er oder seine Narren kurzerhand an den Groſsen durchführten, bis zur Begründung von Museen und Akademien, zum Schaffen einer Litteratur, zur Umwälzung der weltlichen und kirchlichen Verwaltung selbst.

Diese Umwälzung war eine riesengroſse, die Zahl der Hilfskräfte eine sehr beschränkte, Zeit und Mittel nahmen langwierige, wenig glückliche Kriege in Anspruch — kein Wunder daher, daſs die Reform Stückwerk blieb, daſs auf Kosten des Wesens Schein sich breit machte. Bedenklicher war eine andere Folgeerscheinung: bis 1700 war das nationale Leben ein durchaus einheitliches gewesen, sogar die Absplitterung des Raskol hatte diese Einheitlichkeit kaum zu erschüttern vermocht; der Hörige führte dasselbe Leben wie sein Herr, sprach dieselbe Sprache und dachte das gleiche oder richtiger gesagt, dachte überhaupt nichts. Diese einheitliche Lebensweise und Anschauung, diese einheitliche Roheit und Kulturlosigkeit hörte jetzt fast mit einem Male auf. Der Adel, den Peter zudem aus der Beschaulichkeit seines Hindämmerns auf den Landgütern zum Dienste nötigte — die Dienststufen, der Rang ging allen Privilegien der Geburt vor —, legte heimische Tracht, Gewohnheiten und Sprache ab, verkehrte mit Ausländern, reiste jahrelang in der Fremde umher, rauchte und fluchte, las und dachte Gottloses; die Frau verlieſs die dumpfen Zellen, legte französische Kleidung an, lernte tanzen und spielen und wurde zu den »Assembléen« genötigt. Offiziere und Beamte, d. i. der Adel, und zahlreiche Ausländer, Schweden, Balten, Deutsche, sonderten sich jetzt durch Lebensführung, Bildung, Fühlen und Denken vollständig von den» miserablen Leuten« ab; es begann die mit jedem Dezennium sich steigernde Entfremdung zwischen der dünnen Schicht der Intelligenten und den im alten Dunkel herumtappenden Millionen des Volkes. Der Preis, der für Kultur und Staat gezahlt werden muſste, war ein sehr hoher.

Mit Windeseile suchte Peter einzuholen, was im XVI. und XVII. Jahrhundert versäumt war, und mit staunenswerter Konsequenz machte er alles seinen Zielen dienstbar. Die alte Landeshauptstadt wurde zugunsten der neuen Seehauptstadt förmlich entrechtet, der Kirche ihr Haupt — die sichtbare Spitze — genommen,

ihre Leitung einem gefügigen Kolleg — dem heiligen Synod — anvertraut. Jede Beteiligung vom Volk oder seinen Auserwählten (im Landesrat semskij ssobor) an der Regierung der Kollegien war ausgeschlossen. Der geringste Widerstand, ja nur die unbegründetste Verdächtigung eines solchen wurden aufs furchtbarste verfolgt; der Zar scheute sich nicht, allerhöchst eigenhändig den Henker zu spielen und die Köpfe seiner Untertanen abzuschlagen; die »Justiz« seiner Zeit ist eine bluttriefende Bestie, die von ihr verübten Verbrechen zahllos. Der zur Richtstätte geführte gemeine Mörder oder Räuber brauchte nur die furchtbare Losung: er wüfste um ein zarisches, d. i. politisches Wort und Sache, auszusprechen, um Aufschub der Exekution zu erlangen und irgendeinen Unschuldigen um irgendein Wort zu verklagen, worauf die Folterkammer sofort in Aktion trat und die Katastrophe über den Schuldlosen, Nichtsahnenden hereinbrach. Ja, als Peter einsah, dafs sein einziger Sohn in die fromme Art der früheren Zaren zurückgeschlagen war, als er von ihm keine energische Förderung seines Lebenswerkes mehr zu erhoffen vermochte, zögerte er nicht, ihm den Prozefs zu machen, ihn zum Tode zu verurteilen und noch vorher das Todesurteil an dem Gefolterten ausführen zu lassen. Dafs der Zar, der den eigenen Sohn und Thronfolger ruhig hinschlachten liefs, Gut und Blut seiner Untertanen nicht schonte, war selbstverständlich: in dem Petersburger Sumpfboden liefsen hunderttausend russische Bauern ihre Knochen. Ein Widerstand konnte überhaupt nicht mehr aufkommen, Rufsland hatte seinen Willen wieder wie im Jahre 962 verloren, dem neuen Eroberer, der Kultur, sich an Händen und Füfsen gebunden ausgeliefert.

Entscheidender als das unheimliche Tempo der Reform ward ihre veränderte Richtung; Peter blieb fremd die polnisch-kiever geistige Tätigkeit mit ihrer Scholastik, Theologie, Latein, mit ihrer Abkehr von den Realien, die ihn allein fesselten. Trotz seines freien, unpolitischen Lebens war Polen gegen das übrige Abendland zurückgeblieben und glitt von Dezennium zu Dezennium tiefer herab; es zehrte nur von dem grofsen, im XV. und XVI. Jahrhundert aufgespeicherten Kulturkapital, ohne dasselbe zu ergänzen oder zu vermehren. Peter wandte sich über die Köpfe von Polen und Kleinrussen unmittelbar an dasjenige Abendland, das ihm die Erfüllung seiner Wünsche sicherte; wer sich für

Navigation, Fortifikation usw. — und das war Peters Fall ausschliefslich, interessierte, dem konnte weder Warschau noch Kiev etwas bieten; der ging nach Amsterdam, zu Vauban oder in die Arsenale von Venedig. Somit entschied, dafs Peter, nicht wie seine nächsten Vorgänger (Fedor und Sophia), bei der einseitigen lateinisch-katholischen Kultur Polens, sondern bei der realen Kultur der Deutschen, Holländer, Engländer, Franzosen in die Schule ging; dafs er, die alten Lehrmeister der Russen völlig zurücksetzend, seinem Volke den unmittelbaren geistigen Anschlufs an Westeuropa sicherte und, wenigstens äufserlich, alsbald Polen selbst weit hinter sich zurückliefs.

So erschien den Zeitgenossen Peters Rufsland als das »neu veränderte«; fernerstehende konnten gar nicht ahnen, wie oft diese »Veränderung« eine rein äufserliche blieb. Am deutlichsten merkt man dies auf dem Gebiete, auf dem doch am ehesten ein völliger Umschwung zu erwarten wäre: auf dem litterarischen; die Litteratur Peters des Grofsen, des ersten Viertels im neuen Jahrhunderte, ist ebenso unreif, unselbständig, bettelarm, wie die des vorausgegangenen Viertels es war. Für Litteratur und Künste hatte ja der Barbar keinerlei Interesse; er förderte sie nur, soweit sie seinen Zwecken unmittelbar entsprachen, d. i. die Mafsnahmen der neuen Regierung billigten und erklärten. Ihm imponierte nur die Kunst, die seine »Aktionen« vor der staunenden Menge glorifizierte, Triumphbogen, allegorische Personen, Symbole aller Art billig und schlecht herstellte; für eine andere fehlte ihm das Verständnis. Mit der Litteratur ging es ebenso: sie hatte nur dem rein praktischen Zweck zu dienen, die Russen möglichst rasch ihrer Rückständigkeit zu entreifsen, und da diese auf den technischen Gebieten den Zaren am empfindlichsten störte, so sorgte er für Übersetzungen von Büchern oder für Stiftungen von Schulen für Navigation, Fortifikation usw. Dergleichen Übersetzungen waren schon im XVII. Jahrhundert massenhaft angefertigt worden, freilich waren sie in wenigen Abschriften verborgen. Dies entsprach nicht Peters Zwecken; er bestimmte seine Übersetzungen von vornherein für den Druck; jene älteren genügten ihm noch aus einem anderen Grunde nicht. Sie waren möglichst unbehilflich, wörtlich, bis auf die Wortstellung selbst; sie rangen mit der Unmöglichkeit, im kirchenslawischen Stil den Forderungen anderer, höherer Art zu entsprechen. Peter, der



fremde Sprachen selbst kannte, stiefs sich an dieser Unverständlichkeit und Verschwommenheit des russischen Ausdruckes und schärfte mehrfach ausdrücklich seinen Übersetzern ein, dafs sie sinn-, nicht wortgemäfs vorzugehen haben, dafs sie statt des starren Kirchenslawischen dem lebenden, modernen Wort, der Umgangssprache, sich anzupassen hätten. So schuf Peter den Gegensatz der alten und neuen Sprache, einen Gegensatz, der über ein volles Jahrhundert die Litteratur beschäftigte.

Diesen Gegensatz brachte er sogar äufserlich zum Ausdrucke. Für das eigentliche Gebiet des Kirchenslawischen, für Theologie im weitesten Sinne des Wortes, beliefs er es bei den alten »kyrillischen« Typen; für die weltliche, »bürgerliche« Litteratur wählte er neue, denen Versuche holländischer Druckereien zugrunde lagen, die er mit Herstellung russischer Druckwerke, Thessing und der protestantische Pole — Flüchtling Kopiewski, betraut hatte. Die heutige russische Schrift, die etwas modifizierte, gefälligem lateinischen Charakter angepafste »graždanka«, geht somit auf Peter zurück, der in seiner rastlosen Tätigkeit Zeit fand, die Gestalt des p oder eines anderen Buchstabens zu bemängeln oder die Druckerei auf Fehler beim Einbinden aufmerksam zu machen.

In der stattlichen Zahl von Übersetzungen, die Peter anfertigen liefs, auf deren rasche Vollendung er drängte und deren Irrtümer oder Auslassungen er unnachsichtlich strafte, ist schöne Litteratur so gut wie gar nicht vertreten, wohl aber Geschichte, Geographie, Rechtskunde, Nationalökonomie, von spezielleren Wissenszweigen ganz abgesehen: Hugo Grotius und Samuel Puffendorf, Lipsius und Vauban, Huygens und Stratemann — manche dieser offiziellen Übersetzungen sind später als staats- und sittengefährlich dem freien Verkehr entzogen worden! Aus der antiken Litteratur sind zum gröfsten Ärgernis der Rechtgläubigen Teufelsgeschichten aus den Metamorphosen des Ovid, aus der Äneide, sogar mit den Bildnissen der »Teufel« veröffentlicht; anderes ging noch auf polnische Texte zurück, z. B. die Apoftegmen, Anekdoten, des Budny oder des Äsop. Aber Peter liefs auch drucken »Beispiele, wie man Komplimente schreibt«, unter Fürstlichkeiten, dann auch im einfacheren Genre, aus dem Deutschen, und den »Ehrbaren Jugendspiegel«, Anleitung zum höfischen Ton. Hatten bisher, meist nur aus dem Polnischen und Lateinischen

übersetzt, lose, oft nur handschriftliche Relationen oder »Kuranten« über merkwürdige Zeitereignisse berichtet, so legte Peter 1703 Grund zur russischen Publizistik, indem er die »Russischen Nachrichten« drucken liefs; ebenso sorgte er für den Kalender und hatte nichts dagegen, dafs die ersten auch noch den veralteten kalendarischen Hokuspokus dem glaubensfesten Volke darboten. Eine Belletristik entstand nicht; man begnügte sich mit den Abschriften der alten Erzählungslitteratur, ihren Volksbüchern und Schwänken, und mehrte sie langsam durch gleichwertige Erzeugnisse; Lyrik, erotische und religiöse, fand ihren ersten Eingang, polnische Liebeslieder und fromme Advent-, Passions- und andere »Kanten«, Gesänge, wurden unmittelbar oder durch kleinrussische Vermittlung bekannter; sie fanden durch das ganze Jahrhundert Aufnahme und gerieten schliefslich in die ersten gedruckten Liederbücher.

Den Anfang zu alledem hatte ja bereits das vorige Jahrhundert gemacht, und die Petrinische Zeit wandelte auch hier in ausgetretenen Bahnen; ebenso verhielt es sich mit dem Theaterspielen, das nach längerer Pause wieder aufgenommen wurde, ohne dafs gröfsere Erfolge erzielt würden als etwa zu Zeiten Zar Aleksejs. Allerdings, was 1672 Herrn Oberst Staden nicht gelungen war, erzielte 1702 Leutnant Splawski in Danzig, d. i. anzuwerben für Moskau eine deutsche Schauspielertruppe des Johann Kunst, von zehn Personen; Kunst starb bereits 1702 in Moskau, worauf Fürst Direktor wurde; sie sollte auch als Lehrmeister für Russen dienen. Im letzten Augenblicke zögerte noch Kunst, verlangte Kaution, »dafs er mit seinen Leuten allemal wieder frei, sicher und ungehindert würde zurückreisen können,« — das alte Rufsland liefs eben niemanden heraus, der in seine Falle geraten war.

Für schöne Litteratur und Theater hatte der streng praktische, auf den augenblicklichen Erfolg abzielende, allem Beschaulich-müfsigen abholde Sinn des Zaren, der z. B. auch kein Freund der Jagd, als eines unnützen Zeitvertreibes, war, nichts übrig, mochten ihn auch Parodien geistlicher Handlungen religiöser Einrichtungen anlocken. Litteratur und Theater betrachtete Peter ausschliefslich von dem Standpunkte, was sie zur Europäisierung Rufslands beitragen könnten, wie etwa der deutsche Kleiderschnitt oder das Abscheren der Bärte. Beim

deutschen Theater stieſs er sich an dem ewigen Einerlei der Liebesgeschichten, ohne die das Drama nicht zu denken war, ebenso wie an den öden Spaſsmachereien des Harlekins; versprach er doch einmal, natürlich vergebens, seinen Komödianten eine besondere Belohnung, wenn sie ein Rührstück ohne die obligate Liebelei und ein lustiges ohne den Hanswurst ersinnen würden. Allegorien, die dem Volke seine Triumphe verherrlichen und erklären sollten, lagen ihm ungleich näher. Dafür interessierten sich die weiblichen Mitglieder der Zarenfamilie lebhafter für Aufführungen von Stücken; die Zarin-Witwe Praskovja, Gemahlin Johanns, besonders jedoch die Lieblingsschwester des Zaren, Natalia, in deren Gesellschaft er gern weilte — hatte sie doch mit ihm die deutsche Sloboda zu besuchen gewagt —, und der zuliebe er ihre Komödien ansah. Denn Natalia verfaſste selbst einige »Komödien«, deren Szenerien oder einzelne Rollen uns noch überliefert sind. Ein Deutscher berichtet über die Aufführung: »Die zehn Akteurs und Aktricen waren geborene Russen und niemals aus dem Lande gewesen, daher man sich ihre Geschicklichkeit leicht vorstellen kann. Die Prinzessin verfertigte die Trauer- und Lustspiele in russischer Sprache und nahm den Inhalt zuweilen aus der Bibel, zuweilen aus weltlichen Begebenheiten.« Sie dramatisierte mit Vorliebe Märtyrerlegenden und die Volksbücher, z. B. von Kaiser Otto u. dergl., in bloſser Anreihung loser Szenenbilder, Reden aus der Legende oder dem Volksbuch oft wörtlich wiederholend. »Der Arlekin, ein Oberoffizier, mengte hin und wieder seine Possen mit ein, und zuletzt trat ein Redner auf, der die Geschichte der Handlung erzählte und die Scheuſslichkeit der Empörungen und deren gemeines, unglückliches Ende abmalte.« Das Stück, auf das Webers Erzählung zielt, ist unbekannt. Mit dem frühen Tode der Prinzessin, 1716, hörte ihr Theater auf; es blieb bei fremden Truppen, bei Harlekinaden in Moskau und Mysterien in den geistlichen Seminarien, z. B. in Rostow, von denen noch mehrere erhalten sind, z. B. der 1704 aufgeführte »von den Schülern der Grammatik dem Erzmärtyrer Demetrius poetisch geflochtene Kranz«. Bekannter und interessanter ist das Weihnachtsdrama, 1702 aufgeführt, dessen Hirten groſsrussische Bauerntypen sind, alles übrigens polnischen Weihnachtsdramen nachgeahmt; auch das »Kirchenreglament« schrieb derlei Aufführungen vor, damit die

Schüler »Resolution, d. h. wohlverständige Kühnheit« im Auftreten erlangen, ganz nach der Praxis der Jesuitenschule.

Für Litteratur als solche fiel somit in dem »neuveränderten« Rufsland nichts ab; wie ausschliefslich praktische Ziele Peter verfolgte, erhellt z. B. aus seinem Urteil über deutsche Schriften aus Anlafs eines von ihm selbst berichtigten, d. h. gekürzten landwirtschaftlichen Buches (im Jahre 1724): »Weil Deutsche mit vielen unnützen Erzählungen ihre Bücher auszufüllen pflegen, nur darum, damit diese grofs scheinen, soll dies alles nicht übersetzt werden, aufser der Sache selbst und einer kurzen Vorbemerkung, die nicht müfsiger Schönheit, sondern der Belehrung des Lesers dienen soll — darum korrigierte ich den Abschnitt vom Ackerbau, das Überflüssige ausstreichend, und nach diesem Beispiel soll das ganze Buch übersetzt werden, ohne die überflüssigen Auseinandersetzungen, die nur die Zeit totschlagen und dem Leser jede Lust benehmen.«

Es ist somit das erste Viertel des Jahrhunderts blofse Übergangsperiode gewesen, die nur den Grund legte für die geistige Emanzipation Rufslands. An diesem Emanzipationswerke nahmen in hervorragendem Mafse Geistliche selbst teil, und obwohl geistliche Litteratur und ihre kleinrussischen Verfasser gar nicht in diesen Rahmen hineingehören, sei doch ihrer Tätigkeit als eines Zeichens der Zeit hier kurz gedacht. Gerade durch Peter wurde die Invasion der Kleinrussen, die in den letzten Jahren des XVII. Jahrhunderts gestockt hatte, zu einer vollendeten Tatsache; schon 1701 wurde die Moskauer gräkolateinisch-slawische Schule ganz nach dem Muster der Kiever umgestaltet.

Das »neuveränderte« Rufsland konnte bei der Moskauer Geistlichkeit am allerwenigsten auf Gegenliebe rechnen. So äufserte sich z. B. der letzte Patriarch Adrian über das Bartscheren: »Sich nur den Schnurrbart zu lassen, so hat Gott die Menschen nicht erschaffen, sondern Katzen und Hunde — blicket nur häufig hin auf das Bild des jüngsten Gerichtes, da sehet ihr zu des Heilands Rechten stehen alle Bärtigen, aber links stehen die Bisurmanen (Mohammedaner), Ketzer, Lutheraner und Polen, und andere ihnen ähnliche Bartscherer«, was der Patriarch feierlich verfluchte und damit allen Moskauern aus der Seele sprach.

Peter wandte sich an die Kiever, obwohl ihn auch hier Ent-

täuschungen nicht erspart blieben; zuerst an Stephan Javorskij, den Schüler von Jesuiten- und Kiever Schulen, ihren poeta laureatus und tüchtigen Latinisten, den er durch Zufall bei einer Leichenpredigt kennen gelernt hatte. Die »Prediken des Herrn Javorskij« gefielen Peter so ausnehmend, dafs er ihn zum Bischof und Stellvertreter des Patriarchen ernannte, in ihm den Förderer und Verteidiger aller seiner Mafsregeln gefunden zu haben glaubte. Als ihn aber Peter zum Patriarchen nicht ernannte, als Javorskij einsah, wie die Kirche unter Peter zurückgedrängt wurde, welch schwere Lasten er ihr auflegte, ergab sich der Gegensatz alsbald und steigerte sich von Jahr zu Jahr; Peters Verteidiger wurde, soweit es seine Furcht zuliefs, zu seinem Ankläger, spielte ihm empfindliche Streiche, z. B. durch Einleitung des Prozesses gegen den Moskauer Arzt Tveritinov, der über die Orthodoxie genau die Ansichten Peters teilte; wenn auch nicht den Tveritinov, brachte Javorskij doch einen Mitangeklagten auf den Scheiterhaufen, dafür wurde er schliefslich von Peter kalt gestellt. Seine litterarische Tätigkeit war hauptsächlich polemischer Art, so schrieb er die umfangreichste Widerlegung des Protestantismus (»Stein des Glaubens«, verboten unter Biron), aber seine Argumente entlehnte er der katholischen Polemik; die altgläubige Überzeugung, dafs Peter wegen seiner Kleidung, Rauchens usw. der leibhafte Antichrist wäre, für deren Verbreitung z. B. Talizkij den langsamen Feuertod erlitt, widerlegte er ebenfalls mit katholischen Argumenten von der wahren Erscheinung des Antichristen.

Während dieser Kiever schliefslich mit den alten Moskauern auf dem Boden der gefährdeten Kircheninteressen sich einte, fand Peter in einem andern Kiever ein desto gefügigeres Werkzeug. Theofan Prokopovič war unendlich gebildeter, geistreicher, dafür aber auch ränkevoller und grausamer, der sich als Kirchenfürst nicht scheute, Unschuldige der Folterkammer auszuliefern, nur um seine persönliche Stellung zu wahren; der gegen seinen eigenen Stand und Glauben die denkbarste Gleichgültigkeit hegte; der unbedingte Verehrer der weltlichen, zarischen Autokratie, Ränkeschmied und Speichellecker bleibt eine äufserst unsympathische Erscheinung; man bedauert nur, von solchen Händen die Sache der Aufklärung, der Emanzipation des Wissens und der Gesellschaft, der neuen Weltanschauung ge-

fördert zu sehen. Den Haſs gegen Orthodoxie und Katholizismus, den protestantischen Servilismus gegenüber jeglicher weltlicher Obrigkeit sog er schon in dem Jesuitenkolleg in Rom ein; da stählte er zugleich ein wunderbar scharfes Gedächtnis, erwarb sich das ausgebreitete Wissen, erwärmte sich für die vielseitigen Interessen, was alles ihn so hoch über die gleichzeitigen Kirchenfürsten stellte. Als er nach seiner Heimreise aus Rom und Rückkehr zur Orthodoxie, die er für die Studienzeit hatte verleugnen müssen, an dem Kiever früheren Kolleg, jetzigen Akademie, lehrte, lernte Peter den gewandten Panegyriker schätzen und berief ihn schlieſslich nach Petersburg, wo er als Offiziosus auf der Kanzel die Anmaſsung der Geistlichkeit, Staat im Staate zu bilden, zu enthüllen und alle Maſsregeln Peters, z. B. die Thronentsetzung des Kronprinzen, zu verherrlichen Gelegenheit fand. Er war Protestant vom Scheitel bis zur Zehe, und daſs ein solcher, trotz den Machinationen seiner Gegner, die den Wolf im Schafspelz früh erkannten, sich als Erzbischof von Nowgorod bis an sein Lebensende behauptet hat, das war das eigentliche Zeichen der Zeit im »neuveränderten Ruſsland«. Er haſste und bekämpfte zweierlei, die Finsternis des Unwissens im Volke und bei seinen Hirten und den papistischen, d. h. unabhängigen Geist in der Geistlichkeit; daher konnte Peter keinen aufrichtiger ergebenen Bewunderer, kein gefügigeres Werkzeug finden. So verfaſste er das »Geistliche Reglament«, das die Grundlagen der neüen Kirchenordnung, Abschaffung des Patriarchates, Einrichtung des Synod, Säkularisierung der Klostergüter, Forderung von Wissen für die Geistlichkeit, feststellte und die Gegner satirisch verhöhnte. Seine litterarische Tätigkeit war eine vielseitige, von seinen Kiever Schulheften über Poetik und Rhetorik und seinem Schuldrama Wladimir, aufgeführt 1705, — d. i. die Bekehrung Ruſslands: schon Wladimir läſst er klagen über russischen Haſs der Wissenschaften, schon seine heidnischen Priester Süffel, Freſsochs und Hühnerschlucker sind seinen eigensten Kollegen nachgebildet; — bis zu seiner theologischen Polemik mit Javorskij u. a., seinen historischen Versuchen, seinen Schriften für die Jugend, einem Katechismus; sie sind zum Teil spät herausgegeben, zum Teil früh übersetzt, das »Reglament« ins Deutsche schon 1725; er schrieb Russisch, Lateinisch auch Verse, Preis des Galilei z. B., und polnische Verse in Kiev; obwohl er das Deutsche nicht kannte,

stellte er Deutschland seiner Bildung wegen über alle anderen Länder. Näheres über ihn und zahlreiche Mitarbeiter gehört jedoch nicht hierher.

Wir stehen an einem Wendepunkte. Javorskij und Prokopovič sind die beiden letzten Geistlichen, die der Litteraturhistoriker zu erwähnen braucht. Während bisher die ganze Litteratur ausschliefslich von Geistlichen gepflegt war, es fast keine weltlichen Schriftsteller gab, erzielten Peters Reformen die Schaffung einer rein weltlichen Litteratur, obwohl er selbst aus Mangel an geeigneten Kräften immer noch die Hilfe von Geistlichen bei Übersetzungen in Anspruch nehmen mufste. War bisher aufserhalb der Kirche, der Klöster und ihrer Schulen kein Wissen vorhanden, war daher dieses Wissen ganz der geistlichen Autorität unterstellt, ohne selbständiges Leben, so macht Peter das Wissen unabhängig: er schafft die ersten technischen Schulen, er dringt auf Errichtung niederer Schulen (»Zifferschulen«); am leichtesten fiel es freilich, das höchste zu wagen und eine Akademie der Wissenschaften mit deutschen Gelehrten in Petersburg zu begründen, und dieses Monopol der Deutschen bewahrte seine Schöpfung, die allerdings erst nach seinem Tode ins Leben trat, bis auf unsere Tage. Seit Peter und durch ihn trennt sich die bisher zusammengehende Geistlichkeit und Litteratur für immer; jene in ihren besonderen Schulen, Moskauer und Kiever Akademie u. a., mit ihrem scholastischen Wissen, das die von Prokopovič angebahnte Richtung für viele Dezennien unterdrückt, mit ihrer besonderen Schrift und Sprache, auf ihrem beschränkten Gebiet; diese sich emanzipierend von der einseitig asketischen Weltanschauung, eintretend für Wissen, Wahrheit und Leben, mit der alten Schrift und Sprache auch die Suprematie religiöser Ausschliefslichkeit von sich abschüttelnd. Beide Richtungen werden sich nie wieder begegnen; von unserer Darstellung bleibt nunmehr die erstere ausgeschlossen.

So ging Peters Regierungszeit zu Ende, ohne die Litteratur wesentlich, unmittelbar bereichert zu haben; vermochte sie doch nicht einmal eine Peters Forderungen entsprechende Geschichte Rufslands zu liefern; des Gisel Synopsis mit ihren Fabeln von Noahs Zeiten, Aufzählung von Kievs Wojewoden und Verschweigung der Moskauer neueren Geschichte konnte ihn am allerwenigsten befriedigen; es liefs sich ungleich leichter z. B.

eine Weltgeschichte (des Lutheraners Stratemann »Theatron«, wegen lutherischer Tendenzen unter Peters Tochter wieder konfisziert) übersetzen, die die alten »Chronographen« byzantinischen Andenkens verdrängen sollte. Sonst kannte die historische Litteratur, aufser dem »Kern« des Mankiejev, nur Relationen und Gelegenheitsschriften, auch polemischer Tendenz, z. B. gegen Karl XII., und die ersten Ansätze einer Memoirenlitteratur. Es sind dies mehr oder minder ausführliche Reisebeschreibungen, die die Pioniere der Kultur, die Tolstoi, Scheremetiev, Kurakin u. a., von ihrem aufgedrungenen Aufenthalt im Auslande zur Erinnerung für ihre Familien niederschrieben. Aus Familienarchiven sind diese Aufzeichnungen oft erst in unseren Tagen veröffentlicht worden. Diese Tagebücher und Reisejournale ohne litterarischen oder historischen Wert sind interessant für die Charakteristik der Reisenden selbst; mit was für Gefühlen die damaligen Russen die europäischen Wunder anstaunten; Sinn für Natur und Kunst fehlte ihnen vollständig; ihre Marschroute war zudem öfters eine gebundene, d. h. sie hatten das Umgehen mit Kompaſs und Plänen, die Führung eines Schiffes in Krieg und Frieden und womöglich den Schiffsbau selbst zu erlernen und sich dann mit Schrecken auf den Tag des jüngsten Gerichtes, das Examen vor Peter selbst, vorzubereiten; kein Wunder, wenn die von Alter und Seekrankheit Gequälten mitunter recht lakonisch in ihren Berichten wurden. Die ausführlichste dieser Reisen ist die Tolstoische, 1697—1699, eine Studienreise; die kostspieligste die Scheremetievsche, eine Gesandtschaft, 1697; die am meisten weltmännische führte Matviejev 1705 nach Paris. Die Naivität, Ursprünglichkeit dieser groſsen Kinder ist oft recht amüsant; da sie nicht für die Öffentlichkeit schrieben, ist ihr Urteil öfters ganz ungeschmeichelt, so ist z. B. Fürst Kurakin über »Kleinparis« wesentlich anderer Meinung: »auſser diesen Gelegenheiten, den drei Jahrmärkten, ist die Stadt für Kavaliere, zu leben, schrecklich langweilig usw.,« als beste »Akademie« in Deutschland erklärte er die Prager Jesuitenschule mit ihrem reichen und rechten Wissen; der kluge Tolstoi (»wäre dieser Kopf nicht so klug, hätte ich ihn längst abgeschlagen,« sagte Peter zu ihm) ist übrigens Ahne von Leo Tolstoi.

Wie diese Reisen Peter anordnete und dadurch deren Be-

schreibungen hervorrief, ebenso gab seine Regierung mit ihren Umwälzungen und Änderungen Anlaſs für allerlei Projekte und Reformpläne, in denen zum ersten Male eine öffentliche Meinung aus ihrer bisherigen Unmündigkeit und Lautlosigkeit hervorzutreten wagte. Unter diesen Projektemachern ist der eigenartigste ein Mann der guten alten Zeit, ein nicht unvermögender Bauer, J. Possoschkov, der seinen bestgemeinten Eifer mit der Peterpaulsfestung zu büſsen hatte: er weihte somit dieses Mausoleum für lebende russische Schriftsteller ein. Unter seinen Schriften ist die bedeutendste »Das Buch von Armut und Reichtum«, die ihm, wie er es selbst ahnte, Freiheit und Leben kosten sollte. Der Mann war nach der modernen Terminologie ein »unzuverlässiger, unruhiger«, d. h. er hatte die Frechheit, die Augen offen zu halten und was er sah, auszusprechen; daſs er es aus heiſsem Patriotismus tat, weil es ihn brannte, daſs »wir unseren Nachbarn zu Schimpf und Spott dienen, die uns etwa wie Mordvinen ansehen«, daſs er zum mindesten türkische Gerechtigkeit und Ordnung forderte, vergröſserte natürlich seine Schuld. Er war ein Alt-, dann ein Rechtgläubiger, haſste die Fremden, aber lernte gern von ihnen; der Feuereifer seines Zaren steckte ihn an, aber er sah zugleich, daſs dessen Reformwerk nicht recht vonstatten geht, die Wirkung der Menge neuer Gesetze eine geringe bleibt, denn wohl zieht der Zar selbstzehnt nach oben, aber nach unten die Millionen. Das alte russische »Unrecht« überwindet das zarische »Recht«, und daher beleuchtet er dieses Unrecht in seinen Schlupfwinkeln, in der Rechtspflege und in der Verwaltung; aber er ist einfacher Bauer, er weiſs nicht dem Übel von Grund aus beizukommen, er verspricht sich selbst nicht allzuviel von seinen Palliativen und erhofft alles von einer Delegiertenversammlung aller Stände, die die notwendige neue »Regul« finden muſs, denn wie konnte dies ein einzelner schaffen? — also es lebt in ihm die Erinnerung an den Semskij ssobor; dafür wird er nun natürlich eingekerkert und stirbt im Kerker. Von der Notwendigkeit und Nützlichkeit des Lernens von Vorgeschritteneren hatte dieser einfache, abergläubische Bauer und Bekämpfer des Raskol klarere Begriffe als viele gebildete Russen des XIX. Jahrhunderts. Und auch anderes zeigte einen offenen Blick, die Erkenntnis z. B., daſs der Reichtum des Landes von dem des Volkes, nicht von dem des Fiskus abhänge;

dafs man zu wenig Rücksicht nimmt auf den Kaufmannsstand; wie die Hochgeborenen zur Ungesetzlichkeit angeleitet wurden usw. Alle diese Schriften sind erst spät, zum Teil in unseren Tagen herausgegeben, die Zeitgenossen erfuhren weder von ihnen noch von dem Verfasser irgend etwas. Wenn Possoschkov sogar unter Mordvinen vernünftige Leute finden konnte, zeigte sein eigenes Beispiel, wessen der russische Bauer unter günstigeren Umständen fähig war, wenn sein Sinnen nicht ausschliefslich auf die Frage der Wirksamkeit der Freitage oder die Zahl der Oblaten bei der Messe gerichtet war. Freilich war 1700—1725 der Bauer noch nicht durch den Druck der Leibeigenschaft so entmenscht und erniedrigt, wie ein Jahrhundert später; aufserdem hatte gerade die durch den Raskol hervorgerufene Bewegung seinen Geist geweckt, ihn die slawische Apathie und Indolenz abstreifen lassen. Auch dieser Wahrheits-, d. i. Gerechtigkeitsfanatiker und Märtyrer seiner Überzeugung ist in dieser Bewegung geistig mündig geworden; er ähnelte seinem grofsen Herrscher darin, dafs ihn schliefslich die praktischen Fragen ganz gefesselt haben, — aber der Ausgangspunkt war grundverschieden; Possoschkov wollte die Gerechtigkeit auf Erden verkörpert sehen, sein Zar rang nur nach Macht; der Bauer war Christ, sein Herrscher Heide.

Andere Reformer und Reformschriften der Zeit können allgemeineres Interesse nicht beanspruchen; sie beweisen nur, dafs das Vegetieren in den alten Bahnen unmöglich erschien; den gewaltigen Anforderungen der Zeit an Menschen und Mitteln mufste Rechnung getragen werden; ein Zurückweichen, Aufgeben des Erreichten war am allerwenigsten für die Autokratie möglich. Daher war die Grausamkeit, mit der Peter aus Sorge um sein Lebenswerk gegen das eigene Fleisch und Blut wütete, überflüssig und unnütz; schlimmer als unter seinen Nachfolgern wäre auch unter Alexej nicht gewirtschaftet worden; denn auch die orthodoxesten Velleitäten hätten keinen Zollbreit mehr vom Ostseestrande wieder abgetreten.

Eher wäre ein Rückschritt möglich gewesen in der Kultur, wie es übrigens auch ohne Alexej fast zu einem völligen Stillstande gekommen ist, doch nicht auf allen Gebieten. So hatte z. B. unter Peter die handschriftliche Belletristik keinerlei wesentliche Förderung erfahren, als wenn in den aufgeregten Zeiten mit

ihrer Überstürzung von Plänen, Reformen, Änderungen, Sinn und Muſse selbst für derlei abhanden gekommen wäre. Dafür vermehrte sich im zweiten Viertel des Jahrhunderts ganz auffallend die Zahl neuer Übersetzungen. In den Druck kam davon das wenigste; vieles taucht erst heute aus den Handschriften auf, so gab z. B. 1905 der verdiente Erforscher dieser Litteratur, Ssipovskij, eine gröſsere Sammlung heraus. Die stattliche Zahl von Abschriften sogar umfangreicher Erzeugnisse beweist jedoch das Interesse, das man ihnen entgegenbrachte. Es fehlte nicht ganz an neuen Übersetzungen aus dem Polnischen, wie in der alten Zeit; es mehrten sich bereits Versuche eigenen Nachschaffens, Nachahmens; die Hauptmasse knüpfte direkt an deutsche und französische Vorlagen an; es traten schon Werke auf wie »die asiatische Banise« und der Telemaque und hatten die früheren Erzählungen nur den Sinn für das Abenteuerliche geweckt, so behauptete in den neueren die Sentimentalität in den langen Gesprächen und Briefen der Liebenden bereits ihre Rechte. Einzelne dieser Abenteuerromane oder humoristischen Fabliaux, z. B. die Buhlen des treuen Weibes in den drei Kisten, trugen russische Namen oder sind mit Zügen russischen Lebens ausgestattet. Den Hang zur Sentimentalität verrät auch das Übergreifen der erotischen Lyrik, die sich aber über Gemeinplätze und bloſse Nachahmungen nur wenig zu erheben vermag; sogar die Zarin, Peters Tochter, ist unter diesen »Minnesängern« vertreten.

Nicht nur diese Litteratur ist nach guter alter Sitte auf Handschriften, anonymes Entstehen und Verbreiten, angewiesen; sogar Litteraten von Fach beschieden sich vorläufig mit Triumphen im engsten Kreis von Gesinnungsgenossen oder hielten aus verschiedenen Gründen ihre Arbeiten der Öffentlichkeit vor. Zwei Richtungen künden sich jetzt bereits an; die eine, im Sinne Peters, lehnt sich an deutsche wissenschaftliche Tätigkeit und wird für russische Wissenschaft epochemachend, in Tatischčev, den dann Lomonossov fortsetzen wird; die andere ahmt die schöne Litteratur der Franzosen nach und wird dadurch für unseren unmittelbaren Zweck wichtiger, in Kantemir, den Tredjakovskij und Ssumarokov fortsetzen, die Erzpoeten der Zeit. Kantemir und Tatischčev arbeiten noch mit völligem Ausschluſs der Öffentlichkeit, wie zur Zeit von Iwan und Kurbskij. Fürst

Kantemir war von Geburt ein Fremder, Wallache, wie die Mogila und Cheraskov, — es wimmelt ja von fremden Namen in der russischen Litteratur wie in der Gesellschaft selbst. Deutsche sind, um nur die bekanntesten zu nennen, Vonwisin, Chemnitzer, Küchelbecker, Greč; Wallachen und tatarische Familien sind vorher erwähnt worden; ein Grieche ist Kačenovskij; häufig sind Polen, angefangen von dem Gosvinskij im XVII. Jahrhundert bis zu den Bulgarin und Ssenkovskij traurigen Andenkens, zu den Baranzevič und Jasinskij in unseren Tagen; Kniažnin heifsen Poeten hüben und drüben, die Soltyk, Aksak, Korsak in Polen erscheinen in Rufsland als Saltykov, Aksakov und Korsakov. Die Kleinrussen stellen ebenfalls ein stattliches Kontingent, die Nareżnyj, Gogol, die Namen auf enko usw., abgesehen von den alten Kiever Leuten. Dem Völkergemisch im Reiche könnte mit Fug und Recht auch ein ähnliches in der Litteratur entsprechen, doch ist in den meisten Fällen dieser fremde Ursprung, auch bei Lermontov, bedeutungslos, was ausdrücklich hervorgehoben sei, weil mitunter Falsches daraus gefolgert wird, so gerade bei Kantemir, dessen wallachische Herkunft für seine syllabischen Verse verantwortlich gemacht wird, als ob die Zeit andere Verse gekannt hätte.

Kantemirs häusliche Erziehung ergänzte das akademische Gymnasium in Petersburg, denn nach dem streng praktischen Sinn Peters sollten die deutschen Akademiker nicht nur Erfindungen machen, Rufslands historische Vergangenheit und geologische Verhältnisse ausbeuten, sondern auch Schulen vorstehen, und so fristete, da es zu einer Universität nicht recht kam, ein akademisches Gymnasium ein wechselvolles Dasein; hier lernte er die Klassiker, besonders seinen Lieblingsschriftsteller Horaz kennen. In die Öffentlichkeit trat er mit einer gut gemeinten und schlecht ausgeführten Psalmensymphonie, 1727, ganz nach dem Muster der Kiever »Dichter«; der dafür wohlverdienten Vergessenheit entrifs ihn nur das, was er nicht gedruckt hat: seine Satiren. Trotz seiner asketischen Verse stand er nämlich ganz auf seiten der Aufklärer, wie Prokopovič, und hing an Peter mit Begeisterung, von der leider auch eine unvollendete Petride — in jeder Zeile eine Versündigung gegen den guten Geschmack — zeugt, aber das Jahr 1729 stand ganz im Zeichen der Reaktion, und immer häufiger hörte man den Vorwurf, dafs Wissen schädlich wäre, Ketzereien hervor-

brächte — ein Vorwurf, der gerade in Rufsland am unbegründetsten erscheinen mufste, wo ja der Raskol und seine Ketzereien Kinder des blödesten Unwissens waren. Prokopovič nahm Stellung zu dieser Torheit schon im »Reglament«; Kantemir bekämpfte sie in einer Satire: »Auf die Wissenslästerer«. Auf diese folgten noch andere, öfters in der Form von Episteln; der Verfasser suchte sie in den vierziger Jahren, da er Gesandter in Paris war, herauszugeben, doch überraschte ihn der Tod; zuerst erschienen sie in einer französischen Prosaübersetzung, aus welcher erst eine deutsche gereimte entstand — nach diesem bewährten Rezept arbeiten noch heute manche deutsche »Übersetzer aus dem Russischen«; im russischen Original erschienen sie erst 1762, als ihre syllabischen Verse längst eine Kuriosität geworden waren.

Die Satiren waren, als sie 1729 und nach der Aufmunterung durch Prokopovič in den folgenden Jahren entstanden, etwas völlig Neues, weil der bisherigen streng kirchlichen Litteratur dies Genre fremd war, und auch darin etwas Neues, weil sie sich zum ersten Male an französische Vorbilder (Boileau) anlehnten; gegenüber der lateinisch-polnischen Richtung in der Poesie bahnten sie französischer Klassik die Wege. Wie Kantemir, so verfuhren die Nachfolger: sie adaptierten den französischen Inhalt russischen Verhältnissen und glaubten national zu werden, wenn sie französische Namen durch russische ersetzten; Kantemir ging allerdings weiter, zielte auch auf russische Persönlichkeiten, z. B. auf den Obskuranten, Bischof Daschkov, den grimmigsten Feind von Prokopovič. Sonst sind die Satiren recht allgemein gehalten; ihr hervorstechendster Zug ist die Spitze gegen die Geistlichkeit und die Huldigung für Prokopovič; der Ausdruck ist ungefüge, weitschweifig, eher grob und bleibt hinter den Vorbildern unendlich weit zurück, der Vers ist einförmig und holperig. Kantemir ist in seinen Oden, Episteln, Epigrammen, Fabeln, Übersetzungen vor allem Didaktiker; eine dieser Übersetzungen, des Fonteneille »Über die Vielheit der Welten«, hat wegen der Zugrundelegung des kopernikanischen Systems böses Blut in Rufsland gemacht: das Buch denunzierte der Zarin als ein gotteslästerliches, da es die Selbständigkeit der Natur betone, Abramov, einst Direktor der Typographie Peters, auf seine alten Tage Erzreaktionär und Denunziant, dem aber seine Denunziationen am meisten geschadet haben — ein in Rufsland sonst ganz unerhörter Fall.

Neue, aufgeklärte Gedanken kleidete Kantemir in die alte, ungefüge Form, doch Schriftsteller von Beruf — mochte er sich sogar mit theoretischen Fragen über russische Verskunst beschäftigen — war er ebensowenig wie irgendeiner der Vorgänger; das Versemachen namentlich galt als eine des Standes und Alters unwürdige Spielerei, und er verwahrte sich dagegen ausdrücklich, als ob diese Jugendarbeiten der wichtigeren, notwendigen Sachen bestimmten Zeit irgendwie Abbruch getan hätten; er war und blieb Dilettant, an dem das merkwürdigste die entschiedene, nicht in Peters Geiste gelegene Hinneigung zum Franzosentum verbleibt; er ist Vorläufer der für die russische Gesellschaft charakteristischen Richtung, die unter Peters Tochter schon aus rein politischen Gründen, aus dem Hafs und Gegensatz gegen Biron und seine Anna, gegen Ostermann und Münnich, hervortrat.

Vielseitiger und rühriger war der unermüdlich tätige, lern- und leseeifrige Gouverneur von Astrachan, Tatisčev, ein Zögling der Schule Peters, eifersüchtig gegen jegliche Schmälerung der Autokratie ankämpfend, ob sie von den Magnaten oder von der Geistlichkeit geplant wurde, desto nachdrücklicher für Nutzen und Notwendigkeit des Wissens eintretend, so in einem besonderen »Gespräch über Nutzen der Wissenschaften«, das 1733 verfafst, zum ersten Male — 1887 veröffentlicht wurde. Seine Arbeiten blieben nämlich den Zeitgenossen völlig unbekannt; die umfassendsten betrafen russische Geschichte, eine Sammlung heimischer Chroniken und auswärtiger Berichte, aufgebaut auf ausgebreitetster Belesenheit, mit kritischer Tendenz, scharf die Geistlichkeit bekämpfend, in deren Interesse es läge, das Volk in seiner Dummheit zu erhalten: daher kamen Verfasser und Werk in Verruf, und erst unter Katharina II. konnte letzteres gedruckt werden. Der Geistes- und Gesinnungsgenosse von Prokopovič, den er aufserordentlich verehrte, hat seine Ideale am ausführlichsten in seinem »Testament an seinen Sohn« (1734, gedruckt 1773; ohne die Zusätze des damaligen Herausgebers, 1885) ausgeführt, das über die gesamte Erziehung, Berufswahl, Ehe usw. handelt; er vertritt eine streng utilitaristische Moral, Gesundheit und Geld bleiben das Erstrebenswerteste; argwöhnische Vorsicht wird besonders eingeschärft, aber daneben auch Forderung rastloser Arbeit erhoben. Im Verhältnis zum Bauern ist er der vernünftige Plantator, der im wohlverstandenen eigenen Interesse

die Arbeitskraft seiner Leute schont; auch sein Eintreten für religiöse Interessen scheint aus gleicher Berechnung erwachsen — sie ersetzen ihm, wie dem Nowgoroder Erzbischof, die Polizei. Trotz dieser Engherzigkeit ist es ein offener, bereits halbwegs philosophisch geschulter Kopf, der aus seinen Schriften spricht; wie bei Peter überwiegt das Zweckmäfsige, z. B. in der Einteilung von Wissenschaften und Kunst — »Musik« übersetzt er noch mit »Gaukleiei« und stellt sie auf eine Stufe mit Voltigieren und Tanzen; aber er kennt bereits Bayle, teilt dessen Skeptizismus, schöpft aus Chr. Wolff und Walch und ist mit Bacon, Descartes, Puffendorf wohlvertraut. Wir erfahren durch ihn, dafs, allerdings nur in Handschriften, die Werke eines Macchiavell, Hobbes, Locke, Boccalini u. a. bereits in russischen Übersetzungen vorlagen; er hält sie für »unnütz«, sie gingen dem Rationalisten offenbar zu weit. Für schöne Litteratur fehlte ihm, wie Peter, jegliches Verständnis.

Der erste Schriftsteller und Theoretiker aus Neigung und Beruf, leider ohne Talent und Geschmack, ist Tredjakovskij. Wissensdurst trieb den armen Popensohn aus dem fernen Astrachan nach Moskau, und von hier zog ihn die Leuchte Paris so mächtig an, dafs er unter den gröfsten Entbehrungen, oft zu Fufs, die Reise zurücklegte. Die Franzosen haben es ihm angetan, und Zeit seines mühevollen Lebens sollte er für die Verbreitung, d. i. für die Verpflanzung der französischen Litteratur und ihres Kodex, Boileau, nach Rufsland sich abmühen, die Sprache »ausreinigen«, den Vers vom Marterpfahl des Syllabismus losbinden und gemäfs den tonischen Anforderungen der Sprache wie dem lehrreichen Beispiele des Volksliedes ihn ausgestalten; zuletzt übersetzte und ahmte er nach, damit alle Kategorien der schönen Litteratur, Oden, Tragödien usw., endlich auch im Russischen vertreten wären. Im steten Kampfe mit der eigenen Not und mit der ungemessenen Roheit der Zeit hat er dieses Programm auch verwirklicht. Wie das Glück, so haben auch die Musen ihn stets gemieden, aber was durch blofsen hingebungsvollen Eifer, durch unablässige systematische Arbeit erzielt werden kann, hat er seinen, gerade zu solcher Arbeit niemals prädisponierten Landsleuten gezeigt, wie oft er sich auch in der Wahl von Stoff und Form vergriffen hat, wie wenig auch seine Mühe ihm gedankt worden ist.

Schon Kantemir versuchte eine bestimmte Stellung der Sprachenfrage gegenüber einzunehmen. Er unterschied die Volkssprache, aus der ihn Reimnot ein und das andere Wort anzuwenden zwang, von der russischen, die slowenischen »Formen« erschienen ihm bereits unmöglich, während sein Wortschatz selbst unbedenklich auf diese Quelle zurückgriff. Erst Trediakovskij stellte sich in bewufsten Gegensatz gegen das »Slowenische«, Kirchenslawische, obwohl er es selbst einst geschrieben, ja gesprochen hatte, wofür er alle um Verzeihung bat, vor denen er je in seiner slowenischen Dummhaftigkeit als besonderer Sprachkünstler hätte erscheinen wollen. Jetzt klang bereits das »tiefgründige Slowenisch« seinen Ohren hart, er fand es auch dunkel, vor allem unpassend für Behandlung weltlicher Stoffe, und so wählte er absichtlich die »Voyage à l'île d'amour où la clef des cœurs« von 1713, übersetzte sie 1730, — das machte ihn bekannt und verschaffte ihm die Stelle eines Übersetzers, zuletzt die eines Professors lateinischer und slawischer Eloquenz bei der Akademie; er bediente sich dabei der gewöhnlichsten Sprache, »wie wir untereinander sprechen«. Der Grundgedanke war, wie bei Trediakovskij, immer richtig, die Mängel stellten sich erst bei der Ausführung ein, namentlich entstellten die schwerfälligsten Zusammensetzungen den Redeflufs; gerade wie bei der Forderung des tonischen Verses ist durch ihn erst die Bahn für Begabtere freigemacht. Manche seiner Anregungen, z. B. in der Forderung einer phonetischeren Orthographie, haben nicht einmal die verdiente Beachtung gefunden, freilich war er selbst oft aufserstande, die nötigen Konsequenzen zu ziehen. Dafs er es in einem Zeitalter, wo man auf alles Volkstümliche verächtlich herabsah, wagte, auf den Rhythmus gerade der Volkspoesie sich zu berufen und ihn gegen die unerträgliche Kiever Schablone auszuspielen, kann nicht hoch genug angerechnet werden.

Mit gleicher Absichtlichkeit und Bewufstheit trat er als der erste Popularisator ästhetischer Begriffe auf. Seinen eigenen Versuchen »pindarisierender« Oden, antikisierender Tragödien, pseudoklassischer Epopöen schickte er die nötigen theoretischen Auseinandersetzungen über Ode, Tragödie, Komödie, Epos voraus und machte damit zum ersten Male den russischen Leser bekannt, seine Weisheit aus Franzosen schöpfend; die Muster allerdings selbst, die er schuf, waren herzlich schlecht, am verrufensten war

seine langweilige »Telemachide«, die Bearbeitung in Hexametern des didaktischen Romans. Im Grunde bleibt Trediakovskij nur der Übersetzer, der öfters gar nicht wagte, eigene Proben einzuführen, z. B. für die Komödie begnügte er sich mit der Übersetzung des »Eunuchen«, in Versen, natürlich mit Ausmerzung aller Unanständigkeiten, da eine Komödie doppelt so viel Geist als eine Tragödie erfordere — letztere hatte er selbständig verbrochen, eine »Deidamia«; die Unzulänglichkeit seiner Kräfte für originales Schaffen erkennend, hob er die Übersetzungskunst in alle Himmel. Interessant bleibt, dafs er bei seinen tappenden Versuchen, z. B. die Wahl des Choräus statt der Jamben anderer zu rechtfertigen, sogar auf das Beispiel der südslawischen, ragusäischen, Litteratur sich berufen konnte; späteren vermittelten erst fremde Übersetzungen oder Fälschungen solche Kunde. Zu den Vorwürfen der Unselbständigkeit und Unfähigkeit — sogar im prosaischen Ausdruck, der von Gallizismen, Polonismen und Slawismen wimmelte, trotzdem er angestellt war, »die russische Sprache auszureinigen, schreibend in Versen und nicht in Versen« — gesellten sich noch leider nicht unbegründete Vorwürfe von Gesinnungslosigkeit; seine Lobhudeleien, die er als offizieller Panegyrist zu liefern hatte, machten ihn zur Zielscheibe boshaften Spottes — Parodien schrieb man auf den Unglücklichen noch zu Ende des Jahrhunderts, z. B. Nikolev; so setzte man seine wirklichen Verdienste ungebührlich herab.

Zu seinen grimmigsten Gegnern gehörte Ssumarokov, der das wagte, woran Trediakovskij nicht denken konnte, für jegliches dichterische Genre die originalen russischen Muster zu schaffen, und so mit einem Male die Litteratur auf die Höhe zu bringen, die die französische — andere waren ja nicht der Beachtung wert — einnahm. Das komischste an diesem Unterfangen war, dafs Ssumarokov selbst dies Ziel für alle Zeiten erreicht zu haben überzeugt blieb. Nur vom Romane liefs er die Hände weg, weil die mafsgebenden ästhetischen Codices, Aristoteles, Horaz, Boileau, diese Bastardart nicht kannten; auch in der Epopöe versuchte er sich nicht, dafür stellte er in eigener Person den russischen Racine, Molière, Boileau, Lafontaine dar; läfst man nach Billigkeit Trediakovskij nur als Übersetzer und Theoretiker gelten, so ist Ssumarokov der erste Belletrist; doch können wir von seinen Fabeln, Satiren und Epigrammen, von

seinen Eklogen und Episteln, Elegien und Oden absehen, denn schliefslich blieb sein gröfstes Verdienst, eigentliches Leben in die russische Bühne gebracht zu haben.

Diese Bühne hatte seit dem Tode der Schwester Peters keinerlei Förderung mehr erfahren; hatte sich auch Peter während seiner zweiten Auslandsreise ein wenig mehr fürs Theater interessiert, eine neue deutsche Truppe entboten, wurden auch an den geistlichen Schulen (Moskau) Mysterien und Dramen aufgeführt, die Sache schien für immer einschlafen zu wollen. Anders wurde es erst, als für die langweilige und stets sich langweilende Anna, dann für die zerstreuungssüchtige Elisabeth Hoftruppen zusammengestellt wurden, natürlich ausländische, deutsche (die Neuber) und italienische für die Anna, italienische und französische für Elisabeth; das einfache Publikum begnügte sich mit deutschen Marionetten, die den Sündenfall oder Don Juan darstellten. Ein Kaufmannssohn aus Jaroslavl, Volkov, sah derlei Aufführungen; sein lebhaftes Kunstinteresse trieb ihn zu Nachahmungen; mit seinem Bruder und anderen, die auch Frauenrollen agierten, führte er in Jaroslavl alte Stücke auf, die Beifall fanden. Es gab jedoch kein weiteres Repertoir; ein solches geschaffen zu haben ist eben das Verdienst Ssumarokovs.

Sinn für litterarische Beschäftigung, Kenntnis der französischen Litteratur, hatte er aus der eben (1732) nach Berliner Muster gegründeten Ritterakademie oder, natürlich adligen, Kadettenanstalt, die mit einem vielseitigeren, moderneren Unterrichtsplan ausgestattet war, davongetragen; die Zöglinge deklamierten Oden vor den Zarinnen und führten Stücke auf. Der ehrgeizige Adjutant, zuletzt Brigadier, warf sich auf Dramen, begann mit seinem Hamlet, von dem er stolz behauptete, dafs nur der Schlufs des dritten Aktes Shakespeares Eigentum wäre, und liefs bald Tragödien aus der russischen Geschichte und Komödien aus dem russischen Leben folgen, über zwanzig Jahre lang den Thespiskarren, auch als Direktor und Regisseur, nicht nur Autor, schiebend. Denn als die Jaroslavler Dilettantentruppe vor der Zarin seinen »Chorev« aufgeführt hatte, ging man endlich, 1756, an die Errichtung eines russischen Theaters in Petersburg, dem bald ein zweites in Moskau folgte. Damit begann die Leidenszeit Ssumarokovs, denn die Mittel, die für die fremden Bühnen reichlich flossen, verweigerte man eben für die »partikulare«

russische. Die Quälereien endigten mit der Entlassung des Direktors, der dann (1761) nach Moskau ging, wo ihm neue Enttäuschungen, auch von seiten des Publikum, nicht erspart blieben; Katharinens Gunst linderte zeitweilig seine moralischen und finanziellen Leiden, doch blieb sein Lebensabend verbittert und vergrämt. Als er mittellos starb, bestritten wenigstens die dankbaren Schauspieler die Kosten des Begräbnisses.

Sie statteten damit wirklich eine Schuld ab, denn er hatte das russische Theater über die schwierigsten Anfänge hinübergeführt. Neben ihm gebührt dem talentvollen Tragiker, Dmitrievskij, dem Mitarbeiter Volkovs, den man zu weiterer Ausbildung zu Garrick und nach Paris geschickt hatte, Anerkennung. An seinen Tragödien, vom »Chorev« und »Truvor« ab bis zur »Semira« und dem falschen »Demetrius« (1748—1771), waren nicht einmal die Personennamen russisch, ihr historischer Wert genau gleich dem historischen von »Koloander und der Leonilda« oder der »Dionea, der Prinzessin von Negropont«, bekannten Romanen der Zeit, aber das XVIII. Jahrhundert hatte keinen Sinn für das historische und kümmerte sich im Theater am allerwenigsten um echte Staatsaktionen. Es suchte Emotion der Gefühle, und für diese bürgten die langen und leidenschaftlichen Tiraden des Dichters. Ihre Bedeutung darf nicht allzu gering angeschlagen werden. Mochten auch jene Romane abgeschmackt in ihrer Erfindung sein, sie halfen doch durch ihre Sentimentalität oder Galanterie die harte Kruste der traditionellen Unmoral eines »Domostroj« lockern; Ssumarokovs Tiraden von Ehrgefühl, Vaterlandsliebe, Gerechtigkeitssinn, hingebender Treue, Mannhaftigkeit rüttelten ungleich energischer an den Fesseln der Apathie und Indolenz. Mit Feuer vorgetragen, täuschten sie den Zuschauer, dem zum ersten Male von der russischen Bühne her menschliches, ja heroisches Fühlen und Denken in den Ohren klang, über die Hohlheit der nur von einer Seite dargestellten Charaktere, über das streng Konventionelle der ganz schablonenhaften Handlung, über den absoluten Widerspruch gegen jegliche historische Wirklichkeit. Das Theater erfüllte eine moralische Aufgabe, läuterte und erhob; die unerträglich gellende Phrase reizte die naiven Zuhörer; seinen Russen war Ssumarokov wirklich Corneille, Racine und Voltaire.

Ungleich schwächer waren die Anregungen, die von seinen

Komödien ausgingen; einmal begnügte er sich mit allzu rohen Mitteln, derben Späſsen, dann störte hier empfindlicher die Ignorierung der Wirklichkeit, merkte man allzu deutlich das Erborgte der Handlung und Situationen; endlich waren die Objekte seiner dramatischen wie auch seiner didaktischen Satire allzu unbedeutend: die kleinen Beamten, die Schreiber, der »Brennesselsamen«, mit ihrer Gaunerei und Bestechlichkeit; die Modenarren mit ihrem französischen Mischmasch im Dialoge; die Pedanterie des Trissotinius, d. i. Trediakovskij, hielten nicht lange vor. Hier gab es keine schwungvollen Tiraden, die die augenfälligen Mängel übersehen lieſsen. Gröſseren Wert besaſsen seine kleineren Sachen, Fabeln u. dergl.; aber die gespreizte Rhetorik seiner Dramen, ihr falsches Pathos, das in den Ohren der nächsten Generation bereits als lächerlicher, zur Parodie reizender Überschwang galt, das Gesuchte und Unnatürliche des Ausdrucks, das bald statt zu erschüttern komisch wirkte, die strikte Befolgung der pseudo-klassischen Vorschriften, der drei Einheiten u. dergl., daher Bekämpfung der comédie larmoyante: diese Kinderkrankheiten konnten der Litteratur nicht erspart werden, und haben etwa die nächsten Nachfolger Ssumarokovs ihn irgendwie übertroffen? Die spätere Herabsetzung war jedenfalls weniger gerecht als die Lobesüberhebungen der Zeitgenossen. Ssumarokov war zugleich der erste Dichter, der nur für seine »Reimerei« Sinn hatte, sie über alles in der Welt stellte, wie ihm sein Gegner zu Unrecht vorwarf, sein Gegner und Rivale, der alles andere, nur kein Dichter war, Lomonossov, der angebliche Malherbe und Pindar der Russen — das Aufkleben derartiger Epitheta hielt sich lange in der Mode.

Neben Peter dem Groſsen und Theofan Prokopovič darf unstreitig als dritter Geistesheld dieses Jahrhunderts Michael Lomonossov bezeichnet werden; der vierte war Radischčev; ihrer aller Taten lagen freilich nicht auf dem Gebiete der schönen Litteratur. Lomonossov vertrat zum ersten Male die Macht des Geistes und der Wissenschaft vor einer barbarischen, servilen und materialistischen Gesellschaft; nicht frei von ihren Fehlern, wuſste doch der arme Bauernsohn ihr gegenüber die Rechte des Wissens geltendzumachen; er schuf eine Wissenschaft mit besserem Erfolge, als die Trediakovskij und Ssumarokov eine Belletristik. Er war eine Art Universalgenie, Metallurg, Geolog,

Chemiker, Elektriker, Astronom, Nationalökonom, Statistiker, Geograph, Historiker, Philolog, Ästhetiker, Dichter; die Zeit der Spezialisierungen war für Rufsland noch nicht gekommen; er vertrat eine Akademie und Universität, technische Institute und chemische Laboratorien. Nur glühender Patriotismus vermochte seinen sonst scharfen Blick zu trüben, dafs er ungerecht und engherzig werden konnte, was allerdings die damaligen Verhältnisse erklären und entschuldigen müssen. Denn Lomonossov kämpfte bewufst gegen die Monopole und Privilegien der Ausländer; er fürchtete von ihnen beabsichtigte, konsequente Verkümmerung und Lahmlegung der Russen und deren eigenen gelehrten Nachwuchses und nur, dafs er eine gute Sache mit nicht einwandfreien Mitteln verfocht, dafs er bei seinem ungestümen Temperament nicht Mafs hielt, dafs er seinen Gegnern die bequemsten Waffen gegen ihn selbst lieferte, ist sein Fehler gewesen. Nach einem Bildungsgang, wie er nur in dem bildungslosen Rufsland möglich war, unter Entbehrungen, die nur die urwüchsige Kraft des russischen Bauern zu überwinden vermochte, ging er bei deutscher Gelehrsamkeit in die Schule; der Schüler der Deutschen, deren Pedanterie sogar ihm ins Blut überging, konnte zu ihrem erbittertsten Gegner werden, trotzdem machte der recht unbequeme Gesell seinen Lehrern, dem Christian Wolff in Marburg, Henckel in Freiberg u. a. die gröfste Ehre. Den Adjunkt, dann Professor der Akademie beliefs man jedoch nicht bei seinen Naturwissenschaften; er mufste ja bei den Feiern als offizieller Redner auftreten. Diese seine Reden, unseren Rektorsreden vergleichbar, und Aufsätze sind seine glänzendsten Leistungen, nicht nur stilistisch, sondern auch gedanklich, z. B. über Stellung von Wissen und Glaube in einem Lande, wo das Kopernikanische System nur auf Umwegen eingeführt werden konnte; über Lufterscheinungen, wo er das Recht der wissenschaftlichen Forschung vertrat; über den Nutzen der Chemie, wo er die Wissenschaft den Prachtpalast menschlicher Wohlfahrt aufführen liefs; über den Ursprung des Lichtes, wo er die Erforschung der Natur als eine heilige Pflicht darstellte usw. Der offizielle Redner mufste ohne weiteres zum Panegyriker werden und hatte Oden zu den Thronfeiern und sonst zu liefern; er hatte sich ja zuerst als Odendichter, Übersetzer und Nachahmer einen Namen zu machen gewufst. Wir würden allerdings diese Oden

gerne missen, denn auch die besten unter ihnen, d. h. diejenigen, in denen nicht Elisabeth, Peter III. und Katharina II., sondern die Allmacht Gottes und die Wunder der Natur, Nordlicht u. a., verherrlicht werden, machen uns den Eindruck eines Auszuges aus jenen Reden und Aufsätzen. Freilich kommt auch hier ein grofses Talent stellenweise zum Durchbruch; treffende Gedanken, imposante Bilder erheben sie weit über die Reimereien eines Trediakovskij und Ssumarokov — räumte doch letzterer vorbehaltlos seinem Rivalen das Pindarisieren ein und schrieb selbst nur »närrische Oden«, d. h. Parodien. Besonders fiel der sprachliche Ausdruck auf.

Von den Schriftstellern des XVIII. Jahrhunderts hat keiner so viel über die Sprache nachgedacht und ist von so bedeutendem, nicht immer heilsamen Einflufs auf sie gewesen wie Lomonossov. Die leidige Sprachenfrage sollte sich ja noch bis ins XIX. Jahrhundert fortschleppen; sie löste erst Karamsin, aber nicht durch Vorschriften, Grammatiken, Stilanweisungen, sondern durch das glänzende, lebende Beispiel; das erkannte nicht Lomonossov; er blieb der Überzeugung, dafs durch Herumdoktern und Rezepteschreiben die Krankheit sich ohne weiteres beheben lasse. Diese war in ein akutes Stadium getreten. Es schlossen sich förmlich aus die »slawenische«, die Kirchensprache mit ihrer griechischen Wortfolge, ihren griechischen Artikeln, ihren griechischen unendlichen Wortzusammensetzungen; die Sprache der Gesellschaft und die Kanzleisprache, mit der Unmasse fremder Termini, die Peter noch, ganz wahllos und willkürlich, in den öffentlichen Verkehr hineingeworfen hatte; man sieht sie ja noch heute, z. B. auf dem Schilde des parikmacher u. a., und immer neue treten hinzu, vom voksal bis galschtuk und buterbrot; die Sprache des Volkes endlich, die allein echt russisch war. Trediakovskij und Ssumarokov waren auf dem besten Wege, allerdings liefsen auch sie sich durch die Not des Reimes oder Rhythmus immer wieder zu gräfslichen »Slawenismen«, z. B. n a m j a statt n a m e n j a u. dergl., verleiten, aus blofser Bequemlichkeit. Lomonossov dagegen führte die russische Schriftsprache auf Abwege; er verwechselte den Respekt vor der Heiligen Schrift mit dem vor der unheiligen Kirchensprache, dem slawisch-griechischen Blendling; anstatt dem angehenden Schriftsteller dringend davon abzuraten, die kirchliche Litteratur ihrer Sprache wegen zu lesen, die nach

dem eigenen Geständnis Lomonossovs vielfach unverständlich war, hielt er ihn dazu an und verdarb nur den »schtil«. Er führte die groteske Pedanterie von dem dreifachen »schtil« ein, dem hohen für Epos, Ode, Prunkrede; dem mittleren fürs Drama, Epistel, Ekloge, Elegie, Beschreibung denkwürdiger Sachen; dem niedrigen für Komödie, Lied, Epigramm, einfache Beschreibungen: die verschiedene Mischung von Slawenismen und Russismen, wie von Kaffeebohnen oder Tabaksblättern verschiedener Sorten, bedingte den Rang des »schtil«. Und es gab Leute, die dies glaubten und nachahmten. Zum Glück ist Lomonossovs Sprache ungleich besser als seine Theorie; trotz des Überwucherns von Slawenismen bleibt sie gewählt und doch kräftig, pathetisch, stellenweise nicht ohne wirklichen Schwung, rein und glatt, ohne ins Banale und Triviale zu verfallen. Wie vertraut er mit dem Wesen und Leben der Sprache sonst war, bewies seine »Russische Grammatik« (1755), die ein halbes Jahrhundert lang unbedingte Autorität genoſs; allerdings ging es auch hier bei der Fassung einiger Vorschriften nicht ganz ohne Pedanterie ab, an einer solchen krankt noch heute die russische Orthographie, aber im ganzen konnte sich diese Grammatik neben die besten des Jahrhunderts in Europa stellen.

Es beruhen somit seine Verdienste auf dem Wecken unabhängigen, wissenschaftlichen Geistes, sein Grundsatz, ohne daſs er ihn formuliert hätte, war: Wissen ist Macht; auf dem Eintreten für das Recht der Forschung, auf der unermüdlichen Bekämpfung »der Feinde russischen Wissens«, auf dem Fördern der Schule: es gelingt ihm zwar nicht, eine Universität in Petersburg, unabhängig von der Akademie, zu begründen, aber er förderte die Gründung der ersten und bis heute bedeutendsten russischen Universität in Moskau, die ja anfangs auch mit ausländischen Gelehrten garniert werden muſste, aber tüchtige Russen bald heranzog, mochte es unter ihnen auch an den »eigenen Platons und scharfsinnigen Newtons« fehlen, die Lomonossov mit der gröſsten Bestimmtheit vorausgesagt hatte. So führte er, was an ihm lag, das Werk Peters des Groſsen fort, und er ist sein letzter, glühender Verehrer; er wurde nicht müde, überall einzuschalten das Lob desjenigen, der »das von Barbarei zertretene Ruſsland mit sich zum Himmel erhoben hat«.

Mit ungleich gröſserem Recht als der eingebildete Ssumarokov,

dem einige schmeichelhafte Phrasen der Ausländer den Kopf vollends verdreht hatten, konnte Lomonossov von sich behaupten, dafs er »durch seine Oden, Reden, Chemie, Physik, Geschichte dem Vaterlande Ehre mache«; dieser Stolz zeichnet ihn vorteilhaft aus; er würde sich nicht einmal von Gott zum Narren halten lassen, geschweige denn von einem Machthaber dieser Welt, erklärte er rundweg seinem Mäzen. Dieser Mannesstolz, der, unerhört in Rufsland, nicht auf Geburt und Rang, sondern auf der Überzeugung von dem eigenen Wert gegründet war, verliefs ihn nur in seinen Oden. Dafür mufs jedoch die Zeit verantwortlich gemacht werden, die überhaupt keinerlei Poesie ernst fassen konnte; der diese nur als Schmuck und Zeitvertreib galt, als »Früchte und Dessert bei einem leckern Mahle«; die nur auf Kommando bestellte Poesie, heute für Peter III. und morgen mit derselben Feder für die Usurpatorin seines Thrones. Diese kalten, gefeilten, erzwungen-schwunghaften Oden, die von selbst zur Parodie reizten, wie man seine Ode aus Hiob parodierte:

»O du, der du in deiner Kümmernis vergebens
Auf den Dienst murrst, o Offizier usw.«

grassierten ebenfalls durch ein halbes Jahrhundert in der Litteratur. Es fiel allerdings leichter, die Schwächen des Mannes, als seine Gesinnung und Wissen herüberzunehmen. Seine übrigen poetischen Erzeugnisse, Tragödien, eine Epopöe vom grofsen Zaren u. dgl. haben nicht einmal den Zeitgenossen imponiert; für seine besten Sachen, Invektiven und Epigramme, mufste er, nicht immer mit Erfolg, Anonymität wahren.

So ging nur langsam die Saat auf, für die Peter den Boden bestellt hatte. Er konnte Heere europäisch eindrillen und Flotten aus dem Meerboden stampfen, mit ihnen die Schlachten bei Poltawa und den Alandsinseln gewinnen; die Annalen des Geistes und der Litteratur hatten bis tief in das Jahrhundert hinein nichts annähernd Ähnliches zu verzeichnen. Aber auch hier war der starre Bann asiatischer Unbeweglichkeit gebrochen; aus der geistigen Nacht sollte Rufsland dem Lichte immer rascher entgegengeführt werden.

Viertes Kapitel.

Katharina II. und ihre Zeit.

Die Persönlichkeit der kaiserlichen Dilettantin, ihre Komödien. Doppelte Richtung der Litteratur, die französische mit der bloſsen raison (Visin, Satire und Fabel); die deutsche mit »mystischen« und sentimentalen Anwandlungen — Freimaurer; Novikov; Radischčev, Karamsin. Tiefgehender Wandel der Zeit; Verfolgung jeden liberalen Gedankens.

Das Eingreifen Ruſslands in die europäischen Händel, seine politischen und militärischen Erfolge hatten einen neuen Patriotismus geweckt; man war stolz, Russe zu sein, wenn man auch noch von dem späteren Anspruch auf Weltherrschaft weit entfernt war. Es verlangte nunmehr der nationale Ehrgeiz, auch auf geistigem, litterarischem Gebiete diesem Europa es gleichzutun, zu besitzen die russischen Racine, Molière, Pindar usw.; ja man beneidete den Westen um eine Pamela, Heloise usw. und schuf eine »russische Pamela oder Geschichte der tugendhaften Bäuerin Maria«, ein Roman von 1789, und motivierte dies und ähnliches mit dem Streben, »den fremde Staaten dem eigenen Vorziehenden zu beweisen, daſs er Tugendhelden, wert des Ehrens und Bewunderns besitze, und wenn solche Helden in England, Frankreich usw. so laut gefeiert werden, so geschieht dies, weil sie dort viel seltener sind als in dem unverdorbenen Ruſsland.« Aus demselben Patriotismus beschrieb ja sogar Komarov das Leben des Erzgauners und Moskauer Räubers Vanjka Kain 1775, um den Nachweis zu liefern, daſs der russische auch den französischen Cartouche in die Flucht schlagen könnte. Man mag diesen Patriotismus recht naiv finden; man mag sich darüber aufhalten, daſs man mit dem bloſsen Schein, mit Namen, statt der Sache sich begnügte; wichtig war, daſs man sich so hohe Ziele überhaupt steckte. Um sie erreichen zu können, ward, da in Ruſsland jede, somit auch die litterarische Revolution von oben, auf Befehl kommt, der Schutz auch der russischen Musen dem Throne anvertraut, die Litteratur ins Programm der Regierung eingeschlossen.

Die Lieblingstochter des groſsen Zaren, auf die alle in Ruſsland, bis auf die Ausländer natürlich, die ausschweifendsten Hoffnungen

gesetzt hatten, nicht zum mindesten Lomonossov selbst, hatte vollständig versagt; alle Erwartungen zu übertreffen, blieb einer deutschen Prinzessin vorbehalten, die durch ihre Erziehung französisch geworden war, wie etwa Friedrich II. Platos Wunsch war erfüllt; ein aufgeklärter Philosoph bestieg den nordischen Thron, aber nicht nur Philosoph, ein Litterat vor allem, der kein unbeschriebenes Blatt Papier sehen konnte, ohne etwas darauf kritzeln zu wollen, dem litterarisches Schaffen nicht nur psychische, sondern sogar physische Erleichterung bewirkte. Aus ihrer dienstbaren Aschenbrödelrolle sollte jetzt erst die Litteratur für immer befreit werden, berufen, an dem Werke der moralischen und geistigen Wiedergeburt mitzuschaffen. Und doch, so verheifsungsvoll die Anfänge sich gestalteten, auf diesen Rausch folgte baldige Ernüchterung, schliefslich regelrechter Katzenjammer; an der Wiege der Regierung standen Voltaire, »der Lehrer«, und Montesquieu, Diderot und Beccaria, aber der anmutige und unschuldige Philosophenflirt lief aus in dem Bluthunde Scheschkovskij, der seine Verhöre mit den »politischen« Angeklagten, wes Standes sie auch waren, regelmäfsig mit einem Schlag gegen das Kinn eröffnete, dafs die Zähne krachten oder herausflogen. Die Ideen, für die die Kaiserin 1768 selbst eingetreten war, kosteten 1792 den Kopf dem Unbesonnenen, der sie noch zu vertreten wagte.

Das Schauspiel war nicht das einzige der Art in Rufsland, gleich ihr geliebter Enkel sollte es nochmals aufführen, der Urenkel wiederholen. Eitel und bestimmbar wie ein Weib, argwöhnisch und mifstrauisch wie ein Emporkömmling zur Gewalt, der keinen sicheren Boden unter den Füfsen fühlt, eifersüchtig auf die eigene Macht wie ein echter Autokrat, mufste Katharina schwankend und unsicher in ihren Befreiungsplänen werden, es vorziehen, äufsere Erfolge auf Kosten der inneren zu erringen, den ungefährlicheren, aber desto lauterern Kampf mit den »Erbfeinden«, Türken und Schweden, als etwa mit dem Elend daheim aufzunehmen; die taurischen Dekorationen, die Potemkin für die Krimreise ausführen liefs, wären für ihre ganze Regierung bezeichnend gewesen. An ihr war alles Komödie: ihre Religion, Nationalität, Philosophie, Humanität; echt war nur die unbegrenzte Herrschsucht, Eitelkeit und Dilettantismus. Sie war der Gegensatz zu Peter; diesem lag an der Sache, ihr an dem Schein. Daher die glänzende äufsere Politik, die realen Macht-

erwerbungen, die sie als gewandter Diplomat trefflich einzuleiten verstand; die konsequente Energie, mit der sie diese Ziele verfolgte, die allerdings bereits in der traditionellen Richtung russischer Expansionspolitik lagen. Dafür daheim der Ruin der Finanzen, das Elend des von Hungersnöten und Pest dezimierten Volkes, die Knechtung neuer Millionen, die bisher die Wohltaten der Leibeigenschaft nicht verkostet hatten.

Die gewandte, geistreiche, oft neckische Korrespondenz mit Friedrich II. und Joseph II., mit Grimm und den Philosophen; die glänzenden Anerbietungen und verschwenderische Freigebigkeit für Diderot und andere Franzosen; die Sorge, dafs kein ungünstiges Urteil über Rufsland im Auslande unwiderlegt bliebe; der blendende äufsere Glanz — so kostete die Vergoldung der Palasttürme Millionen: Peter hätte denjenigen eigenhändig verprügelt, der ihm ein derartiges Projekt nur unterbreitet hätte, Katharina führte es ohne weiteres aus; die hochtönendsten Phrasen, doppelt eindrucksvoll, weil aus dem Munde des unumschränkten Herrschers kommend, der die Macht hat, sie zu verwirklichen, und bei dem leisesten Hindernis sie ruhig preisgibt: alles kennzeichnet gleichmäfsig Tun und Lassen der genial veranlagten und von der Macht berauschten, im Grunde kalten, nüchternen, vorsichtig wagenden Herrscherin und Lebenskünstlerin ohnegleichen. Zum Glanz ihrer Regierung bedurfte sie auch einer eigenen Litteratur; die hochbezahlten Lobhudeleien der Encyklopädisten, die faustdick aufgetragenen Schmeicheleien des Spötters von Sanssouci, die pompösen Namen heimischer Kriecherei konnten ihr nicht genügen, die August und Mäzen in einer Person vereinte. Daher die aufserordentliche, treibhausartige Förderung der Litteratur, ja der Wissenschaften überhaupt, mit der durchaus nicht einherging der Respekt vor der Wahrheit, die Achtung einer freien Meinung, die Sorge um das Unscheinbare, aber Unumgängliche, namentlich um die elementare Bildung. Der so furchtbar darniederliegende, d. h. einfach fehlende Volksunterricht (ein anderer wäre übrigens für Leibeigene nicht angebracht gewesen!) ist unter Katharina nicht auf neue Grundlagen gestellt worden; es fehlte allerdings nicht an höheren Spezialversuchen, z. B. das Smolnastift für adlige Mädchen u. a., aber sonst blieb alles beim alten, z. B. bei der einzigen Moskauer Universität im weiten Reiche;

bei dem völligen Mangel an Mittelschulen; bei der Notwendigkeit blofsen häuslichen Unterrichts mit den allerungenügendsten Kräften: ein Finne hat einmal Finnisch als Französisch unterrichtet; davongejagte Kutscher und dgl. wurden »Gouverneure« der adligen Jugend; man lernte auch bei Zuchthäuslern. Und doch, trotz aller Mängel, welch kolossaler Gegensatz gegen das mode- und vergnügungssüchtige Treiben der Vorgängerin, der Odaliske-Idiotin auf dem Thron! Welche Unsummen geistiger Anregung, die von der mit erstaunlicher Spannkraft der Nerven ausgestatteten, unermüdlich tätigen, äufserst mäfsigen, lebensfroh heiteren Kaiserin-Denkerin, Philantropin und Schriftstellerin ausgingen! Denn ungeachtet des traurigen Endes ihrer Regierung, ungeachtet des Hervorkehrens der äufseren, der Prunkseite, auf Kosten dringender Aufgaben, ungeachtet aller Enttäuschungen und schlimmer Erfahrungen ist unter Katharina vieles Bleibende, Glänzende geschaffen.

Die »nordische Semiramis« — wirklich Semiramis, verfuhr sie doch mit Peter III. wie Semiramis nach der Sage mit Ninus — war ein hochbegabter Geist, ein offener Kopf von vielseitiger Bildung, ein starker Charakter von unbeugsamem Wollen, weit überlegen ihrer ganzen Umgebung. Wie Peter der Grofse, wie sein Prokopovič war auch sie die einzige, nicht nur in Rufsland und im XVIII. Jahrhundert! Von Peter unterschied sich die »Mutter des Vaterlandes« dadurch, dafs sie Staatsaktionen nicht nur machte, sondern auch schrieb. Diese ganz eigenartige Tätigkeit der Kaiserin ist das anziehendste Kapitel russischer Litteraturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts, nicht als wäre die Kaiserin ein etwa ebenso genialer Schriftsteller wie Diplomat, obwohl es ihr an Begabung nicht fehlte, sondern wegen der Rolle, die der »aufgeklärte Despot« der Litteratur zuwies, wegen der Prüfungen, die er ihr auferlegte, wegen der Bedeutung dieser Litteratur für das Leben. Einen wie geringen Einflufs hat sonst Litteratur aufs Leben; alle sozialen Romane des XVIII. Jahrhunderts z. B. sind in den Wind gesprochen. Wenn Katharina dagegen in ihren Lustspielen warnt, droht oder Anspielungen macht, so weifs man, dafs sie nicht in den Wind redete, dafs sich diese Worte alsbald zu höchst empfindlichen Mafsregeln verdichteten; ihre Lustspiele gegen die Freimaurer sind nicht blofs komische Ausfälle eines Aufklärers à la Nicolai

in Berlin, sondern sie sind auch dumpfes Grollen eines Gewitters, das sich dann über den Köpfen der Unglücklichen entladen wird, sie kündigen den kommenden Untersuchungsrichter an; hinter den blofsen Worten steht reelle, unbegrenzte Macht. Schon weil ihre Litteratur sich stets mit Rufsland beschäftigt, beansprucht sie dann höheres Interesse, als z. B. die Litteratur Friedrichs II., die Fremdes und Kosmopolitisches bevorzugt. Selbstverständlich wird diese Litteratur von der Überzeugung des XVIII. Jahrhunderts getragen, wie machtvoll das Eingreifen des einzelnen Zeiten und Völker beeinflusse, als wären die durchgreifendsten Änderungen mit etwas Energie in der kürzesten Zeit durchzusetzen. Und doch nahm die Kaiserin, der jegliche Pedanterie ein Greuel war, sogar ihre Litteratur nicht besonders ernst.

Vorübergehend nur war der erste, fast jugendliche Enthusiasmus, der aus der Übersetzung des Marmontelschen »Belisaire« und der eigenhändigen Abfassung der »Instruktion« oder »Nakas«, für die zur Durchberatung eines neuen Gesetzbuches, Uloženie, nach dem alten Titel unter Zar Aleksej, zusammenberufene Kommission, zu uns spricht. Es war ein Schauspiel für Götter: auf der Wolga begeistern sich »nordische Bären« für ein Buch, das Toleranz, Regentenpflichten, Verachtung des Absolutismus, der Cliquenwirtschaft, Gewissens- und Gedankenfreiheit predigt; sie verteilen unter sich die Kapitel des »Romans«, der Kaiserin fiel das IX. zu, über den Regenten, und widmen dem aufgeklärten Bischof von Tver, Gabriel, ein Buch, das die Sorbonne verdammte und gegen das der Erzbischof von Paris einen Hirtenbrief richtete! Auch die Instruktion, gröfstenteils französisch geschrieben, war eine Entlehnung, denn fast zwei Drittel ihrer 526 Paragraphen gehen auf Montesquieu und Beccaria zurück; sie war nicht das offizielle Programm, nach dem vorzugehen war; sie klärte nur auf über die Grundsätze, und diese Grundsätze erwiesen sich so liberal, dafs die Kaiserin alsbald einsah, sie könnten sie in Kämpfe verwickeln, die der Usurpatorin des Thrones gefährlich werden dürften. Was war mit humanen Begriffen dort anzufangen, wo die Stände nicht etwa z. B. einer Abschaffung, sondern einer Erweiterung der Leibeigenschaft in ihrem Egoismus das Wort redeten! Die ganze Aktion verlief im Sande, übrig blieb die so humane und liberale Instruktion, dafs die Kaiserin ihr eigenes Werk konfiszieren liefs, — es wurde

dem freien Verkehr entzogen, damit es nicht Unheil anrichte, Köpfe verwirre!

Von diesen hochfliegenden Plänen zog sich jetzt die Kaiserin auf eine ungleich bescheidenere Stellung zurück. Nachdem eben die Nation durch berufene Vertreter aller Stände zur Begutachtung des sozialpolitischen, juridischen und administrativen Reformwerkes aufgefordert war, werden jetzt alle diese Materien für immer dem Bereiche der öffentlichen Meinung entzogen; der aufgeklärte Despot reserviert sich das ausschliefsliche Recht, darüber zu befinden, enthebt das Publikum der Mühe des Denkens und verlegt sich auf moralisches Predigen; Katharina wird Mitarbeiterin der moralsatirischen Wochenschriften und geht unter die Komödienschreiber.

Sie hat diese Litteratur nicht erst geschaffen; schon der Historiker Müller im Auftrag der Akademie und Sfumarokov in eigenem Namen, dann andere hatten seit 1755—1764 Monats- und Wochenschriften herauszugeben begonnen, die den englischen und deutschen, Addison usw., nachgeahmt waren, wenn sie nicht Beiträge zu russischer Geschichte brachten. Nach dem gutgemeinten Versuch mit dem »Nakas« und dem ‚Platzen der Seifenblasen' wurde nun die Moralpredigt aufgenommen: der Sekretär der Kaiserin, Kosizkij, gab die Wochenschrift »Verschiedenes Allerlei« heraus, 1769, an der die Kaiserin sich beteiligte, und rief eine kleine Flut derartiger, oft recht kurzlebiger Wochenschriften hervor, die bis 1774 andauerte; die gediegensten waren die Novikovschen, »Drohne«, dann »Maler«. Die Themen dieser Satiriker waren die allgemein menschlichen, nur auf russischem Grunde lokalisiert: Bekämpfung der Unwissenheit, der Modenarrheiten, Verschwendung, Müfsiggang, Eitelkeit usw., alles selbstverständliche Sachen, Gemeinplätze, oft nur aus dem Englischen einfach übersetzt. Es kam wenig speziell Russisches hinzu, z. B. die »Zehn Gebote für den russischen Beamten« im »Allerlei«, darunter auch: Du sollst Dich täglich kämmen, oder über das russische Ferkelchen, das von der Auslandsreise als vollkommenes Schwein heimgekehrt ist, oder über die Ankunft eines Schiffes in Kronstadt aus Bordeaux mit vierundzwanzig Chevaliers, die, der Bastille entronnen, die Lilien eingebrannt haben, und nun zu Jugenderziehern angeboten werden u. dgl. Es stellte sich jedoch bald heraus, dafs dem aufgeklärten Despotismus sogar mit diesen ‚moralischen Gardinenpredigten' nicht gedient war, denn

gegen die zahnlose Satire des »Allerlei«, der »Grofsmutter« dieser litterarischen Familie, nahmen sich die Rangen von Enkel ungleich mehr Freiheit heraus, rührten bald an den »Grundsäulen« der Gesellschaft; der »Maler« z. B. brachte Fragmente eines Reiseberichtes, in welchem über die menschenunwürdige Lage der Bauern, über die Frevel ihrer Tyrannen die herzergreifendste Klage angestimmt wurde. Und auch sonst fand Katharina, dafs die Farben allzu düster aufgetragen wurden; wo sie im »Allerlei« nur von Schwächen der Menschen sprach und zur Nachsicht mahnte, sprachen die anderen von Verbrechen und Lastern, die ausgerottet werden müfsten, und klagten »Allerlei« an, dafs es auf seine alten Tage um den Verstand gekommen wäre. So zerplatzten auch diese Illusionen, die Wochenschriften gingen 1774 endgültig ein; spätere Versuche einer Wiederbelebung zeitigten nichts Rechtes mehr.

Erspart blieben diese Enttäuschungen der kaiserlichen Komödienschreiberin. Das »Theater« Katharinas umfafste eine stattliche Zahl russischer Komödien in Prosa, französischer Proverbes, russischer dramatischer Chroniken, Opern und Singspiele; die neueste Ausgabe von Pypin, in fünf Bänden, 1901—1903, enthält auch elf vorher unbekannte Stücke, doch fehlen immer noch einige, deren Titel überliefert sind. Die Stücke sind nicht in gleichem Mafse ihr Eigentum: es war ihr unmöglich, Verse zu schreiben, die Librettos der Opern usw. rühren daher von dem auf Kosizkij folgenden Sekretär, Chrapovizkij, her; aufserdem entfernen sich die Reinschriften, die sie durch Jelagin, Chrapovizkij u. a. anfertigen liefs, ganz erheblich von ihren Autographen. Katharina hat nämlich wie in der Aussprache, die stets die Fremde verriet, so auch in der Beherrschung der russischen Schrift es nicht allzuweit gebracht, sie lag stets im Kampfe mit der Orthographie, mit den Formen, mit den »Actiones« des Zeitwortes, auch mit der Syntax, und machte dafür ihren unsystematischen Anfangsunterricht verantwortlich; es haben nun ihre Kopisten nicht nur die Fehler gebessert, sondern überhaupt den Stil nach Ermessen gemodelt. Nahm doch Katharina diese ganze Liebhaberei nicht allzu ernst; sie blieb sich stets bewufst, dafs sie über Mittelmäfsiges nicht herauskommen würde, aber machte mit Recht für sich geltend, dafs, solange bessere Sachen fehlten, ihre Arbeit nicht überflüssig wäre. Es zerstreute sie selbst diese Schriftstellerei; die Sachen wurden oft in wenigen Tagen hingeworfen, besonders

blieb die Intrigue stets ganz lose; zu ebensolchem Schaffen hielt sie auch die Fürstin Daschkov, Mamonov u. a. an; eine Anekdote, Vorgänge in der Hofgesellschaft, Typen derselben reizten ihre Schaffenskraft, und das Publikum erging sich sofort im Raten, wer denn eigentlich gemeint wäre. Die Stücke wurden auf dem Hoftheater, namentlich im Theatre de l'Hermitage gespielt und fanden dann den Weg auf die öffentlichen Bühnen in Petersburg und Moskau. 1772 war das fruchtbarste Jahr; nach längeren Pausen kehrte die Kaiserin immer wieder zu dieser Liebhaberei zurück, 1787 z. B. verfafste sie die komische Oper vom »Gore-bogatyr Kossometovič«, vom »Unglücksheld, Sohn des Schief-werfers«, eine drastische Abfertigung Gustavs III. von Schweden, Verhöhnung seines prahlerischen Auszuges und schmählicher Rückkehr; die auf die Fürstin Daschkov geschriebenen Stücke sind bisher nicht aufgefunden. Das Publikum nahm die Stücke mit wechselndem Erfolg auf; was z. B. 1772 sehr gefallen hatte, liefs 1792 bereits ganz kalt. Den nachhaltigsten Erfolg erzielten die gegen Cagliostro, »Kalifalkžerston«, und die Martinisten, »Martyschki«, d. i. Affen, gerichteten Stücke, »Der Betrüger« 1785, 1786 ins Deutsche übersetzt, in Hamburg mit aufserordentlichem Beifall gegeben; »Der Betrogene« 1785 (1786 übersetzt, »Der Verblendete«); »Der sibirische Schaman« 1786, übersetzt auch in der Sammlung: »Drei Lustspiele wider Schwärmerei und Aberglauben« mit einem Vorwort von Nicolai 1788.

Die Polemik der Kaiserin, auch die gegen Cagliostro und die 140 Stufen der Freimaurer, geht nur aufs Äufserliche; die Lustspiele selbst sind nach der französischen alten Schablone gemacht: das Liebespaar, das auseinandergerissen werden soll, die kluge Zofe u. dgl.; keinerlei Charaktere, blofse Typen: die Heuchlerin, die Wunderboldin, die Brummbärin usw., wobei schon die Namen als Etiketten dienen, so dafs nichts zu raten übrig bleibt; diese Karikaturen belustigen, Wortwitze sind beliebt, die Situationskomik nicht ausgenützt — man mufs nur die unmittelbar vorausgegangenen, ungefügen Sachen eines Ssumarokov vergleichen, um den Fortschritt, Vorzug dieses Theaters zu würdigen. Die Kaiserin sucht das Lokalkolorit zu wahren, und dies gelingt ihr besser als die Durchführung der Handlung; am schwächlichsten fallen die positiven Charaktere aus, die Tugend- und Wahrheitsbolde jeglicher Art, die Räsonneure der Stücke. Die Kaiserin

greift in ihren Nachahmungen über die Franzosen hinaus, zu Shakespeare — »Timon«, »Weiber von Windsor« —, Sheridan und Calderon, wobei natürlich die damalige Adaptierungsregel beobachtet wird: Falstaff wird Čolkadov, Windsor St. Petersburg usw.; auch so schuf man »russische« Komödien.

Wer an diese Stücke mit den Erwartungen herantritt, die der glänzende, geistreiche Stil in den Briefen z. B. an Voltaire erweckt, wird sich enttäuscht sehen: für ihre Russen genügten der Kaiserin hausbackene Mittel. Überhaupt wurde das Ausland anders behandelt: sie sprach zu Voltaire, Grimm usw. viel von ihren Stücken, in Rufsland kannte — aufser den Kreisen der Hofgesellschaft — niemand richtig die Autorschaft; wenigstens wurde davon nie in der Öffentlichkeit gesprochen. Die Tendenz war ganz nach dem Sinne der Zeit eine wesentlich lehrhafte: ridendo castigat mores! prangte auf dem Vorhang des Eremitagetheaters.

Die interessantesten dieser Stücke sind die gegen die Freimaurerei in rascher Folge gerichteten. Im ersten ist es noch der fremde Charlatan, der russische Leichtgläubigkeit ausnutzt; die beiden anderen beschäftigen sich mit den einheimischen; sie verspotten meist das Äufserliche, den Humbug der Aufnahmen, die unverständliche Sprache, die Spielerei grofser Kinder, aber sie deuten auch auf das Gefährliche der Moral, die die Leute von der Gesellschaft abspenstig zu machen droht und kündigen an: Entfernung aufs Land für die einen, Ergreifung von Mafsregeln gegen andere; denn Katharina sieht nur Betrogene oder Betrüger, sogar die Philantropie der Freimaurer ist ihr verdächtig, denn verfolgten sie keine Nebenzwecke — z. B. Selbstbereicherung auf Kosten leichtgläubiger reicher Gimpel —, warum betreiben sie die Sache so geheimnisvoll? Sie stellt denn auch unter den Magiern abgefeimte Gauner, Diebe dar; sie verkennt absichtlich die moralischen Grundlagen, die Erneuerung der Menschen. Sie gibt für den Eintritt blofse Neugierde, Modesache, als einzigen bewegenden Grund an, wenn es nicht auf Gewinn und Betrug abgesehen ist.

Nach 1780 bekam die Kaiserin einen neuen Ansporn zu litterarischer Tätigkeit: die Sorge um die Erziehung ihrer geliebten Enkel liefs sie nicht nur Philosophie und Pädagogik, Basedow, Locke usw., studieren, sondern Instruktionen für die Erziehung, Lehrbücher, moralische Märchen u. dgl. ausarbeiten.

Anderseits sollte in Petersburg für Pflege der russischen Sprache nach dem Muster der französischen Akademie gesorgt werden. So wandte sich Katharina wissenschaftlicher Beschäftigung mit Sprache und Geschichte zu; ihrer Anregung verdanken wir das polyglotte Wörterbuch, den »Mithridates« des Adelung, das russische akademische Wörterbuch. Ihre eigenen Studien über alte russische Geschichte legte sie in einer besonderen Sammlung von sechs Bänden, die bis zum Mongoleneinfall reichen, nieder. Dieses Zusammenarbeiten mit der Präsidentin der Akademie, Fürstin Daschkov, liefs sie 1783 eine neue Zeitschrift herausgeben, an der sie selbst einen ungleich gröfseren Anteil nahm als an dem »Allerlei« von 1769; hier druckte sie ihre historischen Memoiren und eine ganz lose Sammlung von Schnurren, Einfällen, Charakterschilderungen, moralischen Erörterungen u. dgl. (»Wahres und Erdachtes«). Der Eifer der Kaiserin kühlte sich jedoch bald ab; sie war älter und reizbarer geworden und nahm jetzt vieles übel. So die allerdings etwas stachlichten Fragen, welche Visin an die Redaktion gerichtet hatte mit der Ankündigung, er würde im Falle ihrer Aufnahme weitere schicken; die Kaiserin hat nun selbst diese Fragen beantwortet, aber an eine Fortsetzung des Fragens hat Visin nie wieder denken können. Er fragte z. B.: »warum in alten Zeiten Narren, Spötter und Schwätzer keinen Rang gehabt hätten, jetzt aber hätten sie solchen und zwar einen hohen?« Die Kaiserin antwortete: »Unsere Vorfahren haben (auch) nicht alle schreiben gekonnt; diese Frage ist (übrigens) Produkt einer losen Zunge, was unsere Vorfahren nicht kannten, sonst hätten sie auf einen heutigen (Narren) zehn frühere zählen können.« Die Frage: warum wir uns nicht schämen nichts zu tun? erschien der Kaiserin unklar; warum im Zeitalter der Gesetzgebung niemand daran denke, sich hierbei auszuzeichnen? — weil dies nicht jedermanns Sache wäre; worin besteht unser Nationalcharakter? — in rascher und scharfer Auffassung, in musterhaftem Gehorsam, in der Wurzel aller Tugenden, die Gott den Menschen gegeben (?). Kein Wunder, dafs der Ssobessiednik (»Korrespondent«) diesen Zusammenprall nicht lange mehr überdauerte.

Aus der Beschäftigung der Kaiserin mit der russischen Geschichte gingen die dramatisierten Chroniken von Rurik, Oleg, Igor (unvollendet) hervor, »ohne Beachtung der dramatischen

Regeln« nach Shakespeareschem Muster geschrieben, keine historischen Dramen, sondern lose Szenen, mit slawischen und griechischen Gesängen und Tänzen, Massenaufzügen und — politischen Anspielungen, namentlich im »Oleg«: die Russen in Konstantinopel als Sieger!, als Kommentar förmlich zu den türkischen Kriegen und den stolzen Griechenplänen der Kaiserin, mit patriotischen Tiraden. Andere, für den Historiker interessantere Schriften der Kaiserin, ihre »Memoiren« in französischer Sprache, zum Teil von Herzen veröffentlicht; apologetische Sachen gegen Chappés »Sibirische Reise«, »Antidote où examen« usw.; Pamphlete gegen die Freimaurer »Le secret de la société antiabsurde« usw. gehören nicht mehr in unsere Betrachtung.

Der satirische Zug der Zeit, statt des heroischen, den vielleicht die Kaiserin erwartet hätte als würdiges Feiern ihrer Erfolge, blieb das Charakteristische. Den gröfsten litterarischen Wert besitzen die zwei Komödien Visins (Fonvisin): »Der Brigadier« und »Der Junker«. Satiriker pflegen — und das gilt gerade auch von der russischen Satire eines Novikov u. a. — in absichtlicher Verkennung der wahren Verhältnisse das goldene Zeitalter in die Vergangenheit zurückzuverlegen, von den trefflichen Sitten und Vorzügen der Väter zu sprechen, im gedankenlosen Nachplappern der antiken Satire, die ja von einer Entartung der Sitten handeln mufste. Visin ist gerechter: bei ihm taugen die Väter ebensowenig wie die Söhne. In beiden Komödien werden Leute von altem Schrot und Korn eingeführt, der Brigadier, roh, auffahrend, unwissend, seine Frau von unglaublicher Beschränktheit, ihr Sohn, Hohlkopf wie die Eltern, aber mit französischem Schliff, der Rat, mit der bekannten »Moral« des Beamten, Tartüffe dazu, die Rätin, vernarrt in den Französling; die Szenen zwischen Vater und Sohn, zwischen der Brigadierin und dem Rat, der ihr in Psalmenzitaten eine Liebeserklärung macht, sind von unwiderstehlicher Wirkung. Noch reicher an zwerchfellerschütternder Komik ist »Der Junker«: Mitrofanuschka und seine Lehrer, Mitrofanuschka und das Examen, seine Mutter und ihre Affenliebe, ihr Bruder mit seinem Sinn für Schweine streifen stark an Karikaturen, aber sind im Theater nicht nur der Katharinischen Zeit unübertroffen geblieben. Gegen diese Typen abschreckender Herzens- und Geistesroheit sind die Räsonneure blafs und verschwommen; ihre

Sentenzen zudem oft erborgt. Leider begnügte sich Visin mit den Triumphen, die ihm das Vorlesen dieser Komödien bei der Kaiserin u. a. einbrachte und befolgte nur zu genau den angeblichen Rat Potemkins nach Anhören des »Der Junker«: stirb oder schreibe nicht mehr! Den Zug zu galliger Satire merkt man aus anderen Schriften noch deutlicher als aus den beiden Komödien; der »Fragen« von 1783 ist bereits gedacht, noch schlimmer war die »höfische Grammatik«, und während er in Rufsland alles bekrittelte, verfuhr er auch, als angehender Misanthrop, mit dem Auslande nicht glimpflicher; seine »Briefe aus Frankreich« werden oft geradezu zu Lästerungen, die er noch dazu französischen Sittenpredigern entlehnt. Auch hierbei fallen manche tiefe Bemerkungen auf: man glaubt wörtlich Herzen zu lesen, z. B. bei den Worten: »Wenn man hier (in Frankreich) vor uns zu leben begonnen hat, können zum mindesten wir, unser Leben beginnend, die Form ihm geben, die wir wollen, und den hier eingewurzelten Unbequemlichkeiten und Übeln entgehen, nous commençons et ils finissent« — und auf Grund davon hat man Visin zum Slawophilen stempeln wollen, während er jegliches russische Leben in der Vergangenheit bestreitet! Dagegen können gar nicht aufkommen hypochondrische Glossen über französische Sklaverei und russische Freiheit u. dergl. Freilich ist Visin sonst vollkommen von den Franzosen abhängig, man sieht dies schon an seiner Sprache; auch darin stimmt er mit den Zeitgenossen überein. Interessant ist nur, dafs zum ersten Male statt der bedingungslosen Verehrung der Meister des Auslandes Kritik dieser Meister selbst auftritt.

Andere gingen noch weiter, Fürst Schčerbatov, die Fürstin Daschkov, die einzige russische Frau, die der Kaiserin halbwegs an Geist, Bildung und Energie gewachsen war, daher die oft gespannten Beziehungen beider, die förmliche Ungnade der Fürstin-Präsidentin, trotzdem ihr Katharina, noch von der Palastrevolution her, zum gröfsten Dank verpflichtet war; unzufrieden mit der Gegenwart, mit ihrer laxen Moral, ihrer Verschwendung, Habsucht, Ehrlosigkeit, spielten sie die Prostakov und Skotinin, d. h. die biedere Moral der vorpetrinischen Zeit, gegen die Reform aus, beklagten die furchtbare Sittenverderbnis der Modernen. Da die Wirklichkeit nur zu deutlich sprach, da die Rückkehr zur vorpetrinischen Zeit, zu den viehischen Idealen

des Skotinin, unmöglich war, bedauerten sie wenigstens das überhastete Tempo, in dem man von der Barbarei sich entfernt hätte, den schroffen Bruch mit der Tradition d. h. mit der Barbarei. Am deutlichsten sprach dies Schčerbatov aus, der sich auf dem Gebiete der alten russischen Geschichte unbestrittene Verdienste erworben hat durch Veröffentlichung einzelner Texte wie einer siebenbändigen Geschichte Rufslands, bis zu den Romanows, grundlegend für die spätere Darlegung Karamsins. Seine scharfe Kritik blieb den Zeitgenossen ganz unzugänglich. Schon dieser eine Umstand, dafs er gar nicht verraten durfte, was er dachte, hätte den Fürsten überzeugen können, dafs der Grund zur »Sittenverderbnis« nicht in der Reform, sondern darin lag, dafs diese Reform zu einseitig, zu unvollständig war; dafs der alte, asiatische Geist in den modernen Formen und Menschen fortlebte. Allerdings spielte hierbei auch mit Rousseauscher Einflufs, die Vorstellung von den paradiesischen Zuständen, ehe die Menschlichkeit vom Baum der Erkenntnis gekostet hatte. Denn die Schčerbatovsche Kritik der modernen Verhältnisse und Gewalthaber, die Apologie der alten Biedermänner, wobei verletzte Standesinteressen eine wesentliche Rolle spielten — Schčerbatov beklagte ja tief die Zurücksetzung der alten »Geschlechter« —, vereinigte sich durchaus mit dem modernsten Deismus und anderen Errungenschaften der Aufklärung. Seinen bezüglichen Idealen lieh der Fürst Ausdruck in seiner unvollendeten, erst nach über einem Jahrhundert gedruckten »Reise ins Land Ophir«, d. i. Rufsland; aus dem Rahmen der Erfindungen eines Morus, Swift und anderer Sozialromane entfernte sich »Ophir« dadurch, dafs es die bestimmten Züge Rufslands trug, mit der petrinischen Reform, mit dem Gegensatze der beiden Residenzen usw., und das Schema des Zukunftstaates enthüllte, mit Rückverlegung der Residenz, zugleich aber auch mit puritanischer Sittenstrenge, mit einer Religion ohne Dogmen, Altäre und Priester, mit öffentlichem und raschem Gericht, und, charakteristisch für den Russen, mit einer eingehenden Reglementierung auch des privaten Lebens, mit aufserordentlichen Privilegien des Hochadels.

Diese, den Zeitgenossen völlig verborgene — denn auch die Memoiren der Daschkov traten ja erst nach einem halben Jahrhundert zutage — Kritik und Satire auf die Zeit leitet zu einem Buche über, dessen Geschichte auf die neue Entwicklung der

Dinge in Rufsland, auf den Wandel, der mit der Kaiserin vorgegangen war, das grellste Licht wirft. Das Spielen mit den Ideen des Nakas von 1768 hatte sie ja längst als feuergefährlich aufgegeben; aber noch viel behutsamer, mifstrauischer wurde sie, als die philosophische Erregung der Gemüter in Paris auch in einer politischen sich auslöste. Sie nahm sofort schroffe Stellung dagegen; fand nicht genug Worte, die Schwäche des Königs und seiner Minister, die »Verbrechen« der Deputiertenkammer anzuklagen; sie war zwar zu klug, um als Don Quichote der Reaktion eine Intervention mit den Waffen zu planen, aber sie traf desto energischere Mafsregeln für ihr Rufsland, um es vor dieser Pest zu wahren, nach dem Grundsatze, der seitdem der herrschende blieb, z. B. 1848: weil es in Paris regnet, spannt man an der Newa die Schirme auf. Den Sturm der »Revolution« auf die Bastille, woran sich russische Aristokraten beteiligten, empfand sie als einen Sturm auf die Autokratie, als einen Angriff und traf danach ihre Mafsregeln: übersetzten doch schon ihre Kadetten die Marseillaise.

Die Wandlung war nicht plötzlich erfolgt; Kundige wufsten ihre Anzeichen längst zu deuten. Als der naive Dichter Kapnist nach der Lektüre des Nakas zu einer Ode gegen die Sklaverei sich aufgeschwungen hatte, wollte die Fürstin Daschkov sie drucken und der Kaiserin überreichen (1786), aber Deržavin redete ihr dies aus, als »mit gesundem Menschenverstand unverträglich«. Da erschien ganz unvermutet, mit Erlaubnis des Oberpolizeimeisters in Petersburg, ein ganzes Buch gegen die Sklaverei, mit einer Ode an die Freiheit und Franklin (1790).

Der Titel war freilich recht unverfänglich, »Reise von Petersburg nach Moskau«, in 25 Kapiteln, die nach den Poststationen, Čudovo, Novgorod, Sajcovo usw., benannt waren. Als Vorbild hatte Sternes »Empfindsame Reise« gedient; nur wurde die Empfindsamkeit des Russen nicht durch einen Vogel im Käfig oder durch einen geprügelten Esel, sondern durch den Anblick der furchtbaren Leiden der Leibeigenen erregt und entlud sich in beredtem Appell an Herz und Gewissen der Menschen. Der Verfasser, Radischčev, ein sehr ehrenhafter, uneigennütziger Beamter, war in seiner Jugend von der Regierung nach Leipzig auf die Universität geschickt worden, wo ihn noch mehr als Gellert und Platner die Franzosen, namentlich Helvetius, anzogen; Raynals

Geschichte beider Indien mit ihrem warmen Eintreten für die Menschenrechte der Neger liefs ihn daheim der weifsen Sklaven gedenken und so entstand sein eigenes Buch. Die meisten Reiseeindrücke betrafen die wohltätigen Folgen der Leibeigenschaft, etwa wie nach Dezennien das Tagebuch des Turgenievschen Jägers; nur fiel bei Radischčev die vorsichtige, novellistische Einkleidung weg, er ging frisch aufs Ganze; auch die Administration und die Justiz wurden bedacht; es wurden Szenen aus der Rekrutierung, d. i. dem bürgerlichen Tode der Ausgehobenen, aus dem Verkauf von Bauernfamilien gezeichnet, des Herrn, der sechzig Bauermädchen genotzüchtigt hatte, gedacht — die Kaiserin schrieb am Rande den Namen des Betreffenden hinzu. Eine Traumvision liefs die Fremde und Unbekannte, die Wahrheit, vor dem lorbeergekrönten, umschmeichelten und bewunderten Herrscher erscheinen und ihm den Star stechen; er gesteht seine Verblendung und Täuschung. Es kam zu pathetischen Verwünschungen: »Hütet euch vor dem Brote, das von den Speichern der Gutsbesitzer kommen könnte, Tränen und Verzweiflung lasten auf ihm, Gottes Fluch wird euch solches Brot zum Gifte werden lassen! Lasset euch erweichen, ihr Hartherzigen, zerschlaget die Fesseln eurer Mitbrüder, öffnet den Kerker der Sklaverei. Der Landmann, der uns Gesundheit und Leben gibt, hat kein Recht, über den Acker zu verfügen, den er bestellt, noch über das, was dieser erzeugt!« Aber der Verfasser träumte von keinem gewaltsamen Umsturz, noch hetzte er irgend jemand auf; sein Buch war ja gar nicht für Bauern bestimmt, die es ja nicht verstanden hätten; es wandte sich an das Gewissen der Herren und erwartete von ihrer Einsicht die Besserung: »Ich schaute umher«, hiefs es in der Widmung, »meine Seele war durch die Leiden der Menschheit verletzt; ich fand, dafs Menschenunglück vom Menschen selbst herrührt, weil er die Dinge nicht in ihrem wahren Lichte sieht ... ziehe ab den Vorhang von dem Auge des natürlichen Gefühls und du wirst glücklich sein ... ich begriff, dafs jeder einzelne imstande ist, Teilnehmer am Wohle ihm Gleicher zu sein ... dieser Gedanke bewog mich, das Folgende niederzuschreiben.«

Das war alles; eine Reihe sentimentaler und pathetischer Worte, wahrhafter Bilder, ohne Übertreibung oder Entstellung, der offene Hinweis auf Rufslands Krebsschaden, auf den Fluch, der

über den Millionen lastete — auch eine offene Verurteilung jeglicher Zensur als etwas Überflüssiges und Schädliches. Wäre das Buch 1768 geschrieben, so hätte es die Kaiserin gleich ihrem eigenen Nakas beifügen können. Das einzige Verbrechen des Unglücklichen bestand darin, daſs er es zwanzig Jahre zu spät geschrieben hatte; anderswo straft man, gleich verrückt, zu frühes Erscheinen, in Ruſsland zu spätes!

Der Polizeizensor hatte die »Reise« gar nicht beanstandet, wohl aber die Kaiserin. Radisčev erschien ihr »als ein Aufrührer, ärger als Pugačev«, der Bauernaufwiegler, der ihren Thron beinahe erschüttert hätte; er ist am Ende »ein Martinist oder etwas Ähnliches«; in ihren Anmerkungen hieſs es: »Der Verfasser ist angesteckt von den Franzosen, er sucht alles mögliche zur Herabminderung der Achtung vor der Obrigkeit auf, zur Entfachung der Entrüstung des Volkes gegen die Vorgesetzten.« Unter den Händen des furchtbaren Scheschkovskij sagte sich der Verfasser von seinem Buche los, er wurde zum Tode verurteilt, und der Senat bestätigte das Urteil, auf Grund auch von Paragraphen über Erstürmung von Festungen und Schanzen, über Sammlung von Kriegsvolk gegen den Zaren! Das Urteil wurde zur Verbannung nach Ostsibirien, mit Transport in Ketten, gemildert. Paul begnadigte ihn; Alexander I. lieſs ihn wieder anstellen, aber der Respekt vor der Autokratie war ihm so in die Glieder gefahren, daſs, als sein Vorgesetzter im Scherz mit einem neuen Sibirien drohte, er sich sofort vergiftete. Und das merkwürdigste, das ganz unschuldige Buch ist noch heute in Ruſsland unzugänglich; die bereits gestatteten Ausgaben wurden wieder vernichtet und schlieſslich, 1890, ein Abdruck in hundert Exemplaren erlaubt. Der Name des Unglücklichen durfte längere Zeit überhaupt nicht genannt werden, auch nicht im tadelnden Sinne.

Um Radisčev nach Gebühr zu würdigen, beachte man, daſs seine Ausführungen in der »Reise« nicht momentane Eingebungen des Ekels vor russischer Wirklichkeit waren, der andere zum Selbstmord trieb, trotz aller Triumphe nach auſsen und des lustigsten Lebens daheim; er hat gleiches immer, sogar mit Billigung der Kaiserin und ohne jeglichen Anstand verkündet. So gab er ja 1773 auf Kosten der Kaiserin Mablys »Observations sur l'histoire de la Grèce« heraus und erläuterte

den Ausdruck »Despotismus« mit »Autokratie« und nannte sie »den menschlicher Natur widerwärtigsten Zustand« und meinte unter anderem: »Ungerechtigkeit des Herrschers gibt dem Volke als seinem Richter dasselbe oder noch gröfseres Recht über ihn, als ihm das Gesetz über den Verbrecher gewährt.« 1789 gab er die Biographie seines Leipziger Freundes Uschakov heraus, die erste Biographie eines russischen Privatmannes, und hier kommen die schärfsten Anklagen der volksbedrückenden Beamten vor, die Lobeserhebungen der stolzen Engländer wegen ihres Widerstandes gegen Herrscher, die Freude, dafs die Gewalthaber mit Blindheit geschlagen am Rande des Abgrundes wandeln, ohne ihren Fall zu ahnen; das Geständnis endlich, mit welcher Begeisterung die Jünglinge bei ihrer Rückkehr russischen Boden begrüfsten und wie bald das, was sie hier antrafen, ihre Glut gemäfsigt hat. Die »Reise« formulierte nur schärfer und systematischer die alten Gedanken und stellte in den Vordergrund die Leibeigenschaft. Er verlangte absolute Freiheit in religiösen Sachen, auch für Sekten, je offenkundiger ihr Treiben, desto rascher zerfallen sie, aber Deist war er immer; er verlangte Liebe, nicht Gewalt in den Beziehungen zwischen Eltern und Kindern; er verlangte Rechtmäfsigkeit der Regierungsgewalt, diese darf den »Kontrakt« nicht verletzen, sonst wahre man sich gegen sie und entrinne ihr, sogar durch Selbstmord, der das letzte, berechtigte Auskunftsmittel ist (nicht zufällig griff er 1802 zu Gift und Rasiermesser). In seinem Traum läfst er die Wahrheit dem Herrscher verkünden: »Ersteht inmitten des Volkes ein Mann, der deine Taten schilt, so wisse, dafs er dein wahrer Freund ist, ohne Hoffnung auf Lohn, ohne sklavische Furcht; hüte dich und wage ihn nicht zu strafen als Aufwiegler der Massen; rufe ihn herbei, bewirte ihn (durch Scheschkovskij!) als einen Fremdling, denn ein jeder, der den Zar in seiner Alleinherrschaft schilt, ist ein Fremdling in dem Lande, wo alles vor dem Zaren zittert . . . solche starke Herzen sind selten, kaum eines in hundert Jahren erscheint auf der Wahlstatt.« Was er über Zensur und Wahrheit gesagt hat, ist in Rufsland nie überboten worden: »Wütet jemand gegen Druckzeilen, so läfst er uns meinen, dafs das Gedruckte wahr war und er so ist, wie es gedruckt stand . . . Die Wahrheit ist unsere höchste Gottheit und würde der Allmächtige ihre Gestalt ändern, nicht in

ihr erscheinen wollen, wird sich unser Antlitz von ihm abwenden.« — »Zensur und Hoflüge machen die Erkenntnis der Wahrheit unmöglich.« — »Zensur ist gemacht zur Amme des Verstandes, der Phantasie, alles Grofsen und Schönen . . . aber wo Ammen sind, gibt es Kinder, die selbst nicht gehen können, und nie werden sie es erlernen.« Und nun die Klagen über die Leibeigenschaft: »Reifsende Tiere, unersättliche Blutigel, was lassen wir dem Bauer übrig? Was wir ihm nicht abnehmen können, die Luft. — Auf der einen Seite fast Allmacht, auf der anderen schutzlose Hilflosigkeit, denn in Rücksicht auf den Bauer ist der Herr Gesetzgeber, Richter, Exekutor und Kläger ... Das ist das Los eines in Bande Geschmiedeten, das Los eines in stinkendem Kerker Eingeschlossenen, das Los eines Ochsen im Joche.«

Zum ersten Male war Novikovs Urteil über russische Litteratur widerlegt. Er hatte in seinem »Maler« einen verabschiedeten Beamten spotten lassen über den Satiriker: »Warum giefsest du aus dem Leeren ins Leere? du ähnelst dem Schofshündchen meiner Frau, das jeden anbellt, niemanden beifst, und das heifst in den Wind bellen; ich denke, wenn bellen, so auch beifsen, aber so dafs es weh tue, aber dazu gibt es andere Hunde; den Schofshündchen ist zu bellen erlaubt, aber niemand fürchtet sie, — so auch du, schreibst nur Unnützes.« Novikov hatte Recht, nicht nur für die Satire des XVIII. Jahrhunderts, aber Radischčevs »Reise«, die einzige, »bellte nicht in den Wind«. Und hatte er, wie Galilei, der Inquisition recht geben müssen, überzeugen liefs er sich nicht durch die Argumente, die man gegen ihn angewendet hatte. Er blieb bei seinen Grundsätzen; mag sich nur einer über die Menge erheben, mutig bekennen, fliegen ihm andere zu, wie Feilstäubchen dem Magnet, aber es mufs so eine Umgebung geben, »sonst erstickt Hufs in den Flammen, wird Galilei ins Gefängnis geschleppt und wird ihr Freund nach Ilimsk verbannt«. Aber aus Ilimsk kehrte er ungebessert zurück und reichte das Projekt ein, dessen Forderungen zum Teil noch heute nicht erfüllt sind: Gleichheit aller vor dem Gesetze, öffentliche Gerichte und Geschworene, Abschaffung der Prügelstrafe, Abschaffung der Rangtabelle, Gewissensfreiheit usw., — kein Wunder, dafs Graf Savadovskij, sein Minister, zu ihm von Sibirien sprach, kein Wunder, dafs er zum

Selbstmord schritt, der »Feind der Sklaverei«, wie ihn Puschkin feierte. Radischčevs Name bleibt unsterblich; im XIX. Jahrhundert erinnert an den Freiheitshelden ein anderer, Černyschevskij, durch den bitteren Hafs der Verfolger.

Geduldet wurde nur das »Bellen in den Wind«, die zahnlose Satire im »lächelnden« Gusto, die Visins, namentlich im »Junker«; sie versetzte Fufstritte nur den schon längst am Boden Liegenden und verneigte sich ehrfurchtsvoll und begeistert vor der Regierung, vor dem Goldonkel aus Amerika, vor dem weisen Herrscher, der die Menschen ihre wahre Glückseligkeit finden läfst, in Komplimenten an die richtige Adresse der Kaiserin, die einem »Alt-« statt »Neudenker« in den Mund gelegt waren. Der starke Einschlag von Moralpredigten, der den »Junker« gegenüber dem »Brigadier« kennzeichnet, wo die Tugendbolde ganz verschwinden, sicherte ihm damals den Beifall der Menge, was bald gähnen machen sollte.

Dasselbe galt von der Tragödie, auch hier konnten Konflikte mit der mifstrauischen Autokratie nicht ausbleiben. Zwar Nikolevs »Sorena« mit ihren Tiraden gegen Tyrannen, die der Generalgouverneur von Moskau von der Bühne abgesetzt hatte, liefs die Kaiserin weiter aufführen, aber Kniažnins Tragödie »Vadim«, als Fürstin Daschkov sie abgedruckt hatte (1793, nach dem Tode des Verfassers) erregte das höchste Mifsfallen, wurde konfisziert, die Fürstin in Ungnade entlassen. Und doch hatte Kniažnin mit ebensolchen Sachen die Bühne unangefochten fast zwei Dezennien lang beherrscht. Er hatte Ssumarokovs Erbe (auch in der Talentlosigkeit) ganz angetreten; seine Tragödien waren entweder Übersetzungen des Corneille oder Nachahmungen, auch des Metastasio; seine Worte des »Titus«: »es werde Rom mein Tempel, sein Altar die Herzen der Bürger«, zielten gerade auf die Kaiserin. Die Tragödie soll moralisch wirken, Sittlichkeit ist wichtiger als Wissen, vor allen Talenten tun uns Menschen not. Davon ausgehend, stattete Kniažnin seine Helden mit den schönsten Tugenden aus und liefs sie die wunderbarsten Reden über Menschenliebe, Bürgerpflichten, wahre Ehre, wahres Verdienst und dgl. halten, ein lebender Kommentar zu den Grundsätzen des Nakas, bis es sich zeigte, dafs die Sache nicht mehr zeitgemäfs war. Der »Vadim«, die Auflehnung Nowgorods gegen die »Autokratie«, freiheitliche Reden seiner

Parteigänger, aber Verherrlichung des Sieges der Monarchie über Republik, war ebensogut gemeint, wie der »Roslav«, die Verherrlichung der Vaterlandsliebe, die auch im Gefängnis ungebeugt bleibt, und wie die übrigen Tragödien, und galt doch als von französischer, d. i. revolutionärer Gesinnung, durchseucht.

Das Drama behielt somit seinen moralischen und französischen, pseudoklassischen Charakter; die »originalen« Stücke glichen, abgesehen von den Namen, den übersetzten aufs Haar, nur waren sie noch viel schlechter; sie hielten sich besonders durch die Deklamation einiger Heldenschauspieler, wie Dmitrievskij. Einige Abwechslung, Demokratisierung des Stoffes brachte die bürgerliche Komödie, die endlich das Repertoir von den Zerstörern und Tyrannen erlöste. Aber auch diese »Komödie« brachte keine Nationalisierung der Bühne, die weiter von den Übersetzungen beherrscht bleibt; die originalen Versuche eines Verevkin oder Cheraskov mit ihren rührsamen Effekten änderten daran nichts. Immer lauter erscholl der Ruf nach einer Verdrängung der Ausländerei vom Theater; aber der am lautesten seine Theorie entwickelte, Lukin, leistete in der Praxis höchst Mittelmäfsiges, ja auch die theoretischen Forderungen liefen doch nur auf Stückwerk hinaus. Das Publikum freilich erwies sich für das geringste Entgegenkommen seinem nationalen Fühlen äufserst dankbar. Daher bereitete es den wärmsten Empfang dem ersten russischen Singspiele, das leibhafte Bauern, Volksarien, Dorfschöne auf die Bühne brachte, Ablesimovs »Müller« (1779), dessen Beliebtheit, trotz des etwas zweifelhaften Realismus, sich dezennienlang ungeschwächt erhielt; er rief Nachahmungen hervor.

In der Komödie machte sich dieser Mangel an Wahrhaftigkeit am ehesten fühlbar; Visin entnahm nur seine negativen Gestalten dem Leben, die positiven dem Nakas; andere begnügten sich mit noch weniger, so Kniažnin, dessen Komödien trotz ihrer russischen Namen französisch sind und dem Russen Unmögliches zumuten; am besten war noch der »Kutschenunfall« geraten, wo das bäuerliche Liebespaar, dem Trennung droht, die Katastrophe durch die französische Ansprache der in Punkto Franzosentum verrückten Herrschaft abwendet. Den gröfsten Erfolg nach dem »Junker« erzielten des Kapnist »Ränke«, aber nach einigen Vorstellungen (1798) blieben sie strengstens ver-

pönt; der Verfasser hatte bei der Dramatisierung seines eigenen Prozesses die russische Justiz in naturalibus gezeigt; die Charakteristiken seiner Gerichtspersonen lauteten: »ein wahrer Judas und Verräter der Wahrheit«, oder »substanziellster Dieb«, oder »sei du kahl wie die Handfläche, etwas reifst er dir doch ab«; berühmt war ein Vers des Prokurators:

»Greif, bedarf's doch keines Wissens,
Greif, was sich nur greifen läfst;
Wozu hing man Hände an,
Aufser nur zum Greifen?«

Zu dieser satirisch-lehrhaften Litteratur gesellte sich auch die Fabel, namentlich wie sie Chemnizer pflegte. Sie war ja nichts Neues; Ssumarokov hatte ihrer Hunderte geschrieben, freilich oft mehr Satire als Fabeln, und sie dürften noch zum Wertvollsten seines Nachlasses gehören, wenigstens erschienen sie so den Zeitgenossen. Chemnizer schrieb nur ein Viertel so viel, und auch davon stammt vieles aus Lafontaine und besonders aus Gellert, doch ist manches als »fremd« bezeichnet, was dem Verfasser wegen der Anzüglichkeiten sonst hätte Unannehmlichkeiten bereiten können. An dem Menschen selbst war kein Arg, und ebenso zeigt er sich in seinen Fabeln, eine sympathische, ehrenhafte Persönlichkeit, die es mit der Moral ernst meint, z. B. die Forderung in der berühmten »Treppe«, mit dem Auskehren oben, nicht unten zu beginnen; er weifs möglichst einfach, klar, fliefsend den Stoff zu gestalten, die Sprache mit ihren sprichwörtlichen Wendungen möglichst der Volkssprache anzupassen, daher die verdiente Beliebtheit seiner Fabelsammlung (1779), die an vierzig Auflagen erreicht hat und erst durch Krylov verdrängt wurde, trotz ihrer gewissen Trockenheit — »Nacktheit« nannte dies Viasemskij.

Den Ausgangspunkt der ganzen bisher besprochenen Litteratur bildete Petersburg, die Kaiserin, ihr Nakas; ihr Typus war ausschliefslich der französische, woran auch die Übersetzungen und Nachahmungen Shakespeares nichts zu ändern vermochten; die Richtung, ausschliefslich die aufklärerische, belehrende und bessernde, mochte sie nun die neuen Katechismusweisheiten direkt vortragen oder wirksamer die alten Unsitten: Faulheit, Ignoranz, Aberglauben, Scheinheiligkeit, und die neuen Fehler: Affektiertheit, Windbeutelei, Modenarrheit, Gallomanie, Spielsucht, Projektenmacherei, Bekrittelung der Regierung, Schwindel — gegen

die drei letzten wandten sich speziell die Komödien der Kaiserin —, bekämpfen, indem sie diese Verkehrtheiten auf die Bühne brachte oder in den satirischen Zeitschriften geifselte. Aber in dieser einen, trotz Anlehnungen an Sterne oder Gellert ausschliefslich französischen, in dem ganz französischen esprit der Kaiserin am besten verkörperten Richtung ging russische Geistesarbeit doch nicht mehr auf; neben Petersburg wahrte sich Moskau, neben Aufklärerei Sentimentalität und Mystik, neben dem französischen der deutsch-englische Einflufs seine Rechte, und es gab sogar Schriftsteller, die das Gebiet der Satire ganz verliefsen und Mystiker wurden. Die unbedingte Verehrung Voltaires und der Encyklopädisten Holbach und Helvetius, in denen Fürstin Daschkov schwelgte; das rasche Überhandnehmen des »Voltairianismus« mit seiner Skepsis in Glaubenssachen, mit seiner Predigt eines etwas seichten Humanismus, ohne jeglichen Sinn für die politisch-revolutionäre Seite; die »Freigeisterei«, wurde nicht erst 1789 bekämpft, als die Kaiserin ihren Lieblingsschriftsteller so gut wie verbot, — denn Voltaires Schriften durften in russischer Übersetzung nicht mehr ohne Approbation der Geistlichkeit gedruckt werden, während z. B. noch 1783 Rachmaninov die Freigebung des Druckereigewerbes benutzt hatte, um in seiner eigenen Gutsdruckerei Voltaire übersetzt herauszugeben. Einen Wall gegen sie, gegen jegliche Frivolität und Gottlosigkeit, worin in den unreifen Köpfen die französische Bewegung ausartete, schuf der deutsch-englische Einflufs.

Diesen Einflufs vermittelten seit jeher: der Aufenthalt in Deutschland, z. B. während des Siebenjährigen Krieges, da Königsberg russisch war; die Deutschen in Rufsland, namentlich in Moskau, von den Professoren der Universität, wie Schwarz und Schaden — mochten sich auch beide spinnefeind sein —, bis zu dem »Stürmer- und Dränger« Lenz; die deutsche Litteratur, Haller, Gefsner, Gellert, Kleist usw.; nicht zum mindesten die Freimaurerei. Sie war aus England durch Engländer nach Rufsland verpflanzt worden, hatte schon unter Elisabeth in den höchsten Kreisen einzelnen Anhang gewonnen und war schon damals auf Widerstand der Geistlichkeit gestofsen; eigentliche Verbreitung fand sie erst unter ihrer schlimmsten Feindin, Katharina. Man hätte glauben können, dafs die humanitären Tendenzen des unverfälschten Freimaurertums, das Sicherheben über konfessionelle,

nationale und ständische Schranken, das Suchen der Wahrheit, der Idealismus, mit den aufklärerischen Tendenzen der Kaiserin sich hätten ohne weiteres vereinigen lassen. Es kam anders. Anfangs liefs Katharina die Freimaurer unbehelligt; auf die Dauer mufste ihr aufgeklärter Despotismus, eifersüchtig auf seine unbegrenzte Autorität, einer geheimen Gesellschaft, die sich seiner Kontrolle vollständig entzog, mit steigendem Mifstrauen begegnen. Das Mifstrauen wuchs, als in das russische Freimaurertum pietistische Regungen, die Katharina stets »mufflig« dünkten, Geheimlehrerei, Magiertum, Suchen des Lebenselixiers, des Steines der Weisen, was sie nur für hellen Betrug erachtete, eindrangen; als die russischen Freimaurer geradezu Rosenkreuzer wurden — und auch die sie bekämpften, landeten schliefslich an demselben Punkte —; als sogar politisch-soziale Tendenzen, etwa der Illuminaten, beargwohnt wurden und Katharina Beziehungen der Freimaurer zu dem ihr verhafstesten Menschen, zu ihrem Sohne Paul, und zum Auslande (nur in Ordenssachen) zu entdecken glaubte. Das russische Freimaurertum war nicht einheitlich; nicht nur hielten sich die Petersburger Maurer eher bei Äufserlichkeiten auf, bei Spielereien mit Zeremonien und Stufen, sondern die Moskauer selbst verfolgten verschiedene Ziele. Und so konnte es kommen, dafs die Wut der Kaiserin sich schliefslich über einen einzigen Unschuldigen entlud, so dafs sogar die »älteste Kanone ihres Arsenals«, die sie gegen den Unglücklichen aufgeführt hatte, sich darüber wunderte, warum denn die Teilnehmer an dem »Verbrechen« des Novikov fast straflos ausgingen, während ihn selbst Todesstrafe traf, die zu fünfzehn Jahren Schlüsselburg gemildert wurde.

Novikov, der Kaiserin bereits als Ismailovscher Soldat, d. i. des Regimentes, das für sie die Palastrevolte unternahm, und als Sekretär der Gesetzeskommission von 1768 empfohlen, konnte durch seine litterarische Tätigkeit ihr nur desto willkommener werden. Er war der Herausgeber der gediegensten satirischen Wochenschriften: der »Drohne« — der Herausgeber, zu faul zu irgendeiner eigenen Arbeit, wollte angeblich nur fremde bringen — und des »Malers«, d. i. der Sitten, die ja auf Sittenbesserung ausgingen; freilich ging er etwas weiter, als es der Kaiserin behagte. Schon in der »Drohne« (1769) erteilte ihm ein Korrespondent die Mahnung, seinen Spiegel nur kleinen Leuten vorzuhalten und die Grofsen

in Ruhe zu lassen — es soll nur beim russischen Salz in der Satire bleiben. Im »Maler« (1773) brachte er eine Reisebeschreibung, die ganz das Buch Radischčevs vorwegnahm: da gab es die Ausrufungen auf Humanität, »die hier, in den russischen Dörfern, ganz unbekannt ist«, auf das Herrentum, »das Menschen seinesgleichen tyrannisiert«; es folgt ein Genrebild aus dem Dorf »Wüstenheim«, das an Grauen nichts zu wünschen übrig läſst; auf dieser Stätte der Tränen ruft er aus: »O, hartherziger Tyrann, der du deinen Bauern ihr tägliches Brot und die letzte Ruhe entreiſsest . . . schreiet und klaget, arme Geschöpfe (es ist von verlassenen Kindern die Rede), aufgewachsen wird man euch nicht einmal diese Erleichterung gönnen!« Der »Herausgeber« schloſs mit der Versicherung, er hätte gar nicht gewagt, dem Leser ein so gesalzenes Gericht anzubieten, solange wir »von der französischen Nation angesteckt waren«, aber jetzt behütet die auf unserem Throne sitzende Weisheit jegliche Wahrheit — das hinderte nicht, daſs diese Weisheit der weiteren Veröffentlichung des »Malers« Schwierigkeiten bereitete.

Novikov paſste eben nicht in den französischen Rahmen, in den die Kaiserin Litteratur, Leben und Ton in Petersburg eingepreſst hatte; er wahrte sich seine geistige Unabhängigkeit und suchte sie auch für sein Volk. Er war es, der die Chimäre von den »Tugenden unserer Vorfahren«, die wir schnöde verlassen, aufbrachte — vielleicht gelangte er von hier aus zu seiner intensiven, von der Kaiserin selbst geförderten Erforschung russischen Altertums, in seiner »Historischen Bibliothek« und anderen Textausgaben und Sammelwerken, zu dem ersten, durchaus panegyrischen Schriftstellerlexikon. Er vertauschte diese historischen Interessen gegen sozialpublizistische Propaganda, die erste ihrer Art in Petersburg; suchte die Sittenverderbnis zu bekämpfen, machte für sie die Franzosen verantwortlich; griff die Nachäfferei alles Fremden scharf an und gelangte zu dem pessimistischen Schlusse: »Könnte doch unsere verloren gegangene Moral wiederkehren — als hätten die alten russischen Herrscher geahnt, daſs durch Einführung von Künsten und Wissenschaften der teuerste Schatz der Russen, ihre Moral, unwiederbringlich verloren gehen sollte.« Aus diesem Dilemma zwischen Aufklärung und Moral suchte Novikov den Ausweg in dem Streben nach Selbsterkenntnis und fand ihn im Anschlusse an das Freimaurertum, namentlich

in den Reichelschen Logen, die alles auf Moral und Selbsterkenntnis bezogen. In diesem Sinne gab er noch in Petersburg die moralisch-pietistische Zeitschrift »Das Morgenlicht« heraus, zur Heilung und Festigung von Geist und Seele, zur Bekämpfung des seichten Rationalismus der Zeit. Er füllte sie hauptsächlich mit Übersetzungen aus dem Deutschen an; den Ertrag der Zeitschrift bestimmte er für eine Waisenschule und konnte bald eine zweite errichten.

Seine philanthropische und publizistische Tätigkeit wuchs ganz ungemessen, als er nach Moskau übersiedelte, die ihm von dem Freimaurer Cheraskov, Kurator der Universität, angetragene Universitätsoffizin und Herausgabe der »Moskauer Nachrichten« — deren Abonnentenzahl durch ihn sich rasch versiebenfachte — übernahm. Von entscheidendem Einfluſs wurde die Bekanntschaft mit Professor Schwarz, dem Rosenkreuzer, dem opferwilligsten Förderer der Jugenderziehung, der der Jugend die materialistischen Bücher entwand, ohne dabei jedoch, wie die späteren russischen Freimaurer, als Obskurant die Ergebnisse wissenschaftlicher, philosophischer Forschung zu beanstanden; im Verein mit anderen Freimaurern, Lopuchin, Gamaleja u. a., begründeten sie eine »Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften«, mit ihrer Fürsorge um Heranbildung geistesverwandter Jugend, die sie ins Ausland schickten und zu Übersetzern für die wachsende Verlagstätigkeit Novikovs verwandten. Nach dem Tode von Schwarz (1784) trat Novikov vollends an die Spitze der jetzt zu einer typographischen Kompanie umgewandelten Gesellschaft. In kurzer Frist verzehnfachte er den buchhändlerischen Verkehr in Moskau und der Provinz; er verbreitete als erster das Buch in Ruſsland, bis tief in Schulen und Volk hinein, umsonst seine Drucke verteilend. Diese umfaſsten vielerlei historische und politische Schriften, auch ein sehr verübeltes Leben Washingtons, das mit der Bemerkung schloſs: die aus Europa verbannte Freiheit werde sich nach Amerika flüchten; dann geographische und pädagogische, religiöse und pietistische. Und er begnügte sich nicht damit; schuf musterhafte Wohlfahrtseinrichtungen für seine Arbeiter, organisierte im Hungerjahr eine energische Hilfsaktion, bei der ihn ein junger Freund mit seinem ganzen Vermögen von über einer Million Rubel unterstützte; so groſs war die Autorität seines Beginnens, das sich zum ersten Male völlig von der offiziellen Bevormundung

emanzipierte. Wenn auch nicht frei von rosenkreuzerischen Abirrungen und pietistischen Anwandlungen vertrat Novikov bewufst die Ideale seines jüngeren Freundes, diente aufgeklärter Religiosität, der »inneren« Kirche, während man ihn eines Umsturzes der äufseren, offiziellen anklagte, interessierte sich für die Sektierer, druckte eine scharfe antijesuitische Geschichte des Ordens ab, was die Kaiserin, Beschützerin der Jesuiten in Rufsland, wiederum aufs übelste vermerkte, verfolgte Aberglauben und Intoleranz — dafür nannte ihn die Kaiserin einen Fanatiker.

Die Furcht der Kaiserin, die den Ursprung der Mittel Novikovs nicht kannte, die sein philanthropisches Tun nur als Selbstsucht, Betörung der unwissenden Spender deutete, wuchs ständig; seit 1785 begannen offenkundige Schikanen. Zuerst wurde die Geistlichkeit gegen ihn mobilisiert; der Moskauer Metropolit Platon sollte die mehrere hundert Publikationen Novikovs und ihn selbst auf seinen Glauben hin prüfen. Platon teilte die Druckschriften ein in: unbedingt nützliche — zumal bei der Armut der russischen Litteratur —; in ihm unverständliche: die »mystischen«, und in unbedingt schädliche, die Exlieblinge der Kaiserin: die encyklopädistischen; über Novikov selbst äufserte er feierlich: »Ich flehe zum Allmächtigen, möchte es doch, nicht nur in der mir anvertrauten Herde, sondern in der ganzen Welt solche Christen wie Novikov geben!« Nicht nur geistliche, auch weltliche Waffen versagten; noch 1791 fand der eigens mit einer geheimen Untersuchung betraute Graf Besborodko keinerlei Handhabe zum Einschreiten, während die Kaiserin, durch Radisčevs Buch noch mehr aufgeschreckt, das Verderben Novikovs bereits beschlossen hatte. Er mufste 1791 die »Typographische Kompagnie« schliefsen und wurde 1792 der Inquisition des Prosorovskij und Scheschkovskij ausgeliefert, die darin gipfelte: das ganze Betragen Novikovs gehe darauf aus, sein Verbrechen zu verhüllen; nur die Natur des Verbrechens selbst konnte die »alte Kanone« nicht substantiieren, obwohl sie sogar in den Novikovschen Zitaten aus der Heiligen Schrift, d. i. in den Zahlen der Kapitel und Verse, die verabredeten Zeichen verderblicher Pläne und verbrecherischer Lehre witterte! Novikov wurde wie der gefährlichste Staatsverbrecher ausgehoben und nach Schlüsselburg abgeführt, abgeurteilt und im Gefängnis selbst so hart behandelt, dafs er — vergebens — die Barmherzigkeit der Kaiserin anflehte. Als Paul

den Thron bestieg, befreite er sofort den Unschuldigen; er soll ihn auf Knien um Verzeihung für das Verbrechen, das die Kaiserin an ihm verübt hatte, gebeten haben. Die Verhöre und das Gefängnis hatten den Märtyrer vollständig gebrochen; er vegetierte noch lange Jahre in strenger Abgeschiedenheit, Mittellose (die Witwe von Schwarz; Gamaleja) erhaltend. Das einzige Verbrechen, dessen er überführt wurde, war das Drucken freimaurerischer Schriften, obwohl die Freimaurerei als solche nicht verboten war; das eigentliche bestand in seinem unkontrollierten, energischen, philanthropischen Wirken, in seinem weiten moralischen Einfluſs, dem ersten der Art in Ruſsland, den die Autokratie neben sich nicht duldete; hierzu kam der panische Schrecken vor der Revolution, dem z. B. andere aus dem Auslande heimkehrende Freimaurer — überzeugte Gegner der Revolution! — zum Opfer fielen. — Die freimaurerische Litteratur in Ruſsland, die in zwei Perioden (1775—1792 und 1806—1820) aufblühte, ist, um dies hier mit zu erwähnen, reich an Nummern, doch nicht an Bedeutung; es überwiegen fast ausschlieſslich Übersetzungen von St. Martin und Arndts »Vom wahren Christentum« bis zu Eckarthausen und Jung-Stilling. Interessanter als diese und die originalen Schriften eines Jelagin, des Petersburger Groſsmeisters; eines Turgeniev, der bewies, daſs nur ein Freimaurer das Ideal des guten Untertans auszufüllen vermag usw., sind die Menschen selbst; vor allem ein Lopuchin — eine Lopuchin war die erste Frau Peters des Groſsen gewesen. Der Europäer begnügt sich nur allzuoft mit Theorie und Abstraktion, steuert dagegen sein Lebensschiff in ganz andere Bahnen; der Russe nimmt die Theorie ernst und setzt sie in Taten um. So war es mit Lopuchin, der trotz seiner Freimaurerei und Mystik vielfach so lebhaft an Tolstoj erinnert, ja ihn einfach vorwegnimmt. Wir mögen ja seine Bekämpfung Holbachs, den er kurz vorher bewundert und übersetzt hatte, naiv finden; wir mögen seinen »Geistlichen Ritter oder Wahrheitssucher« und seine »Abrisse der inneren Kirche, des einen Weges der Wahrheit und verschiedener des Irrtumes und Unterganges« (beides mehrfach auch in fremden Sprachen gedruckt) nicht recht verständlich finden wegen der maurerischen oder eher mystischen Terminologie. Sein Drama »Triumph von Gerechtigkeit und Tugend oder der gute Richter« (1798) mag ganz undramatisch sein — uns imponiert der Richter und Senator

Lopuchin, der sich stets für den Angeklagten einsetzte, die Kollegen nannten ihn deswegen auch Martinist und rechthaberisch; der mit den Argumenten und aus dem Gedankengange, die wir in Tolstojs »Auferstehung« kennen, ein Jahrhundert vor ihnen auftrat; der für die Sekte der Duchoborzen, d. i. dieselbe, die hundert Jahre später Tolstoj in Schutz nahm, humane Behandlung gegen den Widerstand der Geistlichen, die ihn deshalb einen Ketzer schimpfte, erzwang; der sein Vermögen unter die Armen verteilte — der Generalgouverneur von Moskau, jene »älteste Kanone«, verdächtigte ihn der Falschmünzerei; der es nie begreifen konnte, wie Menschen sich darüber ängstigen können, ob sie in der Fastenzeit ihren Tee mit Zucker süfsen dürfen, aber ohne jegliches Angstgefühl die gröfste Niedertracht gegen ihre Nächsten begehen. So war Lopuchin wie Tolstoj auf den wahren Nutzen des Menschen, in Schrift wie Tat, bedacht — nur fehlte ihm für die Schrift Tolstojs Talent. Und derlei interessante Charaktere verzeichnet die russische Maurerei mehr, den Schüler Lopuchins z. B., Nevsorov, der durch Katharina jahrelang ins Irrenhaus eingesperrt blieb, der als Wahrheitsmensch mit allen sich überwarf und bettelarm blieb, weil er alles verteilte; der bedeutendste war Labsin, den Schwarz wie andere Jünglinge in Privatvorlesungen über Helvetius, Rousseau, Spinoza unterrichtete und sie zum Glauben bekehrte, von dem sie nicht viel wufsten — die Heilige Schrift war ja allen meist unbekannt, schien nur für Geistliche zu existieren; die andächtigsten waren überzeugt, dafs ihr Lesen den Laien nur verrückt machen könne. Er wurde dann der eifrigste Übersetzer Jung-Stillings und gab den »Zionsboten« heraus, den freilich der heilige Synod bald verboten hat, der wieder auflebte, als unter Rasumovskij und namentlich Golizyn die Freimaurer mafsgebenden Einflufs im Unterrichtsministerium bekamen, bis sie von den eigentlichen Zionswächtern, den unversöhnlichen Orthodoxen, für immer niedergerungen wurden. In dieser zweiten Phase haben sich die Maurer als Bekämpfer der Revolution, der Frechheit des menschlichen Verstandes, des forschenden Wissens einen traurigen Ruf als Obskuranten der schlimmsten Sorte erworben; darüber darf jedoch nicht vergessen werden, was die älteren unter ihnen für Verbreitung humaner und gerechter Ideen in dem Rufsland der obrigkeitlichen Willkür und des richterlichen Unrechtes gewirkt haben.

Deutsch-englischer Einfluſs mündete nicht ausschlieſslich in Freimaurerei und Illuminatentum; für die Litteratur als solche wurde fruchtbarer eine andere Wirkung, die sich in schroffer Opposition gegen die ausschlieſsliche französische Richtung, gegen die Pseudo-Klassik sowohl wie gegen ihren Rationalismus, die Trockenheit und Nüchternheit der Petersburger Litteratur wandte, die Rechte des Herzens und Gefühles gegen die der raison vertrat und den Donner der Lomonossov-Ssumarokovschen Oden und Dramen gegen den »süſsen« Schlag Karamsins austauschte, die Herzen der Jugend eroberte und eine Umwälzung auf dem Parnaſs in Stoff, Stil, Sprache hervorrief, auch die ersten scharfen litterarischen Gegensätze schaffen sollte.

Der Held dieses Umschwunges, der erste russische Litterat von wirklichem bildenden und vorbildlichen Einfluſs auf die ganze Lesewelt, ihr erster Liebling zugleich ist der nachmalige Historiograph des russischen Staates, Karamsin. Er war durch Turgeniev aus seiner provinzialen Umgebung in den Kreis der Moskauer Freimaurer eingeführt, wo die Traditionen von Schwarz fortwirkten, wo er den Herzensbund mit Gleichgesinnten (Petrov) schloſs, wo er in die pietistisch-freimaurerische Werkstatt, zunächst als Übersetzer von Haller u. a., eingeführt wurde. Aber Freimaurer ist er nicht geworden, obwohl er dankbar der von ihnen genossenen Förderung gedachte. Zum Pietisten war er nicht geboren, davor bewahrte ihn schon seine »Daseinsfroheit«, sein sentimentaler Hang, sein Sinn für Natur, sein seit früher Jugend gewecktes Interesse für die Litteratur. Nicht die Franzosen, desto mehr die Engländer und Deutschen zogen ihn an, Joung und Thomson, Richardson und Sterne, Haller und Geſsner, Herder und Lavater, Rousseau, nicht Voltaire. In Moskau, schon in der Pension bei Professor Schaden, dann durch Petrov u. a., auch durch Lenz wurde er in diese Litteratur eingeführt, übersetzte frühzeitig Emilia Galotti, den Julius Cäsar (der 1794 als gefährliches Buch verboten wurde), aber seine Begeisterung für Shakespeare, Goethe und Schiller ist mehr eine gemachte, um nicht hinter der Zeit zurückzustehen; Ossian begeistert ihn dagegen wirklich, für Sterne kann er nicht genug lobende Epitetha finden, und während er von Goethe und Schiller schweigt, bewundert er Haller, den gröſsten philosophischen Dichter, den Theokrit der Alpen, Geſsner, den unsterblichen Sänger des

Frühlings, Kleist, den Sänger der Messiade, die sein älterer Genosse aus dem Moskauer Kreise, Kutusov, übersetzte und — Wieland, wegen seiner humoristischen Sachen.

Den sentimentalen Jüngling, die »schöne Seele«, dürstete es nach frischen Eindrücken, und so unternahm er eine ausländische Reise, die in der russischen Litteratur Epoche machen sollte. Während dieser Reise, 1789 und 1790, über Königsberg, Weimar, wo er Herder und Wieland, nicht Goethe, aufsuchte, Schweiz, Paris, London, zur See zurück, notierte er Eindrücke, sammelte Litteratur und begann, zurückgekehrt, das Gesehene und noch mehr das Gefühlte in der damals so beliebten Form von Briefen, »Briefe eines russischen Reisenden«, darzustellen; diese Briefe zierten das von ihm neugegründete »Moskauer Journal« (1791 und 1792), Bände loser Folge, die er später in Almanachen, »Aglaja«, »Aoniden«, dann im »Pantheon fremder und russischer Schriftsteller« fortsetzte. Er wählte sich nicht Sterne zum Muster, er hielt sich ja wirklich an die Reiseroute genau, belehrte den russischen Leser über alle Sehenswürdigkeiten, beschrieb die Orte, suchte die Männer der Wissenschaft auf, von Kant bis Lavater; freilich unterbrach er die objektiven Berichte fortwährend durch Schwärmerei für Natur, Überschwänglichkeit seiner Gefühle, launige Beobachtungen, Anekdoten und Erzählungen. Den Ereignissen in Paris gegenüber mufste er, aus Rücksichten gegen die Kaiserin, einen möglichst unbefangenen, gleichgültigen Ausdruck heucheln, ja, schon dies machte man ihm später zum Vorwurf, klagte ihn der Verbreitung französischen Giftes an. In England interessierte er sich für Konstitution und Geschworenengerichte auch mehr, als es sich für einen Russen ziemte. Karamsin ist ein glühender Verehrer der Humanität, »alles Nationale ist nichts gegenüber dem Menschlichen; Hauptsache ist, Menschen, nicht Slawen zu werden, was für Menschen gut ist, kann nicht schlecht sein für Russen« — später dachte er anders. Toleranz, wahre Religiosität, ohne konfessionelle Schranken, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sind auch für ihn verlockend. Er teilt keines der Ideale seiner Kaiserin, keine Verehrung Friedrichs II., erwähnt nicht die Kaiserin, preist aber Peter den Grofsen, den besten Erleuchter Rufslands, seine Reform als Quelle vieler Wohltaten; er sehnt sich nach stiller, geistiger Arbeit, im Schofse der Natur, unter Freunden — und

das waren keine Phrasen; verzichtete er doch wirklich auf jegliche Karriere — einer der wenigen Litteraten von Beruf. Daher seine Anerkennung Englands, seine Begeisterung für die Schweiz; er blieb im Herzen stets republikanisch gesinnt, weinte auf die Nachricht vom Tode Robespierres, was ihn später gar nicht hinderte, als reaktionärer Stockrusse Peters Reformwerk zu bekritteln und gegen jede Abbröckelung der Autokratie seine warnende Stimme zu erheben, eine Inkonsequenz, die gerade bei Russen noch heute sehr häufig anzutreffen ist: liberale, ja oppositionelle Gesinnung im Sprechen und Denken, gepaart mit rücksichtslosem, autokratischem Schneid im Handeln; eine doppelte Buchführung scheinbar, in der Tat bloſse, vorübergehende Inkonsequenz des Kopfes gegenüber dem seit Jahrhunderten angewöhnten, in Fleisch und Blut übergegangenen Despotismus.

Auf den Leser machten nun diese Briefe, die später besonders herausgegeben und vielfach, namentlich im Ausdruck, verändert wurden, auſserordentlichen Eindruck. Sie wandten sich ja nicht, wie die ganze bisherige Litteratur, an den Verstand; sie appellierten ans Herz, entlockten Tränen der Rührung und Freude, schilderten die Natur, priesen alles Gute und Edle. Was focht an, daſs der rein informatorische Teil dieser Reisebriefe vielfach entlehnt war, entzückten doch Ton, rührselige Stimmung, Jauchzen des Herzens, war doch alles ausgedrückt in einer ungesucht einfachen, natürlichen, frischen, klaren, glatten Sprache. Von der Barbarei des Lomonossov und von seinem angepriesenen hohen oder mittleren schtil hatte sich Karamsins natürlicher Geschmack frei zu erhalten gewuſst; mit europäischen Gedanken und Gefühlen zog auch europäischer Ausdruck ein. Karamsin stieſs sich nicht daran, für die neuen Bedürfnisse seines Ausdruckes neue Worte zu prägen (nach den fremden, französischen oder deutschen), oder »Barbarismen«, d. h. die Fremdworte selbst beizubehalten. Ohne Pedanterie, ja ohne Aufheben zu machen, bewirkte Karamsin diese Reform; er band erst wirklich die russische Schriftsprache von dem »slawenischen« Pfahl los, wies ihr die natürliche, ungezwungene Wortstellung, führte ihr neues Gut zu — das meiste seiner Prägung hat Gültigkeit für immer behalten.

Für die sentimentale Richtung wurden noch bedeutsamer die beiden Erzählungen seines Journals, »Die arme Lisa« und

»Natalia, die Bojarentochter«, sie riefen eine Flut von Nachahmungen hervor; die erste machte die Umgegend des Simonklosters, in der sie sich angeblich abspielte, zu einem Rendezvous aller Gefühlsvollen. Die arme Lisa war eine tugendhafte, unerfahrene Paysanne, die der Moskauer Lovelace, Erast verführt, verstöſst, beschimpft, die mit Selbstmord endigt; die Bojarentochter war eine noch schlimmere Versündigung gegen jegliche Wahrheit, mit der entführten Natalia als Ritter an der Seite ihres Geliebten. Karamsin blieb jedoch seiner eigenen Litteratur nicht treu; er, der sich durch ausgebreitete litterarische Bildung, durch Geschmack und kritischen Sinn vor allen Zeitgenossen auszeichnete, sah sich der persönlichen Sicherheit halber gezwungen, litterarische Tätigkeit prononcierterer Art ganz einzustellen; auf die düsteren Tage der alten Kaiserin folgte ja die Schreckensherrschaft der (1797) eingeführten Zensur, der Tumanskij in Riga usw., einer Zensur, deren unglaubliche Borniertheit ihrer unglaublichen Böswilligkeit gleichkam. Sie verbot die »Jahrbücher für die preuſsische Monarchie«, weil sie eine Kritik des Papsttumes enthielten und behaupteten, daſs die Reformation nötig war; sie verbot die »Wanderungen durch die Niederlande«, weil sie über Karl den Groſsen und über Karl V. eine unehrerbietige Bemerkung sich erlaubten; sie verbot das »Allgemeine Lehrbuch für Bürgerschulen«, weil es die Sklaverei als vernunftwidrig bezeichnete; die »Moralischen Erzählungen für Kinder von 8—12 Jahren« wegen des Satzes, daſs alle Menschen Brüder sind usw. So wütete die Zensur gegen ausländische Bücher; gegen russische konnte sie nicht einschreiten, weil überhaupt keine mehr erschienen. Ägyptische Finsternis begann sich über Ruſsland ungehindert auszubreiten. Karamsin verlor den Boden unter den Füſsen; Tumanskij hatte ja schon 1792 ihn angeklagt, daſs er unter der unerfahrenen Jugend aussäe das Gift der Verehrung alles Fremden und Geringschätzung des Vaterlandes; ihn retteten nur seine nahen Beziehungen zu einem Günstlinge Pauls, aber Lust und Sinn für schöne Litteratur verlor er für immer, wandte sich lieber der Erforschung der Vergangenheit zu. Von seinen damaligen Versen gilt, was wir von seiner Prosa sagten, sie sind gefällig in ihrer Einfachheit und Natürlichkeit, vor allem elegisch-sentimental, beweinen den Tod des Freundes, die Vergänglichkeit irdischen Glückes.

Das sind die beiden Hauptrichtungen der Katharinischen Litteratur: die Petersburger, französische, von der Kaiserin, allerdings nur bis zu einer bestimmten Grenze geförderte, höfische und satirische zugleich; ihr gegenüber wahrt sich Moskau, seitdem es die Hochschule bekommen hat, seine Freiheit und Unabhängigkeit ein volles Jahrhundert lang, verläſst die ausgetretenen Petersburger Pfade, sucht neue auf, befreit den Schriftsteller von dem erniedrigenden Dienst des Tages, den jeweiligen Günstlingen, läſst ihn auf eigenes Herz und Gefühl hören, läſst ihm eine moralische Autorität, die den Machthabern in Petersburg unbequem wird. Die Sonderung der Geister ist zwar keine entschiedene; Radischčev ist von der sentimentalen Richtung bereits wesentlich ergriffen; Novikov war erst Tadler, ehe er Lehrer seiner Mitbürger wurde, aber im wesentlichen bleibt der Gegensatz zwischen Petersburg und Moskau, zwischen der Eingeschnürtheit der französischen, rationalistischen Pseudoklassik und der deutsch-englischen Freiheit von Gefühl, Form und Ausdruck bestehen.

In das Grenzgebiet zwischen beiden Richtungen fällt eine Reihe litterarischer Erscheinungen, die bald hierin, bald dorthin gravitierend zum Teil nur den Zweck haben, in die Lücken der bisherigen Litteratur einzutreten, auszufüllen die Kategorien der russischen Epik, Anakreontik usw., damit kein von dem pseudoklassischen Kodex anerkanntes Genre unvertreten bliebe: im Grunde genommen bloſses Füllsel der Litteratur.

So empfand man drückend den Mangel einer Epopöe. Die bisherigen Petriden eines Kantemir oder Lomonossov oder die Telemachide des Trediakovskij täuschten niemanden über diesen Mangel, den auszufüllen erst dem Freimaurer und später in Ungnade verfallenden Cheraskov glückte, einem der Patriarchen der russischen Litteratur, einem aufgeklärten, edeldenkenden, poetisch ganz unvermögenden Vielschreiber, aus dessen reichem Nachlaſs, Romane, Tragödien, Oden usw., die beiden Epopöen, die »Rossiade« (1779) und »Vladimir« (1785) im Gedächtnis der Nachwelt überlebten. Nur die »Rossiade« ist, streng genommen, eine echte Epopöe, die die Henriade nachahmt; in den obligaten zwölf Gesängen, mit den obligaten Personifikationen des Himmels und der Hölle, der Tugenden und der Laster, mit den obligaten Visionen, Prophezeiungen von Ruſslands Gröſse, mit den obligaten

Episoden und Digressionen, Anrufungen, Bildern und Vergleichen wird eine völlig erfundene Geschichte von der Unterwerfung Kasans durch Zar Ivan IV. 1552 versifiziert; russisch sind daran ein paar Namen, alles andere ist Voltaire, Tasso und Vergil, nur wälzt sich die gut gemeinte und trotz alles Feilens und Umarbeitens schlecht ausgeführte Darstellung schwerfällig einher, in erdrückender Langweile. Schlimmer ist der »Vladimir«, schon weil er nicht als Erzählung, sondern als Allegorie ausgetüftelt ist: jeder von uns soll die Wahrheit suchen und Versuchungen widerstehen, wie dies Vladimir tut, bis er mit Hilfe des slawischen Patrons St. Andreas den wahren Glauben findet, wozu ihm der böse Geist durch Lockungen heidnischer Priester, schöner Frauen usw., den Weg verlegte. Allerdings braucht nicht erst das Freimaurertum Cheraskovs, der als Kurator der Universität Schwarz und Novikov berief und anspornte, für diesen Inhalt des Vladimir verantwortlich gemacht zu werden, denn schon lange vorher hatte er in seiner Erzählung »Numa Pompilius« (1768, also lange auch noch vor dem Florianschen »Numa«) Rom dargestellt, aber Rufsland und die moderne Zeit gemeint, von dem Epigraph an, Puissent tous les hommes se souvenir, qu'ils sont frères, bis zum Predigen wahrer Religiosität im Tempel der Vesta und dem Schlufsgedicht mit der Verherrlichung Katharinas. Der junge Karamsin wufste Lavater aus der russischen Litteratur nur zwei grofse Werke zu nennen, die Rossiade und den Vladimir; doch nur die erste, die allegorischer Auslegung nicht unterlag, behauptete sich Dezennien lang im ungeschmälerten Glanze als die nationale Epopöe und konnte noch im XIX. Jahrhundert von den Liebhabern altväterischer Gespreiztheit und Unnatur ernst genommen werden, wie sie etwa Turgenievs Lakai ihm in seiner Jugend deklamierte.

Ungleich lebensvoller waren die Versuche im komischen Epos; der russische Skarron hiefs Majkov; die derb obszönen Bilder seines »Jelisej« liefsen gar nicht in ihm den späteren Freimaurer und Freund Cheraskovs vermuten. Nicht einmal das komische Epos durfte des pseudoklassischen Ballastes, der Mythologie, entraten. Also zürnte Bakchus, dafs die Pächter durch Verteuerung des Branntweins die Scharen seiner Verehrer lichten, und stiftete den Fuhrmann Jelisej zu allem Unfug an, befreite ihn aus Gefängnissen, was er auf einer Götterversammlung

erst durchsetzte, bis schliefslich Zeus den Jelisej unter die Soldaten stecken liefs; an Frivolität und Spott über die Götter lassen die Szenen nichts zu wünschen übrig; aber sie amüsierten durch das erstmalige, energische Hineinzerren volkstümlichen Treibens in der Schenke und auf den Strafsen in den Rahmen des Alexandriners; andere, Kotlarevskij, erreichten denselben Zweck durch die Parodie der Äneis à la Blumauer im Volksdialekte selbst. Weniger derb, dafür frivoler im Grunde war die Nachahmung der Lafontaineschen »Psyche« durch Bogdanovič; heute mutet sie uns an, als wenn jemand Menuett in hohen, ungeschmierten Bauernstiefeln tanzte; die Zeitgenossen entzückte diese Verballhornung, nicht die einzige des Verfassers, der z. B. ähnlich die russischen Sprichwörter »emendierte«, durch eine Darstellung der Psyche als einer verwunschenen, russischen Märchenprinzessin, durch die relative Leichtigkeit der Sprache, durch die Verse von wechselnden Reimen und Silbenzahl, durch den leichtfertigen Ton des Ganzen, der von der Unnatur und Langweile des akademischen Epos eines Cheraskov erlöste. Bogdanovič schuf in der Epopöe das, was gleichzeitig, mit mehr Talent und Schwung, Dieržavin in der Ode versuchte.

Die Odendichtung hatte seit Lomonossov keinen Augenblick mehr gefeiert; es rasselte nur so auf dem Parnafs von dem Odengeknatter eines Majkov, Cheraskov und aller anderen »Dichter«, zu denen sich als besonders berufene Odendichter die Popovskij, Petrov, Kostrov, der Moskauer Universitätsdichter, u. a. gesellten. Zu ihnen gehörte auch Dieržavin. Ungünstige äufsere Verhältnisse hatten sein Auftreten in der Litteratur sehr verzögert, und doch hat ihm gerade die Litteratur den Lebenspfad aufserordentlich geglättet, hat ihn oft aus schwierigen, schier aussichtslosen Lagen befreit. Er ist der russische Odendichter, der Sänger Katharinens geworden, der Schmeichler der Kaiserin und ihrer Grofsen, der Lieferant für eine poetische Ruhmesgallerie der Zeitgenossen; in der panegyrischen Litteratur des Jahrhunderts hat er den Vogel abgeschossen; der Abglanz der Katharinäischen Sonne fiel auf den Dichter selbst und verklärte seine endlosen Strophen mit erborgtem Schein: »Mit Ruhm wirst du, ich als dein Echo leben,« behauptete der Dichter mit Recht vor der Kaiserin.

Das Rezept zur Herstellung der Oden sei mit des Dichters

eigenen Worten mitgeteilt: »Begeisterung, ein kühner Eingang, Schwung, Verwirrung, Einheit, Vielförmigkeit, Kürze, Wahrscheinlichkeit, Neuheit der Gefühle und Ausdrücke, Verkörperung und Belebung, glänzende Bilder, Digressionen und Episoden, Wendungen und Sprünge, Zweifel und Fragen, Antithesen, Einflechtung von Reden, Allegorien, Vergleiche und Anähnlichungen, Verdoppelungen und Verstärkungen, anderer rhetorischer Schmuck, nicht selten Moral, aber immer Harmonie und Geschmack«, d. i. die bekannten Vorschriften des ästhetischen Katechismus, Forderung des lyrischen désordre usw., die ja auch andere schlecht und recht auszufüllen versuchten. Worin bestand nun die Eigenart des Dieržavin, die ihn weit über diese anderen erhob, die sofort herausgefühlt und anerkannt wurde? Er hatte begonnen ganz mit dem öden Bombast der Lomonossovschen Weise; sie befriedigte ihn selbst nicht. Der Rat seiner litterarischen Freunde, die Theorie des Batteux von der Nachahmung des Schönen, Anziehenden in der Natur durch die Kunst, das Beispiel des Horaz wiesen ihn auf einen leichteren, gefälligeren, ja schalkhaften Ton; sein Freund Lvov z. B. stellte Einfachheit und Natürlichkeit als Ziel der Poesie hin und bekämpfte Lomonossov sowohl wegen des Zwanges, den er der Sprache antat, als wegen der Unmoral seiner schmeichelnden und bettelnden Oden. So zerriſs Dieržavin seine Ode auf die »Geburt des Porphyrogeneten im Norden«, Alexander I., dichtete 1779 eine neue, flocht eine einfache Beschreibung des Winters ein, die durch ihre Natürlichkeit auffiel, wagte er es doch u. a. zu sagen: es schliefen nie vor Langeweile die Nymphen zwischen den Höhlen und in dem Röhricht, es sammelten sich rings um die Feuer die Satiren, die Hände zu wärmen. Diese Parodie à la Kotlarevskij oder Majkov entzückte eben die Zeitgenossen. Die bekannteste und bedeutendste dieser Oden, die ihm Geld, Gunst der Kaiserin, rasches Avancement sicherte, ist die Ode an Feliza, 1782 angeblich von einem tatarischen Mursen verfaſst und aus dem Arabischen übersetzt; damit kein Zweifel obwalte, wen er unter der »gottähnlichen Zarin der kirgiskaisakischen Horde« meinte, waren die Namen Feliza und Chlor aus den Fabeln der Kaiserin für ihre Enkel in die erste Strophe gesetzt. In den folgenden wurde die Kaiserin nicht direkt gelobt; die Schmeichelei ergab sich aus dem Gegensatz ihres eigenen, höchst einfachen, rastlos

tätigen, streng gerechten Lebens und Wirkens und des Treibens ihrer »Mursen«, des üppigen, faulen, gedankenlosen; noch weiter werden vom Hörensagen ihre Eigenschaften aufgezählt, wird die Veränderung der Zeiten gerühmt (»jetzt darf man zueinander flüstern und ohne Furcht vor Strafen keinen Zarentoast bei Tische ausbringen, man darf in der Zeile mit dem Namen der Feliza den Schreibfehler auskratzen, sogar ihr Bild unachtsam zur Erde fallen lassen«); es wird die Kaiserin gepriesen, die Gott, nicht Tyrann sein will, die ihren Untertanen die Reisen ins Ausland, das Schürfen nach Metallen gestattet, die Armen versorgt. Das Gedicht schliefst mit der Versicherung, dafs der Dichter nichts dafür erwarte und mit dem Wunsche längsten Gedeihens. Zur Ehre der Wahrheit sei hervorgehoben, dafs Dieržavin die Kaiserin damals nur von diesem Hörensagen her kannte, dafs sich sein Urteil änderte, als er sie aus der Nähe beobachten konnte. Je weniger aufrichtig er es jetzt meinte, desto mehr schwollen die Oden an, bis auf 58 Strophen in der »Darstellung Felizens«, ein Hauptfehler dieser Gedichte. Ein anderer ist ihre Unebenheit, dafs sich Dieržavin nie auf gleicher Höhe zu erhalten vermag', in banale Prosa herabgleitet, Gelungenes und völlig Mifslungenes bei ihm miteinander abwechselt. Ferner ermüden unablässige Hyperbeln; neben einigen wenigen, wirklich grandiosen Bildern, die erheben und erschüttern, stört das allzuviele Gesuchte, Erkünstelte, Unwahre. Endlich verfällt er in den Fehler der Trockenheit, der Aufzählerei; Reflexion ertötet das Gefühl, so in seinen berühmten theologischen Oden, in »Gott«, einem modernen symbolum Athanasianum in Reimen, in »Unsterblichkeit der Seele« mit ihrer scholastischen Beweisführung u. a. Nur in der Schlufsstrophe von »Gott« bricht sich wahres Gefühl Bahn, entschädigt uns jedoch nicht für das Wortgeklingel und die Antithesenspielerei des Vorausgehenden; die Berühmtheit der unzähligemal, sogar ins Japanische, übersetzten Ode steht in keinem Vergleiche zu ihrem dichterischen Wert.

Es gab keinen Günstling und Magnaten, kein bedeutsames Ereignis, Eroberung von Ismail, Fall Warschaus usw., das nicht seine Muse verherrlicht hätte; so lesen wir von Ismails Stürmern: »Mag ihnen entgegentreten ein Haufe blasser Tode oder die Hölle mit ihrem Rachen sie anknirschen, sie gehen wie die in Wolken verborgene Donner, wie schweigende Hügel, in Bewegung ver-

setzt: Stöhnen ist unter ihnen, Rauch hinter ihnen; sie gehen in tiefem Schweigen, in düsterer, schrecklicher Stille, mifsachtend ihrer, des Verhängnisses.« Gestimmt ist diese Odendichtung auf hohen Ton: »Siegesdonner ertöne, — Freu dich, tapferer Rofs, — Schmück mit dröhnendem Ruhm dich« usw. Noch in seinen spätesten Oden weht stolzester Patriotismus: »So wir nur zu Gott aufgeblickt, sprangen wir wie Löwen aus unserem Schlaf. Wir hatten einen Feind, die Tataren, und wo sind sie? Wir hatten einen Feind, die Polen, und wo sind sie? Wir hatten diesen, wir hatten jenen, fort sind sie, aber Rufsland« usw. Oder: »O Rofs (diese griechische Form sollte besonders ‚edel' klingen), o mutiges Volk, einziges, grofsmütiges, grofses, starkes, ruhmbegabtes, unermüdbar in den Muskeln, unbesiegbar in dem Geiste, im Herzen einfach, im Fühlen gut, schweigend im Glücke, munter im Unglück . . . im Dulden nur dir selbst ähnlich.« Hyperbeln brachten auch den Dichter in Konflikt mit der Kaiserin, die die Ode an Ssuvorov nicht drucken liefs wegen der Worte »der Thron unter dir, die Krone zu deinen Füfsen, der Herrscher in der Gefangenschaft«, die ihr jakobinisch klangen, und noch mehr mit der Zensur Pauls, die Anstand nahm z. B. an dem Vers »Felizens«: »Das eiserne Scepter der Autokratie werde ich mit meiner Freigebigkeit vergolden.« Der Vers mufste weggelassen werden und dadurch eine Lücke in der Strophe entstehen, weil sich der Dichter anständigerweise weigerte, ihn umzuändern.

Ungleich häufiger waren die Konflikte mit der Wahrheit. Dem Chrapovizkij, der ihm geraten hatte, wahre Helden zu besingen, aber Potemkin und Konsorten in ihren potemki (Dunkel) zu belassen, der ihn einen Tadler genannt hatte, antwortete Dieržavin: »Als Sklave unter dem Joch mufs ich den Mächtigen zu gefallen suchen, kann ich nicht toben, nur schmeicheln . . . mag mich für meine Worte der Kritiker tadeln, ehre er nur meine Taten.« Auf den Helikon lenkten seine Schritte: Natur, Not und Feinde. Es verdient wenigstens anerkannt zu werden, dafs Dieržavin nie an Gefallenen sein Mütchen gekühlt hat; dafs seine Poesie nicht ohne weiteres zu kommandieren war; vergebens erwartete die Kaiserin lange Zeit eine Fortsetzung der Felizaoden; er liefs dahingehende Anspielungen unbeachtet; ja, nur aus Furcht vor seinen Sarkasmen soll sie ihn zum Senator

ernannt haben. Auch unter Paul schwieg er ziemlich hartnäckig. Zu direkten Angriffen entschloſs er sich allerdings noch weniger, auf Potemkin z. B. erst nach dessen Tode, im Vergleich zu Rumianzev; aber in allgemeinen Worten griff er Richter und Machthaber gern an, z. B. in der bekannten Paraphrase des 82. Psalmes, die von der Zensur beanstandet wurde.

Sentimentalen Anwandlungen blieb seine sinnlich angelegte Natur (daher die Vorliebe für Anakreontika, die er besonders pflegte, als andere Töne anzuschlagen miſslich wurde) stets fremd; weil er aber gern die Mode mitmachte, finden sich seit 1790 deutliche Ossianische Anklänge in seinen Liedern, so schon in der Ode auf Ismail: Unter dem Nebel auf dem Euxinus flieſsen die schweigenden Haine, die Schiffe, in ihrer Mitte wie der Berge Eisabhang oder der graue Schatten eines Mannes, sein Schild wie der Vollmond, sein angebrannter Spieſs wie eine Fichte usw., besonders jedoch in dem »Wasserfall« auf den Tod Potemkins, mit dem prachtvollen Eingang, der plastischen Schilderung des grandiosen Sunifalles, der Ode schadet nur die übergroſse Länge (74 Strophen!). Zu einfachen Gegenständen stiegen seine Lieder nur selten herab, doch gelang ihm manches anmutige Bild, z. B. »die Schwalbe« u. a.; andere sind nur scheinbar einfach, wie das Lied an das Glück, d. i. an die Kaiserin, mit scharfen Spitzen gegen einzelne Günstlinge. Daher glaubte er von sich, in der Nachahmung des Horazischen Exegi monumentum sagen zu dürfen: »Aus Unbekanntschaft bin ich dadurch bekannt geworden, daſs ich als erster es wagte, im spielenden russischen Vers die Tugenden Felizens zu preisen, in Herzenseinfalt von Gott zu sprechen und dem Zaren mit Lächeln die Wahrheit zu sagen.« Übersetzungen bot er nur wenige, auſser Psalmenparaphrasen etwa Nachdichtungen von Kosegarten, Hagedorn, Ramler, Haller; Schiller war ihm zu langweilig, er fand bei ihm nur Worte, wie Spreu im Winde ohne Korn, bald fehlte Pindarisches Feuer, bald die Würze des Horaz. Alles, was Erfolg hatte, versuchte er nachzuahmen; schrieb unmögliche Dramen, Opern, Komödien, ungleich bessere Fabeln, namentlich politische, auf die französische Revolution, auf die Teilung Polens: »Unnütz graben wir dem kraftlosen Nachbar das Grab, schlimmer wird sich's uns leben mit Wolf und Bären« usw. Er bleibt der Sänger Katharinens: »Mit ihrem Tode — was soll ich singen?« Jetzt schlummert seine

Muse ein; so recht hat sie ihm das Leben überhaupt nicht ausgefüllt, war doch nur Zeitvertreib mehr, zu Feliza sagt er von der Poesie: »Sie ist dir lieb, angenehm, süfs und nützlich, wie im Sommer schmackhafte Limonade.« Das ist der Standpunkt des Trediakovskij und Lomonossov.

Wie Ssumarokovs und Kniažnins Dramen, wie Cheraskovs Epopöe hatten Dieržavins Oden erzieherische Wirkung, sprachen von grofsen Menschen, Taten, Gefühlen; an dichterischem Talent übertraf er sie alle, an der Neigung zu Grandiosem, Imposantem, z. B. bei der Schilderung eines Sturmes auf dem Kaspischen Meer: »Es trotzt (der Meergott) seinen Wellen, springt bald gegen den Horizont, bald nach dem Hades jagend, schlägt er mit dem Dreizack an die Schiffe, zu Säulen winden sich seine grauen Haare, und in den Bergen donnert sein Ruf.« Goldkörner von Poesie sind in dem vielen tauben Gestein versprengt.

Ungleich weniger fruchtbar war der Freund Karamsins, Dmitrijev, trotz seines langen Lebens, der es auch zum Justizminister, wie Dieržavin, aber ohne Mithilfe der Oden, gebracht hat, obwohl diese der Kaiserin manchmal besser gefielen; sie waren jedenfalls kürzer und rarer, sonst bewegten sie sich fast in gleichen Bahnen, waren reich an Hyperbeln und Überschwang. Sie hinderten den Dichter durchaus nicht, in einer Satire, dem besten, was er geschrieben, die er als »Fremde Meinung« vortrug, die Odendichter zu persiflieren; das Gefühl, dafs sie langweilten, war bereits allgemein; bald bekannte sich Dieržavin selbst dazu, trotzdem blieben sie Zubehör des Parnasses. Der »Patriarch der Litteratur«, wie Dmitriev später zubenannt wurde, obwohl er die letzten zweiunddreifsig Jahre seines Lebens nichts schrieb und fast nur eine reiche Korrespondenz mit Freunden, Karamsin u. a., unterhielt, ruhte auf billig erworbenen Lorbeeren aus; man redete ihm sogar nach, dafs er für die russische Poesie dasselbe geleistet, was Karamsin für die Prosa! Sein Verdienst bestand eben darin, dafs er sich an Karamsin ganz anlehnte, ihn nachahmte; gab dieser eine Sammlung von Gedichten heraus: »Meine Allotria«, so veröffentlichte Dmitriev ein Jahr später: »Auch meine Allotria«; er fertigte leichte, gefällige Sächelchen, Albumpoesie, an und ging in dem Feilen der Form, zumal in seinen Übersetzungen aus Lafontaine auf.

Von schöner Litteratur blieb der Roman wegen seiner pro-

saischen Form fast ausgeschlossen; Belletrist war eben, wer Verse schrieb. Und doch war der Roman bereits damals das beliebteste und vor allem verbreitetste litterarische Genre; er hat an der Europäisierung Rußlands, an der Milderung der Sitten, Verbreitung humaner Anschauungen, Hebung des gesellschaftlichen Tones nicht unwesentlichen Anteil; erst er machte das Buch zu einem Bedürfnis, aus einem bloßen Gegenstande des Luxus; er lehrte die Russen lesen; sein Einfluß reichte tiefer vielleicht als der der dramatischen Litteratur. Ein wesentlicher Unterschied trennte ihn von dieser; gegenüber der Fülle »originaler« Dramen eines Ssumarokov, Kniažnin usw. gibt es fast keine originalen Romane, lauter Übersetzungen, an 600 Nummern, hauptsächlich aus dem Französischen, denn auch die englischen wurden meist erst aus französischen Fassungen übersetzt. Vertreten sind natürlich alle Gattungen, vom moralischen, sentimentalen, politischen, historischen, abenteuerlichen, orientalischen (besonders beliebten) und Schreckensroman der Radcliffe bis zu den unmoralischen, Faublas und Genossen; die Liste der Verfasser ist eine lange, reicht von Le Sage bis Florian, Kotzebue, Lafontaine; Rousseau und Voltaire fehlen nicht, Marmontel und die Genlis sind besonders beliebt gewesen. Ebenso reich fast ist die Liste der Übersetzer; wir finden Visin mit dem »Seth« des Terrasson, Karamsin, Turgeniev mit deutschen Romanen usw. Originale Werke machen kaum zwei Prozent aus.

Besonders verdient jetzt das politische Moment hervorgehoben zu werden, das der älteren Romanlitteratur völlig fern lag. Der »Telemaque« ist seit 1747 neunmal in fünf verschiedenen Übersetzungen herausgekommen, und nach seinem Beispiele unterwiesen die verschiedenen Mentore die jungen Fürsten, zeigte man an Beispielen die Verwerflichkeit der Tyrannei und erging sich in Utopien glücklicher Länder und tugendhafter Regierungen; erst das Ende des Jahrhunderts kühlte diesen Eifer merklich ab. Das typischste Beispiel gewährt Cheraskov. Sein «Numa oder das blühende Rom», 1768, fast ohne Handlung, besteht hauptsächlich aus den Unterweisungen der Egeria, die für Monarchie eintritt wegen der Zügellosigkeit und Eigensucht der Senatorenwirtschaft, aber der Monarch soll frei gewählt werden; das Herrschen ist schwere Last, der Vater des Vaterlandes muß auf sich selbst vergessen; Liebe, nicht Prätorianer werden ihn schützen; Tugenden

sind wichtiger als Gesetze, tugendhaft mufs vor allem der Herrscher sein. Im nächsten Roman, »Kadm und Harmonia«, 1786, überwiegen bereits mystische Regungen; Kadm läfst sich verführen und kann erst nach Läuterungen seine »Harmonie« wiederfinden, aber noch kommen scharfe Auslassungen gegen Sklaverei u. dgl. vor. In dem letzten eifert Cheraskov bereits gegen »Freiheit, das mifsgestaltete Ungetüm«, gegen die »Auswürflinge der Natur, die Freunde der Gleichheit, eines Unsinns«, alles in seinem »Polidor, dem Sohne des Kadm«, von 1794, der zu den Thersiten, d. i. den Franzosen, kommt und die wild aufgeregten, durch die Freigeister Betörten zur Raison und Ordnung bringt, die nur in einem monarchischen Staate möglich sind — das sollte auch sein »Der Zar und das gerettete Novgorod«, 1800, diesmal in Versen, beweisen. Vor der drückenden Langweile dieser »Romane«, des endlosen »Arfaksad« des Sacharjin, des »Wahrheitstempels« des Lvov usw. flüchtete der Leser zu Emin, der in seinem »Unbestand des Glückes oder Miramonds Abenteuer« und in der »Belohnten Standhaftigkeit oder was Lisark und Sarmanda zustiefs« seine Helden die weitesten Reisen und Irrfahrten unternehmen liefs und in den »Briefen von Ernst und Doraura« die »neue Heloise« nachahmte; doch auch er verbrach politische Romane, einen »Themistokles«. Unendliche Liebesgeschichten liefs ein Ungenannter seinen Helden erzählen, »Der unglückliche Nikanor oder Lebenslauf des russischen Edelmannes Nikanor«; die Geschichten waren weniger pikant als empfindsam, vor allem jedoch banal. Pikanter war, dafür mit moralischer Absicht, »Die hübsche Köchin oder Begebenheiten eines lasterhaften Weibes« von Čulkov, der seine ethnographische Vorliebe in der Aufnahme zahlreicher Idiotismen und Sprüchwörter äufserte — noch Sfuvorovs höchst einfache Bibliothek zierte dieser Roman; natürlich hat es auch Čulkov an politischen Utopien nicht fehlen lassen. Bei weitem das Beste bot der achtzehnjährige Ismailov: »Eugen oder verderbliche Folgen schlechter Erziehung und Gesellschaft« (1799—1801): Eugen mit dem Erzieherpaar Pendard und Sanspudeur, die in Sibirien endigen, macht der Pension Eselmann alle Ehre, befolgt würdig die Weisungen seines Elternpaares Schufterle und endigt frühzeitig im Schuldgefängnis in Petersburg, wohin er zum Dienst als Gardeoffizier abgereist war; in die Garde selbst wurde er noch vor seiner Taufe eingetragen; die Sitten oder richtiger Un-

sitten der Zeit sind mit einem Realismus wiedergegeben, der nichts zu wünschen übrig läſst. Von diesem vielversprechenden Anfang des realistischen Romans wandte sich jedoch der Verfasser bald anderen Gebieten, Journalistik, Fabeln usw., zu. Die von uns bereits erwähnte Geschichte des Moskauer Diebes Vanjka Kain ist förmlich zu einem Volksbuch geworden.

Aus dem Rahmen der Belletristik fällt die immer reichere Memoirenlitteratur heraus, denn die verschiedenen Tagebücher — auch eines Dieržavin, Dmitrijev usw. — waren nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, oft nur für das Familienarchiv, und sind erst nach vielen Dezennien herausgegeben. Durch den einfachen Ton und erschütternden Inhalt ragen hervor die Aufzeichnungen der Fürstin Dolgorukaja, die drei Tage nach der Hochzeit ihrem Manne nach Sibirien folgte und nach dessen Hinrichtung ins Kloster ging, wo sie 1767 ihr tragisches Geschick bis zur Ankunft in Beresov erzählte. Unter zahlreichen anderen, oft sehr umständlichen, z. B. des Bolotov, sei besonders das Tagebuch des Sekretärs der Kaiserin genannt, Chrapovizkij, weil es fast Tag für Tag, 1782—1793, die Aussprüche der Kaiserin über Litteratur — namentlich ihre eigene — und Politik verzeichnet und in das geistige Leben der merkwürdigen Frau wertvolle Einsicht gestattet. Der Kuriosität halber erwähnen wir die »Wahrhafte Geschichte« usw. des Chomiakov, eines einfachen Soldaten und seiner einfachen Erlebnisse im Siebenjährigen Kriege usw., weil sie anders wie die übrigen Memoiren, gleichzeitig im Drucke, 1791, erschienen ist.

Damit beschlieſsen wir die Betrachtung des Jahrhundertes. Worin bestand nun sein Erfolg?

Es war zum ersten Male der Anschluſs Ruſslands an das geistige Leben Europas erreicht worden. Dieser Anschluſs war vorläufig ein loser und äuſserlicher, weil die Folgen der Unterlassungssünden der Vergangenheit nicht leicht zu beseitigen waren. Das Jahrhundert, hauptsächlich mit der Lösung äuſserer Machtfragen beschäftigt, hatte das geistige Gebiet doch nicht vernachlässigt; es zeitigte bereits das Surrogat einer Litteratur. Dieses Surrogat, für den häuslichen Gebrauch, war meist von Leuten hergestellt, unter denen auch nur mäſsige Talente recht selten waren; aber sie arbeiteten alle nach einem Ziele hin, es gab noch keinen häuslichen Krieg in dieser Litteratur, keine widerstrebenden Richtungen. Aufklärung, Humanität, Tugend lehrten Katharina wie die

Freimaurer; Obskuranten und Slawophilen erhoben noch nicht ihr Haupt. Man wiegte sich bereits in einen gewissen Optimismus bezüglich des Erreichten ein; man glaubte bereits eine Litteratur zu besitzen, weil ihre abendländischen Fächer schon mit russischen Namen geziert werden konnten. Eine Kritik fehlte vollständig; als sich ein paar Leute zusammentaten, um die »Rossiade« zu kritisieren, zeigte es sich, daſs sie nur einer naiven Bewunderung fähig waren. National war an dieser Litteratur nichts auſser Sprache und Namen, nur in seltenen Fällen kam auch der Inhalt hinzu; der Geist, die Beleuchtung blieben die fremden. Es muſsten jedoch die äuſseren Formen erst geschaffen werden, und bleibendes Verdienst war, daſs ein melodischer Vers, eine reine Prosa, ein klarer Ausdruck gewonnen wurden; bei dem Hemmnis, das die »slowenische« Sprache bereitete, war schon damit viel erzielt. Dem Volke, seinen Bedürfnissen und Idealen, seiner Sprache und traditionellen Litteratur stand man verständnislos gegenüber; die Leibeigenschaft bildete eine unüberbrückbare Kluft, die jede Berührung ausschloſs. Und doch erwachten bereits die ersten Regungen eines nachhaltigen Interesses dafür: Volkslyrik dringt in die Liedersammlungen, man beobachtet Bräuche, man dichtet sogar volkstümliche Sujets um — hier ging wieder Radischčev voran, der das Volksbuch vom Bova, dessen fremden Ursprung nicht ahnend, in zwölf Gesängen frei verarbeitete; Karamsin dichte einen »Ilja von Murom« usw., man versuchte sogar das freie Versmaſs der Bylinen nachzuahmen.

Im Grunde jedoch berührten sich nirgends die Pfade der Litteratur und der »Nation« (der russische Ausdruck trennt nicht Nation und Volk, Bauern); die Litteratur war aus dem Leben ausgeschaltet, auf einen kleinen Kreis beschränkt und schwebte förmlich in der Luft, hatte in dem Nationalboden keinerlei Wurzeln geschlagen. Sie hatte keinerlei Tradition; es stand ihr nicht einmal zur Seite eine gründlichere Bildung ihrer besten Vertreter sogar — wie lückenhaft, zufällig zusammengestoppelt war das litterarische Wissen z. B. eines Dieržavin oder Dmitrijev! Daher ihre völlige Abhängigkeit, eine ratlos-kindische, den fremden Mustern gegenüber; daher das einseitige Vorherrschen des Französischen nicht nur in der Gesellschaft, bei Hofe, sondern auch in der Litteratur, sogar bei Leuten, die deutsch-englischem Einfluſs ausgesetzt waren, z. B. Karamsin: sie denken französisch und

schreiben Russisch — namentlich in der Prosa, die ganz entschieden, trotz Karamsin, hinter der poetischen Sprache zurückbleibt; die Einfachheit, Innigkeit, die Naturwahrheit sogar, die Dieržavin z. B. in der berühmten Schilderung des Herbstes vor Očakov, in anderen beschreibenden Gedichten Dmitrijev stellenweise erreichen, bleibt ihrer Prosa, die stets trocken, erzwungen, unbeholfen, wie eine schlechte Übersetzung klingt, verschlossen.

Die Litteratur sinkt zu einer bloſsen Spielerei herab, namentlich nachdem in dem letzten Dezennium der entscheidende Schritt zum Ausbau der »leichten« anakreontischen Poesie gemacht war, die den einförmigen Bombast der Oden verdrängen sollte. Dieržavin stellte die normale poetische Entwicklung auf den Kopf, schrieb auf seine alten Tage die kleinsten und losesten Sachen, reine Tändeleien — und manches gelang ihm gar nicht übel; mit dieser Kleinpoesie wird noch Puschkin beginnen, um mit ihr endlich aufzuräumen. Die Litteratur ist ausschlieſslich auf den panegyrischen Ton gestimmt, sobald sie die Öffentlichkeit streift; nur Dieržavin wagte es, in seine Lobhudeleien Katharinens, in seinen »nebelhaften Thymian«, verletzende Ausfälle gegen allerlei Günstlinge, z. B. gegen Savadovskij und seine Kiever »herrlich-scholastische Feder«, einzurücken. Daher konnte diese Litteratur keinerlei Achtung noch Beobachtung beanspruchen, und wagte sie es, über die Grenzen höfischer Poesie hinauszukommen, so wissen wir bereits, wie dem gedankenreichsten Buche des XVIII. Jahrhunderts, der »Reise« des Radischčev, sein radikalenergisches Auftreten vergolten wurde.

Für das Volk existierte natürlich diese Litteratur nicht, nicht nur ihrer Sprache wegen, damit verteidigte sich sogar Radischčev, sondern auch wegen ihres Inhaltes, der nur ab und zu russisches Leben streifte und keinerlei Konsequenz darin fähig war: in die russischsten Sachen des Dieržavin schneien immer Najaden, Nymphen und derlei Zeug herein. Aber im Grunde existierte sie auch nicht für die Gebildeten, die doch lieber zu den Quellen und Vorbildern selbst, zu den Franzosen, statt zu ihren russischen Verwässerern griffen. So kam es denn — und die ausschlieſslich französische Erziehung drängte darauf hin —, daſs die vornehmen Russen, von den Russinnen zu schweigen, für ihre Litteratur keinerlei Verständnis besaſsen. Während kein französischer Schnitzer verziehen wurde, konnten sie Russisch nicht einmal

orthographisch schreiben; sie waren überall, nur nicht bei sich zu Hause; noch Kaiser Alexander I. z. B. fehlte jeglicher Sinn für die russische Litteratur. Es ist regelmäfsig die französische Bibliothek des Vaters oder des Nachbars, die überhaupt das erste Lesebedürfnis weckt und stillt, so war es bei Karamsin, Puschkin usw. Der Kreis somit, auf den die russische Litteratur wirkte, war ein äufserst beschränkter, eine Anzahl von Leuten aus guter Gesellschaft, meist in Rang und Würden, einander wohl bekannt, bildeten diese Litteratur; jeglicher Neid, Streit, Hafs fehlten; man lobte sich aufrichtig und gegenseitig, jeder strich den anderen heraus in bestimmter Erwartung der Gegenleistung; man beriet sich wohlmeinend über Stoff und Form, über Reime (sehr ungesuchte) und Worte, freute sich des Erfolges. Nicht im Leben, desto mehr dafür auf dem Parnasse herrschte die wohltuendste Kollegialität; Rangstreitigkeiten gab es nicht; die Zahl der zu verleihenden Epitheta — russischer Pindar, Horaz usw., bis Lafontaine und Skarron — war nicht leicht zu erschöpfen. Je furchtbarere Wolken sich über dem russischen geistigen Leben auftürmten, desto idyllischer, sorgloser lebte es sich auf dem russischen Parnafs; die Litteratur hatte jegliche Fühlung mit der Zeit verloren, schien zu Unfruchtbarkeit, zu blofsem Getändel verdammt. Karamsin und Radischčev waren verstummt, die übrigen anakreontisierten, ziemlich phlegmatisch; Temperament schienen sie gar nicht zu besitzen, nicht einmal solches, wie es einst Majkov und vor ihm dem berüchtigten Barkov, dem Pornographen, eigen war. Ein Zusammenhang mit Natur, Umgebung fehlte. So gering an Zahl die neueren Schöpfungen volkstümlicher Muse waren, atmeten sie doch andere Luft, z. B. die Klageschrift gegen den Jorsch Schčetinnikov, d. i. Kaulbars Borstensohn, die ungleich drastischer die gerichtliche Prozedur, vielleicht noch im XVII. Jahrhundert, verspottete, als dies Ssumarakov jetzt tat; da war alles russisch, nichts konventionell, kosmopolitisch. Freilich mufs hier bereits die verhängnisvolle Wirkung der Zensur mit berücksichtigt werden; was hiefsen die Beförderungen oder die Tabaksdosen mit Dukaten für Dieržavin und Genossen gegen den lähmenden Druck, der jeden anständigen Gedanken unmöglich machte? Wenn nach Dezennien Fürst Wiasemskij behauptete: »Gebt uns nicht eine vollständige, nur eine mäfsige Druckfreiheit — in einem Jahr wird sich unsere Litteratur umgestalten!« so konnte dies auch von dem

Schlusse des XVIII. Jahrhunderts, da alles gelähmt schien, gelten. Aber der Boden war aufgerührt, Keime europäischer Gesittung und Geistesarbeit eingesenkt; sie hatten nur den furchtbaren Winter zu überstehen, um von Frühlingslüften aus dem Boden hervorgerufen zu werden. Mochten nur die äufseren Erfolge von Peter und Katharina die Zeitgenossen in Atem erhalten, mochten diese ganz übersehen das stille, langsame Wirken von Wissen und Kunst, schliefslich sollten auch hier Erfolge erzielt werden, die jenen kaum nachgaben. Sie waren freilich erst dem XIX. Jahrhundert vorbehalten — ihre Keime stecken jedoch im XVIII.

Fünftes Kapitel.

Die Zeit Alexanders I.

Der neue Herrscher. Ausgraben der Katharineischen Mumien, ihr Kampf gegen die moderne Richtung. Schischkov und Karamsin. Batiuschkov. Die Petersburger Litteratur, Rylejev und Gribojedov. Die Moskauer, der Historiker Karamsin; der Übersetzer Žukovskij. Rufslands klassische Studien. Die Prosa, Narieżnyj und seine Romane.

»Ein neues Jahrhundert! Ein jugendlicher, wunderholder Herr kam heute zu uns auf des Frühlings Pfaden; des Nordwinds heiseres Gebrüll verstummte, verhüllet ward der schreckliche, grausame Blick; auf der Rossen Antlitz erglänzt die Freude . . . ist's nicht Wiedergeburt früherer Seligkeit? Katharina ist auferstanden, wird uns im Enkel ewig herrschen . . . des Volkes Seufzer und Tränen, verletzter Seelen Gebete steigen hoch auf wie Dünste und zeugen den Blitz in den Wolken; auf stolzer Gebäude Haupt fällt er urplötzlich nieder. Achtet hundertfältig auf diese Wahrheit, ihr Gewalthaber; hütet euch, das Volk zu drücken. Doch Du bist nicht so . . .«

Diese Ode Dierżavins durfte zwar nicht gedruckt werden, waren doch ihre Anspielungen auf den Staatsstreich, den Katharina plante, auf die Katastrophe, die Paul getroffen, allzu unverhüllt; desto rascher kreiste sie in Abschriften — »Bestände

noch die Geheimkanzlei, dann würde man Ihnen schon . . .« sagten Senatoren zu Deržavin — und fand den lautesten Widerhall. Die Petersburger Gesellschaft, erleichtert aufatmend, gab sich dem Jubel hin, bot doch der »herrliche Beginn der Tage Alexanders« Anlafs genug; an 12 000 Verbannte wurden heimberufen, die schreckliche »Geheimkanzlei« abgeschafft, politische Verbrechen sollten vor den gewöhnlichen Gerichten zur Aburteilung kommen, das Verbot ausländischer Bücher wurde aufgehoben; eine liberale Verordnung jagte die andere in dem »neu veränderten Rufsland«.

Die Friedenszeit — und Europa schien das gestörte Gleichgewicht wieder erlangt zu haben — sollte zu durchgreifenden Reformen im Innern ausgenutzt werden. Man ging zwar nicht an das Wichtigste heran, an die Abschaffung der Leibeigenschaft, weil man vor der materiellen Seite der Aufgabe zurückschrak, aber der Kaiser liefs niemand in Zweifel, wie er über Sklaverei dachte. Ebensowenig konnte man sich entschliefsen, wie es Radischčev gefordert hatte, die Zensur ganz aufzuheben, aber ein sehr liberaler Entwurf schränkte ihre Befugnisse und Willkür äufserst ein. Statt der bisherigen Kollegienverwaltungen wurden Ministerien eingerichtet, und die gröfste Sorgfalt wandte man dem Unterrichtsministerium zu; neue Universitäten wurden errichtet, ein liberales Universitätsstatut nach ausländischem Muster eingeführt; nur das theologische Studium reservierte sich der Synod für seine geistlichen Seminarien. Fremde Gelehrte wurden berufen; es wurde für russischen Nachwuchs gesorgt. Die besten Absichten des Kaisers und seiner meist jungen Ratgeber, der Czartoryski, Novosilzev usw., waren offenkundig.

Der junge Kaiser war, etwa wie Karamsin, Republikaner im Herzen; dem Schweizer La Harpe, dem »Jakobiner«, der in seinem eigenen Kanton die »Umsturzpartei« nach Kräften förderte, war, wie durch einen Zufall, von der Kaiserin der Unterricht der beiden Prinzen anvertraut, und zwischen Lehrer und Schüler entwickelte sich ein Vertrauens-, ja Freundschaftsverhältnis, das allen Prüfungen der Zeit standhielt; La Harpe senkte in die Brust des Knaben die Keime einer vielleicht etwas verschwommenen, unklaren Humanität, einer Freiheits- und Wahrheitsliebe, die, ohne auf ein bestimmtes Objekt — Rufsland — gerichtet zu sein, dem Jüngling und Manne stets vor-

schwebte. Zu spät zerriſs die Kaiserin den Bund, verbot Kaiser Paul sogar die Korrespondenz mit dem Lehrer; dieser plötzliche Wandel bestärkte nur den rasch heranreifenden Jüngling in seinen edlen Träumen und lehrte ihn nur, seine eigentlichen Absichten und Gedanken tief zu verbergen. Das Treiben am Hofe, die Unmöglichkeit, einen Ehrenhaften zu finden, die Überzeugung, von lauter Dieben umgeben zu sein, verekelten dem Jüngling, der ja auf diese Umgebung angewiesen war, den Glanz der künftigen schweren Bürde, die er möglichst rasch abzulegen gedachte. Dann kam die schwere Prüfungszeit mit ihrem Gamaschendienst, über dessen Geheimnissen der unvernünftige Vater so ernst wachte, daſs er schlieſslich den vernünftigen Sohn ansteckte und ihm das Verständnis für den Blödsinn der Wachtparaden und Parademärsche einimpfte. In diesen Jahren sog dann Alexander das unausrottbare Miſstrauen gegen alle und alles ein, das er hinter der unbefangensten Maske verbarg. Schon als kleines Kind verriet er ja Schauspieleranlagen, und die Groſsmutter freute sich herzlich des Vergnügens, das ihre Stücke dem geliebten Enkel bereiteten, doch hat nicht er Sheridans Lästerschule russifiziert, wie man erzählt. Energie, spontane Willensäuſserungen, Konsequenz blieben seinem Charakter, dem träumerisch phantastischen, äuſserst bestimmbaren des Slawen, fremd. Dieses Schwanken offenbarte sich bereits in den Flitterwochen der neuen Regierung.

Vor allem schon darin, daſs an die Spitze der neuen Einrichtungen Personen berufen wurden, die ihnen entweder als geschworene Feinde oder im besten Falle gleichgültig gegenüberstanden, Ruinen aus der Katharineischen Zeit — das Ausgraben von Mammuts bleibt Spezialität Ruſslands bis heute: ein Savadovskij als erster Unterrichtsminister, dessen einziges Verdienst seine einstige physische Schönheit war (wir sind ihm bereits oben in der Anspielung Dieržavins begegnet), ein Dieržavin als Justizminister, später ein anderer Dichter, Dmitrijev, in derselben Funktion. Oder glaubte der Kaiser, durch diese Ernennungen die Verheiſsung seines Thronmanifestes, in Katharinas Geist zu regieren, erfüllt zu haben? Die »Säulen der Regierung«, die Katharineischen Greise, gaben sich damit doch nicht zufrieden; ihr Murren machte sich wenigstens bei einem von ihnen Luft in einem ganz unerwarteten, in die gesamte Litteratur

tief einschneidenden Angriff. Die Sache verlief folgendermafsen.

Der Regierungsantritt Alexanders hatte der bis dahin stummen Litteratur endlich die Zunge gelöst, nicht nur für eine Anzahl von Oden, auch »kirgiskaisakischen«, und Panegyriken, sondern vor allem für eine neue Publizistik. Als erster trat Karamsin auf den Plan. Sein »Europäischer Bote«, den er selbst 1802 und 1803, nach ihm andere bis 1830 herausgaben, bildete einen neuen Typus von Zeitschrift, grundverschieden von seinem eigenen, früheren »Moskauer Journal«, schon deshalb, weil er jetzt auch Politik berücksichtigte; freilich bestand noch immer ein erklecklicher Teil des »Boten« aus Übersetzungen und Auszügen, aber die Fülle und Mannigfaltigkeit des Inhaltes stach wohltuend von allen früheren Versuchen ab; sein Erfolg in der Lesewelt war ein unbestrittener. Für schöne Litteratur und Kritik war gröfserer Raum bestimmt; letztere Rubrik, die Karamsin, der erste, schon früher gelegentlich gestreift hatte, erschien jetzt zum ersten Male ständig. Hier druckte Karamsin seine historische Skizze von der Nowgoroder Possadniza Martha und enthüllte, was ihm eigentlich seit langem am Herzen lag. Der Erfolg der Zeitschrift, seiner Poesien, seiner Erzählungen lockte ihn nicht mehr; kaum hatte er die Zeitschrift auf festen Boden gestellt, da wandte er sich ganz zu den Annalen und Urkunden, zu den Berichten der Ausländer und den Arbeiten seiner Vorgänger und wurde russischer Historiograph.

Trotzdem er sich vom Kampfplatz der öffentlichen Meinung völlig zurückgezogen hatte — er sollte aus seiner Kabinettsarbeit nur zweimal vor den Kaiser mit politischen Memoiren treten, die lange Zeit als Staatsgeheimnisse behandelt wurden und für die Öffentlichkeit nur in ihren Folgen existierten —, blieb seine Autorität unangefochten; dem Zauber seiner Persönlichkeit konnten sich die, die ihn kannten, nicht entziehen, und er zählte die begeistertsten Verehrer, die zu ergrimmten Verteidigern wurden, als gegen Karamsins Autorität, ohne ihn zu nennen, eine Katharineische Mumie, der Admiral Schischkov, ein guter Mensch, heifser Patriot, beschränkter Kopf, in die Schranken trat. Da er nicht die russische Flotte zugrunde richten konnte, versuchte er es mit der Litteratur.

Die musterhafte Ruhe, Stille, Eintracht, die in den künst-

lichen Gärten des russischen Musenheims mit ihren sorgfältig abgezirkelten Alleen und Beeten, komisches Epos, Idyll, Elegie usw., mit ihren befrackten und bepuderten Besuchern herrschte, die auch nicht durch die Denunziationen Kutusovs gegen das jakobinische Gift Karamsins unterbrochen war (denn die Denunziationen waren nicht an den litterarischen Areopag, sondern an die Geheimkanzlei gerichtet), diese Ruhe störte nun für immer der höchst ehrenwerte Admiral und Wortforscher. Für ihn handelte es sich um den neuen, Karamsinschen Stil, aber mit dem Stil sollten auch die neuen Gedanken ans Messer geliefert werden. Seine »Erwägung von dem alten und neuen Stil« (1803) entfesselte, wenn man bei der Unbedeutendheit der Litteratur stärkere Ausdrücke gebrauchen darf, eine Polemik, schuf Gegensätze, persönliche und prinzipielle, für fast zwei Dezennien. Die Irrlehre Lomonossovs von der Bedeutung der kirchenslawischen Sprache hatte Anhänger gefunden in Vers und Prosa; ihr letzter und bedeutendster war eben Schischkov, der die durch Karamsin, durch die Jugend gefährdete Position des Kirchenslawischen zu stützen suchte. Scheinbar drehte sich der Streit um blofse Worte, ob man französische behalten, ihnen russische nachbilden, veraltete ausmerzen, die Schrift mit der Umgangssprache verschmelzen, von der kirchenslawischen als einer fast fremden absehen dürfe oder ob man das Kirchenslawische für die russische Muttersprache zu halten habe, von der das moderne Russisch nur die jüngste Phase darstelle, ob man die Schrift- und durch diese die Umgangssprache nicht zu ihr wiederum erheben, die veralteten Worte auffrischen, die fremden durch Neubildungen ersetzen solle.

Der Streit war jedoch nur scheinbar ein philologischer; mit der französischen Sprache traf man den französischen, d. i. revolutionären Geist: »Die Spuren der Sprache und des Geistes der verbrecherischen französischen Revolution, uns bisher unbekannt, begannen immer rascher in unseren Büchern zu erscheinen; Verachtung gegen den Glauben begann zu erscheinen in der Verachtung gegen das Kirchenslawische.« Man opfert gesunde Moral, Verstand, Wissen der »Eleganz«, was Schischkov mit »Unsinn« übersetzen will, der Sprache. »Bis auf Lomonossovs Zeiten waren wir geblieben bei unseren geistlichen Liedern, heiligen Schriften, Betrachtungen über Gottes Gröfse,

Christenpflichten und Glauben, die uns ein friedliches, stilles Leben lehrten, nicht jene verderbten Sitten, deren Früchte Frankreich verkostet.« — »In dem Bestreben, unsere heutige Sprache von der alten zu entfernen, welch anderes soll man erkennen, aufser diesem, damit die unverständlich gewordene Sprache des Glaubens nie mehr zügeln könnte die Sprache der Leidenschaften?« Worauf Schischkov schliefslich abzielte, formulierte treffend einer seiner Moskauer Widersacher: »Will nicht etwa der Verfasser behufs einer bequemeren Wiedererweckung der alten Sprache uns auch zu den alten Sitten und Begriffen zurückführen?« In diesen Kämpfen fiel zuerst das Wort Slawophile, das nach 1830 solche Bedeutung gewinnen sollte. So stand die Wiege der Slawophilen an der Newa, und die »Adler der Katharinieschen Epoche« haben sie aus der Taufe gehoben, diese Bastarde der Reaktion und des Chauvinismus. Denn auch Schischkov entdeckte Vorzüge altrussischen Geistes, eine Litteratur noch vor den Salonischen Brüdern, mit derselben Ignorierung jeglicher Geschichte, die nach ihm die Slawophilen auszeichnete.

Was dem Obskuranten Schischkov an Wissen und Geschmack abging, ersetzte er durch Hartnäckigkeit und Eifer. Die Wiederholung seiner Insinuationen und Thesen in Broschüren und Antikritiken genügte ihm nicht, ebensowenig die totgeborene slawenorossische Akademie, deren Präsident er war, und so setzte er noch eine zweite tote Frucht in die Welt, einen »Liebhaberverein des russischen Wortes« (1811), mit öffentlichen Sitzungen, Sektionen, Ehrenmitgliedern, Vorträgen, die er druckte. Der Beamtenrang entschied über die Sitznummern. Alle Mumien der Katharineischen Zeit wurden herbeizitiert, und Dieržavin ward die Seele des Unternehmens, nachdem Schischkov zu anderer Tätigkeit berufen war. Der nach Dieržavins Tode sanft entschlummernde Liebhaberverein ist berühmt geworden nicht durch die pompöse Inszenierung und tödliche Langweile seiner Vorträge, sondern durch seine Parodie, den Verein »Arsamas«, den die aufgeklärte Petersburger Jugend gründete, ebenfalls mit Sitzungen und Protokollen, die in komischen Hexametern Žukovskij verfafste, mit Mitgliedern, die besondere Beinamen aus Balladen und sonst, z. B. Puschkin = das Heimchen u. dgl., erhielten und als Antrittsrede immer einem Mitgliede jenes Liebhabervereins das Nachwort hielten. Mit der Zeit erschöpfte sich

die Parodie, und als ernstere »Arsamaszen« Vorschläge zu positivem Schaffen, vorläufig zur Herausgabe einer Zeitschrift, machten, zeigte sich kein wärmeres Interesse dafür. Die »Arsamaszen«, so nach einem russischen Krähwinkel zubenannt, schieden aus dem litterarischen Leben noch stiller als ihre Gegner. Zur Öffentlichkeit waren sie überhaupt nicht vorgedrungen; denn noch immer konnte die Litteratur strebsame Leute nicht fesseln. Über fünf Jahre, klagt ein Zeitgenosse, hielte es niemand bei ihr aus; die vielversprechendsten Talente wandten ihr ständig nach ein paar Versuchen den Rücken, widmeten sich ausschliefslich der Beamtenkarriere; denn was anderes konnte die Litteratur bei der vollständigen Entmündigung der öffentlichen Meinung, bei der absoluten Willkür der Zensur, sein als blofse Spielerei? Russischer Schriftsteller genannt zu werden empfand noch Puschkin als eine unverdiente Kränkung. So verflog fruchtlos die Fülle von Geist und Laune, die in dem aristokratischen Verein zur Pflege der Geselligkeit unbestreitbar vereint war. Einzelnen Arsamaszen werden wir im Verlaufe unserer Erzählung immer wieder begegnen, General Orlov, Bludov, Turgeniev, Viasemskij usw.

Unterdessen hatten sich die Zeiten rasch und gründlich verändert; die Sorge um innere Reformen, Schulwesen u. dgl. war vollständig zurückgedrängt durch die Anspannung aller Mittel zum Führen ganz zweckloser Kriege. Der Kaiser, unlängst noch Verehrer der Revolution, hatte sich eine neue Rolle aufreden lassen, und als Hort des Legitimismus setzte er Rufslands Kräfte für jedes Katzenellenbogen, mit dem Napoleon aufräumte, ganz überflüssig ein. Er holte sich die empfindlichsten Demütigungen; der Korse, den man sich eben am Strick nach Moskau in den Adelsklub herbeizuschleppen erbot, zersprengte die sieggewohnten russischen Heere; die Unfähigkeit und Gewissenlosigkeit der Feldmarschälle, z. B. Benningsen, konnte durch die aufopfernde Tapferkeit des Soldaten nicht wettgemacht werden. Aber der so unrühmliche Kampf gegen die Franzosen belebte einigermafsen die Litteratur, gab ihr Farbe und Richtung zugleich, zum ersten Male in ihren Annalen.

Erst die drohende Kollision, dann die militärischen Schlappen erzeugten eine antifranzösische Stimmung, die mit Erlaubnis der hohen Behörde (denn von nun an verzichtete Rufsland auf das

Recht unoffiziellen Denkens), in der Litteratur, in Zeitschriften, Dramen, Komödien zum Ausdruck kommen durfte. Diese Bekämpfung der eigensten Lehrer durch ihre gelehrigsten Schüler erging sich in den tollsten Sprüngen; ein Glinka z. B., ausschliefslich französisch erzogen, einst Franzose, nicht Russe, fand jetzt bei seiner schwärmerischen Bewunderung für alles Russische in seiner Zeitschrift »Russischer Bote« und bei Verachtung alles Europäischen, Wunder über Wunder in Altrufsland, alle möglichen Tugenden, Aufklärung, Philosophie; ihm enthielt z. B. die Kormčaja, d. i. die Übersetzung einer griechischen Kirchenrechtsammlung, — alles, worauf das wahrhafte Wohl eines einzelnen wie der ganzen Gesellschaft sich gründen läfst. Vergebens protestierten Vernünftige: nach ihnen rief Glinka die auf dem Trockenen Weilenden zu sich in seinen Morast; Glinka wurde populär und erreichte 1812 den Gipfel seiner Bedeutung, von dem er rasch und für immer zurückfiel. Er hatte Exfranzosen zu seinen Mitarbeitern, z. B. den unfreiwilligen Helden des Moskauer Brandes, Rastopčin, dessen »Laute Gedanken eines russischen Edelmannes«, voll der heftigsten Ausfälle gegen die Franzosen, Glinka bekehrt und dieser ganzen antifranzösischen und antieuropäischen Litteratur den Impuls gegeben haben: 7000 Exemplare waren bald vergriffen. Rastopčin, natürlich perfekter Franzose, war übrigens, gegen den naiven Enthusiasten Glinka gehalten, ein scharfer, witziger Kopf, der leider die Litteratur als grofser Herr nur so nebenbei bedachte; er schrieb ein famoses Russisch, einfach, derb, saftig, und wufste sich einen pseudovolkstümlichen Stil anzueignen, mit dem er dann in seinen berühmten Moskauer Proklamationen von 1812 brillierte. Tolstoj setzt in »Krieg und Frieden« diese Farcen etwas griesgrämlich herunter. Der Name Rastopčin behält durch mehrere Generationen litterarischen Wert; seine letzte Trägerin schreibt, wie ihr Ahn, wieder Französisch.

Wir verzichten auf eine weitere Aufzählung dieser fragwürdigen Produkte, aber dafs z. B. Schischkovs Eintreten für den alten Stil gegen den »eleganten« nicht sofort zu Tode gelacht wurde, dankt er dieser gleichzeitigen Strömung, dieser Erweckung nationalen Gefühles, für welche der alte Admiral etwas würdigeren Ausdruck fand in den Manifesten, die er 1812 als Staatssekretär zu redigieren hatte. Den Wortstreit selbst setzte er nicht mehr

fort; das erlösende Wort fand Karamsin, der in seiner Antrittsrede als Mitglied der slawenorossischen Akademie ihr das Recht bestritt, eine Sprache zu diktieren, sie in ihre Grenzen zurückwies, die Litteratur, nicht die Akademie, für die entscheidende Instanz in Sachen der Sprache erkannte.

Der patriotische Zug förderte auch andere Werke. Im ersten Dezennium erregte das höchste Aufsehen, erzielte den ersten grandiosen Erfolg auf der Bühne der Tragiker Oserov, ein Franzose natürlich, — Speranskij behauptete, er schriebe besser Französisch als Russisch; wenigstens schrieb Oserov Französisch zuerst. Obwohl er gerade vor Dieržavins Augen keine rechte Gnade fand, gehört er ganz in die Petersburger französische Litteratur, trotz des Schusses von Empfindsamkeit, den er seinen den Franzosen strengstens nachgeahmten Tragödien zusetzte. Die schwächste dieser Tragödien, Dimitrij Donskij (1807), hatte unerhörten Erfolg, weil die Zeitgenossen in Dimitrij Alexander I., in Mamaj und seinen Tataren den Korsen erkannten und jede patriotische Tirade mit flammendem Herzen und tränenden Auges aufnahmen; die krasse Versündigung gegen Zeit und Geist dieser Aktion störte nicht im mindesten. Der Erfolg der anderen Tragödien, sogar einer Ossianischen, »Fingal«, ist zum guten Teil auf die Darstellerin ihrer Heldinnen, die Semenova, nachherige Fürstin Gagarin, abzurechnen; ihre prachtvolle Deklamation der allerdings sehr harmonischen Verse Oserovs machte den Haupteffekt aus. Aus denselben patriotischen Gründen sicherte das Jahr 1807 auch dem »Požarskij« des Kriukovskij gleichen Erfolg. Sonst bestritt die Kosten des Repertoirs hauptsächlich Fürst Schachovskoj, Oserovs Gegner, Verfasser einer Unzahl von Komödien, die auch den Sentimentalismus, zuerst des Karamsin, dann des Žukovskij, bekämpften.

In den Kreis Dieržavins und seiner »Besseda«, mochte er sie auch in einer Fabel, »Das Quartett«, verspotten, gehörte der Fabeldichter Krylov. Auch ihn verlockte die Stimmung von 1807 zu Komödien mit antifranzösischen Spitzen und verhalf ihm zu einem ephemeren Erfolge; Witz und Geist, die seinen Komödien völlig fehlten, hatte er jedoch für seine Fabeln aufgespart. Er hatte sich schon vor Dezennien als Belletrist versucht, aber erst 1806 fand er sein richtiges Genre; er druckte damals die ersten Nachahmungen Lafontaines; bald folgten eigene Fabeln;

die erste Sammlung erschien 1809 mit 23 Stück, dann immer neue, bis die letzte Ausgabe bei seinen Lebzeiten, 1843, neun Bücher umfaſste. Ihre Popularität ist eine beispiellose, Smirdin setzte 1830—1840 40 000 Exemplare ab; so ist Krylov der eigentliche Fabeldichter der Russen geworden, er schloſs die seit Ssumarokov begonnene, durch Chemnizer und Dmitriev besonders fortgesetzte Entwicklung ab; gegen ihn konnten z. B. Ismailovs Fabeln, allerdings eher Satiren, wie die Ssumarokovs, namentlich gegen kleine Beamte gerichtet, derb, ja roh im Ausdrucke, gar nicht aufkommen. Er begnügte sich nicht, wie Dmitriev, mit bloſsem Übersetzen, er bereicherte die Fabeln durch neue Themen, aber ob er Lafontaine oder Pilpai übersetzte oder nachahmte, einen alten Gedanken aufnahm oder etwas ganz Neues erfand, überall blieb er sich gleich, prägte er dem alten oder neuen Stoff seinen eigenen Stempel auf; das Detail, die Form, oft auch der gros bon sens, gehörten ihm. Er fand als erster den Anschluſs an die sinnlich-derbe Sprache des Volkes, und manche stieſsen sich damals daran; nicht Grazie noch Leichtigkeit, aber das Sinnfällige, Plastische, die Fülle, fast möchte man sagen Schwere charakterisieren seinen an Idiotismen überreichen Ausdruck. Noch sind nicht alle Schwerfälligkeiten ausgemerzt, veraltet sind mitunter die Sprache, streng konventionell die Bilder mit ihren Zephyren und Nymphen, veraltet namentlich die — Anschauungen. Ein trockner Verstandesmensch, im Grunde satirisch angelegt, haſste er die Abstraktion, fürchtete sich vor dem zersetzenden Einfluſs der Litteratur, natürlich der französischen, — auf französische Zustände zielten öfters seine Fabeln, die man zu Unrecht auf russisch auslegt; vertrat den gros bon sens bis zur Einseitigkeit, prägte eine flache, ja banale Moral ein; dafür stellte er das Leben dar, wie es ist, nicht wie es sein sollte. Seine Fabeln sind durchaus nicht frei von Anzüglichkeiten; seine eigene, äuſserst vorsichtige Art und die Umstände der Zeit — sogar er, eine Art Hofdichter, entging nicht Kollisionen mit der immer frecheren Zensur — bedingten ein solches Verhüllen der Spitzen, eine solche Verallgemeinerung des Ausdruckes, daſs dieselbe Fabel vielfacher Auslegung unterliegen kann. Die Ereignisse von 1812 entlockten ihm manche politische Fabel: auf den ringsumstellten Napoleon, auf den Admiral, der zu Lande ihn entgehen läſst; es gibt Fabeln auf die Erziehung des Kaisers,

dem man Anschauungen, gut für die Berner Republik in Taschenformat, nicht fürs Riesenreich, einimpfte. Sogar Moskau, das in seiner Kirchturmpolitik nur »seinen« Dmitriev als Fabeldichter anerkannte und Krylov zu ignorieren versuchte, bekommt seinen Denkzettel: den Bauer rührt die treffliche Predigt nicht, er gehört ja nicht zu dieser Pfarre. Es fehlt nicht an Anspielungen auf die sozialen Verhältnisse, was die einzelnen Stände beitragen: Laub — Adel — und Wurzeln — Bauern — u. dgl. Im einzelnen merkt man den Widerhall der Tagesfragen; wie ein deutliches Echo der Sčerbatovschen Schrift klingt es z. B., wenn im »Dukaten« mit dem fortwährenden Polieren, der Aufklärung, das Metall selbst angegriffen wird, der Geist erschlafft, die Sitten schwinden. Es fällt die Absichtlichkeit auf, mit der einzelne Themen wiederholt Bearbeitung finden, z. B. nur die Hunde sind schuld, daſs man nicht zum Herrn kommen kann, aber er hat sie ja selbst von der Kette gelassen. Anlehnungen an Dieržavin — Krylovs Fabeln bildeten einen Hauptanziehungspunkt in den Vorträgen der Besseda — fallen nicht weiter auf: Pferd und Reiter, nicht auf die Dekabristen, sondern auf Frankreich zielend; das Orakel — gescheit, solange ein gescheiter Priester dahinter steckte. Es überwiegen die Anspielungen auf die Erbmängel, Unrecht, Bestechlichkeit, Dummheit; das schärfste derart war — hier griff erst der Kaiser ein, um den Druck zu ermöglichen — »der Groſswürdenträger«: er wird schlankweg ins Paradies eingelassen, weil er auf Erden alles seine Sekretäre machen lieſs, seine eigene Dummheit hätte nämlich Land und Leute zuviel gekostet. Noch mehr natürlich überwiegen allgemein menschliche Themen, das Gemeingut aller Fabulisten. Die Fabeln verzichten auf Äsopische Knappheit, sie ergehen sich mit Vorliebe in Detailmalerei, in behaglicher epischer Breite, wie die Lafontaines, dessen freien, ungleichen Vers sie nachahmen; auf Feile des Ausdrucks legte Krylov den gröſsten Wert; dabei sowie bei der auſserordentlichen Trägheit dieses Oblomov der russischen Litteratur, der fast nur im Schlafrock lebte, die dümmsten Romane der Welt las und höchstens Spatzen fütterte oder Kinder unterrichtete, ist die Zahl seiner Fabeln trotz seiner fast vierzigjährigen Arbeit daran keine groſse. Dabei fällt auf, daſs er geradezu in Fabeln dachte und sprach; diejenigen, die er zu verarbeiten zu faul war, dafür mit ihnen irgendwann

herausplatzte, sind mit die witzigsten und bissigsten. Als Puschkin seine romantisch-shakespearesche Chronik, den Boris Godunov, vorgelesen hatte und zu ihm, dem eingefleischten Klassiker, lächelnd bemerkte: »Ihnen kann sie doch nicht gefallen, Sie können sie nicht schön finden,« meinte Krylov: »Warum nicht? hören Sie nur: zu dem Prediger, der Gott eben dafür pries, daſs er alles auf der Welt wie am schönsten eingerichtet, kommt der Bucklige und wirft ihm vor: ‚Sie haben mich doch offenbar nur verhöhnt mit dieser Behauptung.‘ — ‚Wie so?‘ meint der Prediger, ‚für einen Buckligen sind Sie gerade recht hübsch.‘« Und als man ihn zum Festdiner zu seinen Ehren einholte, meinte er, ob man nicht des Guten zu viel täte, ‚bin ich doch wie ein Seeheld, dem nur darum kein Malheur passieren konnte, weil er sich nie weit aufs Meer herausgewagt hat.‘ Er hatte sich an Rebhühnern übergessen und ist daran gestorben; dem Freunde, der ihn kurz vorher besuchte, erzählte er gleich vom Bauern, der seinem Pferde zu viel aufgeladen hatte, es waren ja nur getrocknete Fische, und doch ist das Pferd verreckt, — er fügte auch gleich die Pointe hinzu: »Zuviel des Guten tut immer schlecht, man mag's nehmen, wie man will!« Nach eignem Geständnis schien ihm eben die Wahrheit erträglicher, wenn halb verhüllt, und so sagte er sie der Welt und ihren Machthabern, z. B. in den »Gänsen« und in so mancher andern Fabel.

Auf den übrigen Gebieten der Litteratur herrschte in Petersburg kein reges, wenigstens kein neues Leben; die Odendichtung sank zur offiziellen Versmacherei herab; man verlegte sich mit Vorliebe auf die »leichte Poesie«, Madrigale, Epigramme, Lieder, von denen einige des Dmitriev, Mersliakov u. a. groſse Popularität errangen, wozu Elegien, Briefe, Satiren der Fürsten Gorčakov und Dolgorukij, Milonov u. a., natürlich alle im »lächelnden Tone«, hinzukamen. Talente fehlten, dafür gab es Talentlosigkeiten die Menge, die sich namentlich um die Besseda zusammenfanden, Namen mit dem Klange der Lächerlichkeit oder Langweile, ein Bobrov, ein Chvostov, den ein anderer Chvostov selbst zur Zielscheibe seiner Witze machte, mit der abgebissenen Sprache seiner Fabeln, die Krylov und Viasemskij parodierten. Einer der talentvollsten noch unter ihnen war V. Puschkin, der Oheim des Dichters, ganz in der französischen Litteratur aufgewachsen, Voltairianer, d. i. Epikuräer, der sich allerdings von

den Petersburgern durch den gewandten Ausdruck und die bewufste Polemik gegen Schischkov und die litterarischen Altgläubigen auszeichnete; manches war allzufrei, so sein »Gefährlicher Nachbar«, denn französische Frivolität und Laszivität zog jetzt immer ungenierter in die Litteratur herein; seinen Nachlafs übrigens bestreiten meist nur Fabeln, Anekdoten, Sachen des Witzes und Geschmackes, nicht des Gefühles. Aufsehen erregte auch Vojejkovs Satire »das Irrenhaus« mit seinen satirischen Strophen auf alle Litteraten, den Verfasser mit einbegriffen.

Zur Verhütung von Mifsverständnissen sei hervorgehoben, dafs die damaligen Druckwerke keine richtige Vorstellung von der Litteratur geben: die Dümmlinge, die Chvostov u. dgl. belagerten die Pressen; alles Gescheite, Hervorragendere verachtete den Druck, namentlich Parodie, Pamphlet, Satire, komische Erzählungen im Lafontaineschen Stile. In Abschriften, als wäre Gutenbergs Kunst nicht erfunden, verbreiteten sich die besten Sachen, z. B. die giftige Satire des Fürsten Gorčakov, Noel, wo die Minister und Grofsen Alexanders I. vor dem Neugeborenen erscheinen mit ihren Wünschen und Gaben; einzelne Strophen: auf Admiral Čičagov; auf Muraviev-Apostol; auf Pestel, den Generalgouverneur Sibiriens, der wie Zeus vom Himmel die Erde, so von der Neva aus Sibirien beherrscht und bestiehlt; auf den neuen »Ritor«, den Metropoliten: »Ich bin der Bossuet von der Neva, nie träumt' es mir, gescheit zu sein, doch der eine raunt' es, der andere sagt' es, so kam ich von ungefähr in eines Gescheiten Ruf,« — sind geradezu hervorragend. So bildete sich die Scheidung zwischen der gedruckt-gelogenen und der wahrhaften handschriftlichen, »verbotenen« Litteratur. Und nie mehr blieben die Spötter aus; auf Gorčakov folgte z. B. Viasemskij, auf Viasemskij der Moskauer Sobolevskij mit seinen galligen oder humoristischen Versen auf Pavlov, Odojevskij usw. in den vierziger und fünfziger Jahren. Manche sind infolge dieser Abkehr vom Drucke in unverdiente Vergessenheit geraten, z. B. Gorčakov, der ein Klassiker, doch Verächter der Talentlosigkeiten der Besseda blieb, ein Meister des sprachlichen Ausdruckes und ein witziger Kopf.

Puschkins Schule hatte auch K. Batiuschkov durchgemacht, war in derselben unbedingten Verehrung des Dichters, beileibe nicht des Philosophen, Voltaire und des süfsen Parny, aufgewachsen und

beteiligte sich wie V. Puschkin an der Bekämpfung der Schischkovisten durch zwei Persiflagen: »Vision an den Ufern der Lethe« und »Der Sänger im Lager der Besseda« — nach einem Gedichte des Žukovskij, wobei er mit Ausnahme der wirklichen Verdienste Schischkovs, die ja auf ganz anderem Gebiete lagen, alles in Bausch und Bogen verdammte. Gegen Puschkin jedoch erweiterte er seine litterarische Bildung durch direktes Zurückgehen auf die Klassiker — Tibull und Horaz namentlich —, wie durch die Bekanntschaft mit Europa, die der Offizier auf dem Siegeszuge der russischen Armeen machte. Die Ereignisse von 1812 hatten auch in ihm die patriotische Ader anschwellen lassen, aber der heilige Zorn verrauchte bald; immer intensiver gestaltete sich sein Musendienst, der durch die Bekanntschaft mit den Italienern, zumal durch die Vorliebe für Tasso und Petrarca, einen besonderen Stempel annehmen sollte. Hart erklang ihm sein Russisch gegen den italienischen Wohllaut; desto energischer kämpfte er mit den Schwierigkeiten von Vers und Sprache und erreichte eine Vollkommenheit, Mannigfaltigkeit des Ausdruckes, wie niemand vor ihm. Schon ihm war Poesie nicht mehr Ausfüllung bloſser Muſsestunden, sondern forderte den ganzen Menschen, und schon er verlangte Übereinstimmung des Lebens und der Worte des Dichters. Seine eigene Poesie entsprach freilich noch nicht ganz diesen Idealen; im Geiste anthologischer Lyrik und horazischer Lebensweisheit empfahl sie maſsvollen Genuſs und Epikureismus, doch schlugen bereits in diese Verherrlichungen der Liebe und des Genusses die Miſsklänge des Pessimismus oder Ausdrücke einer tiefen Melancholie herein, wofür »Der sterbende Tasso«, seine bitteren Klagen über Menschen und Welt, die wie zum Hohne ihn kränze, nachdem sie ihn zu Tode gehetzt, Zeugnis ablegt. Melancholie und Pessimismus waren bei ihm nicht nur Modesache — übersetzt er doch schon Byron —, sondern, mit der nervösen Hast und den wechselnden Stimmungen, die Vorboten einer vererbten psychischen Zerrüttung, die seinen Geist über dreiſsig Jahre lang umnachtete; das Werk, aus dem er plötzlich herausgerissen ward, sollte ein Gröſserer vollenden. Aber trotz aller anthologischen Verkleidung, trotz des antiken, konventionellen Mummenschanzes, den er sich nicht abzuwerfen getraute, war er ein wahrer, bedeutender Dichter. In dem allerdings noch beschränkten Kreise, den er sich absteckte, in dem Aussingen freundschaftlicher (wie

z. B. »Der Schatten des Freundes«, einer Elegie mit prachtvollem Eingang, wie das neblige Albion aus dem Gesichtskreis des Seglers entschwindet), erotischer und epikureischer Gefühle erreichte er eine antikklassische Fülle, Plastik des Ausdruckes, die sich weit über alle französische Manieriertheit heraushob.

Es waren jedoch nicht blofse Vorboten der psychischen Zerrüttung, die Batiuschkov zu einem Pessimisten und Mifsvergnügten machten, dem auch das Treiben des Arsamas keine Befriedigung gewähren konnte. Er hatte in Europa von dem Baum der Erkenntnis gekostet, und als der russische Odysseus nach seiner Irrfahrt zurückkehrte, erkannte er sein Ithaka nicht! Sein Schicksal teilte die ganze aufstrebende Jugend. Die verhängnisvolle Entwicklung des Republikaners Alexander I. hatte den nunmehrigen »Hort des Legitimismus« schliefslich Mystikern entgegengetrieben, hatte ihn mit tiefstem Mifstrauen gegen jeglichen Liberalismus erfüllt, hatte ihn vor allem Rufsland preisgeben lassen. Nachdem er sich des grofsen Reformators (im Innern), Speranskijs, auf Grund von Machinationen und Denunziationen, als einer Art Sündenbockes entledigt hatte, stieg immer drohender der Einflufs des grausamen, feigen Schuftes, eines der jämmerlichsten, die die Weltgeschichte kennt, des Kriegsministers Arakčejev, auf und hinter ihm die Obskuranten und Fanatiker, die Pfaffen, Metropolit Seraphim und Archimandrit Photius, Schischkov und die Denunzianten, Kutusov, Magnizkij und Runič. Besonders nach 1819, nach der Rückkehr des jetzt durch Metternich ganz beeinflufsten Kaisers aus Deutschland, wurde das Wüten der Reaktion entfesselt. Sie traf die Freimaurer und Pietisten; die russischen Freimaurer waren längst aus Rationalisten und Deisten zu Muckern geworden; einer der ihrigen, der Unterrichtsminister Golizin, Jung-Stillings und Eckarthausens Gönner, Freund der Krüdener, Vermittler zwischen Baader und dem Kaiser, fiel den Orthodoxen zum Opfer; alle Freimaurerlogen, die Bibelgesellschaft usw. wurden 1822 geschlossen, Schischkov Minister für Volksverdummung — so nannte es Karamsin vor dem Kaiser selbst. Jetzt erst begann die fromme Hetze gegen die Wissenschaft, gegen die Universitätsprofessoren im Petersburger Prozefs — dafür liefs Kurator Magnizkij die anatomischen Präparate der Kasaner Universität in geweihter Erde bestatten, und das Wüten der Zensur kannte keine Grenzen. Die Regierung Alexanders,

als Morgenröte der Freiheit begrüfst, die frohesten Erwartungen überbietend, war in die finstersten Wolken gehüllt, als den Reise- und Wachtparadenkaiser der Tod in Taganrog ereilte. Nicht Katharina hatte schlimmer geendet. Das Interessanteste dabei war, dafs sich Alexander I. noch 1819, wie Alexander II. 1881, wie Nikolaus II. 1905, mit dem Gedanken einer liberalen Konstitution für Rufsland beschäftigte — nur hafste er bereits und mied aufs sorgfältigste beide Ausdrücke, führte dafür eigenhändig die Termini »gesetzlichfreie Staatsverfassung« ein.

Je energischer die Reaktion auftrat, je überzeugter Schischkov von der Volksbildung und der Aufhebung der Leibeigenschaft die Revolution herleitete, desto weniger war die Jugend gewillt, diese Erniedrigung und Selbstverstümmelung Rufslands ruhig hinzunehmen, am wenigsten diejenigen, die auf den grofsen Feldzügen Land und Leute drüben kennen gelernt hatten; Rufsland hatte ja nicht dazu Europa die Freiheit wiedergegeben, um daheim immer schlimmerer Sklaverei preisgegeben zu werden. So begann es in dem Offizierkorps in Petersburg wie in der Südarmee zu gären. In der Zeit der Tugendbunde und aller möglichen geheimen politischen Gesellschaften fand dieses Beispiel auch hier Nachahmung. Die ersten Bunde übersetzten zum Teil die Satzungen des Tugendbundes, dachten an legale Propaganda, womöglich unter Bestätigung durch den Kaiser, an eine Kontrolle des übermächtigen Beamtentums, an ständische Verfassung. Mit der Zeit häuteten sich die Verbindungen, stiefsen lauere Elemente ab und formulierten immer radikalere Programme, bis man den Tod des Kaisers und die Verwirrung wegen der Thronfolge und des zu leistenden Eides dazu benutzte, um einen Putsch in Petersburg zu versuchen, der über Militärkreise nicht hinausging und sofort niedergeschlagen wurde, 14. Dezember 1825. Den Bericht der Untersuchungskommission verfafste Bludov, die »Kassandra« im Arsamas, der sonderbare Litterat, der bis zu seinem vierzigsten Lebensjahre zu keiner Leistung sich hatte aufraffen können und jetzt auf einmal durch seine »Prologe zu Henkerstaten« berühmt werden sollte, denn auf Grund seines Berichtes wurden 121 »Dekabristen« abgeurteilt, die geistige Elite Rufslands; fünf wurden gehängt, als zweiter, nach Oberst Pestel, der Dichter K. Rylejev.

Der begeisterte Schwärmer, der es mit seinem Martyrium

redlich meinte, der sich nach dem Tode sehnte, weil ihn der Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit, das schale Treiben der Welt anekelte, hat auch die Poesie in den Dienst seiner revolutionären Propaganda gestellt. Längst hatte er der Zensur ein Schnippchen geschlagen; seine zornglühende Satire »An den Günstling«, gegen Arakčejev gerichtet, schlüpfte durch als »Nachahmung der Satire des Persius an Rubellius«, die natürlich Philologen unbekannt ist; die historischen Gesänge eines Freiheitskämpfers und Russenhassers, des Polen Niemcewicz, ahmte er in seinen »Dumy«, d. i. historischen Liedern der Ukraine, nach. Karamsins Geschichtswerk hatte das historische Interesse wachgerufen, es konnte daher nicht auffallen, daſs Rylejev alle denkwürdigen Momente russischer Geschichte in Liedern verherrlichte; tendenziös war Wahl und Beleuchtung des Stoffes. Wenn er Olga am Grabe ihres Igor dem Söhnchen Regentenpflichten einschärfen lieſs im Jahre 946: »Sei Vater Deinen Untertanen, mehr Fürst als Krieger, Freund der Deinigen, eine Drohung den Fremden usw.«, oder Katharina II. ihrem Urenkel Alexander II. gegenüber die Worte in den Mund legt: »Genug des Kriegsruhmes für Ruſsland, nunmehr werde Zeit für erleuchtetes Schaffen, für einen Antonin auf dem Throne«; wenn er Volynskij als Patrioten das Vaterland vor der Ausbeutung durch den Fremden Biron schützen lieſs, wenn er alle Beispiele von Charakterstärke und mutiger Aufopferung sammelte, können wir über seine Absichten nicht im unklaren sein: es hieſs eine Schule für Bürgersinn, für Unabhängigkeitsgefühl in historischen Bildern zu schaffen. Diese Absicht, zum ersten Male in der russischen Litteratur, erziehlich, vorbildlich zu wirken, entschuldige manche historischen Schnitzer, die Wahl sehr fragwürdiger Gestalten und die, wie bei Niemcewicz, schwache Ausführung. Zeiten und Menschen wird er gar nicht gerecht, für das IX. wie für das XVIII. Jahrhundert standen ihm immer nur dieselben beschränkten Mittel zu Gebote; die Ausführung war ganz einförmig: Beschreibung des Ortes der Handlung, Worte des Helden, moralische Betrachtungen. Puschkins poetischer Sinn wurde durch diese Stillosigkeit verletzt, und er nahm mit Absicht dieselben Themen mehrfach auf, z. B. Oleg, förmlich um zu zeigen, wie ein Dichter es mache. Aber Rylejev erklärte ja ausdrücklich: Ich bin kein Dichter — bin Bürger! Neben dieser Tendenz war für ihn, noch mehr wie für Batiuschkov,

10*

charakteristisch sein Pessimismus, eine Zerrissenheit der Gefühle, ein Weltschmerz, der zur Entfremdung von der banalen Menge, zur Weltflucht führte. Byrons Einfluſs war bereits im Steigen begriffen; sein Vojnarovskij z. B. trug bereits ganz die Byronsche Maske. Das ist aber auch der einzige Tribut, den Rylejev der neuen romantischen Richtung zollte; mag er auch bei Puschkin in die poetische Schule gegangen sein, so steckte er doch noch in der Verehrung für Dieržavin und arbeitete mit den alten Mitteln der französischen Rhetorik — echtes poetisches Gefühl bricht nur stellenweise durch. Rylejev, dessen Name so lange Zeit verfehmt war, dessen »Dumy« nur handschriftlich verbreitet edle Gefühle wecken konnte, ist eine leuchtende Erscheinung, ein Held, um den alle Litteraturen die russische beneiden müssen; sein Name ist ja ein Programm, die Aureole politischen Martyriums weist ihm einen Platz hoch über der Masse der Litteraten.

Von dem fast asiatischen Fatalismus der Russen, von ihrer lang- und sanftmütigen Ergebenheit, die das Herrschen über sie so auſserordentlich allen germanischen und mongolischen Eroberern erleichterte, sticht die ungestüm-protestierende Nuance Rylejevs wirksam ab: so verachtete und insultierte der Kadett seine Lehrer, der Jüngling den allmächtigen Günstling (»Verbrecher! mit Verachtung blicke ich auf dich, stolz, deine Gefühle nicht in mir zu finden!«), der Mann die Autokratie. Weil er in Ruſslands Geschichte keine Freiheitskämpfe fand, suchte er sie bei den Kosaken in ihren Kämpfen gegen die Polen und verherrlichte, der erste Russe, die Chmielnizkij, Nalevajko, Vojnarovskij — bald sollte ihm Puschkin in diesen Stoffen folgen. So wurde er der erste tendenziöse Dichter der Neuzeit. Erst im Gefängnis, im Angesicht des drohenden Todes, brach auch bei ihm die russische Natur durch: die stolze Auflehnung gegen die Tyrannen löste jetzt die tiefe, echte, religiöse Ergebung, duldende Resignation aus; er fürchtet nicht den Tod — er verzeiht und betet für alle, auch für seine Feinde. Die Gedichte aus den letzten Kerkertagen, am Tage vor der Hinrichtung (14. Juli 1826) noch, atmen denselben Geist: »O glücklich, wer den Leidenskelch heiter empfing; über der Qualen Meer, der Tränen Fluten wird Christus ihn wie den Petrus führen; im Herzen rein, in der Seele gerecht ist er schon im Leben geheiligt und erblickt wie Moses das gelobte Land.« Sein cupio dissolvi, da schon der Galgen auf-

gebaut ist, ergreift uns mächtig: »Rechte nicht mit Deinem Diener, verzeih mir die Sünden, o Herr, erlöse rasch vom Körper die Seele!« Auf die Kerkergenossen wirkten seine Verse wie ein Evangelium, eine neue Erleuchtung.

In nahen Beziehungen zu den Dekabristen stand auch der Verfasser der genialen Komödie »Verstand schafft Leiden«, A. Gribojedov; bis heute hat die russische Bühnenlitteratur nichts hervorgebracht, was die klassische Komödie, die man etwa dem »Figaro« des Beaumarchais vergleichen könnte, verdunkelt hätte.

Gribojedov ist noch ausschliefslicher in den pseudoklassischen Traditionen auferzogen als etwa Rylejev oder Batiuschkov; schon die frühe und grofse Vorliebe für das Theater mufste ihn im Banne dieser Traditionen erhalten. Die Theatermanie war für die alte russische Gesellschaft besonders charakteristisch; wo es keinerlei soziale und politische Interessen gab, beanspruchte die Welt der Bretter, die Intrigen für oder gegen die Semenova, für und gegen Oserov usw., die höchste Teilnahme. Grundbesitzer prefsten sogar aus ihren Leibeigenen Theatertruppen und unterhielten sie auf ihren Gütern oder in Moskau und ruinierten sich für diese Liebhaberei. In den Kreis dieser Theatermäcene und Schriftsteller für die Bühne liefs sich auch Gribojedov hereinziehen; Fürst Schachovskoj, der unermüdliche Lieferant von Stücken für den Tagesbedarf, von komischen, satirischen, lyrischen, romantischen Opern, Ballets usw., Sagoskin, der später zum historischen Roman umsattelte, Chmielnizkij, hauptsächlich Übersetzer, der das Vaudeville grofszog, Katenin, der die so oft übersetzten und nachgeahmten Corneille und Racine noch einmal übersetzte und nachahmte, Žandr, sie alle gehörten in den engsten Bekanntenkreis des Gribojedov, der mit ihnen zusammen Stücke schrieb oder einstudierte. Doch schien das im Grunde harmlose Spielerei; die Schachovskoj, Katenin usw., die sich wirklich der Theaterpassion ganz hingaben, nur für die Bühne lebten, nahmen den Freimaurer kaum ernst, den Beamten im Ministerium des Auswärtigen, den Aufträge immer wieder nach dem Kaukasus, nach Tiflis, nach Teheran, wo er auch den 30. Januar 1829 als bevollmächtigter Minister von dem aufgestachelten Pöbel ermordet wurde, abriefen. Im Stillen, abseits von dem Bühnentrubel, reifte nun Gribojedovs Komödie, die nichts gemein hatte mit dem, was er selbst oder mit andern (Žandr usw.) aufführen liefs; den Plan

soll er bereits 1816 zuerst gefaſst haben. Erst 1823 und 1824 las er Szenen vor und erregte in den Petersburger litterarischen Kreisen Furore; da begann die abschriftliche Verbreitung in Moskau und Petersburg; 1825 druckte Bulgarin zwei Proben in seinem Almanach »Russische Thalia« ab, was gerade damals auſserordentlich in Mode war, litterarische Zeitschriften zu ersetzen hatte. Sonst blieben vergebens alle Versuche Gribojedovs, sein Werk in den Druck oder auf die Bühne zu bringen; kein Opfer half, nur das Werk selbst scheint darunter arg gelitten zu haben, wenigstens schreibt Gribojedov: »Der erste Abriſs dieses szenischen Poems, wie er in mir geboren war, war erheblich majestätischer und von höherer Bedeutung als jetzt, in dem eitlen Gewand, in das ihn einzukleiden ich genötigt war. Das kindische Vergnügen, meine Verse von der Bühne zu hören, der Wunsch eines Erfolges lieſsen mich meine Schöpfung nach Kräften ruinieren.« Die Komödie zirkulierte in Tausenden von Abschriften; ihre witzigen Repliken waren bereits in aller Mund, als sie verstümmelt auf der Bühne 1831 und noch verstümmelter im Druck 1833 erschien. Die Sätze waren oft ganz unverständlich; erst nach dreiſsig Jahren wurde ein vernünftiger Text gedruckt.

In Jamben von wechselnder Länge, wie Krylovs Fabeln geschrieben, hat sie nach dem pseudoklassischen Rezept die »Einheiten« respektiert: eine Handlung innerhalb eines Tages an einem Orte; denn es wechseln nur die Zimmer im Hause des Famusov. Der Inhalt ist der denkbar einfachste: Čazkij eilt nach dreijähriger Abwesenheit im Auslande auf den Flügeln der Sehnsucht und Liebe zurück nach Moskau, zu seiner Sophie Famusov, mit der er zusammen erzogen war. Aber Sophie ist längst in Liebe entbrannt zu einem ihrer ganz Unwürdigen, zum Sekretär ihres Vaters, Molčalin, der zum Schein sie erwidert, obwohl es ihm nur um Protektion zu tun ist, was ihn sogar, wie einen bekannten Helden der Novikovschen Satire, dem Portiershunde in Famusovs Hause schmeicheln läſst.

Čazkij merkt Sophiens Entfremdung zu ihm, forscht eifersüchtig nach dem Gegenstande ihrer Neigung und entreiſst ihr schlieſslich das Geheimnis noch am selben Tage. Blutenden Herzens, enttäuscht und erbittert, einem niedrigen Dummkopf geopfert zu sein, verläſst er das Haus des Onkels; auch Sophie ist bloſsgestellt, da Molčalins Gleichgültigkeit und Berechnung

enthüllt wird. Nur der Mangel eines heiteren Abschlusses scheint diese Komödie von zahllosen französischen Schwänken derart entfernen zu sollen.

In der Tat handelt es sich um etwas ganz anders, um einen »Angriff auf Moskau«, auf seine »Stützen der Gesellschaft«. Der Fehler, die Einseitigkeit russischer Satire und Komödie, Visin und die alten Moralzeitschriften inbegriffen, beruhte darin, dafs sie offene Türen einrannte, nur mit Sachen sich abgab, die längst dem verdienten Gelächter preisgegeben waren, oder die kleinen Diebe hängte, wie bei Ssumarokov und Kapnist, die grofsen unbehelligt liefs. Gribojedov führte einen Hauptschlag gegen die Moskauer grofse Gesellschaft selbst; denn Čazkij, nervös von den Strapazen der Reise und der immer bittereren Enttäuschung, verschont mit seinen sarkastischen Bemerkungen weder alt noch jung; versteigt sich in seinen langen »Monologen« (so nennen Russen die nicht durch Widerreden unterbrochenen Tiraden) zu einem Herabreifsen der Masken, und ihm sekundiert wacker die ganze Gesellschaft selbst, wie wir sie am Vormittag in Famusovs Empfangszimmer und abends in seinem Ballsalon vereinigt sehen: die Moskauer Crême, Fürstlichkeiten, Senatoren, Oberste usw., werden eingeführt und die Tradition der Katharineischen Zeit an den Pranger gestellt. Im Grunde genommen war es nämlich bereits eine dahinschwindende Zeit, die noch im letzten Augenblicke Gribojedovs dramatische Platte fixierte; bald sollten alle diese Gestalten nur noch der Geschichte angehören. Aber keine einzige von ihnen war ersonnen; das Publikum reizte oder stiefs ab die Porträtähnlichkeit dieser Galerie von Ahnen und Zeitgenossen. Gribojedov zerrte nicht bestimmte Persönlichkeiten auf die Bühne; er entlieh nur von einzelnen die Hauptzüge seiner Gestalten; daher konnte schon die gleichzeitige Interpretation mehrfach in Verlegenheit geraten, wer denn eigentlich unter Skalosub (Zähnefletscher), Molčalin (Schweiger, die Namen sind zum Teil noch Etiketten nach der alten französischen Art), Repetilov (Schwätzer) usw. zu verstehen wäre. Famusov war der eigene Oheim des Dichters, Alexej Gribojedov, berühmt durch die Festlichkeiten, die er gab. Die alte bissige Chlestova hat auch Tolstoj noch in »Krieg und Frieden« aufgenommen.

Schonungslos enthüllt ward die Nichtigkeit und moralische Angefressenheit, ja Fäulnis dieser Säulen von Staat und Gesell-

schaft. Ihr einziger Mafsstab für die Schätzung eines Menschen ist der Adrefskalender, die Zahl seiner »Seelen«, d. i. der männlichen Leibeigenen, denn Frauen und Kinder zählten nicht als »Seelen«, die Zahl seiner Orden und Titel; man erniedrigt sich vor dem Günstling und verachtet ihn bei seinem Fall. Stolz, Menschenwürde sind unbekannte Gröfsen; man empfängt das anrüchigste Individuum ohne Arg, wenn es sich nur nützlich oder diensteifrig erweist; Protektion, Verbindungen ersetzen alles; geistige Interessen beschränken sich aufs Schimpfen über Aufklärung und Voltairianer, auf boshaften Klatsch und Nachrede; nichts ist so dumm, dafs es nicht sofort geglaubt und weiterverbreitet würde, so die Mär von Čazkijs Wahnsinn, die die erboste Sophie in Kurs setzt. Zeitvertreib sind Vergnügungen, Kartenspiel, und die sich nicht damit begnügen, schwätzen im Klub von Konstitution oder veranstalten besondere Gesellschaften, wo sie mit unverstandenen Schlagwörtern, politischen und philosophischen, sich selbst und andere beschwatzen: man beschuldigte Gribojedov einer Denunziation der Dekabristen, was schon darum nicht anging, weil Moskau, nicht Petersburg, Schauplatz der Handlung war. Die Frauen, noch gedankenloser als ihre Männer, haben nur für Moden, Bälle, französische Lektüre Sinn und gehen in der Nachäfferei alles Fremden auf; darin ahmen sie zum Teil die Männer nach, und mit die schärfsten Tiraden des Čazkij sind dagegen gerichtet: »Lafst uns von den Chinesen wenigstens ihre Abneigung gegen Fremde nachahmen . . . auf dafs uns unser gutes, kluges Volk nicht für Deutsche halte.« Liberale verübelten Gribojedov wieder diese Ausfälle, die ihn zu einem Slawophilen, zu einem Bekämpfer des Westens, Europas, stempeln sollten, aber diese Abneigung gegen die Fremdenäfferei teilte Gribojedov mit den Besten seiner Zeit, mit Rylejev u. a.; alle Dekabristen hafsten die russischen und nichtrussischen Deutschen, die verläfslichsten Büttel der Autokratie, so grimmig, dafs ihre Moskauer Emissäre den Fürsten Viasemskij nur darum nicht in die Verschwörung einweihen wollten, weil ihnen Viasemskijs Deutschenhafs nicht echt genug schien, denselben Viasemskij, der fast gleichzeitig von Rufsland schrieb: »Einst eine Varägerkolonie, heute eine Kolonie der Deutschen; Hauptstädte: Petersburg und Sarepta; Geschäfte macht man in deutscher Sprache ab, die höhere Gesellschaft spricht Französisch, aber das

Geld ist russisch; russische Sprache und Hände sind nur für schwarze (niedere) Arbeit bestimmt.« Und in den berühmten Strophen vom »Russengott« (von 1827) heifst es: »Gott der Gruben und Schneegestöber, der Nachtlager ohne Betten, Gott der Kalten und der Armen, aller Bettler lang und breit, Gott der Güter ohne Einkünfte, Gott aller Annen (Orden) um den Hals, Gott stiefelloser Lakaien, Gott ausländischer Eindringlinge, Gott in Besonderheit der Deutschen, — das ist er, das ist der Russengott.« Und Viasemskij hat nichts mit Slawophilie oder Reaktion gemein; sein Fremdenhafs, wie der des Čazkij und der Dekabristen, war nur gerechte Entrüstung des Patrioten. Somit sind Anklagen oder Verdächtigungen Gribojedovs gegenstandslos; wie er mit den Dekabristen sympathisierte, wissen wir und auch, wie er sich glücklich aus der Schlinge der Verhöre gezogen hat; dafs er in seiner Komödie allen die Wahrheit gesagt hat, wer könnte ihm dies verübeln?

Über ihren Wert und Bedeutung spricht ein Zeitgenosse, der Dekabrist Bestužev, ein einsichtiger Kritiker, in dem »Polarstern«, dem trefflichen Musenalmanach, mit Rylejev zusammen herausgegeben: »Herrn Gribojedovs handschriftliche Komödie ist eine Erscheinung, wie wir sie seit Visins ‚Junker' nicht mehr zu sehen bekamen. Die Masse der kühn und scharf gezeichneten Charaktere, das lebhafte Gemälde Moskauer Sitten, Gefühl in den pathetischen Stellen, Geist und Witz in den Reden; eine bisher ungesehene Leichtigkeit und die Natur der russischen Gesellschaftssprache in den Versen, — alles dies reifst fort und fesselt unsere Aufmerksamkeit; ein Mann von Herz wird sie nicht durchlesen ohne Lachen, ohne Gerührtsein zu Tränen. Leute, die nur nach französischer Systematik sogar sich zu amüsieren pflegen oder die durch die Plastik der Szenen verletzt sind, behaupten, dafs sie keinen Knoten schürze, dafs der Verfasser nicht vorschriftsmäfsig zu gefallen suche. Lafst sie reden, was sie wollen, die Vorurteile werden zerstreut werden, und die Zukunft wird hinlänglich diese Komödie zu schätzen wissen und wird sie in die Zahl der ersten nationalen Schöpfungen einstellen.« Die Vorhersagungen Bestuževs sind eingetroffen; die Vorurteile, ja Verdächtigungen, das Schwanken im Urteil eines Puschkin und Bielinskij sind auch ohne den glänzenden Aufsatz von Gončarov endgültig beseitigt, das Meisterwerk der russischen

Komödie ist allgemein als solches anerkannt. Meisterhaft war daran zuerst die Sprache: den Moskauer Dialekt aus Salon und Vorzimmer unmittelbar auf die Bühne zu bringen, hatte niemand vorher gedacht; auch günstig für den Dichter Gestimmte frappierte vorerst das Ungewohnte, sie machten Aussetzungen an der »realistischen« Sprache; der Vers selbst war kristallglatt, floſs ohne Anstoſs dahin. Die zahllosen geistreichen, kaustischen, ironischen Bemerkungen sind längst Gemeingut geworden, zu Sprichwörtern förmlich, die Gestalten zu Typen. Ihre bloſse Nennung vergegenwärtigt das Bild des Gamaschenknopfes, der auſser Dienst und Beförderung nichts auf der Welt kennt; des Senators, der die Schriftstücke ohne sie zu studieren unterschreibt; des Lakaien-Beamten, dem eine eigene Meinung als Insubordination erscheint, den nur zwei Talente zieren, Pünktlichkeit und Mäſsigung; ihre Eigennamen sind längst zu Appellativen geworden. Die Handlung, wenn auch unbedeutend, ist folgerichtig entwickelt, der Dialog meisterhaft gehandhabt. Man stieſs sich zu Unrecht an den Tiraden des Čazkij, an dem Ort, der Zeit, den Menschen, vor denen er sie anbringt. Den Sprecher verlassen ja alle Zuhörer, bis er allein bleibt. Die Charaktere sind mit aller Schärfe hingestellt, sogar bei den Personen des dritten Planes. Nur über Čazkij konnte man sich nicht recht einigen, ist er nur ein Phraseur? Ist es der Dichter selbst, oder wie weit identifiziert sich mit ihm der Dichter? Gewiſs ist Čazkij noch kein Mann der Tat, er treibt Propaganda mit seinen Worten, stört die Geister aus ihrer faulen Ruhe auf, und mit der Bemerkung, daſs er nur ein Phrasenheld ist, ist er gewiſs nicht abzutun. Man wollte ihn sogar gegen die offenkundigen Intentionen des Dichters zu einer komischen Figur umkrempeln, so unangenehm waren die Wahrheiten eben, die er gegen Freund und Feind vorbrachte. In dem gefühl- und temperamentvollen Helden, den bis zum Alceste aus dem »Misanthropen« die charakterlose, feige und feile, unwissende und anmaſsende, eitle und kriecherische Umgebung gemacht hat, steckt ein gut Teil Gribojedov selbst. Wir kennen ja seine scharfen Urteile, z. B. über das litterarische »Gesindel« in Petersburg, als hörten wir Tolstoj über dasselbe Thema ein halbes Jahrhundert später sprechen, oder über Ruſslands »Kulturmission« im Osten, z. B. über den Kampf der Freiheit der Berge und Wälder mit der Aufklärung der Trommel und

Wirkung der Raketen, »wir hängen und verzeihen und spucken auf Geschichte«, oder was er über den russischen »Zerstörungsgeist« sagt; über seine Erbitterung berichtet glaubwürdig Puschkin. So warf der Dichter durch seinen Čazkij der Gesellschaft selbst den Fehdehandschuh ins Gesicht und gab das Signal zur russischen »Anklagelitteratur« überhaupt, verkörperte in Čazkij den Geist des Protestes, der zumal nach den Dezembertagen 1825, da alles sich duckte und zusammenkauerte, desto bedeutsamer wurde.

Aber Čazkij ist nicht blofs Alceste und Figaro; wie bei Batjuškov, wie bei Rylejev, kündet sich bei dem Dichter bereits das Wesen der Romantik an, nicht in byronisierenden, weltschmerzlichen Gedanken allein. Poesie, die er zu einer Lebenssache machen wollte (»ich liebe sie sinnlos, leidenschaftlich«) sprach zu ihm aus der grandiosen Landschaft des Kaukasus, aus den patriarchalischen Sitten und den verzweifelten Kämpfen der Bergvölker; aber die geplante Tragödie »Eine Nacht in Grusien« ist nicht mehr ausgeführt worden. Gribojedov war Stürmer und Dränger, im Leben wie in der Litteratur; für ruhige, epische Beschaulichkeit à la Puschkin, für sentimentale Melancholie à la Žukovskij ganz ungeeignet, eine Kampf- und Protestnatur; wie regte ihn alles auf, z. B. die Qual, ein flammender Träumer zu sein im Lande des ewigen Schnees: »Es dringt bis in die Knochen die Kälte, die Gleichgültigkeit gegen Leute mit Talent; gleichgültiger als alle sind unsere Sirdars, ich glaube gar, sie hassen solche Leute.« 1812 gibt auch ihm den Plan zu einem dramatischen Werke. Eine Hauptgestalt desselben war ein Leibeigener, der Heldentaten vollführt, dafür schliefslich Undank, Gleichgültigkeit erntet und in sein Heimatsdorf unter die Ruten des Herrn zurückkehrt. Verzweiflung darüber treibt ihn zum Selbstmord.

Der jähe und frühe Tod zerstörte alles; übrig blieb nur die eine Komödie, die, ganz isoliert, wie ein steiler Kegel in der Ebene, nicht Vor- noch Ausläufer hat, weder in den eigenen Werken des Verfassers, die wir kaum gelten lassen können, noch in der Litteratur überhaupt. Sie allein bestritt mit Erfolg das Interesse des Publikums, das sich sonst ungeteilt Puschkin und seinem »Onegin« zugewandt hatte. In Gribojedov verlor Puschkin den einzigen wirklich gefährlichen Rivalen, den er für einen Augenblick in Rylejev vermuten wollte. Oder wäre

es anders gekommen? Wäre auch Gribojedov in seinem Tatendurst und Ehrgeiz, denen die mifsachtete Rolle des Litteraten in Rufsland nie genügen konnte, der Litteratur bei längerem Leben untreu geworden? Unnütze Fragen, — und doch glaubten wir diese Möglichkeit andeuten zu sollen.

Wir sind an einem Wendepunkt der russischen Litteratur angelangt, die sich nicht blofs in der Rolle von »Konfekt und Früchte bei einem Diner« oder einer »erfrischenden Limonade zur Sommerszeit« gefällt. Radisch̆evs Reise, Rylejevs sogenannte Balladen, die Komödie des Gribojedov waren soziale Taten; sie konnten dem öffentlichen Verkehr entzogen werden, Sturmboten eines anderen Lebens, einer grundverschiedenen Auffassung der Litteratur blieben sie doch, — auch wenn sie nur in einem verunglückten Strafsenputsche mündeten. So zog die Petersburger Litteratur ihre Konsequenzen aus der französischen Aufklärerei.

Anders verhielt sich dazu die Moskauer, für die das Auftreten eines sentimentalen »Teutonorossen«, Karamsin, mafsgebend geworden war. Zwar Karamsin selbst enttäuschte alsbald und für immer die Zeitgenossen; während es zahllose Nachahmungen seiner sentimentalen »Reisen« und seiner noch sentimentaleren »Armen Lisa« regnete, z. B. eine »Arme Mascha« und eine »Verführte Henriette« und eine »Unglückliche Margarethe« und so durch alle weibliche Taufnamen; während sogar die Komödie loszog, namentlich gegen den »zarten« Schriftsteller für Damen, Fürst Schalikov*), kehrte er selbst jeglicher Sentimentalität den Rücken und vertauschte die Rolle eines Herausgebers und Belletristen, sogar den interessanten, autobiographischen Roman »Ein Ritter unserer Tage« unvollendet lassend, gegen die des

*) Ihn verspottete Fürst Schachovskoj in dem Einakter »Der neue Sterne« (1805); der Diener beklagt seinen Herrn: »Ihr tränenreichen Schriftsteller, ihr weinerlichen Autoren habt meinen guten Herrn zugrunde gerichtet,« und fragt: »Woher ist diese sentimentale Teufelei zu uns gekommen?« Er erfährt, sie wäre in England geformt, ist in Frankreich verdorben, in Deutschland aufgedunsen und kam zu uns in der allerkläglichsten Verfassung. Die »Karamsinisten« verziehen ihm diese und ähnliche Ausfälle nicht, griffen den »Schutovskoj« (von schut = Narr) sowohl wegen seiner komischen Epen, die Schischkovs »Vorträge« zierten, wie wegen seiner Komödien an, ohne seine Popularität erschüttern zu können. Sogar der Name »Arsamas« entstammt dieser Polemik.

Geschichtschreibers. 1816 waren die ersten acht Bände seiner »Geschichte des russischen Staates« vollendet; sie erschienen 1818, es folgte noch bis 1824 — 1826 starb Karamsin — der neunte und zehnte Band, bis zur Thronbesteigung der Romanovs. Es war der erste kolossale Erfolg eines Prosawerkes; in wenigen Wochen war die Auflage vergriffen. Wie Kolumbus Amerika, so entdeckte Karamsin den Russen ihre Geschichte, nach einem bekannten Vergleiche Puschkins; er zeigte, wie anziehend diese unscheinbare, eintönige Geschichte erzählt werden konnte; die Kunst des Stilisten war vielleicht gröfser als die des Geschichtsforschers. Denn wie Karamsin in seinen politischen Schriften ungleich mehr Litterator als Staatsmann ist, so verhält es sich auch mit seiner Geschichte; nur in den Anmerkungen verriet sich der Forscher, der nach Wahrheit suchte; über dem Striche herrschte ungeschmälert der feierlich-getragene Ton eines Epikers und — unbedingten Verehrers der Autokratie, der sie gläubig in Zeiten wiederfand, die von einem russischen »Staate« auch nicht das Geringste ahnten. Das war die grofse Einseitigkeit Karamsins, die sich bezeichnenderweise schon im Titel des Werkes andeutete, die die Jugend, z. B. Puschkin, zu Epigrammen oder zu Parodien, z. B. zu einer Wiedergabe des Livius im Karamsinschen Stil, reizte. Aber liberale Opposition und gelehrte Kleinkrämerei eines Kačenovskij verstummten bald; das Buch galt als Offenbarung. Daran modelten Puschkin sein Drama, Sagoskin seinen Roman; an seiner Autorität zu zweifeln, erschien als Frechheit, und als es der Kaufmannssohn Polevoj gewagt hatte, gegen die Geschichte des russischen Staates eine Geschichte des russischen Volkes zu schreiben, als der gewissenhafte Pedant Ustrialov Einwendungen machte, denunzierten förmlich vor dem Minister Uvarov sonst edle, aufgeklärte, liberale Männer in einem für den Europäer unbegreiflichen Gallimathias dieses Vorhaben, Karamsins Autorität zu erschüttern. Zwanzig Jahre vorher hatte Kutusov vor dem Unterrichtsminister Karamsins Schriften denunziert, wegen ihres freigeisterischen und jakobinischen Giftes, wegen ihrer Verkündigung des Atheismus und der Anarchie, dafs man ihn vor dem Kaiser in seiner ganzen abstofsenden Nacktheit zeigen sollte, als Feind Gottes und Werkzeug der Finsternis. So wechselte das Objekt der Denunziation, nur sie selbst blieb das einzige Bestehende in der Flucht der russischen

Ereignisse: die Denunziation in Vers und Prosa, gegen Freund und Feind, vor der dritten Abteilung und vor dem Publikum, die ins Ziel treffende und die vorbeidenunzierende, die giftige nüchterne und die dumme betrunkene — an diesem sehr heiklen, aber furchtbar lebensfähigen Thema ist die russische Litteratur bis heute, aufser einigen Andeutungen und Ausführungen bei Schčedrin, immer vorübergegangen.

Karamsin selbst hatte nach Abstreifen aller Sentimentalitäten nur noch den Hochtory und Erzreaktionär herausgekehrt. Des Speranskij »neues Rufsland«, alle Reformen in der Gesetzgebung, sogar in der Forderung allgemeiner Bildung für die Beamtenlaufbahn, der Bestimmung über Prüfungen von 1809, und nun erst in der Leibeignenfrage, erschienen ihm als vermessenes Rütteln, Verbrechen gegen Rufsland. Daher verurteilte er sogar Peters Reformen, schon wegen ihres scharfen Tempos, wegen des jähen Bruches mit den heiligen Traditionen. Aber dies tat er nur vor dem Kaiser, wie um ihn vor Ähnlichem abzuschrecken; vor dem grofsen Publikum erkannte er nur die absolute Unmöglichkeit an, aus dem Reformwerke die Konsequenzen nicht ziehen, die Endgültigkeit der Trennung von dem alten Rufsland nicht offen anerkennen zu wollen. Solche Widersprüche sind bei ihm nicht selten; sie störten nicht die Zeitgenossen, schon weil sie ihnen meist verborgen blieben. Seine Persönlichkeit wirkte mächtig: sein Sinn für Unabhängigkeit, der allen Lockungen widerstand; die Offenheit, mit der er auch vor dem Kaiser seine Meinung vertrat (allerdings deckte ihm die Schwester des Kaisers den Rücken), die in ihm den grofsen, unentwegten Patrioten ahnen liefs (aber Patrioten erkannten wenigstens die Dichter auch in Volynskij und Dieržavin); sein ruhiges, sicheres Wesen, das ihn jegliche persönliche Spitzen oder Polemik meiden liefs; der Takt, das Wissen, das humane Herz, der Schimmer von Sentimentalität, den er sich stets wahrte. Es gab Leute, z. B. Žukovskij, die einen förmlichen Kult mit ihm trieben, denen »Karamsin« eine Religion war; man scheut sich nicht, die Periode 1790—1820 geradezu als die Karamsinsche zu bezeichnen. Kaum mit Recht: er schliefst eher eine alte Periode ab, als dafs er eine neue einleitete. Wie er in seiner »Geschichte« die Tatischčev und Boltin, Schčerbatov und Schlözer förmlich resumierte, sie nur in der Kunst der Darstellung, nicht so in dem Heranschaffen

und Verarbeiten von Material noch in den allgemeinen Gesichtspunkten überragte, so erobert er auch für die schöne Litteratur keine neuen Gebiete, ist kein Schöpfer neuen Inhaltes; trotz aller Sentimentalität, ist seine »Reform« hauptsächlich eine äufserliche, trifft Stil und Sprache, namentlich auch in der Prosa — für seine historische gewinnt er aus dem Born der alten Chroniken eine aufserordentliche Belebung.

Der eigentliche Vertreter der sentimentalen, schönseligen Richtung in der Litteratur ist erst sein junger Schützling und Freund, Žukovskij, geworden, der germanophilste unter russischen Dichtern; kein Erzromantiker, als den man ihn oft bezeichnet hat, sondern Träumer und Sinner. Sein Träumen und Sinnen ist jedoch keine poetische Maske, ist der wahre Spiegel einer selten reinen Seele gewesen. Entsagend, aufopferungsvoll, selbstlos, alles nur für andere, für Milderung ihres Unglücks (Dekabristen), für Abwehr von Gefahren (bei Puschkin), für seine Freunde (Vojejkov, der es ihm wenig lohnte; Gogol usw.) wagend, selbst anspruchlos, bescheiden, sanft, keusch, — so wandelte er durchs Leben. Allerdings keine energische Natur; zum Kämpfen war er nicht geschaffen; vergebens suchten in ihm die Freunde die Ader eines sozialen Dichters zu rühren und fürchteten dann für ihn die Lockungen des Hofes, aber die darauf gemünzten Epigramme trafen ihn gar nicht, er blieb sich der Reinheit seiner Intentionen stets bewufst. Dieser Mangel an Energie kennzeichnet auch sein Dichten, das blofses Nachdichten ist. Žukovskij ist der gefeiertste Übersetzer der russischen Litteratur, von Greys »Dorfkirchhof« (1802) an bis zur »Odyssee« (1848). Ein Leitmotiv durchzieht diese Dichtungen und Übersetzungen, in der Wahl wie in der Wiedergabe des Gewählten: das Motiv entsagender, resignierter Gefühle, wie es ihm die eigne Lebenserfahrung eingegeben hat.

Bunin-Žukovskij, in dessen Adern orientalisches Blut flofs, ist in Moskau durch seine Pensionsfreunde, die Söhne des Freimaurers Turgeniev, deutscher und englischer Poesie zugeführt worden. Es war ein Kreis gebildeter, hochstrebender, idealer Jünglinge: Andreas, der Herzensfreund von Žukovskij, ist früh gestorben, Nikolaus wegen seiner liberalen Gesinnung in die Verbannung gegangen, Alexander teilte nicht das Los, wohl aber die Gesinnung dieses Bruders. Sie alle interessierten sich leb-

haft für Litteratur; Žukovskijs erste Versuche datierten schon aus seinen Knabenjahren. Weiteren Kreisen wurde sein Name bekannt durch jene Nachdichtung der Greyschen »Elegie«, durch sein »Bardiet am Grabe der Slawen-Sieger« (1806, wegen Austerlitz!), eine rhetorisch-patriotische Ode, durch seine »Ludmila«, die erste russische Ballade — der Bürgerschen »Leonore« nachgedichtet, 1808, die geradezu von epochaler Bedeutung für die slawischen Litteraturen wurde; nicht nur in der russischen weckte erst sie einen langen Reigen von Skeletten und Totentänzen und Uhus und allerlei Spuk, denn Kamenevs »Ballade« Gromval von 1803 ist ebensowenig eine Ballade, wie etwa die Gruselromane der Radcliffe romantisch sind — so zog Žukovskij alle russischen Teufel, Hexen und Toteneerscheinungen grofs. Den Ruhm des »Balladkin« vermehrten Prosaerzählungen, wie »Mariens Hain«, uns unerträglich süfs, entzückend die Zeitgenossen, dem Dichter bitterer Ernst, denn sein Uslad, der Sänger der Urzeit, der an Mariens (!) Bahre trauert, war Žukovskij selbst in seinem tiefen Leid um seine Mascha.

Wenig vom Leben verlangend widmete er sich ausschliefslich der Poesie, überzeugt, dafs er auch mit diesem Dienste allem Edlen und Guten eine hohe soziale Aufgabe erfüllte. Sein Ideal war Schiller, nicht Goethe; zu Bürger kehrte er nicht mehr zurück, wohl aber zu Uhland, Hebbel, denen sich später Herders »Cid« und Fouqués »Undine« beigesellten, noch später Halms »Camoens«. Schillers Balladen und die Griechenlieder sowie die »Jungfrau von Orleans« sind mit die Triumphe seiner Übersetzerkunst. So gewissenhaft er auch bei seinen Übersetzungen das Original zu wahren suchte, stofsen wir öfters auf beabsichtigte Änderungen, die dem Ganzen jenen schwärmerisch-phantastischen, traumhaft-elegischen Ton gaben, der sein eigen ist; er dichtete um. So war er schon bei der »Ludmila« vorgegangen, die er mit dem russischen Sarafan angetan hatte; so schöpfte er aus dem Roman des Spiefs sein Thema, das er aber in seinen »Zwölf schlafenden Jungfrauen« wesentlich umgestaltet hat: der Gromoboj des ersten Teiles (1810) verkauft seine Seele an Asmodeus, der ihn berückt, und opfert ihm statt seiner die Seelen seiner zwölf jungfräulichen Töchter, die im tiefen Schlaf ihrer Erlösung harren; im zweiten Teile (1817) bewirkt dies Vadim, den eine unerklärliche Sehnsucht (»Was suchen, wo? Wonach das Verlangen

richten?«) in die Ferne treibt: der Dichter schaltete sinnliche Episoden aus und versenkte das Ganze in ein absichtliches Dämmerlicht, das uns die Umrisse nicht mehr klar erkennen läſst. In diesen epischen Versuchen und in der Ballade »Svietlana«, als Pendant zur »Ludmila«, finden wir die einzigen Konzessionen an das russische Altertum, d. h. an die Utopien, die man sich davon machte, eine Mischung von heidnisch-klassischer Mythologie und Minnesängerei, die erst der »Livius des Nordens« zerstreuen sollte. Die Zeitgenossen erwarteten mit Bestimmtheit von Žukovskij eine derartige russisch-romantische Epopöe; er machte sich auch mehrfach an einen »Vladimir« und die Helden seiner Tafelrunde und blieb doch in den ersten Entwürfen stecken — nicht nur, weil ihm die Vision der Zeiten trotz seines »Livius« fehlte, sondern vor allem, weil er kein Epiker, immer nur Lyriker war.

Seinen gröſsten dichterischen Erfolg erzielte er mit einer recht fragwürdigen Leistung, die nach Jahren ihn selbst nicht mehr befriedigen sollte. War das »Bardiet« von 1806 im konventionellen Stil gehalten, so war er 1812 selbst unter die Vaterlandsverteidiger gegangen und hatte von der Kampagne den »Sänger im Lager der russischen Krieger« mitgebracht. Diese viel zu lange, heroische Ode wurde mit Begeisterung überall, vom Hofe beginnend, empfangen; wirklich poetisch waren darin nur einige sentimentale Tiraden und eine Häufung wirksamer Antithesen; sonst alles konventionell, von dem Sänger Bojan an, der Freude der alten Jahre, der mit seiner Harfe bewaffnet vor den Reihen der Slawen flog und die geheiligte Hymne erdröhnen lieſs, von den Helmen und Schildern an bis zu der trotzigen Drohung: »Versuch, o Feind, zu entreiſsen den Schild, den der Liebsten Hand uns gab, auf ihm flammt ein heiliges Gelöbnis: Dein auch jenseits des Grabes!« Noch kühler und rhetorischer war die folgende Ode »Der Sänger im Kreml«, zur Jahresfeier der »Vertreibung der Gallier und zwanzig Völkerschaften«, — aber beide näherten den Dichter dem Hofe, wo er zuerst Lehrer des Russischen für eine deutsche Groſsfürstin, dann Erzieher des Zessarevič Alexander II. wurde. 1812 und 1813 erweckten sonst kein wirkungsvolleres Echo; es blieb bei der offiziellen Lyrik eines Dieržavin usw., nicht einmal der »Parti-

sant« Davydov brachte Abwechslung in diese papierne oder blecherne »Poesie«.

Vorübergehend nur, wie auch noch 1831 mit Puschkin um die Wette, erledigte Žukovskij diesen lyrischen »Robott«, in den er doch Partikelchen von sich einzuschmuggeln wufste — so in den Schlufsversen des »Kreml« den Hinweis auf das Jenseits und das erneute Auferstehen dessen, was die Todesstunde uns entrissen. Andere Gedichte drückten ungleich voller sein Wesen aus, so »Teon und Eschin«, wo dem durchs Leben und seine Gaben nur enttäuschten Eschin Teon die Žukovskijsche Weisheit kündet: »Nicht in rascher Freude, nicht in trügerischem Traum sah ich irdisches Glück. Was in einem Augenblick das Schicksal zerstören kann, das ist nicht unser auf dieser Welt; des Herzens unvergänglicher Schatz, die Liebe, die Süfse erhabener Gedanken, das ist das Glück . . . für das Herz ist nur das Vergangene ewig« — der von Žukovskij am häufigsten zitierte und variierte Gedanke — »Leid in der Trennung ist auch eine Liebe, über das Herz hat der Verlust keine Macht — ist nicht die Trauer um das Verlorene Verheifsung untrüglicher Hoffnung, dafs uns in bekannter, doch geheimnisvoller Gegend unser Verlust erstattet wird?« Diesen Glauben bewahrte sich das grofse Kind für immer; im Laufe der Jahre steigerte sich die Religiosität, verdichteten sich mystische Nebel. Die poetische Erfindungskraft stockte oft für ganze Jahre; Freunde und Jünger wie Puschkin hofften auf ein Wiederauferstehen des Dichters, aber der ungewohnte Dienst, aufserordentlich ernst genommen — senkte doch Žukovskij in Alexanders Gemüt humane Triebe für immer —, nahm alle seine Kräfte in Anspruch; er erhob sich nicht über Gelegenheitsdichtungen, Tändeleien in Versen, und es stockte sogar die Übersetzertätigkeit. Erst als er nach Beendigung des Hofdienstes sich selbst zurückgegeben war, wurde er, trotz der vorgerückten Jahre, tätiger, mehrten sich die Nachdichtungen, z. B. von »Nal und Damajanti«, die ungleich poetischer ist als ihre Rückertsche Vorlage, und er verstieg sich zur Übersetzung der »Odyssee«.

Der Geist der Antike ist Rufsland immer fremd geblieben; während seines Mittelalters, bis Peter den Grofsen, kannte es die antike Welt kaum dem Namen nach; die Kiever brachten aus den polnischen Schulen Latein und die Klassiker, doch blieb dies völlig unfruchtbar; die Litteraten kannten, mit den wenigsten

Ausnahmen, die Klassiker nur aus französischen Travestien. Man war ihnen zudem oft gram; als Karamsin in sein »Pantheon fremder Litteratur« einige Reden des Demosthenes einrücken wollte, verbot dies die Zensur, »weil Demosthenes ein Republikaner war, und solche Leute, auch Cicero, auch Sallust, soll man nicht übersetzen.« Denselben Gesichtspunkt kehrte man noch nach 1848 hervor; man beklagte namentlich den Unterricht in der antiken Geschichte: man sollte von dem Gesichtspunkte ausgehen, dafs nur zur Strafe für ihr Heidentum Gott den Griechen und Römern Sinn und Empfänglichkeit für die Wohltaten der Autokratie verweigert hat. Erst als das Studium der Klassiker jeglichen Zweck verloren hat und sich in Europa fast nur als eine, heute je unbegründetere, desto hartnäckigere Tradition erhält, ist es in Rufsland, dank dem Triumvirat D. Tolstoj, Katkov und Leontiev, in der umfassendsten Weise in das Lehrprogramm aufgenommen, in der bestimmten Absicht einer Verdummung der Jugend und einer Erschwerung der Studien. Das Ziel der Obskuranten und Renegaten ist auch glänzend erreicht: nirgends auf der Welt ist das klassische Studium gleich verhafst und unfruchtbar wie in dem unklassischsten aller Länder, in dem heiligen Rufsland; die Philologen zu diesem Unterricht mufste man sich wie die Militärmusiker meist aus Böhmen verschreiben; einen eigenen Philologen von Ruf hat Rufsland aufser Sielinskij nicht hervorgebracht.

Selbständige Kenner der Antike gab es die längste Zeit nicht, die ersten sind wohl die beiden Muraviev; der eine, Michael, Lehrer der Grofsfürsten, Kurator der Moskauer Universität, ein verdienter, edler Mann, Vater derjenigen Muravievs, die nicht hängten, sondern hingen (der beiden Dekabristen), der »Fenelon« Batiuschkovs und Förderer Karamsins, einer der aufgeklärtesten Männer der Zeit, gestorben 1807; der andere, Iwan Muraviev-Apostol, eine Zielscheibe der Witze von Fürst Gorčakov und Puschkin, der »neue Locke«, wegen seiner »Briefe über klassische Bildung«, Übersetzer von Horaz und den »Wolken« des Aristophanes, Bearbeiter der Sheridanschen Lästerschule, was man irrig Alexander I. zuschrieb, Verfasser einer Komödie im Gusto des Visinschen »Junkers« und der Briefe über eine Taurische Reise, die den Tartuffe-Dummkopf blofsstellten, dem die Antike unheilig vorkam; er ist erst 1851 gestorben. Den Empfehlungen jenes älteren Muraviev verdankte vieles auch

Martynov, ein verdienter Schulmann, der sich auch als Übersetzer aus dem Griechischen einen Namen machte, dessen Kenntnis er aus dem Poltaver Seminar mitbrachte; aber seine wie des Moskauer Litteraturprofessors Mierslakov Übersetzungen sind noch steif und unbehilflich. Beide überragt Gniedič, ein gemütvoller Dichter in seinen eigenen, öfters antikisierenden Elegien, der als der erste von den Russen in Homers Zauberwelt eindrang. Die Frucht vieljährigen Mühens war die in Alexandrinern noch begonnene, auf Uvarovs Drängen in Hexametern ausgeführte Übersetzung der Ilias (1829); Eindruck auf das russische, echter Klassik wie alle Slawen unzugängliche Publikum hat sie gar nicht gemacht; man kann ihr Präzision und Kraft nicht absprechen, es fehlte Natürlichkeit; die Feierlichkeit, d. i. Gezwungenheit der Sprache wurde durch überflüssige »Slawismen«, veraltete Konstruktionen erreicht; keinen Augenblick wird man den Gedanken los, dafs man eben nur eine Übersetzung vor sich habe.

Anders verhielt es sich mit der Odyssee des Žukovskij, die 1848 und 1850 erschien. Als er auf seine alten Tage in den ruhigen Hafen des Familienlebens eingelaufen war, ward der »schönen Seele« verhafst »die moderne, konvulsive, hysterische, die Sinne verwirrende Poesie« eines Herwegh und Genossen, der Seele, die den sozialen und politischen Kämpfen teilnahm- und verständnislos gegenüberstand, mit ihrem kindischen Glauben, mit ihrer bewufsten Unterordnung des Verstandes und Willens unter Gnade und Vorsehung; dafür zog es sie mächtig zur ursprünglichen, patriarchalischen Poesie der Bibel und Homers, »die licht und mild belebt und beruhigt, alles uns Umgebende friedlich verschönt, uns weder beunruhigt noch in nebelhafte Fernen abzieht . . . Homers Muse vergoldete die Stunden meines gealterten Lebens«. Auch bei der Odyssee blieb sich Žukovskij treu. Zwar urteilte Varnhagen: »Der Eindruck dieser Übersetzung kommt dem der Urschrift am nächsten; derselbe Zauber der Sprache, dieselbe Einfachheit und Klarheit, derselbe epische Flufs und Wohlklang des Hexameters. Der Dichter hat den ionischen Reiz und Glanz in skythischen Lauten wiederholt, die freilich den hellenischen verwandter sind als man gewöhnlich denkt.« Die unschätzbaren Anlagen des Russischen zu solcher Nachbildung hat Žukovskijs Genius mit höchstem Erfolg benutzt, seine Meisterschaft der Verskunst hat die fremde Form mit glücklichster Anmut

gehandhabt. Im Grunde jedoch ist dies die Odyssee Žukovskijs, nicht diejenige Homers; bei aller Treue und Wörtlichkeit ist der Grundton ein verschiedener; das Sentimental-Elegische und Didaktische ist von dem Übersetzer hineingetragen, der ebenso z. B. den Protest des Byronschen »Gefangenen von Chillon« zu mildern wufste. Und bei aller Einfachheit und Glätte erwehrte sich nicht der Übersetzer veralteter, störender Formen und Worte. Wie Gniedič fand er nur kühlen, gleichgültigen Empfang.

Jedenfalls bleibt Žukovskij der originellste Übersetzer in der Weltlitteratur; wo sonst machte stets ein Übersetzer, was er auch anrühren mochte, durch ein blofses Verschweigen und Fallenlassen von Zügen, durch Unterstreichung anderer das Fremde zu seinem geistigen Eigentum? Übersetzungen wurden zu Umdichtungen, und in diesen erwies er sich als unerreichter Meister. Seine Verdienste beruhten dann in der endgültigen Befreiung der heimischen Litteratur von dem ausschliefslichen französischen Banne; wie kein anderer erweiterte er ihren Rahmen durch die Fülle von Meisterwerken, zumal deutscher und englischer Litteratur; spielend überwand er die Schwierigkeiten von Vers und Sprache, was besonders Puschkin bewunderte; der russische poetische Ausdruck fand durch ihn eine ungleich höhere Vervollkommnung als der prosaische durch Karamsin. Dieses Zurückgebliebensein der Prosa empfand wieder Puschkin besonders. Was uns an Žukovskij anzieht, das ist die Aufrichtigkeit seiner Stimmung, die Echtheit seiner Empfindung: wir teilen nicht seine Weltflucht, seine Vertröstungen auf das Jenseits, seine Resigniertheit; wir ehren sie, denn sie kamen ihm von Herzen, waren nicht ausgeklügelt noch berechnet.

Batiuschkov und Žukovskij, zwei Antipoden im Grunde, der eine der Klassiker des greifbar plastischen Ausdruckes, der Sänger des sinnlichen Lebensgenusses, der Nachahmer der Anthologie und des Horaz; der andere der sentimentale Romantiker, mit absichtlich geheimnisvollen, blofs andeutenden, oft ganz verschwindenden Zügen, haben den Bereich der blofs nachahmenden, nicht originalen russischen Poesie förmlich erschöpft; ein Fortschritt auf diesen Bahnen war kaum mehr möglich. Das Instrument der dichterischen Sprache hatten sie vervollkommnet, in den verschiedensten Formen des Verses die höchste technische Vollendung erreicht; sie haben alles vorbereitet für ihren Schüler, der sie überwinden sollte.

Nicht einmal in diesem Stadium der Vorbereitung befand sich die russische künstlerische Prosa. In der echten Kunst vor dem ästhetischen Tribunal war sie überhaupt nicht anerkannt, weil Laharpe und Batteux nichts von ihr wufsten. Versuche eines historischen Dramas in Prosa gelangten gar nicht auf die Bühne. Allerdings war bereits der Roman, wie in der Katharineischen Zeit, das beliebteste Mittel zum Totschlagen der Mufse, das z. B. Krylov mit solchem Erfolge anwandte, aber diese Lesewut stillten noch immer blofse Übersetzungen. In die Pfade Ismailovs tritt nur ein einziger, der Kleinrusse Narieżnij. Die litterarischen Kreise nahmen zwar von ihm keine Notiz, aber er fand Zugang zum Publikum. Er versuchte sich in verschiedenem Genre; er begann mit »Slawischen Abenden«, epischen Gedichten in Prosa, die die Kiever Tafelrunde in ossianische Nebel hüllten (1809), doch schon 1814 traf er auf einen wahlverwandten Stoff. Überzeugt, dafs die Russen an dem Schicksal eines Landsmannes gröfseren Anteil haben müssen als an Ausländern, überzeugt, dafs die Zeit einer ungehinderten Darstellung russischer Sitten bereits angebrochen wäre, gibt er 1814 die drei ersten Teile seines »Russischen Gil Blas oder Abenteuer des Fürsten Čistiakov« heraus; die drei übrigen sollten folgen. Er hatte seine Rechnung ohne die Zensur und die Freimaurer gemacht; schon der Anfang wurde verboten, die zweite Hälfte ist nie gedruckt worden. Der Roman war recht verwickelt, neben Čistiakovs Geschichten laufen andere parallel, aber es sollten eben alle Seiten russischen Lebens vertreten sein, Kleinadel, Bauern, die Beamtenschaft in der Provinz, sogar ein Schischkovist wurde verhöhnt und das Freimaurertum, seine Zeremonien, sogar seine Orgien eingehend dargestellt. Nach diesem Mifserfolg, da die Zensur sein bestes Werk begrub, wandte sich der »russische Teniers« mit mehr Glück vom Grofsrussischen zum Kleinrussischen: sein grofser Nachfolger Gogol hat denselben Weg umgekehrt gemacht. In Erzählungen und Romanen stellte er die typischen Eigenheiten der alten Ukraine dar, ihre Pane, die alten Edelleute in ihrem patriarchalischen Treiben, die Zöglinge ihrer geistlichen Schulen, »die Bursaken«, die Prozefswut, die, um Geringfügiges entfacht, ganze Familien zugrunde richtet (»die beiden Iwans«), den Kosaken in seiner Sič (Verhau) hinter den Dnieprporogen. Historisches und Humoristisches wechselte ab; die zeitgenössische

Kritik stiefs sich an seinen sogenannten Roheiten; die Zeit für den Realismus war eben noch nicht gekommen. Narieżnij mufste früh vergessen werden, denn auf allen Gebieten, die er, der erste, angebaut hatte, verdrängte ihn ein anderer Kleinrusse, Gogol, gegen dessen Genius das blofse Talent sich nicht zu behaupten vermochte.

Wenn in diesem Vierteljahrhundert namentlich in der Prosa so wenig geleistet worden ist, so darf nicht vergessen werden, dafs zum Teil die Zeit selbst einer litterarischen Arbeit oft nicht recht günstig war. Es sei dafür nur eine bezeichnende Äufserung angeführt. Minister von Stein in Petersburg hatte die Aufmerksamkeit des Kaisers auf die Wirksamkeit der Presse gelenkt; so fand der Deutschrusse Greč, als er 1812 seinen »Sohn des Vaterlandes« herauszugeben gedachte, Förderung von seiten des Kaisers selbst. Greč stellte sich dann auf eigene Füfse, in seiner Wochenschrift alle Funktionen des Redakteurs, Übersetzers usw. allein erfüllend; er gab dann als erster auch Jahresberichte der russischen Litteratur heraus. Ihm haben dies zunächst die Almanache, nach Jahren dann Bielinskij nachgeahmt. In dem Jahresbericht für 1814 finden wir nun einige wissenschaftliche Werke genannt; aus der schönen Litteratur gab es nur Palizyns Übersetzung der Delilleschen »Gärten«, ein paar beschreibende und didaktische Poeme, Fabeln des Ismailov und Krylov und eines Dritten; es wird ausdrücklich bemerkt: während 1801—1805 mehr Bücher erschienen sind als vorher in der doppelten Zeit, sei wegen der politischen Ereignisse 1806 bis 1814 die Litteratur förmlich zum Stillstand gekommen, so sei 1812 keine einzige Seite ohne Bezug auf die damaligen Wirren geschrieben; erst das Jahr 1814 hätte eine Wendung zum Besseren gebracht. Greč freut sich, dafs in diesem Jahre in Petersburg und Moskau nur je ein Roman, Übersetzung aus dem Deutschen, und zwei historische Erzählungen erschienen sind; er klagt über mangelhaften Absatz gediegener russischer Werke, z. B. der Reisebeschreibungen von Krusenstern und Lissowkij: Klagen über die geringe Zahl russischer Bücher sind beständig; Puschkin ruft noch: Wo sind sie denn? nur her damit! und Bielinskij schreibt auf dieses Thema noch den Jahresbericht für 1841. So liefs sich noch immer keine Litteratur aus dem Boden stampfen, zumal die »Sirdars« sich so wenig dafür interessierten;

aber bald sollte sich ihr Interesse erheblich steigern — ob der Litteratur damit wirklich gedient war, darüber würde Puschkin Auskunft geben können.

Sechstes Kapitel.

Puschkin.

Seine Jugend; seine Lycealpoesie; der Anakreontiker und der Epigrammatist. Seine Verbannung; der Byronist. Der Epiker und Dramatiker. Die Wirkung des 14. Dezember. Puschkin als Prosaiker; als Lyriker. Puschkin und das Publikum; Puschkin und die Kritik. Tod des Dichters. Seine Bedeutung.

Auf einem durch die Arbeit der Kiever und ausländischer Lehrer kaum hie und da gelockerten Boden war eine schöne Litteratur »eingesetzt« worden, mechanisch und äufserlich; sie hatte auch bereits Früchte getragen, gering an Zahl und zweifelhaften Geschmackes. Die pseudoklassische Litteratur sanktionierte ja das blofse Nachahmen; es waren somit die Formen mit dem Inhalt von vornherein gegeben, nur die Sprache war zu variieren. Dafs dem Russen die Bellona und die Chariten, der ganze mythologische und klassische Schnickschnack, von dem die pseudoklassische Litteratur sich ausschliefslich nährte, woran sie auch, wie recht und billig zugrunde ging, absolut fremd waren, galt ja gerade als ein Vorzug, war das Neue, obwohl es in seiner Heimat längst auf den Kehrichthaufen geworfen war. Lomonossovs und Dieržavins Litteratur war gerade so russisch wie der Haarbeutel, der Dreimaster und die Schnallenschuhe, eine reine Modesache, eine blofse Nachahmung, ohne jeglichen Zusammenhang mit Land und Leuten, ihrer Geschichte und ihren Bedürfnissen; von dem Wichtigsten, um das sich die ganze folgende Entwicklung bewegen sollte, von dem Volke und seinem Lose, ahnte diese unrussische, aber russisch geschriebene Litteratur nichts. Die Herrschaft dieser Litteratur ging übrigens

sogar in ihrem Vaterlande, Frankreich, unwiderruflichem Ende entgegen, in Deutschland und England war sie längst eingesargt; die veraltete Mode heischte somit auch in Rufsland Erneuerung, und auf die pseudoklassische folgte hier wie anderswo die romantische. Diese Erneuerung ging fast ohne Kampf vor sich, etwa wie Einführung einer neuen Hutfasson; war doch Romantik russischem Boden ebenso fremd wie Klassizismus. Man verstand auch nicht recht diesen Kampf, weder daheim noch im Auslande. Man begnügte sich mit blofsen Äufserlichkeiten: dem einen hiefs romantisch, sich von den Vorschriften, drei Einheiten oder Vers im Drama, zu emanzipieren, die »Regeln« nicht zu beachten; der andere verwechselte Romantik mit phantastischer Szenerie, mit Teufels- und Geisterspuk, mit Märchen und Sagen; einem dritten war Romantik alles Mittelalterliche, d. h. Rufsland, das europäisches Mittelalter nicht mitdurchlebt hat, völlig Fremde; noch andere sahen in Romantik die Entfesselung der Leidenschaften, das Sichausleben des Ich im Proteste gegen das Joch gesellschaftlicher oder gar moralischer Regeln, den Kampf mit ihnen, Unzufriedenheit und Verbitterung; andere fesselte das Historische, Nationale, die Couleur locale, nur suchte man sie eher in den »romantischen« Landschaften Finnlands oder des Kaukasus, oder im wildpatriarchalischen Treiben des Orients, der Zigeuner und Räuber, als daheim in der immer kasernenmäfsigeren Einförmigkeit grofsrussischen reglementierten Lebens. Je mehr man von der Romantik sprach, desto verwirrter wurden die Begriffe; im Grunde blieb sie ebenso fremd, künstlich »eingesetzt«, wie der Klassizismus; aber sie bedeutete einen erheblichen Fortschritt in der endlichen Befreiung von der steten geistigen Bevormundung, sie brachte der ersehnten nationalen Litteratur ein gut Teil näher, obwohl sie nur als neue europäische Mode mitgemacht war; schon darin äufserte sich der jetzt untrennbare Zusammenhang Rufslands mit Europa. Hatten sich durch Žukovskij romantische Elemente, wenn auch meist einseitig deutsche, angekündigt, so wurde es Verdienst Alexander Puschkins, nicht nur der neuen Richtung zum raschen, endgültigen Siege verholfen, sondern auch das höchste Ziel, die Schaffung einer nationalen Litteratur, mit Glück angebahnt zu haben.

Er war den 26. Mai 1799 in Moskau geboren, aus altadligem Geschlecht, worauf sich der russische Byron stets mit Stolz be-

rief: es gereichte ihm zur gröſsten Genugtuung, seinen Ahnen in seine dramatische Chronik vom Godunov aufnehmen zu können. Wie bei Žukovskij floſs von mütterlicher Seite orientalisches Blut in seinen Adern: von dem Neger Peters des Groſsen, Hannibal, hatte er einige Rasseeigenheiten wenigstens äuſserlich geerbt. Seine Eltern, der Oheim Vassil Puschkin, der eingefleischte Klassiker, trotz seiner Gegnerschaft gegen den »slawophilen« Schischkov und trotz seiner Zugehörigkeit zum »Arsamas«, waren Leute der guten Gesellschaft, lebten sorglos ihren Vergnügungen, devastierten die Güter und kümmerten sich nicht weiter um die Erziehung der Kinder; russischen Ammen, der berühmten Rodionovna, verdankte Puschkin seinen Schatz an russischen Märchen, sonst französischen Erziehern überlassen, nach der alten Routine, in der z. B. Lopuchin erzogen war, der sein Russisch vom Hausdiener lesen und schreiben lernte, das Französische von einem Savoyarden, der in die Geheimnisse der Orthographie nie eingedrungen war, und das Deutsche von einem Berliner, der à la Friedrich II. alles Deutsche verachtete und seinen Zögling nur Französisch lernen lieſs. Das Kind schien etwas zurückgeblieben in seiner Entwicklung, als in ihm eine auſserordentliche Leselust erwachte, die er in der Bibliothek des Vaters nach Wunsch — niemand kümmerte sich darum — befriedigen konnte. Freilich war diese Bibliothek für ein Kind die allerungeeigneteste; denn nach der Mode des XVIII. Jahrhunderts war sie ausschlieſslich französisch, enthielt eine Bibliothèque amoureuse, Galanteries de la Bible, die Schriften der Encyklopädisten und namentlich Voltaire. An den Folgen dieser Lektüre krankte Puschkin jahrelang; hier gewann er die Herrschaft über die französische Sprache, die ihm im Lyzeum den Beinamen des »Franzosen« und den Spott der Kameraden über sein schlechtes Russisch eintrug; hier sog er die unbedingte Verehrung Voltaires ein, den er noch 1815 über alles in der Welt stellte: »Ein Dichter, unter Dichtern der erste, von Apollo auferzogen, ward er von Kindheit an mein Dichter, mehr als alle gelesen, weniger als alle ermüdend, dieser Rivale des Euripides, der Erato zarter Freund, des Ariosto, Tasso Enkel, selbst Vater des Kandid, alles ist er, groſs überall, der einzige Greis.« Hier keimte seine Vorliebe für Obszönes. Nach der Sitte der Zeit muſste er in eine privilegierte Anstalt gebracht werden; wie

einst der alte Turgeniev Karamsin den Moskauer Freimaurern zuführte, so kam durch Turgenievs Sohn Alexander der junge Puschkin in das eben (1811) eröffnete Lyzeum von Zarskoje Sselo.

Das neue Lyzeum, für die Jugend der hohen Kreise bestimmt, war als Musteranstalt geplant; vorläufig herrschte eine musterhafte Unordnung, die aber den Lyzeisten viele Ungezwungenheit sicherte und namentlich ihren früh erwachenden litterarischen Neigungen nichts in den Weg legte. Die sechs Jahre, die Puschkin hier zugebracht hat, sollten für ihn entscheidend werden; die Erinnerung an diese Zeit, an seine Freunde, seine Lehrer, — der Bruder Marats lehrte das Französische, das Russische Puschkins »Aristarch«, ein etwas trockener Pedant der guten alten Schule, politische Wissenschaften der von den Obskuranten bald verfolgte Kunizyn — blieb ihm für's Leben heilig, Zarskoje Sselo sein eigentliches »Vaterland«. Hier begann der Knabe zu dichten, zuerst französisch, wie er es schon im Elternhause begonnen haben soll, dann russisch; schon 1814 werden seine Versuche gedruckt, 1815 schreibt er seinen Namen unter die »Erinnerungen an Zarskoje Sselo«, die ihm beim öffentlichen Vortrag den Segen des zu Tränen gerührten Dieržavin eingebracht hatten. Von diesen »Lyzealgedichten« hat dann der Dichter selbst eine stattliche Anzahl, nicht ohne Veränderungen, namentlich Kürzungen, in die Gesamtausgabe eingefügt.

Die Töne, die er anschlug und die oft noch jahrelang nach dem Verlassen des Lyzeums (1817) fortklangen, waren bereits komplizierter Art; nicht in der Faktur, aber in den Themen. Natürlich konnte es sich bei dem Knaben nur um bloſse Nachahmung handeln; Voltaire und Parny, Batiuschkov unter den Russen, den er auſserordentlich hoch hielt, waren seine Muster. Den Hauptteil seiner Produktion machten erotische und anakreontische Motive aus; bald gestand er selbst, Puschkin ist ja Muster poetischer Aufrichtigkeit, daſs er nüchtern die Freuden des Weins in wässerigen Versen besungen, Doriden seiner Einbildung nur gerühmt oder gelästert, der Freundschaft Kränze geflochten habe, doch die Freundschaft gähnte und pries im Halbschlummer die ·schläfrigen Verse. So kritisierte sich der Anfänger, setzte seine ganze Dichterei, die ihn groſse An-

strengung kostete, als loses Tändeln herab: »In der Frühe, wenn längst schon alles wacht, schreibe ich, mit halbem Auge schlummernd, meine kurzen Verse« (diese Form überwiegt allerdings) »in angenehmer Vergessenheit, den Kopf ins Kissen senkend«; so spottete er der eigenen Metromanie: »Noch macht nicht den Siegel des Genius aus das tödliche Verlangen, in Reimen zu schwätzen«, und doch war ihm bereits sein Weg vorgezeichnet. Es locken ihn keinerlei äufsere Erfolge: »Ein treuer Sohn glücklicher Grazien, sorglos, gleichgültig drāng' ich mich nicht unter Hauptleute und krieche nicht unter Assessoren.« Als Grabesaufschrift diene ihm: »Hier schlummert der Jüngling-Philosoph, der Zögling Apolls und der Grazien.« Er verachtete bereits das Murren der Menge, die nicht ahnt, dafs man mit Venus und Stoa, mit Buch und Pokal zugleich verkehren, hohen Sinn unter leichter Hülle toller Ausgelassenheit bergen kann. Jede ernstere Aufgabe wies er noch zurück, aber wenigstens in der Litteratur hatte er sich gegen Schischkov entschieden und seine Genossen der Nichtaufklärung, die in Nikons Stil Epen drucken, »slawenische« Oden zu Bergen türmen, in tollen Tragödien sich heiser schreien und für einen Feind des Vaterlandes ausgeben, für einen Säer des Lasters, der, eine gefühlvolle Seele, mit zarten Tönen die Schöne berückt oder mit keckem Scherze auftritt, in wahrhafter Sprache redet und russischer Dummheit nicht huldigt.

Neben diesen Anakreontiken, neben zahlreichen poetischen Episteln mit offenen oder versteckten autobiographischen Einlagen (Puschkins Muse beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Dichter selbst, der uns wie kein anderer Einblicke in sein Leben und sein Innerstes gestattet) suchte er auch nach der Mode der Zeit nach nationalen Stoffen für leichte, frivole Umdichtung, etwa in der Weise des Ariosto. Er glaubte sie in russischen Märchen zu finden, wie Žukovskij und andere vor ihm, bearbeitete zuerst den italienischen Bova, und als er diesen Stoff wieder liegen liefs, führte er »Ruslan und Ludmila« aus (1820). Erstaunlich war die Naivität des Dichters und der Kritik; er glaubte wirklich »längst vergangener Tage Werke, tiefen Altertums Überlieferungen« zu verkörpern; der Kritiker Polevoj nannte den »Ruslan« ein »bezauberndes Bild russischen Altertums«, aber ebensogut wären Žukovskijs »Zwölf Jung-

frauen« aus dem Spiefsschen Romane, die übrigens Puschkin humoristisch glossierte, oder des alten Cheraskov Märchenpoem ›Bachariana« »echt russisch«. Der Dichter scherzte nur und spielte mit seinem Stoffe, flocht Parodien ein, z. B. das Liebeswerben des Fin um die Naina, er studiert so lange Zauberkünste, sie zu berücken, bis sie alt und runzlig geworden ist und er sie mit Abscheu fortstöfst, wofür sie sich an seinem Schützling Ruslan rächt. Im Grunde war dies nicht einmal Ariosto, es fehlte dazu Ironie und Leidenschaftlichkeit, es war französische, geistreiche amüsante Spielerei, mit barocken Einfällen, mit fortwährenden Digressionen. Und doch nahm das Publikum diese sechs Gesänge, die, inmitten der Petersburger Zerstreuungen entstanden, den Stempel des Gemachten, Erkünstelten auf der Stirn trugen, mit Begeisterung auf. Übertrumpft, vergessen war die »Duschenka« des Bogdanovič; mit einer vollständigen Umwertung der ästhetischen Urteile über die Scheingröfsen des XVIII. Jahrhunderts hatte der Dichter praktisch und theoretisch bereits begonnen. Der Erfolg war kein unverdienter. Diese einschmeichelnde Gefälligkeit des Verses, diesen Wohllaut der Sprache, diese Zierlichkeit der Bilder, diesen Reichtum spielender Einfälle, diese kecken, überraschenden Wendungen, sie waren etwas Neues, Unerhörtes auf dem trockenen, steifen, langweiligen russischen Parnafs, und schon gab sich der Lehrer, Žukovskij, für besiegt. Was uns heute noch am »Ruslan« reizt, der wundervolle Prolog, die poetische Verklärung russischer Märchenwelt, wo herrscht »russischer Geist, wo es nach Rufsland riecht«, ist ja erst für die zweite, stellenweise gekürzte Auflage von 1828 zugedichtet; der herrliche Epilog, wo der Dichter in bewegten Worten kündete, wie über dem sorglosen Sänger von Liebe und Freude unsichtbaren Sturmes Wolken aufzogen, wie die Freundschaft, Žukovskij, Karamsin, durch ihr Flehen das Unwetter bannte, dem Dichter seine Freiheit sicherte — dieser in seiner Wahrheit erschütternde Schlufs ist zwar auch noch 1820, aber nicht mehr im Petersburger Trubel, sondern in der Abgeschiedenheit des Kaukasus, zugefügt.

Und noch eines lockte am »Ruslan« das Publikum, eine echt französische Laszivität, das sichtliche Wohlgefallen, womit der Dichter bei sinnlichen Gemälden verweilte. Diese Laszivität, bis zur Pornographie sinkend, war auch ein Zug seiner Jugend-

lyrik, seiner Priapeia, die freilich nur abschriftlich kursierten, die sich erst seit 1823 endgültig bei ihm verloren; man nimmt sie gern hin, wenn sie witzig erzählt sind, wie der »Zar Nikita«, oder wenn uns eine Glut der Leidenschaft entgegenstrahlt, wie in der sakrilegen »Gavriliada«, gegen welche »La Pucelle« ganz unschuldig bleibt. Freilich, wo der Fernaysche Faun nur lüstern war, siedete in Puschkins Adern afrikanische Glut. Bedenkt man, dafs schon nach zehn bis zwölf Jahren derselbe Puschkin Heiligenleben abschrieb und einforderte, Gebete auswendig lernte, in die Četji Mineji sich hineinlas, so fällt dieser rasche Übergang von Kurtisane zur Betschwester auf; doch ist er nicht vereinzelt, dasselbe war der Fall mit Puschkins Freund Jasykov.

Neben diesem, nur Bakchus und der Zyprierin dienenden, von der Welt und ihren Sorgen gleichgültig abgewandten Dichter kannte, ja vergötterte das Publikum einen ganz andern Puschkin. Schon im Lyzeum, nach dem Eintritt in die Welt, in die Beamtenkarriere im Ministerium des Auswärtigen, die er nicht ernst nahm, verkehrte er mit der politisierenden Jugend, die zu Geheimbünden neigte, mit Leuten, die sich das Recht der Kritik nicht nehmen liefsen, wie Čaadajew. Die intime Freundschaft mit diesem Frondeur, dessen kühle Sarkasmen auch die Mächtigsten trafen, ist für Puschkin höchst ehrenvoll und bezeichnend: Meinungen konnte er wechseln wie Handschuhe; von ihm, nicht erst von Bismarck rührt der Ausspruch her: »Nur Dummköpfe verändern sich nie,« aber den Freunden blieb er treu und gedachte ihrer bis in Sibiriens unterirdische Bergwerke. Dieser liberale Umgang trug nun seine litterarischen Früchte. Schon 1815 dichtete der Knabe eine Satire, der Juvenalschen »Urbis incommoda« frei nachgeahmt, »An Licinius«. Die römische Toga verhüllte russische Anspielungen trotz des Schlufsverses: »Durch Freiheit wuchs Rom auf, ging durch Sklaverei zugrunde.« Der Freund wurde aufgefordert, die lasterhafte, den Günstlingen fröhnende Stadt zu verlassen, auf dem Lande dann in Juvenalschem Geiste ihre Gebrechen zu züchtigen. Immer schärfer, unverhüllter wurden seine Angriffe; in dem Schreiben an Čaadajev weifs er sich nicht mehr zu zügeln, in der Erwartung des Augenblickes, »da Rufsland vom Schlaf auffahren und in den Ruinen der Autokratie unsere Namen einritzen wird«. Im Sinne des XVIII. Jahrhunderts

klagte er über den dichten Nebel der Vorurteile; sein Menschenfreund verurteilt der Unwissenheit verderbliche Schmach und frägt, ob er je sehen werde das Volk unbedrückt, die Sklaverei auf den Wink des Zaren abgeschafft und die Morgenröte erleuchteter Freiheit über dem Vaterlande aufgehen? Schliefslich verschmäht er dieses Abwarten nach dem Beispiel des A. Chenier, dessen Eintreten für Gesetz und Freiheit, denen die Autokratie sowohl wie die Revolution drohen, und feiert nach Sands Tat in einer besonderen Ode den Dolch, den letzten Richter von Schmach und Unbill, dem man nirgends entgehen kann. Auf Pestels, des Hauptes der Verschwörung im Süden, Gesundheit trinkt er — »mögen wir unsere Köpfe retten oder nicht« —, erbost gegen den Tyrannen. Zum letzten Male hat er dann 1827 den Dekabristen nach Sibirien die Verheifsung baldigen Umschwunges nachgeschickt: »Dafs eure Fesseln fallen, die Brüder euer Schwert euch zurückgeben, die Freiheit euch freudig empfangen werde.«

Aber noch gefährlicher als diese Sendschreiben und Oden, die den Namen des Dichters über ganz Rufsland trugen, waren seine Epigramme, die in seinen Händen wirklich zu Sandschen Dolchen wurden. Das Epigramm hatte bisher meist litterarischen Scherzen gedient, jetzt wurde es zu einer politischen Waffe oder zum glühenden Eisen, das den Verbrecher mit den Lilien zeichnet. Er verschonte niemand, die beiden Kaiser, Arakčejev, die beiden Minister für Volksaufklärung, Photius, seinen Vorgesetzten Graf Voronzov, bis zu Karamsin, den er wegen der Verherrlichung der Reize von Knute und Autokratie verspottete, und Žukovskij, dem zum Hoflakei avancierten Dichter. Diese giftigen, pfeilscharfen Strophen erbitterten die Machthaber, sicherten jubelnden Zuruf der Menge. Mehrfach kursierte fremdes Erzeugnis als Puschkinsches. Zahlreicher als diese politischen wurden in den späteren Jahren litterarische Epigramme, in denen sich Puschkin seiner Gegner erwehrte; mit besonderem Hafs verfolgte er den Expolen Bulgarin, den »wohlgesinnten« Vielschreiber, der aus echtestem polnischen Patriotismus Polen durch seinen Abfall von einem Schurken befreite und die Russen durch seine Brüderschaft brandmarkte; der nicht Walter Skott, sondern einfach Skot (= Vieh) ist. Den lästigen »Schwarm von Stechfliegen und Mücken in den Journalen« traf niemand so wie er

mit dem flinken Epigramm: »Ohne Unterschrift liefs ich unlängst eines los, ohne Unterschrift antwortete darauf ein Rezensent, er kannte mich an meiner Kralle, ich ihn an seinen Ohren.« Nach Jahren sagte sich Puschkin zum Teil von seinen Epigrammen los, bedauerte manches der Jugendgedichte lebhaft, die auf seinem Gewissen wie ein Vorwurf lasten. Wir müssen dem jüngeren Dichter gegen den älteren recht geben. Puschkins Epigramme, die politischen wie die litterarischen, gegen den Pedanten Kačenovskij, gegen Greč und seinen »Sohn des Vaterlandes« usw., trafen immer das Richtige, auch bei Karamsin und Žukovskij — mit einer einzigen Ausnahme: gegen den unglücklichen Polevoj wären sie doch lieber ungeschrieben geblieben; hier sprach mit der verletzte Herrenstolz gegen den bürgerlichen, der eine eigene Meinung zu haben wagte — gegen Molčalins Axiom.

Nur mit seinen Sympathien gehörte Puschkin der liberalen Jugend an; an der Verschwörerarbeit selbst hat er nie teilgenommen. Er wäre ihr schliefslich vielleicht doch verfallen, und auch sonst bedrohte der Petersburger Trubel ernstlich jede Sammlung des zerstreuungssüchtigen, leichtlebigen Dichters. Da griff das Schicksal wohltätig ein durch jene Macht, die stets das Böse will und — leider nur selten und zufällig — das Gute schafft. Dem Dichter drohte für seine politischen Gedichte Sibirien; der Einflufs seiner väterlich milden Freunde wandelte dies zu einer Verbannung nach dem Süden, d. i. zu einer Delegierung nach Odessa, in die Kanzlei des gegen ihn äufserst humanen Generals Insov. Hier machte er Bekanntschaft mit der Familie des wackeren Kämpfers von 1812, General Rajevskij, mit dessen gebildeten und trefflich veranlagten Söhnen und Töchtern. Durch diese lernte er Byron kennen und bewundern, mit ihnen besuchte er den Kaukasus. Damit beginnt eine neue Epoche im Schaffen des Dichters, seine »Byronomanie«. Auf die französische Anakreontik und das graziöse Schäkern mit den Chariten folgen die Epyllien im Stile des Briten, der ihn eine Zeitlang »rasen« machte.

Den Reigen dieser poetischen Erzählungen eröffnete »Der Gefangene vom Kaukasus«, 1821 beendigt, 1822 gedruckt; der erste unbestrittene epische Erfolg in der Litteratur, d. h. nicht bei den zünftigen Kritikern, desto gröfser beim Publikum.

Byronisch war die couleur locale, die Wahl des Orientes, die Andeutungen statt der Ausführungen, die beschränkte Zahl der Personen, nur zwei, die Charakteristik von Held und Heldin. Der Held hatte stolz und furchtlos seine feurige Jugendzeit begonnen, hatte viel geliebt, genossen, gelitten, bald die Menschen durchschaut und den Wert des treulosen Lebens, Verrat in der Freundschaft, unsinnigen Traum in der Liebe gefunden; jetzt welkt er, ohne Entzücken, ohne Wünsche, als Opfer seiner Leidenschaften; fürs Glück ist er gestorben; verflogen ist die Illusion der Hoffnung; er wird langsam verlöschen, wie räucheriges Feuer, vergessen in wüsten Tälern, denn sein Weltschmerz treibt ihn von den Menschen der Natur in die Arme. Auf dieser Jagd nach neuen Eindrücken wird er von Bergvölkern gefangen. Wir hätten Byron auf Seiten der Freiheitskämpfer erwartet, aber diese echt russische Inkonsequenz sei dem Dichter zugebilligt. Ebenso ist das Mädchen Kopie Byronischer Heldinnen: willenlose Sklavin des Geliebten; sie befreit ihn, flieht mit ihm und sucht den Tod in den Wellen, da sie in dem erkalteten Vulkan kein Gefühl mehr aufzuschüren vermag. Nach wenigen Jahren schon urteilte Puschkin sehr kühl über die Erzählung: »Alles dies ist schwächlich, jung, unvollständig.« Und doch hegte er Sympathie dafür: »Da sind Verse meines Herzens.« Er wollte darstellen »das vorzeitige Greisenalter der Seele, bezeichnendes Merkmal der Jugend des XIX. Jahrhunderts« und daneben die grofsartige Berglandschaft, die interessanten Sitten, Bräuche, Anschauungen der Kaukasier schildern. Er tat dies als der erste unter den Russen, eroberte den Kaukasus für die Poesie seines Volkes. Es geschah dies freilich etwas unvermittelt und recht unvollständig. Der Dichter nutzte die Situation nicht aus, was durch Einführung von mehr Personen mit Leichtigkeit zu erreichen wäre.

Nach dem Kaukasus bereiste er die malerische Krim mit ihren Ruinen alter Pracht und Herrlichkeit. Eine an die »Fontäne von Bachčisaraj«, des Palastes der alten Chane, geknüpfte Sage verwertete er zum Epyll gleichen Namens, gedruckt 1824. Girej hat das Denkmal errichtet für seine schöne Christensklavin, die von seiner bisherigen Favoritin, der eifersüchtigen Sarema, ermordet wird. Girej läfst dafür Sarema ertränken. Erzählt wird nichts, alle Einzelheiten sind in das schier undurchdringliche

Byronische Dunkel absichtlich gehüllt. Wunderbar ist der Kontrast zwischen den beiden Frauen herausgearbeitet: die Christin, vom Pfuhl der Wollust gegen den Himmel heraufblickend, keusch und licht wie ein Engel; Sarema, das naive Kind der glühenden Sinne, ihrer Schamlosigkeit sich ganz unbewufst, nur die Wiedergabe ihres Girej ungestüm fordernd. Girej selbst, der vergebens liebegirrende Tatar, und der jähe Umschlag seines Wesens, nachdem ihm die Unnahbare entrissen ist, ist ganz konventionell. Die Schilderung der Landschaft war wiederum eine Perle beschreibender Poesie. Einen Stoff aus russischer Räuberromantik, »die Brüder-Räuber«, schlofs er nicht vollständig ab, es blieben nur Bruchstücke, eine treffliche Schilderung des Räuberlagers, daneben dieselbe Affektiertheit der Helden: »Einsam und mürrisch schleppe ich mich dahin, versteint ist mein grausamer Sinn, erstorben im Herzen das Mitleid.«

Auf unmittelbarer Beobachtung ruhten wieder seine »Zigeuner«, 1824 geschrieben, 1827 gedruckt; soll er doch selbst mit Zigeunern herumgewandert sein. Die Schilderung der Leute und ihres patriarchalisch-sorglosen Treibens war unübertroffen, und zugleich wurde sich der Dichter zum ersten Male klar über die eigentliche Bedeutung seines Byronischen Typus und verurteilte ihn scharf: der verbitterte und enttäuschte Aleko flieht die Welt und zieht zu den Kindern der Natur; es nagt an ihm der Kummer, aber seine scheinbar besänftigten Leidenschaften werden wieder erwachen, Verderben und Tod in den sorglos-stillen Kreis werfen. Als dem Zigeuner seine Mariula untreu wurde, zog er ihre Semphira liebevoll auf; aber als Semphira den Aleko verliefs, rächte sich dieser durch den Tod der Flatterhaften und ihres Buhlen; der Zigeuner verstöfst ihn dafür aus dem Lager: »Wir Wilden haben keine Gesetze, wir foltern nicht noch richten hin, wir dürsten nicht nach Blut noch Stöhnen, doch wollen wir mit dem Mörder nicht leben; nicht bist du für das Los eines Wilden geboren, nur für dich beanspruchst du Freiheit; wir sind scheu und seelengut, du böse und verwegen.« So ist der wilde Zigeuner der Mensch, der gesittete Aleko das Raubtier; aber Glück kennt auch er nicht, und das Gedicht klingt ganz pessimistisch aus.

Von diesen »ausländischen« Stoffen, die ihn noch lange fesselten — hierher gehören z. B. die Bruchstücke des Galub, des

Kaukasier — Christen, der dem Volke durch seinen neuen Glauben entfremdet ist —, mit treuer Wahrung der romantischen couleur locale, wandte der Dichter sich zu »nationalen« und suchte sie, dem Zuge der Zeit folgend, vornehmlich in der Geschichte. Was andere achtlos übergingen, oder was sie verdarben, griff er mit Vorliebe auf. So korrigierte förmlich sein »Weiser Oleg« die misratene Ballade des Rylejev, so fiel ihm der Vers aus dessen »Vojnarovskij« von der Frau des Märtyrers Kočubej und ihrer verführten Tochter auf die Nerven. Wie konnte ein Dichter an solchem Grauen vorübergehen; er fand dies unverzeihlich und dichtete (1825, gedruckt 1829) seinen »Masepa«, den er, um nicht mit Byron zu kollidieren, zu »Poltava« umnannte, zu eigenem Schaden, denn die Haupt- und Staatsaktion Poltava füllt nur den dritten Gesang aus, während die beiden ersten gewidmet waren dem Hetman und seinem Verhalten zu dem alten, reichen Kočubej und dessen junger und schöner Tochter, die in Liebe zu dem Todfeinde und Henker ihres Vaters, zu dem greisen Hetman, entbrennt. Das psychologische Rätsel hat auch Puschkin ungedeutet gelassen, aber dafür, sowie dafs unerwartet der Privatkonflikt in die Verherrlichung Peters des Grofsen übergeht, entschädigte der Dichter durch den wunderbaren Wohllaut des Verses, durch die scharf umrissenen Gestalten, die wie lebend hintreten; der Stil ist völlig verändert. Mit den einfachsten Mitteln, mit einer förmlich gesuchten Natürlichkeit, mit einer Kunstlosigkeit, die gröfste Kunst ist, erzählte und schilderte er in raschem Tempo, mit lose hingeworfenen Zügen, die doch die gröfste Klarheit, epische Deutlichkeit ergaben; die Schilderung der Landschaft der Ukraine, des Zaubers ihrer stillen Sommernächte, des heifsen Tosens der Schlacht verrieten die sichere Hand des Meisters. Nur Masepa ist zum konventionellen Bösewicht geworden, nur seine Maria, die Ophelia des dritten Gesanges, eine romantische Schablone. Zugleich war das Gedicht, nach allen den poetischen Mifsgeburten der Lomonossov usw., eine erste und bis heute einzige, unübertroffene Petriade.

Schon vorher hatte er Gelegenheit gefunden, in seinen »Stanzen« (1826) Peter zu verherrlichen: den Anfang der Regierung von Nikolaus wie von Peter hätten Aufruhr und Hinrichtungen verdunkelt, er hofft und wünscht für die Zukunft gleiche Unermüdlichkeit, Festigkeit, Nichtnachtragen des Ver-

gangenen, — von den eigenen liberalen Anwandlungen nahm er endgültig Abschied. Und bald ergab sich in gewohnter litterarischer Polemik zu einer Petriade neue Gelegenheit. Der polnische Dichter Mickiewicz, sein einstiger Bekannter von Moskau und Petersburg her, hatte dem offiziellen Rufsland Urfehde in seinem »Petersburg« angesagt, hatte sich und Puschkin vor das Denkmal Falconnets hingestellt und dem Dichter Dekabristenphrasen in den Mund gelegt, hatte schmählich zerzaust den Glanz und die Würde des nordischen Babel, des Bauwerkes von Teufeln, seiner Wachtparaden, seiner Lakaien und Speichellecker. Puschkin nahm in seinem »Ehernen Reiter«, d. i. dem Falconnetschen Bild, den Fehdehandschuh auf, 1833 und 1834; er pries den Gedanken, der eingab die Gründung der Stadt, des Nordens Zier und Wunder: »Ich liebe dich, Schöpfung Peters, deine Sommer ohne Nächte, deinen Winter, die kriegerische Lebendigkeit deiner Marsfelder (vorher hatten wir es über die »rasvody« Alexanders I. ganz anders bei Puschkin gelesen), die zerrissenen Fahnen, die durchschossenen Blechmützen deiner Soldaten usw.; sei schön, Stadt Peters, und stehe unerschütterlich wie Rufsland.« Es folgte die Beschreibung der grofsen Überschwemmung von 1824 und einer wahren Episode: ihr Held verliert seine Geliebte in der rasenden Flut; wahnsinnig vor Schmerz, droht er, vor dem Denkmal angelangt, dem Erbauer der Stadt und glaubt sich von dem Standbilde des Zaren, er, der ohnmächtige Wurm, verfolgt. In die Komposition schlug noch anderes herein, was nicht auf Mickiewicz oder Petersburg, wohl aber auf Peters Zertrümmerung der altadligen Prärogativen gemünzt war. Solches verzieh nicht der Bojarensprößsling, der sich immer weiter zu einem Hochtory entwickelte — in Rufsland, wo administrative Willkür über alle »Rechte« und »Gefühle« einfach hinwegtritt! Einzelheiten des Gedichtes, seines Planes, seiner Redaktionen sind widerspruchsvoll.

Das Recht des Dichters, moderne gesellschaftliche Typen und Probleme zu behandeln, während die Kritik das »Nationale« ausschliefslich beim niederen Volke oder in der Vergangenheit suchen liefs, wahrte sich Puschkin ausdrücklich. Seine Lieblingsschöpfung, zu der er womöglich auch noch nach ihrem Abschlufs zurückgekommen wäre, die jahrelang sein episches und lyrisches Schaffen begleitete, »Oniegin« ist eben der Roman aus der Ge-

sellschaft. Es ist dies zugleich der erste russische Roman; die vorherigen eines Ismailov oder Narieżnyj waren didaktisch-satirische Sittenschilderungen. Dem »Oniegin« fehlt zum ersten Male jegliche didaktische Tendenz, allerdings nicht die satirische, denn »gallige« Stimmung herrschte zu Anfang entschieden vor; der Dichter drängte sie erst später ebenso entschieden zurück. Von einem objektiven Roman unterscheidet sich »Oniegin« neben seiner Versform durch den starken subjektiven Einschlag, die lyrischen und satirischen Digressionen, die stellenweise seinen Gang zu überwuchern drohten, die in der späteren Redaktion wesentlich gekürzt wurden. Statt Strophen wurden mehrfach ihre Nummern eingesetzt, die Strophen selbst blieben fort oder wurden nicht zugeschrieben; so erging es sogar dem ganzen achten Gesang (»Kapitel« nannte sie Puschkin zum Mifsfallen der ganz deroutierten Kritik, die sich an Äufserlichkeiten stiefs, weil sie das Ganze nicht zu würdigen vermochte); Oniegins Reisebilder hätten die Haupthandlung nur retardiert.

Nach der eigenen Definition des Dichters ist »Oniegin«, an dessen neun bez. acht Kapiteln er von 1823 bis 1831 arbeitete, »Sammlung bunter Abschnitte, halb komischer, halb trauriger, volkstümlicher und idealer, sorglose Frucht meiner Spiele, schlafloser Nächte, leichter Begeisterung, unreifer und abgewelkter Jahre, kühler Beobachtungen des Verstandes und bitterer Wahrnehmungen des Herzens.« Der Plan wurde noch unter Byrons Einflufs gefafst, nach dessen »Beppo« und »Don Juan«; aber während »Beppo« noch nach Jahren bei ihm fortwirkte in dem komisch-skabrösen, vortrefflich erzählten »Graf Nulin«, einer Parodie des Lukretiastoffes (Lukretia erwehrt sich mit einer kräftigen Ohrfeige, aber ihr Mann kommt doch zu seinem Kopfschmucke), und im »Häuschen von Kolomna« (Einschmuggeln des Geliebten als Köchin, Tableau bei seiner Entlarvung), verlor sich der Einflufs des »Don Juan« rasch und gründlich; denn einmal bot Puschkins Roman — wiederum im strikten Gegensatze zu der bisherigen Übung, die vom Roman merkwürdige Abenteuer à la Don Juan unbedingt erforderte — keinerlei Überraschungen, hielt sich an die einfachste Prosa alltäglichen Lebens; anderseits fehlten seiner Satire höhere Ziele, sie focht nur unbedeutenden, meist litterarischen Straufs aus — in Rufsland! Wir machen die Bekanntschaft eines jungen Mannes, eines

Produktes moderner Verziehung, der hauptsächlich für das Studium der ars amandi sich vorbereitet hat, aber vorzeitig dem Spleen verfällt, daher mit Freuden Petersburg verläſst, als ihn die reiche Erbschaft aufs Land ruft. Schon nach drei Tagen stellt sich der Spleen auch auf dem Lande ein. Einige Zerstreuung gewährt die Bekanntschaft mit dem aus Deutschland frisch heimgekehrten, für Burschenherrlichkeit, Schiller und Kant schwärmenden Lenskij, der seinen Gutsnachbar in der Familie Larin einführt. Hier sind zwei Töchter, die eine ein »reizender« Backfisch mit dem hübschen Gesicht, so rund »wie der dumme Mond auf dem dummen Horizont«, Gegenstand heiſser Liebe des Lenskij; die ältere, Tania, weniger hübsch und frisch, schweigsam, scheu, verschlossen, mit eigensinnigem Kopf und Herz, unverstanden in der schalen Umgebung, sich aus ihr heraussehnend, mit lebhafter Phantasie, klugem, energischem Willen, — das erste und für lange Jahre einzige, im Grunde bis heute nicht übertroffene Bild eines russischen Mädchens, zu dem wir höchstens Doubletten bei Turgeniev, z. B. Asia und andere, finden werden; reiche und alte Litteraturen müssen die russische um dieses Frauenbildnis beneiden. Die Schöpfung der Tania allein würde Puschkin über alle Vorgänger und die meisten Nachfolger hoch erheben. Schon hier fällt auf, was uns bei Turgeniev, einem Puschkin in Prosa, immer wieder begegnen wird: die Unbedeutendheit des Mannes gegenüber der Frau, als rächte sich auf den höheren Stufen der Gesellschaft die ganz untergeordnete Rolle der Baba, des Weibes, beim Volke. Auf das naive Dorfkind macht das Opfer der ihr ganz neuen Modekrankheit tiefsten Eindruck. Der oder keiner, das ist Schicksalsfügung, ich bin die deine, sei du mein Schutz hier, wo ich allein bin, mich niemand versteht, mein Verstand erschlafft und ich zu schweigendem Untergange verurteilt bin. Das gesteht sie Oniegin in dem Briefe, der den Vergleich mit dem Brief Julias aus dem »Don Juan« wohl aushält. Aber Oniegin weicht ihr aus; er will sie nicht an sein »erloschenes« Herz fesseln, sie ist ihm eben nicht interessant genug, er selbst zu ehrenhaft, nur den Herzensbrecher zu spielen. Oniegin muſs dann die Gegend verlassen wegen seines Duells mit Lenskij und trifft nach einigen Jahren Tania in Petersburg wieder. Die umsonst Schmachtende, Unglückliche, ganz Vereinsamte war von den Muhmen und Basen nach Moskau

gebracht und schliefslich an eine reiche Exzellenz verheiratet worden und erglänzt jetzt als Stern am Petersburger Himmel. Nun berückt ihr Glanz Oniegin, er macht ihr den Hof, gesteht ihr seine Liebe; da nimmt sie Revanche, freilich auf Kosten ihres Glückes: auch sie liebt ihn, wie früher, aber ebenso unerschütterlich ist ihr Entschlufs, ihrem Manne die Treue zu wahren und mit Oniegin für immer zu brechen, und sie ist Mannes genug — in Rufsland möchte man vielleicht lieber sagen: Weib genug —, die Leidenschaft niederzukämpfen und wird nicht als Anna Karenina endigen. Der Roman »Oniegin« wird zu einem Roman »Tania«, sie ist die Hauptfigur, schon ihres moralischen Wertes wegen; die ursprüngliche Anlage verschiebt sich somit völlig. Der Erfolg des Romans, dessen einzelne Kapitel 1825—1832 erschienen, war ein ganz ungleichartiger. Die ersten Gesänge entzückten wegen ihrer Digressionen, lyrischer Intermezzos und galliger Ausfälle; die späteren, mit den künstlerischen Einzelbildern des Landlebens, mit dem immer objektiveren Schaffen, enttäuschten die nur für romantische Subjektivität empfänglichen Leser immer gründlicher. Gegenüber dem raschen und starken Reifen des Talentes sprach man nur von einem endgültigen Verfall desselben. Der Dichter war mit seinem Werke, ein bei ihm seltener Fall, zufrieden und sprach mit Gelassenheit »von den Almanachen und Journalen, die mich heute so scharf schelten und mir einst nur Madrigale boten: é sempre bene, meine Herren!« Nur konnte nicht geleugnet werden, dafs der Held selbst, obwohl eine Lieblingsfigur des Dichters, im Verlauf der Kapitel deklassiert worden ist. Wir hätten in ihm mehr vermutet, schon weil er sich offen als Sprachrohr des Dichters hinstellt, z. B. in jener schroffen Verurteilung der russischen Litteratur, aus dem »Album Oniegins«: »Wo sind ihre eigenen Werke? Sie berühren uns heimisch durch ihre Sprache; aber kann dies genügen? Die Prüfung unserer Gedanken, unserer Erfahrung schöpfen wir doch nicht aus den verwilderten Übersetzungen oder den späten Nachzüglern, wo russischer Verstand und Geist, Fibelweisheit wiederholt und für zweie lügt. Wahrlich, nett ist der russische Helikon!«

Ein von der Kritik und dem Publikum gleich heifs ersehntes nationales Werk war zum ersten Male geschaffen, aber achtlos ging man an ihm vorbei wegen der engherzigen Fassung des

Begriffes »national«. Solcher hatte auch Puschkin gehuldigt, als er 1825 seine dramatische Chronik, den »Boris Godunov« schrieb. Dem Epiker fehlte allerdings dramatisches Talent völlig, brachte er es doch über sich, den Inhalt von »Maſs für Maſs« episch nachzuschaffen, in seinem »Angelo« aus den späteren Jahren! Sein »Boris Godunov« ist die gröſste poetische Huldigung, dargebracht dem Karamsinschen Geschichtswerke, eine Frucht von dessen eingehender Lektüre, formell den Shakespeareschen Königschroniken nachgeahmt, nur noch loser, undramatischer gebaut, ohne jegliche Einheit; die Szenen hätten beliebig früher einsetzen können, z. B. in Uglič, und konnten nach Belieben fortgesetzt werden; ihre Grenzen sind willkürlich, d. i. chronologisch. Puschkin griff den einzigen dramatischen Stoff der altrussischen Geschichte heraus; wir sagen den einzigen, weil nicht einmal Iwan der Gestrenge oder Peter der Groſse dramatisch wirken können; es fehlt ihnen nämlich an jeglichem Partner, das Abschlachten wehr- und willenloser Herden ist noch lange nicht dramatisch; dramatische Spannung verliert sich in Räumen, deren einzige, allerdings unüberwindliche Stärke ihre Distanzen ausmachen, daſs von einem Gedanken zum nächsten fünftausend Werst dazwischenliegen, wie Viasemskij spottete. Puschkin war nicht der erste Bearbeiter des Stoffes; seit Ssumarokov und Narieżnyj hatte man den falschen Demetrius auf die Bühne gebracht, und nach Puschkin haben es die Tolstoj, Ostrovskij usw. immer wieder versucht, doch hat niemand Puschkin übertroffen. Der Schillersche »Demetrius« ist vom 2. Akte ab ein bloſses Märchenspiel aus dem Orient, das zufällig historische Namen trägt, und kann mit dem Realismus Puschkins keinerlei Vergleich eingehen.

Ein Kaleidoskop historischer Szenen ist der »Boris«. Jede einzelne Szene ist von wunderbarer packender Treue, Wahrheit, Einfachheit; alles durchglüht von der Sympathie des Dichters für den Stoff; »c'est une œuvre de bonne foi«, konnte er mit Fug und Recht sagen. Über die Auffassung der einzelnen Charaktere werden wir nicht mit ihm streiten; uns befriedigt, daſs er nicht bloſse Typen, Bösewichte, Ehrgeizige, Heuchler, wozu der Stoff leicht hätte verführen können, sondern Individuen schafft, Menschen mit Fleisch und Blut, vielförmig wie im Leben. Ebenso lassen wir einige Anachronismen durchgehen, werden

wir doch mehr als entschädigt durch die intensive Vision dieses Altertums, die hundertjährige Entwicklung, wenn auch idealisierend, mit aufserordentlicher Prägnanz erfafst, z. B. die herrliche Szene in der Klosterzelle, wo der Mönch-Annalist seine Auffassung der Welt und seines Werkes entwickelt; die Volksszenen in der Schenke an der litauischen Grenze wie in Moskau können mit Shakespeareschen rivalisieren. Ein wahres Wunder schuf er dann in der Sprache, die bisher kein »Dichter« der alten Zeit hatte anpassen können; wie Karamsin in den Stil der Chroniken förmlich hineinkam, so läfst er seine Personen einfach, kräftig, altertümlich sprechen und steigert nur unsere Illusion. Und doch zögerte der Dichter, wie der Erfolg zeigte, mit Recht, mit der Herausgabe des Dramas, die erst 1831 erfolgte und ein völliges Fiasko ergab. »Unser scheuer Geschmack wird echte Romantik nicht vertragen,« schrieb er 1825. Auf die Bühne fand er überhaupt keinen Weg, wenigstens für Dezennien nicht; das Publikum stiefs sich an der scheinbaren Kühle, d. i. an der Objektivität des Dichters, die Kritik an dem Mangel eines deutlichen Planes, an der Aufserachtlassung der einfachsten dramatischen Forderungen, dafs der Dichter die verschiedensten Szenen in demselben reinen, strengen Stil von klassischer Einfachheit durchführte; dafs er der erste war, der vollendete Bilder altrussischen Lebens — nicht umsonst war das Drama dem Andenken Karamsins gewidmet — zeichnete; dafs Personen dieser Szenen zu faszinierender Lebenswahrheit sich erhoben, beachtete die voreingenommene, Puschkin bereits gram gewordene Stimmung der zünftlerischen Kritik nicht.

Diese dramatischen Szenen weckten Lust zu anderen; doch sollten keine gröfseren Gemälde komponiert werden; es verblieb bei einzelnem Detail. Die Szene aus Faust z. B. gab einen Dialog zwischen Mephisto und einem nicht Goetheschen, sondern eher Byronischen Faust, einem von Langeweile angeekelten Pessimisten des XIX. Jahrhunderts; »der geizige Ritter« wies die Übermacht des gleifsenden Goldes über den in sein Zaubernetz Verstrickten in fast grandiosen Umrissen; die interessanteste ist »Mozart und Salieri«: der Gegensatz zwischen dem gottbegnadeten, sich sorglos gehen lassenden, jugendlich-leichtsinnigen Genius und dem Talente, das jeglichen Fortschritt im Schweifse des Angesichts mühevoll sich erkämpft, das über diese ungerechte

Verteilung der Gaben murrt, weil diese Gaben nicht das aufopferungsvolle Sichabmühen, wohl aber das Haupt eines tollen Müſsiggängers krönen; eine ganz unverbürgte Anekdote, wie der Brotneid den Handwerker zum Verbrechen an dem Künstler trieb, gab den Anstoſs. Im »Steinernen Gast« ist die Herzensbrecherei des Don Juan meisterhaft geschildert, mustergültig der Wohllaut der Verse. Unvollendet blieb »Die Nixe«, wie das Libretto zu einer Oper aus einer Volkssage, die auch Mickiewicz bearbeitete: wie die Verlassene, Nixe geworden, den Ungetreuen herabzieht in ihr Element; der Schluſs ist erst unlängst gefunden und gab Anlaſs zu langatmigen Erörterungen.

In der »Nixe« streifte der Dichter volkstümliche Töne; falsch orientiert von der Kritik über Nationales, d. i. Volkstümliches, suchte er sich mit der russischen Märchen- und Liederwelt, die ihm während seiner Jugendjahre so gut wie verschlossen war, jetzt zu befreunden; er sammelte selbst aus dem Volksmunde Lieder und brachte Märchen in Verse. Gerade die ersten, schwächsten Versuche, wo er noch gar nicht den richtigen, epischen Ton zu treffen vermochte, dem Stoffe skeptisch gegenüberstand, seine Ratlosigkeit unter Ironie verbarg, gefielen am allerbesten, schienen neue poetische Offenbarungen, eröffneten die Perspektive auf »nationale« Poesie. Aber Puschkin erstarkte rasch. Die letzte Skaska vom Fischer und Fischlein (1833) wahrte volkstümliches Kolorit nicht nur in Äuſserlichkeiten, sondern im Ton und Geist des Ganzen.

Neben diesem Ringen mit der epischen Muse, auch in den Dialogen und Monologen seiner dramatischen Versuche, wobei der dichterische Proteus eine erstaunliche Gewandtheit im Beherrschen der verschiedensten Stoffe und Formen siegreich bewies, ging lyrisches Schaffen ununterbrochen einher, das Schaffen eines echten »Gelegenheitsdichters«, der nur auf bestimmte Eindrücke reagiert, nicht in unbeschränktem Belieben erotische, bakchische und andere Stoffe variiert. Wahre Perlen der Lyrik sind es, vollendet im Ausdruck, klar bis zur Durchsichtigkeit, tief und wahr gefühlt, die erotischen von einer Zartheit, Keuschheit und Innigkeit, die nichts von der ausgelassenen Sinnlichkeit seiner Jugendlyrik hat; alle überraschend durch ihre Vielseitigkeit, gerichtet an die Jugendfreunde aus dem Lyzeum, sogar ans Meer, um mit den Sänger des Meeres, Byron, zu feiern, »der,

wie du, machtvoll, tief und düster, wie du, durch nichts gebändigt«. Besonders bezeichnend sind die Geständnisse des Dichters über seinen Beruf. Er teilt die romantische Auffassung von der außerordentlichen Weihe des Dichter-Sehers, von der Niedrigkeit des Pöbels, zu dem sich der Seher herablasse, ihm die Weisheit zu künden, die Wege zu weisen; er schätzt seine Illusionen hoch ein, tauscht sie nicht aus gegen vulgäre Wahrheiten. »Verwünschet sei der Wahrheit Licht, wenn es dem kühlen Mittelmaß, dem Neidischen, dem Skandalsüchtigen müßig zu gefallen sucht. Nein, über Haufen niederer Wahrheiten gilt mir mehr der uns erhebende Trug.« Er verachtet die Menge, den Taglöhner, den Knecht seiner Notdurft und Sorgen. »Wir Dichter sind geboren für Begeisterung, für süße Töne, für Gebete, nicht um die Menge zu bessern oder zu belehren oder ihren Kehricht abzufegen. Der begeisterte Dichter fliehe die Menge, streng und wild, voll der Töne und der Verwirrung, schätze nicht hoch die Liebe des Volkes ... du bist ein Herrscher, lebe allein, fordere keinen Lohn für deine edle Leistung, du trägst ihn in dir, du bist dir dein höchstes Gericht und sei du nur mit deinem Werke zufrieden, laß es die Menge schelten, speien auf den Altar, wo dein Feuer brennt und deinen Dreifuß in kindischem Spiel erschüttern.« Diese Gleichgültigkeit gegen das Urteil der Menge entstellt sogar sein poetisches »Denkmal«, das er sich, Horaz nachahmend, selbst gesetzt hat: »Non omnis moriar, berühmt bleibe ich, solange auf dem Erdenrund ein Dichter überleben wird, mein Ruhm wird das weite Rußland durchwandern. Lange wird mich mein Volk lieben dafür, daß ich edle Gefühle mit meiner Laute weckte, daß in den harten Zeiten die Freiheit ich besang (in der ursprünglichen Fassung: daß ich Radischčev folgend, Freiheit besang) und Gnade für die Gefallenen erflehte. Fürchte dich nicht, o meine Muse, vor Unbill, da Kränze du nicht verlangst, nimm gleichgültig hin Lob und Nachrede und streite nicht mit dem Dümmling«. Diese Gleichgültigkeit war allerdings nicht ganz aufrichtig gemeint; der in der Jugend vom Beifall so Verwöhnte empfand die zusehends wachsende Gleichgültigkeit und die abfälligen Urteile bitter, wie er überhaupt als Mensch ein ganz anderer war, denn als Dichter. Er sprach es ja frei heraus: »Solange Apollo — mythologischen Arabesken hat er nie ganz entsagen können — seines Dichters zum geheiligten

Opfer nicht bedarf, versenkt sich dieser kleinmütig in Sorgen eitler Welt, es schweigt seine Laute und schläft kühl seine Seele, und unter allen nichtssagenden Kindern der Welt ist das nichtssagendste vielleicht er.« Es wundern uns nicht seine bitteren Klagen über das Leben. »Fruchtlose, zufällige Gabe, wozu wardst du mir verliehen? Kein Ziel sehe ich vor mir, öde ist das Herz und leer der Kopf, und es erfüllt mich mit Qual das eintönige Rauschen des Lebens. Und doch, warum ängstigt mich in der schlaflosen Nacht des Lebens Mäusegelaufe, — ein Vorwurf des verlorenen Tages?« Schon 1829 tauchen bestimmte Ahnungen eines frühen Todes auf.

Je seltener Puschkin in den späteren Jahren seine Poesie kommandierte, desto eifriger wandte er sich der verachteten Prosa zu; er glaubte, etwa wie Gogol, an seinen Beruf als Historiker, doch kam aufser Materialiensammlungen zu Peter dem Grofsen, zum Pugačevschen Aufstand, nichts heraus. Dafür versuchte er sich in prosaischen Erzählungen nicht ohne Glück. Der frühere Dichter des Oniegin wandte sich von zeitgenössischen Problemen immer entschiedener ab; es beschäftigten ihn zwar moderne, echt russische Motive, aber entweder trat er sie anderen ab (Gogol) oder er liefs die Sachen, kaum angefangen, wieder stehen. Dagegen zog ihn historische Belletristik an; zum russischen Walter Skott fehlte ihm schon das Zutrauen zur Prosa: gegen den machtvollen Schwung seiner Verse sticht die klare, aber förmlich behutsam tastende, schmucklose Sprache seiner Erzählungen ab. Die Stoffe wählte er aus den ihm vertrautesten Epochen, wie Peter der Grofse seinem Araber die Bojarentochter freite (unvollendet, mit interessantem anekdotischen Beiwerk), und aus der Pugačevsčina, »die Tochter des Kapitäns«, mit dem Tugendhelden und seiner obligaten Belohnung; das Milieu ist aufserordentlich charakteristisch wiedergegeben. Die »Erzählungen Bielkins« sind mehr Anekdoten, gruseliger und sentimentaler Art, nicht ohne Reiz erzählt; »Pikdame«, eine Spielergeschichte, mutet uns wie T. A. Hoffmann, für den man in Rufsland bald schwärmen sollte, an; sie fand auch den gröfsten Leserkreis. Das Allerinteressanteste wären freilich die »Annalen des Dorfes Gorochino«, auch eine Beleuchtung der Leibeigenschaft; leider brechen sie rasch ab. Noch näher als diese historischen, durch kaiserliche Gnade reich dotierten Studien und belletristischen

Versuche lagen ihm publizistische; er beteiligte sich an Moskauer und Petersburger Journalen und erhielt schliefslich die Erlaubnis, einen unpolitischen, nur litterarischen »Zeitgenossen«, der seinen Namen wie »canis a non canendo« getragen hätte, herauszugeben, in dem er auch eine Stätte autoritativer litterarischer Kritik schaffen wollte, um sie Pedanten und unberufenen Händen zu entreifsen. Er hatte mit seiner Quartalsschrift keinen Erfolg, trotzdem er die besten Litteraten um sich gruppierte; erst nach Jahren, als der »Zeitgenosse« in die Hände der Jugend gelangt war, sollte er den ungeahnten, tonangebenden Einflufs erreichen, den wir mit diesem Namen unzertrennlich verknüpfen.

Ohne dafs der Dichter es geahnt hätte, ohne dafs er sich nur Rechenschaft gab, wäre er schrittweise, aber unaufhaltsam — die echt russische Verwandlung des Sängers der Freiheit — fast zu einem Verherrlicher der Gensdarmen geworden. Vergebens wehrte er sich dagegen und bekannte, der Dichter wäre geboren »nicht für des Lebens Wirren, für Eigennutz und Kämpfe, nur für Begeisterung, für süfse Töne und Gebete«. Die abschüssige Bahn, die er einmal betrat, führte ihn immer tiefer hinab. Weniger freilich in der Poesie, deren Quell in dem frühe Alternden langsam bereits zu versiegen begann. Immer seltener besuchte ihn die Muse nach 1831, und einige dieser Besuche hätte sie sich sogar ersparen können, obgleich deren Erfolge gerade sehr populär wurden. Anders, richtiger, urteilte Viasemskij über diese Lakaienpoesie auf Knien, über dieses Besingen der Henker; anders Mickiewicz, der für seine einstigen Freunde fürchtet, ob sie nicht, entehrt durch Titel oder Orden, ihre freie Seele dem Zaren verkaufend, mit feiler Zunge seine Triumphe feiern. Desto mehr dafür in der Prosa. Freilich wurde Puschkin jede publizistische Tätigkeit, die ihn schliefslich den Bulgarin und Greč hätte beigesellen müssen, verweigert, aber sein Streben nach einer vernünftigen Aussöhnung mit der unerbittlichen Realität des Nikolaitischen Systems führte ihn zu den bedenklichsten Konzessionen. Es gab für ihn bereits keine Schmach mehr in der unbedingten Hingabe an die Autokratie, sofern sie die nationalen Bedürfnisse achtet und fördert. Vor Tische hatten wir über Autokratie bei ihm anders gelesen. Zu dieser politischen Häutung Puschkins, der unerfreulichsten seiner Häutungen, war es auf folgende Weise gekommen.

Wir hatten seine Biographie bei seiner Verbannung nach dem Süden verlassen; Konflikte mit dem neuen Vorgesetzten, Grafen Voronzov, auf den er das unvergängliche Epigramm schmiedete (von dem Halbmylord, Halbkaufmann, Halbweisen usw., nur Schuft wird er hoffentlich ganz); eine im Brief aufgefangene »Gotteslästerung« bewirkten, daſs der »Unverbesserliche« auf sein väterliches Gut verbannt wurde; in dessen Einsamkeit fand er Sammlung und nötige Muſse für ausgebreitete historische und litterarische Studien, um sich auf die Höhe der Zeit zu stellen; hier überdauerte er den Dekabristenputsch und dessen erste Folgen, und von hier aus bat er um Aufhebung seiner Acht. Einen Monat später holte ihn der Feldjäger nach Moskau zu Kaiser Nikolaus, September 1826, mit dem er sich offen auseinandersetzte. Der Kaiser bezeichnete ihn als einen der gescheitesten Menschen in Ruſsland und betraute ihn mit einem Memoire über Volkserziehung, erbot sich zugleich selbst Zensor seiner Schriften zu sein, gestattete bald darauf den Aufenthalt in den Residenzen. Es mehrten sich schlieſslich die Zeichen kaiserlicher Huld, er wurde wiederum dem Auswärtigen Amt zugeteilt, bekam Zugang zu den Archiven, bereiste die Stätten des Pugačevschen Aufstandes, alles mit Erlaubnis; als er einmal ohne solche von Petersburg nach Moskau reiste, wurde er von der III. Abteilung moniert. 1833 wurde er sogar Kammerjunker, d. h. mit 35 Jahren dasselbe, was sein Freund Viasemskij mit 18 Jahren geworden war.

Puschkin söhnte sich langsam mit dem neuen System aus, denn dem Dichter spielte seine Phantasie einen schlimmen Streich. Das ritterliche Gebaren des Kaisers, dessen Festigkeit und guter Wille, der äuſsere Glanz Ruſslands, sein unermeſsliches Prestige blendeten und bestachen den Patrioten und Konservativen, der bald einen Ton traf, eines Dieržavin würdig; so schleuderte er 1831 gegen Europa die Invektiven: »Ihr drohet uns mit Worten, versucht es mit der Tat! . . . oder ist etwa des Russenzaren Wort schon machtlos geworden? oder ist uns etwas Neues, mit Europa zu streiten? oder ist schon der Russe entwöhnt der Siege? oder sind wir etwa wenig? oder wird nicht von Permien nach Tauris hin, von Finnlands kalten Felsen bis zur flammenspeienden Kolchis, von dem erschütterten Kreml bis zu des unbeweglichen Chinas Mauern Ruſsland auferstehen, blitzend mit seinen Borsten

von Stahl? Schickt nur, ihr Redner, zu uns eure erbosten Söhne, wir haben Platz für sie auf Rufslands Feldern, inmitten ihnen wohlbekannter Gräber!« So vollzog sich der Übergang des Exdekabristen — gestand er doch offen dem Kaiser, er hätte zu »ihnen« gehalten, in das offizielle Lager.

Leicht wurde es ihm nicht. Sogar die Gnade des Kaisers, als Zensor zu fungieren, bedeutete für ihn nur eine neue Last, band ihn von vornherein, gewährte ihm höchstens die Befriedigung, dafs sein »Boris Godunov« ohne Streichungen herauskam, sonst blieben die Anstände mit der Zensur und mit der dritten Abteilung die alten; es blieb bei der geheimen Polizeiaufsicht, es halfen sogar keine Listen, z. B. das Schimpfen auf Radischčev, den er so hoch verehrte, um nur den Namen und das Werk öffentlich besprechen zu können. Und doch konnte Puschkin, dem wir die scharfen poetischen Episteln »An den Zensor« verdanken, behaupten, dafs Zensur etwas Vernünftiges oder Berechtigtes wäre! So setzte sich sein Konservatismus über Logik und Wirklichkeit hinweg. Er machte die Entwicklung eines Karamsin durch, entpuppte sich schliefslich als derselbe Verehrer von Autokratie und ihrer untrennbaren Attribute, Knute und Zensur, ein tief religiöser und hochkonservativer Räsonneur; russischer Liberalismus pflegt immer stark abzufärben, nicht nur bei Gesindel, wie Bulgarin und Greč. Ständische, aristokratische, reaktionäre, bigotte Tendenzen machten jetzt den Grundzug seines sozialen, politischen und religiösen Charakters aus. Die Aufrichtigkeit seines Wechsels bezweifeln wir weniger, wir beklagen nur, dafs der Sänger der Freiheit sich ohne jede Reserve in den Dienst des Zaren statt in den des Vaterlandes (aber diese Verwechslung ist ständig in Rufsland) stellte — ein gütiges Schicksal bewahrte ihn schliefslich vor der letzten Erniedrigung. Puschkin war auf dem besten Wege, sich den heifsersehnten Kammerherrntitel, neue Pensionen und Orden, die Gicht und die Gleichgültigkeit, wenn nicht Verachtung jedes Anständigen zu erwerben, da machte die Kugel eines gemeinen Abenteurers seinem unruhigen, gequälten Leben ein Ende.

Es strafte sich bitter, dafs er vom Baume der Erkenntnis gekostet hatte; der Rückschlag nach 1825, da sich alles feige verkroch, hat auch ihn beileibe nicht verschont. Jener Dezembertag rächte sich nicht nur an seinen unmittelbaren Opfern, sondern

an Rufsland, dessen Entwicklung auf Dezennien zurückgedreht wurde, und an seinen besten Söhnen, die, aus ihrer Bahn herausgedrängt, in Apathie versanken oder in unruhiger, nervöser Hast, Dilettanten der Kunst, Wissenschaft, Philanthropie, sich über die Zwecklosigkeit ihres Treibens hinwegzutäuschen versuchten: die Fürsten Orlov (der »Chemiker«, einst General, der »Rhein« des Arsamas) und Odojevskij, Alexander Turgeniev u. a.; andere verloren sich in Mystik: Küchelbeker, der zweite Odojevskij, Ivaschev (letztere drei sind Dekabristen) oder bereiteten platonischen Abfall zum Katholizismus vor, wie Čaadajev, oder wurden wirklich Katholiken, wie die Jesuiten Pečerin und Gagarin; noch andere betäubten sich in Orgien und Kartenspiel — auch dieses Mittel versuchte Puschkin; der moralische Halt ging allen verloren, dafür war man jetzt gerettet von dem »kläglichen Geist des Zweifels und der Verneinung«, von dem »kalten Skeptizismus der französischen Philosophie, von den berauschenden und schädlichen Träumereien, welche einen so entsetzlichen Einflufs auf die schönste Blüte der vorausgegangenen Generation gehabt haben« — alles Puschkins Worte. Damit betörte er nur sich selbst — doch nicht vollständig. Die letzten zehn Jahre seines Lebens, von wenigen Lichtpunkten abgesehen — namentlich liefs ihn angestrengte litterarische Tätigkeit in den Herbstmonaten, seiner liebsten Schaffenszeit, in Boldino z. B. 1830, alles vergessen —, rieben ihn nur vorzeitig auf, in steter Unruhe, im Aufnehmen der verschiedensten Pläne, Teilnahme an den Kriegsoperationen, Reisen usw., in ständigem Wechsel des Aufenthaltsortes, in täglich steigender Unzufriedenheit mit sich selbst, mit der ganzen Umgebung, die schliefslich zu der Katastrophe trieb.

Sogar die litterarische Arbeit gewährte immer weniger Befriedigung, denn der Beifall weniger Gleichgesinnter konnte ihm die völlige Entfremdung des grofsen Publikums nicht ersetzen. Die Gründe dieser Entfremdung waren durchaus nicht willkürliche, zufällige, unberechtigte. Man konnte sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, dafs der liberale, oppositionelle, revolutionäre Sänger zu einem lammfrommen Bekenner von Orthodoxie und Aristokratie geworden war; man sah darin eine Abtrünnigkeit und witterte, zu Unrecht, egoistische Triebfedern. Die Gedichte, in denen sich Puschkin des Vorwurfes, Schmeichler geworden zu sein, erwehrte, blieben wie das Wertvollste seines

Schaffens damals unveröffentlicht. Anderseits enttäuschte die ganze Richtung des Dichters, war man doch noch im Banne romantischer Überschwenglichkeiten, die ja gerade »Der Gefangene vom Kaukasus«, »Die Fontäne von Bachčisaraj« usw. heraufbeschworen hatten. Die Evolution des Dichters, der sich von diesem Überschwange bald befreit hatte, machte man nicht mit; Puschkins eigenes Urteil: »Ruslan« ist kühl, der »Gefangene« unreif und vor der Poesie des Kaukasus die reinste Golikovsche Prosa, der Chan — in der »Fontäne« — lächerlich melodramatisch, hätte dieses Publikum niemals gelten lassen. Je reifer, abgeklärter, objektiver, formvollendeter Puschkins Schaffen wurde, desto weniger entsprach es dem naiven, melodramatisch-romantischen Zuge der Zeit; seine Lyrik schien verstummt — ihre schönsten Produkte, die Verse an den Kaiser, an Mickiewicz u. a., blieben ja unveröffentlicht. Die epischen und dramatischen Sachen, die nach »Poltava« erschienen, fanden immer entschiedenere Ablehnung; erbärmliche Dutzendware eines Bulgarin oder Sagoskin fand ungleich gröfseren Zulauf. So gingen die Wege des Dichters und des Publikums immer mehr auseinander. Erst der tragische, unerwartete Verlust, die allgemeine Auffassung von fremden, niedrigen Intrigen, die allein den Tod des Dichters verschuldet hätten, söhnten das Publikum mit seinem einstigen Liebling wieder aus, und an seiner Bahre flammte die alte Sympathie noch einmal mächtig auf.

So schwankte schon bei den Zeitgenossen das Urteil über den Dichter, und der Kampf um Puschkin blieb auch für die Folge bezeichnend. In den vierziger Jahren deutete der Kritiker Bjelinskij die Schönheiten seiner Werke als ihr begeisterter Verehrer, aber schon er betonte die Kunst des Dichters als eine blofs historische und ein ausschliefsliches Dienen dem Schönen, nicht der Zeit und ihren Forderungen. Als diese Forderungen immer lauter wurden, immer einseitiger, setzte die publizistische Kritik die Bedeutung des Dichters immer tiefer herunter, während die rein ästhetische an ihrer Bewunderung sich nicht irre machen liefs; in der Erregung liefs sich dann die Kritik eines Pissarev zu den gröfsten Mafs- und Geschmacklosigkeiten verführen. Erst 1881, bei der Enthüllung des Moskauer Denkmals des Dichters, kam es zu einer einmütigen, überwältigenden Ovation der gebildeten Welt, mochte es auch nicht ganz ohne Übertreibungen,

z. B. eines Dostojevskij, der seit jeher der tiefste und glühendste Verehrer des »Weltgenie« Puschkin war, abgehen; erst seit dieser Zeit kann man von einem feststehenden Urteil über den grofsen Moskauer sprechen.

Puschkin ist der nationale Dichter der Russen, obwohl seine Dichtung durchaus nicht national ist. Nicht mit Unrecht nannte man ihn einen Peter den Grofsen in der Poesie; auch Peters Tätigkeit war ja keine nationale. Beide lernten vom Auslande, aber nicht sie erst haben die Notwendigkeit dieser Anschauung erkannt oder geschaffen, sie haben ihr nur zu dem entscheidenden Erfolge verholfen. Puschkin war Nachahmer wie seine Vorgänger, aber gegenüber den meist nur mäfsigen Talenten mit ihrer oft einseitigen, unentschlossenen Richtung war erst er der poetische Genius, der die Widerstrebenden fortreifst, der im Dienste des Schönen zu einer moralischen Macht erstarkt, mit der sich die Gewalthaber auf dem Throne sogar abzufinden versuchen. Jegliche Einseitigkeit ist ihm fremd, erstaunlich wird geradezu die Anpassungs- oder Verwandlungsfähigkeit dieses Virtuosen der Form. Er beginnt mit dem schalkhaftlosen Verherrlichen des Genusses, ein Epikureer unter den Dichtern, scheinbar jeglichen Ernst fliehend, aber der Sybarit wird zu einem Rufer im politischen Kampfe und leiht der Entrüstung und dem Spott die flammendsten Worte. Wir treffen ihn bald zu Füfsen Byrons; durch diese romantische nähert er sich der wahren Poesie und findet schliefslich eigene Wege; so wird er der gröfste Kunstdichter der Russen. In einzelnen Szenen des »Godunov«, in den späteren Gesängen des »Oniegin«, in einzelnen Lyriken schafft er Unvergängliches, die grofsen Muster, ohne die eine Litteratur nie grofs werden kann. Nach ihm richten sich zum ersten Male die anderen; bisher ging jeder seine eigenen Wege, d. h. ahmte diesen oder jenen Ausländer nach, erst Puschkin schuf eine Schule; sogar an den Älteren, seinen einstigen Lehrmeistern, merkt man seinen Einflufs. Dieser Einflufs ist wesentlich ein formaler; nicht Ideenreichtum, die Meisterschaft des »Puschkinschen Verses«, der zu einer ästhetischen Kategorie förmlich geworden ist, wird, meist vergebens, von seinen Nachfolgern angestrebt. Der unbeschreibliche Wohllaut von Vers und Sprache, ihre volle sinnliche Plastik zugleich, nichts Verschwommenes, Unklares, wie bei Žukovskij, paaren sich mit echtem, tiefem Gefühl, inniger Schwermut, leb-

hafter Laune; fehlt ihm leidenschaftliche Glut der Liebe wie des Hasses, so erreicht er in seinen Dichtungen stets das Gleichgewicht, das er im Leben so schmerzlich vermifste. Er macht ganz den Eindruck eines klassischen Dichters, und namentlich bei seinem späteren Schaffen vergifst man seine romantischen Präzedentien, und immer wieder ist es die Vollendung seiner Form, die diese Illusionen erzeugt. Sie erscheint uns als natürlicher Ausdruck, als wäre sie gleich mit dem Stoffe oder Gedanken geboren, aber hinter der scheinbaren Leichtigkeit, Selbstverständlichkeit birgt sich gewissenhafte, unermüdliche Arbeit, ein Feilen und Modeln, Kürzen namentlich und Zusammenpressen des Ausdruckes, der bald wie ein schweres, rauschendes Prachtgewand den Körper umhüllt, bald wie eine lose Hülle um ihn flattert. Auch Krylovs oder Žukovskijs Stil ist ja originell, aber wie übertrifft Puschkin, der über alle Register verfügt, die Einseitigkeit des einen und des andern!

Es ist mifslich, von Puschkin zu reden, unwillkürlich fühlt man sich einem Rätsel gegenüber und fürchtet ungerecht gegen ihn zu werden. So legten wir Nachdruck auf seine historischen Dramen, Epen und Romane, ohne recht zu glauben, dafs sie Puschkins Beruf wirklich ausmachten. Er ist ja Dichter der Gegenwart, das beweist sein »Oniegin«, seine »Annalen des Dorfes Gorochino«. Diese muten uns an, als hätte sie ein Schčedrin geschrieben, als wären sie ein Kapitel einer »anklägerischen« Erzählung; auf den gutmütigen Spott über die litterarischen Allüren seines Bielkin folgte ein durchaus nicht gutmütiger Spott über Lust und Leid russischen Dorflebens. Gab es aber eine Möglichkeit, ein derartiges Kapitel fortzusetzen vor der Zensur des Kaisers, der Gendarmen, der Unterrichtsminister, zuletzt eines Uvarov, den Puschkin mit Recht so grimmig verachtete, auf den er das beifsendste seiner Spottgedichte schrieb, das Puschkins Schlufskatastrophe mitverschuldet haben soll? Vor dieser ehernen Mauer prallte Puschkin zurück, liefs »Gorochino« und alle vernünftigen, zeitgenössischen Pläne liegen und vergeudete viel Zeit und Kraft in den ödesten historischen Untersuchungen, aus denen nichts als Langweile herauskommen konnte. Hier war er wenigstens sicher vor der dreifachen Zensur und der Polizei. »Sing, Vögelchen, sing,« ruft in Krylovs Fabel die Katze der Nachtigall zu, die sie in ihren

Klauen hält. Die Fabel gilt Puschkin und dem russischen System. Und Puschkin fühlte diesen jämmerlichen Druck und schrieb verzweifelnd an seine Frau: »Hat mich der Teufel geritten, in Rufsland geboren zu werden — mit Talent!« Wie oft mag er sich aus seinem goldnen Petersburger Käfig nach der bettelarmen Freiheit seines grofsen Gegners in Paris gesehnt haben! Langsam, aber sicher, brachen »sie« ihm seine Schwingen, und nur die steigende Unruhe des Dichters verrät die inneren Qualen seines Gewissens. Dazu der jähe Tod.

Es ist stets dankbar und verlockend, von Puschkin zu reden; einen echteren Künstler hat die Welt nicht gesehen. Er ist kein Dramatiker und kein Epiker; nie weifs er gröfsere Massen zu bewegen. Man vergleiche nur seinen »Oniegin« mit dem gleichzeitigen »Herr Thaddäus« des Mickiewicz. Er ist Lyriker, aber als solcher das Echo Rufslands. Was er selbst aus dem Gesange des Postillons Heimisches heraushörte, wiederholt sich bei ihm. Bald unbändige Lust, bald tiefe Schwermut des Herzens; mit Jahren und Erfahrungen verliert sich die eine, steigert sich die andere. Als er den »leichtbeschwingten Rausch, die leichtbeschwingte Liebe, das süfse Nichtstun« seiner früheren Jugend abgeschworen hatte, wollte er »dem Vaterlande der Seele höchsten Schwung widmen«. »O, könnte doch meine Stimme die Herzen verwirren! Warum flammt in meiner Brust vergebliche Glut? Warum ward mir nicht zuteil des Redners grofse Gabe? Werd ich je, Freunde, das Volk unbedrückt sehen, die Sklaverei gefallen auf den Wink des Zaren, und wird über dem Vaterlande aufgeklärter Freiheit herrliche Morgenröte endlich mal aufgehen?« Statt dessen mufs sein »Arion« singen: »Viele waren wir am Steuer, schweigend lenkte das schwere Schiff unser kluger Steuermann, sorglosen Glaubens voll sang ich den Schiffern. Der Wellen Schofs rührte plötzlich Sturmestosen auf, es kamen um Steuermann und Schiffer, nur ich, der geheimnisvolle Sänger, vom Sturm aufs Ufer geworfen, singe wie früher die Hymnen und trockene an der Sonne unter dem Felsen das nasse Gewand.« Auch so täuschte er sich noch: es gab keine Möglichkeit mehr, die früheren Hymnen zu singen, noch dafs seine unbestechliche Stimme das Echo der Nation bliebe. Wohl hat er nicht »durch ungesetzlichen Verrat sein stolzes Gewissen, seine unbeugsame Laute erniedrigt«, ward kein Schmeichler, aber er

zog sich auf sich selbst zurück, beschwor seine Muse, ihn zu besuchen, auf daſs ihm die Seele nicht erkalte, erstarre, verknöchere mitten unter seelenlosem Hochmut, unter glänzender Dummheit, unter gottesfürchtigen Koketten, unter freiwilligen Sklaven, unter alltäglichen Modeszenen, sanftem, gelehrtem Verrat, unter kaltem Aburteilen hartherziger Eitelkeit, unter der ärgerlichen Leere berechnenden Sinnens und Schwätzens. Bald gestand er sich offen: »Toller Jahre erloschene Lustigkeit drückt auf mich schwer wie trüber Katzenjammer. Aber wie der Wein wird vergangener Tage Kummer in meiner Seele je älter desto kräftiger. Traurig ist mein Pfad. Es bietet mir Mühen und Leid der Zukunft wildbewegtes Meer. Und doch will ich nicht sterben, o Freunde, — leben will ich, zu denken und zu dulden. Und ich weiſs, Genuſs wird mir zuteil unter all dem Kummer, Sorgen und Ungemach. Wieder werd ich mich in Harmonie berauschen, in Tränen ausbrechen über mein Ersonnenes, und vielleicht wird über meinem traurigen Untergang in Abschiedslächeln Liebe erglänzen . . . »Diesem Programm, d. i. sich selbst, ist er treu geblieben.

Er fand die neuen Töne für die Lieder; er brachte die Sprache der Poesie von ihren Stelzen herunter, mochte ihm auch voreingenommene Kritik Gebrauch »niedriger Burlakenwörter« (der Barkenzieher) vorwerfen. Nicht genug damit. »Ein Säemann der Freiheit in der Wüste ging ich früh aus, vor dem Morgenstern, mit reiner, schuldloser Hand in der Sklaverei Furchen den nährenden Samen zu streuen. Doch verlor ich nur meine Zeit, die guten Gedanken, die Mühe.« Nachdem er genug gegen die Strömung angekämpft, floſs er endlich mit ihr, bis sein Lebensschiff zerschellte. Auf diesem kurzen Wege offenbarte sich ihm noch die Poesie der russischen einförmigen Landschaft, die für seine Zeitgenossen noch ganz unzugänglich war, die Poesie des russischen Volkes, die ihnen nicht romantisch genug war.

Es ist keinem Lande gegeben, daſs in ihm mehr als einmal sich offenbaren könnte ein Mann mit so verschiedenen und so hohen Fähigkeiten, die einander gewöhnlich auszuschlieſsen pflegen. Puschkin überraschte den Zuhörer durch Lebhaftigkeit, Klarheit und Feinheit seines Sinnes; er hatte ein auſserordentliches Gedächtnis, ein sicheres Urteil und einen ausgesuchten

Geschmack; ». . . ich kannte ihn recht gut und lange, ich hielt ihn für einen Menschen von einem empfindlichen, mitunter leichten, aber immer aufrichtigen, edlen und expansiven Charakter. Seine Fehler schienen zu entstammen den Umständen und der Gesellschaft, in denen er lebte; aber das Gute in ihm kam aus seinem eigenen Herzen,« schrieb sein grofser Freund und Gegner Mickiewicz, als die Pistolenkugel die Erwartungen vernichtet hatte, die seine Bewunderer auf sein langes, poetisches Schweigen setzten, das sie nur als glückliches Omen für die Litteratur deuteten.

Vielleicht war diese Meinung eine irrige, wie so manche andere über Puschkin. Man hatte ja einmal von ihm eine politisch-liberale Rolle erwartet und sich gründlich getäuscht, sie lag gar nicht in seinem Blute, ist dem Bestimmbaren von Jugendfreunden aufgedrängt, während er von Haus aus nur konservativ war. Ja mehr noch, der Misoneismus Puschkins ist eine gerade bei genialen Schriftstellern durchaus nicht seltene Erscheinung. Die Revolutionäre, die Neuerer auf dem Gebiete von Geist, Wissen, Kunst sind desto reservierter auf allen anderen Gebieten, als wenn auf diese Weise eine Art Gleichgewicht in ihnen hergestellt, Gegensätze ausgelöst werden sollten. Puschkin ist nur Diener des Schönen, sucht nur das Schöne, daher der Gegensatz von Leben und Poesie bei ihm. Wie unbedeutend war z. B. diejenige, wie achtete er sie wenig in Wirklichkeit, an die er seine herrlichsten Liebesgedichte gerichtet hat. So läuterte seine Kunst, idealisierte das Niedrige, Kleinliche. Über Zeiten, in denen der Kult des Schönen zurücktreten mufs, wie in dem Rufsland von 1861, das seine Lebensfragen regelte, verliert daher Puschkin die Macht. Ebben die sozialen Wellen ab, so kehrt man zu seiner Poesie der Schönheit gläubig wieder; der Zauber, den sie ausstrahlt, ist eben ein unvergänglicher!

Siebentes Kapitel.

Die romantischen Dichter.

Die Puschkinsche Plejade: Delvig, Jasykov, Baratynskij, Venevitinov. Koslov, Podolinskij. Poležajev. Lermontov, Jugend, fremde Einflüsse; gesellschaftliche Themen; Pessimismus; poetische Erzählungen; Dramen; seine Bedeutung. Kolzov und das Volkslied.

Wer von den exotischen und mystischen Blüten der deutschen, französischen, englischen Romantik an die russische herantritt, bleibt enttäuscht. Die Sehnsucht nach der blauen Blume, der phantastische Ritt ins Zauberland, die gedankenschweren Allegorien, pantheistische oder soziale Träume, mystische Verzückungen sind russischer Litteratur wie russischem Temperament von Haus aus fremd. Beide sind von Natur sehr nüchtern, kleben an der Scholle der Wirklichkeit, schweifen nicht in den Sternen. Gesunder Menschenverstand — wie reich war Puschkin daran —, ein skeptisch angehauchter Sinn — der Russe spottet nur über deutschen Enthusiasmus und Überschwang —, ein sehr mäſsiges Naturgefühl — den Russen interessieren nur Menschen, seine Landschaften sind auch viel zu arm an Abwechslung und Reiz —, eine direkte Abneigung gegen Abstraktionen — bisher hat Ruſsland noch immer keinen namhafteren Philosophen hervorgebracht, wohl aber Theologen und Moralisten: solche Bedingungen sind für das Gedeihen romantischer Blumen äuſserst ungünstig. Wie bald ernüchterte sich ein Puschkin, wie wenig gibt es russische Gedichte, die im Prunkgewande der Romantik, mit all ihren Lilien und Sternen, einhergehen! Noch heute sehen wir ja, daſs die Wiedergeburt der Poesie, einer symbolischen, dekadentischen, philosophischen, gerade in Ruſsland am allerschwierigsten vor sich geht, eher billigen Spott als ernste Würdigung erntet.

Russische Romantik — man sträubt sich förmlich, diesen Terminus zu gebrauchen! — unterscheidet sich noch in wesentlichen anderen Punkten von der europäischen. Es zeichnet sie eine ganz unromantische Unfreiheit des Geistes aus; sie erscheint auſserordentlich eingeengt, kleinlich, ohne Wagemut, ohne Tiefe,

und das lag nicht nur an dem Temperament, sondern an der Zeit, an dem Nikolaitischen Regime; sie riecht förmlich nach Arakčejevschen Kantonisten, eine Romantik von Feldwebeln und Kanzleischreibern. Gewifs sind Henker nötig, aber Henker zu besingen ist weder nötig noch schön. Dieses von dem feinen Taktgefühl Viasemskijs formulierte Diktum existiert nicht für Puschkin, Poležajev usw., die ihre Helden ruhig gegen Čerkessen oder Polen aussenden, diese beschimpfen, als wenn z. B. die Čerkessen nicht gegen die furchtbare Übermacht die Freiheit ihrer Berge heldenmütig verteidigten; nur Lermontov macht auch hierin, wie sonst, eine ehrenvolle Ausnahme. Wie kümmerlich erscheinen die russischen Byrons gegen das Vorbild. Wie er sich räuspert, wie er spuckt, das haben sie ihm abgeguckt; aber sein Eintreten für Freiheit und Wahrheit verpflichtet sie nicht mehr. Ihre Auflehnungen gegen Katechismus und andere Dogmen endigen immer mit einem laudabiliter se subiecit; Podolinskij bringt es sogar fertig, seine Peri den Div bekehren zu lassen, was nicht einmal A. de Vigny bei seiner Eloa gewagt hat. Ihre Opposition — Puschkin ist hierin vorbildlich — läuft in passivem Quietismus aus. Ihre angeblichen Kompromisse sind bedingungslose Unterwerfungen; sie reservieren sich höchstens schwächlichen Pessimismus; die Titanen schrumpfen viel zu rasch zu Pygmäen zusammen und rütteln nicht einmal an der Autorität eines Quartalaufsehers. Einer freilich macht Ausnahme.

Kein Wunder daher, dafs auch in der Puschkinschen Plejade kein Romantiker von echtem Schrot und Korn zu finden ist; bei manchem wäre man überhaupt geneigt, seine rein formelle Zugehörigkeit hierher auch noch anzuzweifeln. So z. B. gleich bei dem jungen »Slawen, einem Griechen seinem Geiste, Germanen seinem Geschlechte nach«, bei Baron Delvig, dem Studiengenossen des Puschkin, der im Grunde auf dem Anfangsstadium verblieb, das Puschkin nach 1820 überwunden hat. Er liebte sich hinzustellen als verzogen und verhätschelt von Musen und Grazien, als wären Lässigkeit und Indolenz des Dichters unentbehrlichste Eigenschaften; wie Batiuschkov ahmte er in seinen Idyllen und Elegien die Antike nach und erreichte hohen Grad von Zartheit; aber am bekanntesten machten ihn seine Nachahmungen des Volksliedes, bei weitem die gelungensten und daher auch mit Recht beliebtesten zu ihrer Zeit, d. h. ehe Kolzov

auftrat. Er war nicht produktiv; ihn zeichnete guter Geschmack aus, und stets wandte sich Puschkin an ihn und traute völlig seinem Urteil; viel versprach sich daher ihr ganzer Kreis von der »Litteraturzeitung«, die Delvig 1830 nach vielen vorausgegangenen Almanachen — »Blumen des Nordens«, »Schneeglöckchen« u. dgl. — herauszugeben begann, und die namentlich einer zünftigen, aristokratischen Kritik dienen sollte. Die Aufnahme einer Delavigneschen Strophe auf die Opfer der Julitage machte der Zeitung sofort und bald auch dem Leben des Herausgebers ein Ende, Januar 1831. Die schöne Aussicht, der Autokratie publizistisch zu dienen, hat Puschkin weder in dieser Zeitung noch in seinem »Zeitgenossen« verwirklichen können.

Länger dauerte, ohne viel ausgiebiger zu sein, die Tätigkeit von Jasykov, den Puschkin begeisterte, zumal als Jasykov ihn in seiner Verbannung in Michailovskoje (1826) besucht hatte. Nachdem Jasykov in allen möglichen Fachschulen nichts gelernt, setzte er dasselbe Studium in Dorpat fort, um als erstes russisches »bemoostes Haupt« nach deutscher Burschenart Wein, Weib, Gesang nicht nur platonisch wie Puschkin und Delvig zu dienen. In diesem ausschweifendsten Studentenleben gab es nur ein lichtes Moment, die stille, keusche Verehrung eines Engels auf Erden, der Frau Professor Vojejkov, der Schwester von Žukovskijs Flamme, Frau Professor Moyer. Diese Jasykovschen Jugendlieder zeichnete ungeheucheltes Empfinden aus, die Freuden des Bacchus und des Eros wurden mit einem an Ideen natürlich armen, im Ausdruck der Sinnlichkeit desto reicheren Verse gefeiert. Jasykov wuſste als der erste Frauenschönheit darzustellen; auch gelangen ihm einzelne Naturbilder. Unter die Klänge dieser meist burschikosen, oft äuſserst plastischen Poesie mischten sich auch ernstere, nicht nur in den Versen an seine Muse, Frau Vojejkov, sondern in den ersten Gebeten und Nachdichtungen des alten Testamentes, die ihn später zu einer rein religiösen Lyrik überleiten sollten. Seine Jugendträume fanden nämlich ein jähes und trauriges Ende, und als nach längerer Pause der Dichter wieder auftrat, war er »durch Krankheit ein Tartüffe und durch Verwandtschaft ein Slawophile« geworden. Jetzt lieſs der reuige Sünder den Dichter in Augenblicken des Schreckens und Bebens über Erdenstaub sich erheben, Engelschören lauschen und von Himmelshöhen den Zitternden Gebete

herabtragen, dafs wir sie ins Herz aufnehmen und durch unsern Glauben gerettet würden — »Das Erdbeben«, 1844 —, und gleichzeitig schrieb er die Denunziation in Versen — »Nicht unsere« —, wo er Čaadajev der Abtrünnigkeit von der Orthodoxie, den liberalen Geschichtsprofessor Granovskij der Irrlehren und Verführung der Jugend, Herzen des Tragens glänzender Livreen des Westens, alle des Verrates am Vaterlande anklagte. Sogar der Slawophile Aksakov war entrüstet über diese »slawischen Gendarmen in Jesu Christi Namen«.

Zu gröfseren Konzeptionen reichte es weder bei Delvig noch bei Jasykov noch bei den übrigen Romantikern, die im Grunde alle nur Lyriker waren, auch der Begabteste unter ihnen, den auch Puschkin am höchsten stellte, Fürst Baratinskij, trotzdem er sich in erzählenden Gedichten versuchte, die alle nach derselben Schablone gemacht, nur in den Örtlichkeiten wechselten: »Eda«, die verführte und verlassene Finnländerin, mit landschaftlichen Schilderungen ihrer Heimat, die Baratinskij aus mehrjährigem Soldatendienste kannte; »Der Ball« in Moskauer Salons; »Die Zigeunerin«. Baratynskij ist vor allem Melancholiker; er flüchtet sich vor dem Leben in die Dichtung, trauert über die Disharmonie zwischen Ideal und Wirklichkeit und läfst sich zu Anklagen der letzteren verleiten, in denen unvorsichtige Äufserungen über die zerstörende Macht des Wissens, über das ungetrübte Glück des Einfältigen, des Naturkindes fallen; die Wahrheit wird ihm zu einer Begräbnisfackel; Enttäuschung, Pessimismus bemächtigten sich seiner, schliefslich begeistert er sich für den Tod, die Auflösung aller Rätsel und Ketten, ihn ganz in antiker Weise feiernd, als den Sohn des Himmelsäthers, der mit seinem kühlen Hauch des Lebens Übermut zähmt; er besingt sogar den letzten Tod auf Erden, das Erlöschen alles Lebens, wo dann über der Öde nur ein Nebel wie läuterndes Opfer sich kräuselt. »Denn unser schweres Los ist, die festgesetzte Zeit über mit krankhaftem Leben sich zu nähren, des Daseins Krankheit zu lieben und zu hätscheln, zu fürchten den trostreichen Tod; mag dem Dichter Wahrheit im Leben nie erscheinen, so erscheine sie ihm doch im letzten Augenblicke, öffne seine Augen und durchleuchte seinen Verstand, auf dafs er, durchschaut habend das Leben, in der Nacht Behausung ohne Murren hinabschreite.« Verwässerter Schopenhauer in Versen. Wie Jasykov schwieg er

längere Zeit und trat erst 1842 mit einer neuen Sammlung wieder philosophischer Gedichte hervor unter dem bezeichnenden Titel »Abenddämmerung«, dieselben Gedanken mit gröſserer Vollendung des Ausdruckes wiederholend, in blassen, schattenhaften Umrissen. Nicht wird bei der faulen, eingeschläferten Menge, die nur auf schale, konventionelle Töne reagiert, das Wort widerhallen, das über Leidenschaftliches, Irdisches hinausgegangen ist. Hier fielen dann die Worte von der Leere und Eitelkeit des Wissens, wie sich der Natur Herz dem forschenden Geiste verschlieſst, die den liberalen Kritiker aufbrachten. Der resignierte und melancholische Pessimismus des Baratynskij machte auf die Zeitgenossen keinen Eindruck, denn er verstummte vor dem leidenschaftlichen Protest eines anderen Pessimisten.

Ebenfalls philosophisch, aber nicht pessimistisch gestimmt war die idealistische Laute des früh, im 22. Lebensjahre verstorbenen Moskauers Venevitinov, des Schellingianers, die keusch und zart eher an die Antike als an Romantik, der Form nach, anzuknüpfen schien, obwohl die theoretischen Auseinandersetzungen des Verfassers sich scharf gegen die konventionellen Fesseln und die zuversichtliche Unwissenheit der Franzosen wandten; Venevitinov war jedoch mehr Philosoph und Kritiker als Dichter. Er war unabhängig von Puschkin im Grunde, und dasselbe war der Fall mit dem unter ihnen allen ältesten Koslov, der in vorgerückten Jahren, gelähmt, dann erblindet, zum Dichter der Resignation wurde, einer, wie bei Blinden öfters, mildheiteren, überzeugten, nicht erquälten, aufgezwungenen Ergebenheit. Er bildete sich eine eigenartige Philosophie oder gar Apotheose des Leidens, die an Žukovskij erinnert: da es kein unwandelbares Glück gibt, uns nur die Erinnerung an genossenes Glück tröstet — was anderes als Leiden ruft uns diese Erinnerung zurück? So trägt er sein Kreuz dankbaren Sinnes, und in seiner Verehrung für Byron muſsten ihn natürlich nicht dessen Proteste und Leidenschaften, sondern das Suchen nach Wahrheit und Gerechtigkeit anziehen. In seiner »Kiever Erzählung« vom »Mönch«, die sich gröſster Beliebtheit erfreute und in die verschiedensten Sprachen (zweimal ins Französische, ins Italienische usw.) übersetzt wurde, ahmte er zwar Byron nach; auch sein Held tötet den, der sein Glück zerstörte, aber es geschah dies in momentaner Aufwallung. Erst dieses Verbrechen hat das Glück der Resignation, die er sich

bereits errungen — denn mit dem Kreuze kommt auch die Hoffnung —, für immer verscheucht, und ruhelos wälzt er sich jetzt in der Zelle — kein Byronscher Held. Es wählte sich auch lieber der sanfte, milde Koslov Frauen zu Helden, die ihr Schicksal ergeben tragen, dem Geliebten in den Tod folgen, ihm, auch wenn er sie betrogen und verlassen, nicht fluchen, sondern segnen. Trotz seiner schwärmerischen Verehrung Byrons wandte er sich daher von dessen Erbitterung der sanftheiteren Muse W. Scotts zu. Kein bedeutendes Talent aufser etwa in formeller Hinsicht, meist nur Nachahmer und Übersetzer; von seinem Namen und Lose sind Žukovskij und Frau Vojejkov, Puschkin und Mickiewicz unzertrennlich, ihnen verdankte er Trost und Anregung und feierte sie dankbar. Romantiker im schlimmeren Sinne des Wortes waren Čodolinskij, Verfasser von schaurigen Poemen: sein Borskj-Othello z. B. ermordete seine schuldlose Desdemona, aber seine Eifersucht war nicht einmal echt, sondern blofses Produkt Byronscher Enttäuschung; seine Romantik, die langweiligste und unbeachtetste, ist schon ganz eine fiskalische, ebenso die des Benediktov, Verfassers von politisch-patriotisch-romantischen Liedern, effektvoll, erkünstelt, der Sprache wie der Logik Gewalt antuend, naive Leute blendend, von den Kritikern verfolgt, von Bielinskij, der vor dieser hohlen Rhetorik warnte, wie noch mehr von Dobrolubov, als er zu Ende der fünfziger Jahre wieder auftrat. Aus einer gröfseren Zahl von Dichtern und Dichterinnen sei hier noch ein früh verkommener genannt, ein unbestreitbares Talent, dessen tragisches Schicksal so charakteristisch ist für das Nikolaitische Rufsland und sein patriarchalisches Regime: Poležajev.

Als Moskauer Student hatte er sich durch seine burschikosen, natürlich nur handschriftlich verbreiteten Verse bereits einen gewissen Namen verschafft, den sein erzählendes humoristisches Gedicht »Saschka«, förmlich Parodie vom »Oniegin«, von tollen Studentenstreichen im Bordell und im Kampfe mit der Polizei, nur steigern konnte. Bei der Anwesenheit des Kaisers in Moskau überreichte diesem die Polizei das corpus delicti. Der Kaiser, ein Feind der Universitäten, die ihm als Pflanzstätten geistigen Lasters galten und von deren Besuch er die Zöglinge der privilegierten Anstalten zurückhielt, erkannte darin einen Rest von Dekabrismus, liefs den Studenten vor sich und vor den Unterrichtsminister — um diesem die Erfolge seiner Schulen zu weisen — zitieren und

zu nachtschlafender Zeit, die für alle administrativen Überraschungen in Rufsland geheiligt zu sein scheint, den »Saschka« vorlesen. Man male sich nur die Szene aus: der hell entrüstete Kaiser, der schläfrige Ministergreis, der anfangs ganz eingeschüchterte Student, schliefslich von dem flotten Tempo seiner glatten, prächtigen Verse auf die weifsen Atlasschenkel seiner Holden ganz fortgerissen! Der Kaiser küfste väterlich den Studenten und steckte ihn zu seiner moralischen Reinigung in die grofse russische Korrektionsanstalt, das Heer, mit der Erlaubnis, sich im Notfalle brieflich an den Kaiser zu wenden. Als Poležajevs Briefe unerwidert blieben, desertierte er, um sie persönlich zu überreichen, wurde ergriffen und zu Spiefsruten verurteilt (»Der Arrestant«). Der Kaiser erliefs ihm die Strafe und verschickte ihn nach dem Kaukasus; aber in dieser trostlosen Öde begann Poležajev, der zu einem Polizeidichter keinerlei Neigungen verriet, zu trinken, nur um zu vergessen (»An den Schnaps«). Er wurde zwar 1833 nach Moskau zurückversetzt, aber Schwindsucht und Schnaps vollendeten ihr Zerstörungswerk; dem toten Soldaten frafsen noch die Ratten im Spitalskeller ein Bein ab. Die Sammlung seiner Gedichte, der natürlich jene ergreifend düsteren sowie die Zoten fehlten, bot sein Bild in Offiziersuniform, weil die Zensur die Soldatenuniform nicht gestattete. Und es war ein wirkliches Talent, das den »Spaskije Kasarmy« (Kasernen) zum Opfer gebracht war — wieder ein lyrisches nur, denn seine Soldatengeschichten sind uninteressant. Ihn zeichnet eine kräftige, männliche Diktion aus, die sich mit Vorliebe kurzer Verse bediente, sie paarte sich mit dem markigen Inhalt seiner beschreibenden und lyrischen Gedichte, über die Schleier der Verzweiflung und Erbitterung sich senkten, doch klagte er — bezeichnend für den loyalen Russen — nur sich und seine Schlechtigkeit an!

Der eigentliche russische Romantiker und Byronist ist nicht Puschkin, noch viel weniger Žukovskij, ist Michael Lermontov allein, der in Deutschland mit dem Namen Bodenstedts, der ihn kannte, bewunderte und übersetzte, verbunden ist: der grofse Hasser und leidenschaftliche Ankläger, der verbitterte, protestierende Pessimist, der in der gedrückten Nikolaitischen Atmosphäre weniger gewürdigt, mit jedem folgenden Dezennium an Bedeutung, Beliebtheit gewonnen hat; neben Puschkin das zweite grofse poetische Genie der Russen, doch war ihm, andernfalls

Puschkin, nicht vergönnt, uns alles zu künden, was seine Brust bewegte. Sein Lied ist jäh und früh abgerissen; dem erst 28-jährigen Leben setzte die Kugel des Freundes und Gegners im Duell ein vorzeitiges Ende. Unwillkürlich treten wir mit einem Gefühl wehmütiger Unbefriedigtheit an die Betrachtung seines Werkes — ungleich mehr, wie bei Puschkin, sind Zweifel angebracht, wie und was er zu sagen gehabt hätte —, oder täuschen wir uns auch hier? Er überrascht durch die aufserordentliche Frühreife seines Talentes und durch die Zähigkeit, mit der er an einmal gefafsten Problemen festhält.

Er ist in Moskau am 2. Oktober 1814 geboren. Seine Kindheit verflofs ihm ruhig in der Stille des Edelhofes, die nur eine frühe Reise (1825) nach dem Kaukasus unterbrach; Lermontov, nicht Puschkin trotz seines »Gefangenen«, ist der eigentliche Sänger des Kaukasus. Die Grofsmutter (die Mutter hatte er frühe verloren) sorgte für die beste, französisch-englische Erziehung ihres einzigen, heifsgeliebten Mischel. Der auf sich selbst angewiesene, melancholische Knabe versenkte sich frühzeitig in Lektüre, namentlich der Dichter, schrieb bald selbst, natürlich zuerst französische Verse, dann, schon im zwölften Lebensjahre, russische Verse, zuerst nur abschreibend, dann sie erweiternd und paraphrasierend, z. B. Puschkin. Mit 13 Jahren kam er nach Moskau auf die Universitätspension, dann auf die Universität selbst, die er jedoch 1832, ausgeschlossen wegen Konflikten mit seinen Lehrern, verlassen mufste. Der Achtzehnjährige, der bisher nur der Litteratur gedient hatte, trat in die Petersburger Gardejunkerschule ein, um sie nach zwei Jahren als Offizier zu verlassen. Er wählte die militärische Karriere, weil sie ihn jedenfalls auf kürzestem Wege, wenn nicht zum ersten litterarischen, so doch zum letzten Ziele alles Existierenden führen würde; ist es doch besser mit der Kugel in der Brust als vor langsamer Erschöpfung des Alters zu sterben. Schon ein Jahr vorher hatte er geschrieben, 1831: »Nein, ich bin nicht Byron, ich bin ein anderer, noch unbekannter Auserwählter, wie er von der Welt verfolgter Fremdling, doch mit der Seele eines Russen; ich begann früher, werde früher enden, mein Geist wird nicht viel vollenden.« So ahnte er seinen frühen Tod. Zehn Jahre später, 1841, beschrieb er ihn deutlich im »Traum«: »In der Mittagsglut lag ich im dagestanischen Tal, unbeweglich, mit dem Blei in

der Brust, noch rauchte die tiefe Wunde und träufelte das Blut, allein lag ich auf dem Sande des Tales . . . »Am 15. Juli desselben Jahres starb er so wirklich.

Die beiden Jahre der Junkerschule bezeichnete er als furchtbare. Er stürzte sich in den Strudel der Vergnügungen und Ausschweifungen und widmete, ein zweiter Barkov — Pornograph des XVIII. Jahrhunderts — seine Feder denselben Themen wie etwa Poležajev im »Saschka«, doch war das Milieu ein anderes: Liebesabenteuer in der Garnison, auf dem Marsche, im Lager, mit zynischer Offenheit und aufserordentlicher Kunst. In Abschriften verbreiteten die Kameraden unter der goldenen Jugend der Residenz »Das Petershofer Fest«, »Die Ulanin«, »Mongo«; zuletzt, 1836, »Die Frau des Kassierers«. An diese Eingebungen einer zotigen Muse reihten sich viele kleine Lieder gleicher Art an. Erwähnt sei nur, dafs z. B. im »Mongo« die Abenteuer seines Freundes Stolypin (Mongo) und seine eigenen (Majoschka) dargestellt sind, ihre Flucht aus der Villa einer Maitresse-Tänzerin vor einer Übermacht betrunkener Zivilisten. Lermontov gibt eine sehr ungeschmeichelte Charakteristik beider Helden, spricht von seiner eigenen Faulheit, dem Gesetz seines Lebens, von seinem kühlen Räsonnieren als Frucht seiner Ausgelassenheit, wie er im jungen Herzen barg kommenden Kummers Ansatz, wie er vorsichtig war in Worten, hitzig in Taten, schweigsam beim Mahl, gottloser Schwätzer in der Nüchternheit. In der »Frau des Kassierers«, im Versmafs des »Oniegin«, erzählte er eine Episode aus seinem Garnisonleben in Tambov, wie der Ulan die schöne junge Frau des alten Spielers verführt, sie ihm im Spiele abgewinnt mit den beliebten Digressionen, Unterbrechungen, Apostrophen an sich und den Leser, die wir aus dem »Beppo« und »Don Juan« zur Genüge kennen. Hierher gehörte auch sein eigener »Saschka«, Liebesgeschichten mit zahlreichem autobiographischem Detail, mit einzelnen für Lermontov aufserordentlich charakteristischen Versen, z. B. »wozu, wohin das Leben uns führt, dies erforscht nicht unser armer Sinn; doch zwei, drei Tage und die Kindheit ausgenommen, bleibt's (das Leben) unzweifelhaft eine häfsliche Erbschaft«. Man vergleiche nach Jahren das Geständnis in »Langweilig und traurig«, 1840: »und wenn man es kühl betrachtet, so ist das Leben solch ein öder und dummer Scherz!«

Als Offizier fühlte sich Lermontov in seinem Element, gab

sich Zerstreuungen des beau monde hin, fand später sogar den lange schmerzlich vermifsten Eingang in die grofse Gesellschaft, für die ihn der alte Adel seines Geschlechts, von dem Schotten Lermont angeblich, den Walter Scott besingt, und Reichtum und Beziehungen seiner Grofsmutter bestimmten, mied die Berührungen mit den Litteraten, als wären sie mauvais ton und gefiel sich in der Rolle eines Herzenbrechers, hatte auch grofse Erfolge trotz seines unschönen Äufseren. War er anfangs scheu, fehlte ihm der Schlüssel zu den Köpfen »der Gesellschaft, vielleicht gottlob!«, so wich dies später seinem spöttisch-ironischen Ton und Benehmen; an Liebeserklärungen fügte er gleich Grobheiten. Dies war wenigstens neu; übrigens liebte er weniger das Weib als die Liebe, das erste knospende Gefühl, an der Knospe nur zu riechen, sie wegzuwerfen, dafs sie noch ein anderer aufhebe. Er ist immer geschäftig und kocht über, aber das Herz bleibt kalt; er ist vollkommen blasiert, nicht nur gegen andere, sondern gegen sich selbst. Hat er einen Gedanken, fragt er nur, wo er ihn denn gelesen; er wird nie zu etwas taugen, bald fehlt ihm die Gelegenheit, bald die Kühnheit. Seine scheinbare glänzende Zukunft ist flach und leer, und nichts wird übrig bleiben »de cette âme brûlante et jeune, que Dieu m'a donnée fort mal à propos«. Die Briefe, aus denen diese Zitate stammen, sind natürlich alle französisch. Daher wird ihm dieses Treiben zuwider, ja, er vergifst sich oft in dieser kalten, falschen, bunten Menge, sucht, in Träumerei versunken, nach hellen Lauten vergangener Jahre, und erwacht er, so wandelt ihn die Lust an, zu stören die Ruhe seiner Umgebung, um ihr ins Antlitz zu schleudern den eisernen Vers, begossen mit Bitterkeit und Bosheit. Er tat es denn auch wirklich, scheuchte auf mit seinem flammenden Vers die Muhmen und Basen und Schranzen des Hofes und büfste ihn mit der Versetzung nach Grusien; als er nach Petersburg zurückkam, vertrieb ihn das Duell mit dem Sohn des französischen Gesandten zum dritten Male nach dem Kaukasus. Noch einmal, 1841, nach Petersburg zurückgekommen, verliefs er es bald und kehrte nach dem Kaukasus zurück, wo er dann seinen Freund durch die fortwährenden Sticheleien — er war ja ein höchst ungemütlicher Genosse — zu dem Duell zwang, in dem er zu Füfsen der von ihm so herrlich besungenen Berge gefallen ist. Ein »Held unserer Zeit«, der Pečorin seines Romans,

der so viele Züge Lermontovs trägt, obwohl er diese Identität geflissentlich leugnete, das Publikum sie geflissentlich suchte; gerade wie beim »Oniegin« des Puschkin, aber damit erschöpft sich bereits die Ähnlichkeit beider.

Ein Produkt des Nikolaitischen Regimes ist der Dichter, und schon darin liegt der Unterschied seines Wesens von dem Puschkins. Dieser aus der milderen, freieren Alexandrinischen Epoche, ist noch ganz von politisch-sozialen Träumereien befangen gewesen und verlor sie erst langsam in der neuen, abstofsenden Wirklichkeit. Lermontov dagegen ist erst nach dem verhängnisvollen Dezembertage aufgewachsen. Da diese Träumereien für lange Jahre der Gesellschaft ausgetrieben waren, so fand sich nichts, das die in seiner Brust schlummernden Protestkeime genährt hätte. Auch späteres, zufälliges Zusammentreffen mit Dekabristen hat daran nichts mehr zu ändern vermocht. Daher ist Lermontov der antisozialste russische Dichter, sein Pessimismus der hoffnungsloseste; für ihn gibt es keinen Ausweg, denn auch nur die Möglichkeit eines Lebens für Menschen, für humane Ziele kommt ihm nie in den Sinn. Sein Sehnen nach einem Ideal, nach einem Himmel und Licht bleibt ganz ergebnislos und ist darum nur desto verzweifelter. Die stupide Loyalität seiner Zeit und Umgebung, die servile Atmosphäre lockt ja auch ihm einzelne loyale Wendungen ab, aber das ändert nichts an dem Grundton. Zur Gegenwart weifs er sich nicht zu stellen; er verachtet sie und flieht aus ihr, der exotischeste unter russischen Dichtern, daher auch seine Vorliebe für den Kaukasus.

War für Žukovskij die Aufsenwelt kaum vorhanden, fielen Gott und Poesie zusammen, entschädigte das »Jenseits« für die Kämpfe und Leiden hienieden; errang sich Puschkin, wenn nicht im Leben selbst, so wenigstens in seiner Poesie, in die er sich vor des Lebens Qualen flüchtete, die Versöhnung der Gegensätze, das seelische Gleichgewicht, die objektive Ruhe, die uns so imponiert, die den romantischen Zeitgenossen kalt deuchte, so gab es für Lermontov keine Überbrückung der klaffenden Gegensätze zwischen Ideal und Wirklichkeit, waren nur irdische Leiden das für ihn Reale; nur für Augenblicke konnte ihm Rückkehr zum kindlicheinfachen Glauben das kummer- und zweifelvolle Herz erleichtern. Sofort tauchten die bangen, ungelösten Fragen auf, und er schied aus dem Leben, ohne in seiner Kunst

heifsersehnte Aussöhnung, seelischen Frieden auch nur vorbereitet zu haben. Seine Poesie ist daher ausschliefslich Poesie des Zweifels und des Pessimismus, der Unzufriedenheit und des Protestes, und da ihm gab ein Gott zu sagen, was er leidet, so zuckten unter seinen Vorwürfen und Klagen die Zeitgenossen zusammen.

Freilich ist seine Poesie hauptsächlich eine egotische wegen des eigenen Weltschmerzes als auch wegen der hohen romantischen Wertschätzung des Dichters. Des Dichters Wertschätzung vergleicht er mit dem Dolche des Čerkessen, der ungeschmückt ein treuer Diener seines Herrn einst im Kampfe, jetzt als eitler Zimmerschmuck in vergoldeter Scheide hängt. »So hat einst der Dichter im Kampfe angefeuert, seine Stimme war nötig der Menge, wie der Becher dem Mahle, der Weihrauch dem Altar. Es schwebte über der Menge der Widerhall edler Gedanken, wie die Glocken der Volksversammlung an den Tagen der Gefahr oder des Unglücks, aber deine einfach stolze Sprache ward uns langweilig. Wir verlangen Trug und Flitter; verachtet ist der Prophet, verrostet die Klinge.« Und das Los des »Propheten« in seinem letzten Gedicht 1841? Der von Gott Begeisterte, der reine Lehre der Liebe und Wahrheit zu künden wagte, mufs fliehen die Menschen, in der Wüste hausen, verachtet, als abschreckendes Beispiel den Kindern gewiesen, wenn er doch durch die Strafsen eilt. Daher fragt in dem »Gespräch zwischen Schriftsteller, Journalist und Leser«, in der Variierung eines Puschkinschen Themas, der Dichter: »Was soll ich schreiben? Die Eingebungen der Begeisterung, da an den kräftigen Gedanken die Worte wie Perlen sich reihen, die Welt durch den edlen Traum wie geläutert dasteht, wird sie verlachen und vergessen. Die Eingebungen schlafloser Nächte, da Vorwürfe an mir zehren, da ich unerbittlich und hart das Laster unter des Anstands Maske schmähe, werden mir Hafs und Zorn heraufbeschwören oder gar Schwache verführen.«

Und doch zögerte er davor nicht zurück. Namentlich in der herrlichen Klage »Auf den Tod des Dichters« (Puschkin), die mit einem Male seinen Namen bekannt machte, da er, der einzige, frei heraussagte, was andere kaum scheu anzudeuten wagten. Durch seinen Mund sprach das öffentliche Gewissen: »Umgekommen ist der Dichter, Sklave seiner Ehre; er fiel, ver-

lästert vom Gerüchte, mit dem Blei in der Brust, mit dem Durst nach Rache, sinken lassend das stolze Haupt. Es ertrug nicht des Dichters Seele kleinlicher Unbilden Schmach; er trat auf gegen die Meinung der Welt, vereinzelt, wie früher, und ist getötet . . . Aus der Fremde, wie die Hunderte von Überläufern, auf der Jagd nach Glück und Rang ist zu uns durch den Willen des Schicksals verschlagen (sein Mörder) . . . Verstummt sind seiner wunderbaren Lieder Töne; ein Siegel liegt auf seinen Lippen. Aber ihr, aufgeblasene Nachkommen durch bekannte Niedertracht berühmter Väter, die ihr in gieriger Schar den Thron umstehet, Henker der Freiheit, des Genius und des Ruhmes, vor euch mufs schweigen Wahrheit und Recht. Doch ihr Günstlinge des Lasters, es gibt auch ein Gericht Gottes, das, unzugänglich dem Klange des Goldes, euer Sinnen und Tun im voraus kennt. Da werdet ihr umsonst zur Lästerung greifen; nicht wird sie euch wieder helfen, und mit all eurem schwarzen Blut werdet ihr das gerechte des Dichters nicht abwaschen!« Kräftigere Töne hat kein russischer Dichter angeschlagen.

Und nicht minder scharf ging er zu Gericht mit der eigenen Generation, in der fast gleichzeitigen »Duma«. Gegen Gutes und Böses schmählich gleichgültig, welken wir ohne Kampf am Anfange unserer Bahn, schmachvoll kleinmütig vor der Gefahr, verachtete Sklaven vor der Obrigkeit... Wir hassen und lieben nur zufällig, nichts opfern wir der Liebe noch dem Hafs, und in unserer Seele herrscht heimliche Kälte, da im Blute Feuer siedet ... In dumpfer, bald vergessener Menge gehen wir an der Welt vorüber, ohne Klang und Spur; wir weisen den Jahrhunderten keinen fruchtbaren Gedanken, kein vom Genius empfangenes Werk. Und mit der Strenge eines Richters und Bürgers wird unseren Staub mit verachtungsvollem Vers der Nachkomme verletzen, mit dem bitteren Hohnlächeln des betrogenen Sohnes über seinen durch Verschwendung ruinierten Vater. — Solche Töne sind jedoch selten, vereinzelt. Besonders wäre noch zu nennen die mit flammendem Pathos geschriebene »Letzte Umsiedlung«, auf die Überführung von Napoleons Leiche nach Paris, wo er den Franzosen sagen möchte: »Du bist ein erbärmliches, niedriges Volk. . . . Welcher Unwille wird aufbrausen in dem grofsen Führer, wenn sein Geist zum neuen Grabmal eilt, wie wird es ihn dauern, von Sehnsucht gequält, nach dem glühenden

Eiland unter ferner Gegenden Himmel, wo seiner hütete, unüberwindlich wie er, der Ozean.« Sogar den Russen, auch Puschkin, blieb der Napoleonkult der Zeit nicht fremd.

Heimischem Ruhme zollte er nur einmal die Ehre, in seinem »Borodino«, wo im Volkston ein Held etwa aus der Batterie des Tuschin in Tolstojs »Krieg und Frieden«, schmucklos, kräftig von dem ewig denkwürdigen Kampf erzählt, da der Feind nicht wenig verkostete, was bedeutet der russische verwegene Kampf, unser Kampf im Handgemenge. Sonst liebt er seine Heimat mit wunderlicher Liebe. Weder der mit Blut erkaufte Ruhm noch der stolzer Zuversicht volle Frieden, noch dunklen Altertums heiliges Vermächtnis rühren in mir tröstliches Träumen auf. Aber ich liebe, — ich weifs selbst nicht warum, ihrer Steppen kaltes Schweigen, ihrer uferlosen Wälder Rauschen, ihrer Flüsse meeresweite Überschwemmung. Ich lieb's, im Wägelchen die Dorfwege zu passieren, und mit langsamem Blick der Nacht Schatten durchbohrend, seufzend nach einem Nachtlager, an den Seiten zu begegnen den zitternden Feuern trauriger Dörfchen ... Ich liebe den Geruch verbrannter Ernte, auf dem Hügel inmitten gelber Fluren, ein Paar weifslicher Birken ... und am Festtag, im tauigen Abend, bin ich bis Mitternacht bereit, zu blicken auf den Tanz mit dem Hopsen und Pfeifen, zum Gespräch trunkener Bäuerlein. Aber Ähnliches gefiel schon Puschkin in Rufsland am meisten. Dafür lockte ihn der Kaukasus. Hier wird er im »Valerik« eine Kampfepisode schildern, dort die Mutter an der Wiege des kleinen Kosaken ihr Lied singen lassen, das von ihrem vielen Leid erzählt; er wird in kühner Personifizierung die Berge über des weifsen Zaren ungezählte Scharen Revue passieren lassen, wird die »Gaben des Terek« besingen.

In einem unterscheidet sich Lermontov nicht von der Puschkinschen Plejade; er ist subjektiver Dichter, Lyriker vor allem; das Leben ringsum findet nur ganz ausnahmsweise Berücksichtigung, er hält sich von ihm prinzipiell fern, wie Žukovskij und Puschkin vor ihm, wie Baratynskij und Jasykov mit ihm. Daher auch das Enge seines Kreises, aus dem er fast nicht hervortritt; ganz im Gegensatze zu dem Zauberer Puschkin, der sich in allen möglichen Formen, Stilen, Stoffen versucht, sich in alle möglichen Gestalten der Weltlitteratur verkörpert, bleibt Lermontov immer sich gleich. Daher ist die Frage nach der Abhängigkeit Ler-

montovs von fremden Mustern, d. i. von Byron — Puschkin verdankte er nur wenig, die erste Anleitung etwa — eine ziemlich müſsige; einmal darum, weil er auch ohne Byron groſs war, weil auf ihn paſst, was Baratinskij von einem anderen Gottbegnadeten sang: »Wenn ich dich, begeisterter Mickiewicz, zu Byrons Füſsen antreffe, denke ich: Demütiger Verehrer, erhebe dich, erhebe und gedenke, selbst bist du ein Gott!« Dann, weil sein sogenannter »Byronismus«, sein Weltschmerz, kein entlehnter, zeitweiliger wie bei Puschkin oder Mickiewicz, sondern ein echter, beständiger war, dem Byron nur die äuſserliche Fixierung, den Ausdruck, die Form zu finden erleichterte. Allerdings unterscheide man zwischen dem Anfänger Lermontov und dem Meister. Wenn er schon als vierzehn- oder fünfzehnjähriger Knabe seine Gefühlsleere, Enttäuschung, Durchkostung der Welt und aller ihrer Laster, seine Sehnsucht nach der verlorenen Unschuld der Kindheit aussingt, so sind dies Lesefrüchte, Erinnerungen, einseitiges Reizen seiner Phantastik; mit der Zeit werden sie echt und angeboren; schon die Hartnäckigkeit, mit der er an einmal, oft frühe gewählten Stoffen sich förmlich verbeiſst, bewies, wie sehr sie seinem Naturell entsprachen. Das gilt besonders von seinem »Dämon«, in dem er einen sehr gewöhnlichen romantischen Stoff: Liebe eines Dämons zu einer Irdischen, die vom Mitleid mit dem gefallenen Engel zu seiner Liebe verführt wird — am nächsten lag Alfred de Vignys Eloa —, auf dem Kaukasus durch seine Tamara lokalisierte; 1829 begann er daran zu arbeiten und kehrte bis 1840 immer wieder zurück in neuen Umarbeitungen und Zusätzen. Der Knabe schon identifizierte sich mit dem Dämon: »Wie mein Dämon bin ich Auserwählter des Bösen, habe wie der Dämon eine stolze Seele, bin unter Menschen sorgloser Wanderer, fremd für Himmel wie Erde;« und 1841 gestand er: »Meinen jungen Sinn pflegte eine mächtige Gestalt zu beunruhigen; unter den übrigen Visionen erglänzte er wie ein Kaiser, stumm und stolz, in solch zauberisch süſser Schönheit, daſs es schrecklich war und meine Seele leidend erschauderte. Dieser wüste Traum verfolgte viele Jahre meinen Verstand; aber wie ich die übrigen Illusionen verabschiedete, ward ich seiner durch Verse los.« Letztere Behauptung eilte den Tatsachen voraus; seines Dämons ist Lermontov nie los geworden; er blieb wie sein Dämon stolz, kräftig, leidenschaftlich und wuſste ebensowenig wie dieser einem

Ziele zuzustreben. Gab es doch in der nikolaitischen Zeit aufser der Rangtabelle keinerlei Ziel. Von seinem Wege, der nirgendswohin führte, liefs er sich durch die Leidenschaft, die der Anblick der Schönen, Unschuldigen entfacht, immer wieder ablenken; nur hätte Eloa ihren Dämon beinahe bekehrt zu Reue und Gott. Der Lermontovsche war unbeugsamer, obwohl auch er durchaus nicht Byrons Luzifer oder Satan selbst ist, keine Verkörperung des Bösen, der Verneinung, Rebellion, nur der trotzig-selbständige Geist, der seinen Rücken nicht krümmen will — ein für die Lakaienzeit sehr bezeichnendes Ideal.

Wir sind somit in vollster Romantik, die russische hatte bisher nichts Ähnliches zu verzeichnen; daher der gewaltige Eindruck, den die Abschriften des »Dämon« erregten. Die Zensur gestattete nicht den Druck bis in die sechziger Jahre hinein! Das Ungewöhnliche des Stoffes war gehoben durch das Ungewöhnliche der Form; diese Pracht und Glanz der Verse, der Beschreibungen kannte kaum Puschkin. Und bei diesen romantischen Stoffen mit einer und derselben kaukasischen Lokalisierung verblieb die Epik des Dichters. Im handschriftlichen »Ismail Bey« kehrt der Čerkesse, angewidert von der Zivilisation und ihrer Hohlheit, in seine Berge zurück; den Seinigen durch alles, Glauben usw., abtrünnig geworden, wird er doch nur für ihre Freiheit kämpfen, hoffnungslos, weil er deren notwendigen Untergang kennt. Ismails Rolle, bis zum Zertreten von Frauenherzen, trägt deutlich Byronsche Züge. Besonders versündigte sich der Dichter gegen jede Wirklichkeit im »Bojarin Orscha«. Da behielt förmlich Polevoj recht, wenn er in seinem »Neuen Maler« als Rezept für ein neues Poem verschrieb: »Nimm den Inhalt aus dem ‚Giaur', versetze die Handlung nach dem Kaukasus, stelle an den Anfang das Gespräch zwischen Romeo und Julia, führe dann die von Čerkessen entführte Mignon herein.« Doch spielte »Orscha« ausnahmsweise nicht unter Čerkessen, wo er doch noch eher möglich gewesen wäre.

Für alle diese unvollendeten, oft in der Anlage mifslungenen Versuche entschädigt uns die Perle »Mzyri«, d. i. Klosternovize. Das Thema eines im Kloster Unterdrückten, in die Freiheit sich Hinaussehnenden hatte Lermontov bereits im »Orscha« angeschlagen und ganze Verse aus dem nicht für den Druck Bestimmten in den »Mzyri« herübergenommen. Russen haben den

elternlosen, kleinen Čerkessen Mönchen im Kloster zur Erziehung übergehen. In diesen liebelosen, düsteren Wänden wächst er auf, Tag und Nacht nach Freiheit sich sehnend, ein Gefangener wie Lermontov selbst und seine meisten Helden. In einem unbewachten Augenblicke flieht er wirklich ohne Ziel in die Berge zu den Seinen, um nach dreitägigem Wandern, nach Entbehrungen, Kämpfen mit reifsenden Tieren zurückzukehren ins Kloster, den Todeskeim in der Brust. Wir lauschen der Beichte eines Sterbenden. Einfacher kann der Inhalt nicht gedacht werden, von einer einzigen Person — denn das Bild einer Schönen huscht nur traumhaft ideal vorbei, aber welche Schätze von beschreibender Poesie, welche flammende Glut in den leidenschaftlichen Klagen des Novizen! Auch Puschkin beschrieb ja den Kaukasus, aber wie blafs und arm sind die Töne seiner Palette gegen diese satte Farbenpracht! Da liegt der Novize, zu Tode ermattet, in der sengenden Mittagsglut, tiefstes Schweigen, Leblosigkeit ringsum, nur eine Schlange, raschelnd im trockenen Gestrüpp, gleifsend mit ihrem gelben Rücken, wie eine mit goldener Schrift bis unten bedeckte Klinge, furchend den lockeren Sand, glitt vorsichtig, bald spielend und tändelnd auf ihm, wand sie sich im dreifachen Ringe zusammen, bald warf sie sich wie angebrannt, sprang und verkroch sich in den weiten Sträuchen . . . In der Fieberhitze, dem Verdursten nahe, träumte er im Bache zu liegen, das kühle Nafs zu schlürfen. Fischlein spielen über ihm; eins schmiegt sich an oder kreist um sein Haupt und singt mit dem silbernen Stimmchen: ‚Mein Kind, bleibe hier mit mir, im Wasser ist genehmes Leben, Kühle und Ruhe. Ich rufe die Schwestern zusammen, im ringelnden Tanze erfreuen wir deinen trüben Blick und matten Geist (vgl. den Erlkönig). Schlummere ein, weich ist dein Lager, durchsichtig die Decke. Unter wunderbarer Träume Rauschen vergehen dir Jahre, vergehen Jahrhunderte. O du Süfser, nicht verberg' ich's, dafs ich dich liebe, liebe wie die freie Welle, liebe wie mein Leben . . . .‘

Die Jugenddramen des Dichters verraten zwar kein besonderes dramatisches Talent: Lermontov war allzu subjektiv, um sich in fremde Gestalten zu verkörpern; auch läfst er nur die Hauptgestalt, sich selbst, deutlicn hervortreten, alle übrigen sind blofse Schemen. Interessant ist an ihnen die Tatsache, dafs nach einer ganz romantischen Tragödie, natürlich aus dem gelobten

Lande der Romantik, aus Spanien, der Dichter sich russischer Wirklichkeit und dem eigenen Familienkonflikte, obwohl er ihn willkürlich tragisch aufbauschte, zuwendet, also im Drama mit der Wirklichkeit sich berührt, die er sonst ängstlich meidet. Hier treten Schiller und die Räuber in ihre Rechte; eines dieser Dramen trägt sogar deutschen Titel: »Menschen und Leidenschaften«. Aber neben Tiraden à la Karl Moor fallen auch bedeutsamere Worte, so in der Studentenversammlung, wo auf die Frage: »Wann werden die Russen Russen werden?« Čelajev antwortet: »Wenn sie um hundert Jahre sich zurücksammeln und von neuem und gesund sich bilden werden« — eine Verleugnung der Peterburger Periode, die jedem Slawophilen aus dem Herzen gesprochen wäre. Das späteste dieser Dramen, »Die Maskerade«, zeigt bedeutenden Fortschritt; es ist auch nach Jahren auf die Bühne gebracht worden; aber sein Held ist wieder nur der »Dämon«. Er hat keine Wünsche und keine Hoffnungen mehr, ist aus dem Kreise lauten Lebens herausgestofsen mit der unerträglichen Erinnerung an die unwiederbringlichen Jahre, ein düsterer, wahnwitziger Dulder. Sogar den letzten Verlust des liebenden und geliebten Weibes erträgt er mit verächtlicher Gleichgültigkeit (in der zweiten Redaktion; in der ersten rächte noch Arbenin die vermeintliche Untreue des Weibes durch Mord).

Ganz aus allen diesen Variierungen desselben Charakters fällt heraus der »Sang vom Zaren Ivan Vasilievič, vom jungen Opričnik und dem verwegenen Kaufmann Kalaschnikov«, 1837. Der Kaufmann rächt die Ehre seiner Frau an dem Opričnik und wird hingerichtet; eine Vision der Vergangenheit, so klar und deutlich, wie sie kaum der schliefslich von Karamsin eingegebene »Boris Godinov« erreicht, und in einem so volkstümlichen Tone nach Art der »Bylinen« erzählt, dafs keine der Balladen Puschkins, um von Žukovskij und Rylejev zu schweigen, höchstens einige seiner Volksmärchen an diese Echtheit russischen Stiles und Geistes erinnern. Es mutet uns an, als wäre dies ein blofses Virtuosenstück, als wollte Lermontov nur zeigen, wie seine Poesie auch objektiv-realistische Darstellung meistern kann, und wäre es auch nur aus längst verschollener Zeit.

Von den Romantikern unterscheidet sich Lermontov noch durch seine Vorliebe für die verachtete Prosa. Žukovskij, Puschkin, von den anderen zu schweigen, konnten sich nicht zu ihr ent-

schliefsen. Puschkin hat zwar Novellen und Romane, d. h. Entwürfe zu solchen hinterlassen, aber das wenigste hat er ausgeführt. Er liefs es auch meist jahrelang in seinem Portefeuille liegen; es ist erst nach seinem Tode bekannt geworden; nur als Publizist, Journalist, Kritiker bequemte er sich zur Prosa. Lermontov, abgesehen von einem prosaischen Jugenddrama, wird für zeitgenössische Themen, anders als »Oniegin«, auf die Sprache der Götter und seines Byron ohne weiteres verzichten. Den »Held unserer Zeit«, dem eine verwandte, unvollendete Erzählung vorausging, hat er 1839 beendigt und herausgegeben; eine versprochene Fortsetzung ist ausgeblieben. Der Roman erlebte alsbald eine neue Auflage und erregte gröfseres Interesse als die Verse des Dichters; schon meldete sich die kommende Herrschaft der Prosa an.

Es ist dies der erste russische psychologische Roman — Gogols »Tote Seelen« sind keine Psychologie, die Puschkinschen mehr Anekdoten. Ein Roman aus der guten Gesellschaft, wie sie auch die Marlinskij und Ssologub schrieben, obwohl kaukasische Bäder und Garnisonen kein rechtes Rendezvouz für diese Gesellschaft abgeben konnten. Allerdings ist auch Pečorin, der Held unserer Zeit, mehr nur zufällig hierher geraten. Es ist auch im Grunde kein Roman, sondern eine Reihe von Episoden aus dem Leben des jungen Mannes, die daher nach Belieben fortzusetzen waren. Wir erfahren nichts über die Vergangenheit, wir ahnen nicht die Zukunft des Helden, wir lernen ihn nur an einem bestimmten Punkte oder Wendepunkte seines Lebens kennen. Trotzdem sind wir über nichts im Zweifel, denn Pečorin ist Lermontov, wie er 1839 war, und so fafste ihn auch das Publikum, sah darin sogar eigene Erlebnisse des Dichters. Vergebens wehrte sich dagegen der Verfasser in der Vorrede zur zweiten Auflage; er meinte, Pečorin wäre gar nicht das Porträt eines Individuums, sondern wäre zusammengestellt aus den Lastern unserer gesamten Generation in deren voller Entwicklung. Er wollte den Zeitgenossen zeichnen, wie er ihm zu dessen eigenem Unglück leider so häufig begegnet ist. Er weise nur auf diese Krankheit, aber wie sie zu heilen wäre, wüfste Gott allein. In der Tat gab es aus der Pečorinschen Hoffnungslosigkeit gar keinen Ausweg.

Der Held ist ein Byron in russischem Mantel, d. h. ohne jeg-

liche Spur eines politischen, ja sogar sozialen Protestes, was schon den englischen Urtypus ganz aufserordentlich einengt. Er ist ein Enttäuschter, hat sich in diese Enttäuschung gefunden, resigniert bewufst auf irgendeine Zukunft, lebt passiv, vegetiert förmlich. Und doch beweisen ihm die Kräfte, die er in sich fühlt, dafs er zu etwas Hohem geboren war. Seine besten Anlagen: die Wahrheit, die Welt zu lieben, schlagen durch den Mangel an Entgegenkommen und Verständnis in das Entgegengesetzte um. Dieselbe Beichte läfst Lermontov die Helden seiner Jugenddramen ablegen oder seinen Ismail Bey: »Da er fern von Betrug war, ward er betrogen und fürchtete sich nur darum zu glauben, weil er einst allem geglaubt hatte«; jetzt birgt er kühle und kraftlose Verzweiflung unter gefälligem Lächeln, was gehen ihn Menschenleid und Freude an, er ist gleichgültig gegen alle, aufser gegen sich. Er liebt nur für sich, aus blofser Herzensgewohnheit, er lebt wie aus blofser Neugierde, er verbittet sich jedes Mitgefühl, er wird Fatalist. Aus dem Schmelzofen der Leidenschaften ist er hart und kühl wie Eisen hervorgekommen, aber ohne die schönste Farbe des Lebens: edler Triebe Sucht. Nun spielt er höchstens die Rolle des Beiles in den Händen des Schicksals. Das ist alles Pečorin wirklich. Ihm wird als Replique Gruschnizkij in »Fürstin Mery« gegenübergestellt, der romantische Poseur, der eben dieses alles sein wollte, der sich mit Ernst in ungewöhnliche Gefühle, hohe Leidenschaft und exklusiven Kummer kleiden wollte, nur um Held eines Romanes werden zu können, und anderen dies so oft einredete, bis er selbst beinahe davon überzeugt ward: eine Art ungewollter Selbstkritik Pečorin-Lermontovs. Aber Pečorin ist durchaus kein böser Mensch, obwohl er sich manchmal an Qualen anderer zu weiden scheint. Er ist edler Empfindungen durchaus fähig, er gibt sich für einen Schlechteren aus, als er wirklich ist. Sein Hauptfehler ist im Grunde nur »cette froide ironie, qui se glisse dans mon âme irrésistiblement, comme l'eau qui entre dans un bâteau brisé«, aus einem Briefe des Dichters von 1835.

Ob es für den Dichter einen Ausweg gab, und welchen er gewählt hätte, läfst sich nicht sagen; ebensogut hätte er die Litteratur auch ganz aufgeben können. Denn leider noch ungleich besser als auf Puschkin passen auf ihn selbst seine eigenen Worte: »Verstummt sind wunderbarer Lieder Töne, nie werden

sie wieder erschallen, düster und enge ist des Sängers Stätte und auf seinen Lippen das Siegel!« Mit Lermontov verstummte auf Dezennien russische Dichtung; sie hatte das Ohr der Nation verloren, die jetzt auf anderes sann.

Fast gleichzeitig trug man Rufslands gröfsten Volksdichter zu Grabe. Mit ihm rollte sich ein Bild aus dem dunkelsten Rufsland auf, wo jede geistige Tätigkeit, wenn sie nicht unmittelbar auf Gelderwerb gerichtet war, dem gröfsten Mifstrauen, Hemmnissen aller Art sich aussetzte. Kolzov, Sohn eines Kleinbürgers und Viehhändlers, war in der Kreisschule zu Voronież nur in die Anfangsgründe eingeführt, ganz ungebildet geblieben. Als Begleiter seines Vaters lernte er das Volk und sein Lied kennen, und eigenes Herzeleid machte ihn desto empfänglicher für melodischen Versklang, dessen Geheimnisse er sich langsam aneignete, so dafs er sich bald selbst in Ähnlichem versuchte, einzelnes in Journale bringen konnte, bis ihm ein junger »Mäzen«, Stankevič, den Abdruck eines ganzen Bändchens Lieder ermöglichte (1835). Kolzov wurde dadurch mit einem Male bekannt, ja gefeiert. Nun strengte er sich an, alles Versäumte nachzuholen, seinen naturfrischen Liedern einen philosophischen Sinn zu leihen, was unvollkommen gelang. Die gröfsten Widerwärtigkeiten im Kampfe mit der eigenen Familie, verbunden mit früh zerrütteter Gesundheit, rieben den russischen Burns vorzeitig auf, 1842.

Der Sinn für das Volkslied, das historische wie das lyrische, war ja lange vor ihm bereits geweckt. Die berühmte Sammlung des Kirscha Danilov, die auch Lermontov kannte, gab den Grundstock für die Bylinen, die ja erst 1864—1869 durch die reichen Funde im Nordwesten, im Olonezer Gouvernement, durch Rybnikov, dann durch Hilferding erheblich erweitert wurden. Volkslieder oder was sich als solches gab, waren in die handschriftlichen Liederbücher des XVIII. Jahrhunderts und seine ersten Drucke hereingekommen. Sie leiteten den Trediakovskij bei seiner Versform, sie ahmte bereits Ssumarokov nach; gelungener war, was Fürst Neledinskij-Mielezkij, Professor Merslakov, schliefslich Baron Delvig gaben. Freilich waren dies eher Fremde im russischen Kaftan. Nachgeahmt war die Kürze der Metra, ebenso fehlte der Reim. Die Parallele zwischen Naturbild und individuellem Empfinden war streng durchgeführt, z. B. »Es sang, sang das Vögelchen, und verstummte, es kannte das Herz Freuden

und vergafs sie; warum, Vogel-Sänger, verstummtest du, wie lerntest du, mein Herz, schwarzes Leid kennen?« Man sang diese Romanzen, die nur äufserlich den Volkston trafen, ganz allgemein, und naive Seelen redeten sich ihre Volkstümlichkeit ein. Erst Kolzov, der einst auch Delvig bewunderte und nachahmte, zerstörte diese Illusion, gab Lieder, die nicht nur à la russe frisiert, sondern wie aus dem Empfinden des Volkes selbst geboren waren. Er kümmerte sich nicht um jenes parallele Schema. Die gezierte Süfslichkeit jener Romanzen blieb ihm fremd; ebensowenig verfiel er in den winselnden, klagenden Ton über das harte Leben des Bauern; er verzichtete auf sentimentale Effekthascherei. Sogar wenn schweres Leid zur Erde drückt, bleibt sein Bauer fest und frei, als wäre Leibeigenschaft, Sklaverei an seinem geistigen Ausdruck spurlos abgeglitten. Lebensfreude und Lebensmut sprechen aus jedem Liede, wie es bei dem grofsen Volke gar nicht anders sein kann; es ist mit der Erde wie verwachsen, lebt und liebt mit ihr, der Bodenbau mit seinen Phasen ist Regulator nicht nur seiner Tätigkeit, sondern seines Fühlens. Wie zieht sich ihm das Herz zusammen, wenn lange Dürre über seinem Felde lastet, wie gerne opfert er die Kerze für das Bild der Mutter Gottes, wenn er endlich die reiche Ernte einheimste; wie fühlt er seine Einsamkeit an den trüben, kalten Tagen, wie hoffnungsfreudig zieht er im Frühling aufs Feld! Und klagt er, dafs er am Unglückstage, zu verhängnisvoller Stunde ohne das »Glückshemd« geboren, weil dem kräftigen, tätigen Jungen der alte, reiche Knast die schöne Tochter verweigert, so kauft er sich eine neue Sense, nicht um sich den Hals zu durchschneiden: an den Don geht er, in seine reichen Sloboden, wo sich die bunte Grassteppe bis ans Schwarze Meer erstreckt: »Hier bin ich selbander (mit meiner Sense) gekommen, hier fächelt mich der Südwind an, rauschet das Gras, neigen die Blumen die Köpfe zur Erde, trocknen aus, wie ich nach meiner Grunia. Dann zählt mir auf die Kasakin das Geld. Sorglich nähe ich es ein, flugs dann ins Dorf zurück zum Starosten, hat ihn nicht meine Armut milde gestimmt, so tut es der goldene Schatz!« Sogar die Vorwürfe an den Faulen, der alles zugrunde gehen läfst, entbehren nicht eines humoristischen Tones, als könnte leicht alles wieder besser werden, wenn sich nur das Bäuerlein besänne. Ja, auch der ganz Verlassene ist nicht verbittert: er sitzt an dem Tische

und denket nach, wie sich's auf der Welt lebt dem Einsamen. Es hat nicht der Junge eine junge Frau, es hat nicht der Junge einen treuen Freund, einen Schatz von Gold, einen warmen Winkel, einen Pflug und Egge, ein Pflügerpferd. Mitsamt der Armut vermachte mir der Vater nur eine Gabe, die starke Kraft, und auch die, wie absichtlich, hat bittere Not unter fremden Leuten schon ganz verausgabt . . .

So spricht aus diesen Liedern eine Hoffnungsfreudigkeit, eine Lebenslust, eine Kraft, die wir vergebens bei der Intelligenz, bei Lermontov oder Puschkin, suchen würden. Die Ausdauer des ackerbauenden Volkes, das Tatarenjoch wie Bureaukratenjoch, die Ungunst des Wetters wie die Schläge des Schicksals, die Launen der Herren wie die Plackereien des Starosten auf seinen breiten Schultern ruhig durch die Jahrhunderte getragen, sein Optimismus, der uns wie Leichtsinn dünkt, seine Ergebenheit, die an östlichen Fatalismus erinnert, sie haben in diesen Liedern mit dem Wechsel ländlichen Tun und Treibens selbst ihren poetischen Ausdruck gefunden. Gewiſs ist Kolzovs Gesichtskreis ein enger, wenn man die Steppe, die er umfaſst, eng nennen darf; es versagen ihm die Schwingen, wenn er sich zu philosophischem Flug, Daseinsfragen u. dgl., entschlieſst. Aber diese »Heimat«, für welche Puschkins und Lermontovs Herz allein schlug, diesen Geruch der Ernte, diese schwellenden Saaten, die Festesfreude der Bauern, finden wir nur bei Kolzov in poetischer Verklärung; das sind russische Idyllen, nach deren Ausdruck die Kunstpoesie vergebens rang. Weil er sang, was er kannte, die Natur und die Menschen, für die allein er Auge, Ohr und Herz hatte, hat der Bauerndichter, lange ehe es die Prosa wagte, ein treffendes, wenn auch poetisch verklärtes Abbild des Ringens und Rastens, Hoffens und Leidens des einfachen Russen auf seiner weiten Erde gegeben. Er hat als der erste den Landmann in die Litteratur eingeführt, ihr den nationalen Zug eingefügt, den wir in der bisherigen Litteratur, auch bei Puschkin und Lermontov, fast ständig vermiſsten. Diese gaben entweder sich selbst, d. i. ganz bestimmte Individuen, oder ahmten Fremdes nach; Kolzov zeigte den russischen Bauer, zumal der südlicheren Gouvernements, mit ihrer reicheren Natur und freieren Menschen; und wiederum eilte die Poesie der Prosa voraus. Bald sollte ja der Bauer und sein Leid, die an ihn abzutragende Schuld der

Intelligenz, in dem grölsten Dorf- und Bauernreich der Welt, in den Mittelpunkt alles Sinnens und Trachtens gerückt werden. Rulslands Wiedergeburt, Modernisierung war unzertrennlich von der Emanzipation seiner neun Zehntel fast der Bevölkerung. Bei diesem Prozefs sollte nicht mehr die Poesie, nicht die Romantik, sondern der Realismus und Naturalismus der Komödie und vor allem des Romans, der künstlerischen Prosa und ihrer Kritik, eine führende Rolle übernehmen.

Achtes Kapitel.

Der Roman und Gogol.

Der satirische und historische Roman eines Bulgarin und Sagoskin, Marlinskij und Polevoj. Das Lustspiel. Hemmender Einfluſs der Zensur. Gogol; seine Jugendwerke. Das Göttliche Lachen des »Revisor« und der »Toten Seelen«. Gogols religiöser Wandel. Die Stimmen der Zeitgenossen.

Erst in den dreifsiger Jahren begannen russische Originalromane die heimische Leselust zu befriedigen, die bisher auf Übersetzungen angewiesen war. Die ganz vereinzelten, zum Teil nicht recht gewürdigten Erscheinungen eines Ismailov und namentlich Narieżnyj boten weder Zusammenhang, noch schufen sie litterarische Tradition. Originales war freilich auch an den neuen Romanen nicht viel; ja, ein so kühner Versuch, wie der satirisch-allegorische Roman des Narieżnyj, der der Sicherheit des Autors halber freilich erst nach seinem Tode herausgegeben ist, »Das Unglücksjahr oder die Fürsten der Berge«, 1829, in Grusien angeblich spielend, aber Russen bei der Arbeit schildernd, ist nicht wieder unternommen worden. Der neue Roman war meist entweder der alte, moralisierend-satirische oder der historische nach Art des W. Scott, in beiden Fällen mit äufserst komplizierter Fabel, mit allen möglichen abenteuerlichen Verwicklungen, zur Genugtuung des naiven Lesers, dessen Neugierde in der grölsten

Spannung erhalten blieb. In beiden Arten glänzte der längst für immer vergessene Expole Bulgarin, der um 1830 so populär war, dafs er mit Puschkin in die Gunst der Leser sich teilen konnte. Sein satirisch-moralisches Hauptwerk war der »Ivan Wyžigin« 1829; sein Hauptziel »die wohlgesinnte Satire, um deren Aufblühen in Rufsland seit jeher unsere weise Regierung sich bemüht hat«, d. h. die ewig lächelnde, die an Kleinigkeiten Anstofs nahm und an Wichtigem scheu vorbeiging, mit steten Komplimenten vor dem immerwachen Auge der weisen und gerechten Obrigkeit. Die Bauernfrage konnte Bulgarin, da er seinen Helden durch ganz Rufsland schleppte, natürlich nicht totschweigen; er löste sie durch die Verherrlichung der Musterwirtschaft des Herrn Rossijaninov — der Name gewählt, weil jeder »Rossijanin« so sein sollte, mit seinen Lehrern Mr. Instruit und Herrn Gutmann — alle Namen sind noch Etiketten usw. Die Freude des »wohlgesinnten« Verfassers über seinen Erfolg bei »den die ganze Welt an Vernunft, Güte, Dankbarkeit übertreffenden Russen« verbitterten etwas die Epigramme Puschkins, für den Bulgarin nur Polizeispitzel und Vyžigin ein Rindvieh war, sowie die Parodien eines armen Schluckers, Orlov, der die Genealogie des Vyžigin zu Vanjka Kain, dem Erzdieb, zurückführte. Dagegen hatten seine historischen Romane, trotzdem sie vor Patriotismus stanken, keinen Erfolg, dazu waren sie allzu ledern; hier schossen den Vogel andere ab.

Sagoskin war von der Komödie zum Roman übergegangen: sein »Jurij Miloslavskij oder die Russen im Jahre 1612«, 1829, wurde mit Enthusiasmus, wenigstens vom Publikum, aufgenommen, erlebte acht Auflagen in zwanzig Jahren, ist vielfach übersetzt. Noch Turgeniev, ja noch Alexander III. begeisterten sich an diesem Roman, der sentimental und patriotisch, aber nicht historisch war. Die Popularität sicherten ihm die Liebesintrige, die kleinen Leute, der Diener Kirscha, interessanter als sein Herr Jurij, der wahnsinnige Bettler Mitja, mit ihrer kernigen Sprache. Der Versuch, die Ereignisse von 1812 im »Rosslavlev oder die Russen im Jahre 1812«, 1831, ebenso zu behandeln, fiel erheblich uninteressanter aus, und »Askolds Grabhügel«, der in die Zeiten Vladimirs des Grofsen zurückführte, war auch das Grabmal des Ruhmes Sagoskins. Er kehrte später wieder zum Theater zurück, auch schrieb er neue Romane aus der Zeit Peters des Grofsen,

worin er als echter Moskauer, Hasser alles Ausländischen — nicht umsonst kamen seine Vorfahren aus der Goldenen Horde — die Anhänger des Altrussentums idealisierte. Sagoskin ist interessant als der erste, übrigens ganz naive Verherrlicher des patriotischen und ländlichen Altrussentums, der seine Adligen vor der Residenz und ihrer Verschwendung, wie vor dem Auslande und seinen Ideen in seinen Lustspielen warnte, der in der Fremde nach seinem Rufsland bangen läfst und in seinem Sammelwerk »Moskau und die Moskauer« den begeisterten Cicerone der »ersthronigen« abgibt. Ganz sein Gegenteil ist Kukolnik, in dessen Romanen die Altrussen des XVIII. Jahrhunderts, alle Schurken, die Tugendhelden unter der modischen Jugend zu finden sind; sonst könnten sich beide als Dramen- und Romanschriftsteller die Hände reichen; doch sind in den endlosen Erzählungen des Kukolnik vertreten hauptsächlich fremde, littauische, preufsische, französische und andere Stoffe. Sympathischer als beide war der Kaufmannssohn Lažečnikov, der nach seinen »Memoiren eines russischen Offiziers«, 1812—1815, eigene Erlebnisse und Eindrücke schildernd, seine lesenswertesten Sachen dem XVIII. Jahrhundert, z. B. »Der Eispalast« u. a., entnahm, freilich über ein rein stoffliches Interesse der kunstvollen Intrige nicht recht herauskam. Obwohl ein Schriftsteller der alten Schule, wahrte er sich Sinn und Herz für die junge und kam ihr, einer der wenigen, offen entgegen. Der interessanteste unter ihnen allen, eine Zeitlang der beliebteste Erzähler, war der geistreiche, vielseitige, leidenschaftliche Bestužev. Ein glänzender Gardeoffizier, Herzensbezwinger, dem auch als politischem »Verbrecher« in Jakutsk und als gemeinem Soldaten auf dem Kaukasus die Frauenherzen nur so zuflogen, interessierte er sich neben seinen Schönen nur für Litteratur und kam unter die Dekabristen wie Pilatus ins Kredo. Die in Petersburg, namentlich eines Kritikers und Romanciers, begonnene litterarische Tätigkeit setzte aus der Verbannung und vom Kriegsschauplatze »Marlinskij« fort; er schrieb, zum Unterschiede von den Zeitgenossen, keine bändereichen Romane, verliefs bald das historische Genre, in dem er, wieder im Gegensatze zu den Sagoskin und Genossen, keine russischen, wohl aber livländische und andere Stoffe behandelte — »lafs die Deutschen und wende dich zu uns Orthodoxen«, bat ihn Puschkin, um Zeitgenössisches aus der Gesellschaft und Orientalisches, vom Kaukasus Entlehntes, in »Am-

malat Bey«, »Mullach Nur« u. a. darzustellen. »Marlinskij« ist die vollendete Romantik in Prosa, jede seiner Erzählungen ein prasselndes Feuerwerk, die Helden von ungestümster, wildester Leidenschaftlichkeit, die Sprache von einer Überschwenglichkeit, die mitunter wie eine gelungene Parodie auf den romantischen Stil sich ausnehmen könnte, wäre nicht alles aufs ernsteste gemeint. Die Geschraubtheit, Gesuchtheit des Ausdruckes, seine fortwährenden Hyperbeln, die Helden mit ihren unglaublichen Gefühlsausbrüchen imponierten gerade dem Publikum, und zudem steckte darin ein gut Teil des Verfassers, seines eigenen Ungestüms, seiner eigenen Tapferkeit — er ist bald darauf (1837) von Čerkessensäbeln so zerfetzt worden, dafs die Leiche gar nicht gefunden worden ist —, seiner eigenen Frauenliebe; das uns unmöglich Erscheinende war grofsenteils echt. Doch fehlte es nicht in seinem litterarischen Nachlafs auch an einfacheren Erzählungen; seine unbestrittene Spezialität waren und blieben es, bis zu den Sebastopoler Skizzen des Tolstoj, Soldatengeschichten, in denen neben dem Offizier zum ersten Male der einfache Soldat mit seinem Tun und Treiben anschaulich geschildert war. Die Fülle dieser dramatischen Schilderungen, in allen möglichen Variationen von Ort und Zeit, ist ganz erstaunlich.

Der bedauernswerteste aller dieser Romanciers, trotz mancher momentanen Erfolge, war Polevoj, der, geborener Journalist, durch die Ungunst der. Zeit — sein Journal wurde wegen der vernünftigen Kritik eines dummen, dafür desto patriotischeren und in Petersburg sehr angesehenen Dramas des Kukolnik unterdrückt — auf die Laufbahn eines litterarischen Falschmünzers, eines Lieferanten von unechten Romanen und Dramen herausgedrängt wurde, wenn er sich und den Seinigen das Leben fristen wollte, der ärmliche Plebejer, der vor jedem Viertelsaufseher zitterte; der, was für ihn noch viel schlimmer war, unlängst noch Führer der Jugend, der litterarischen Erneuerung, sich jetzt überholt sah, zurückgedrängt in die Reihen seiner schlimmsten Feinde, mit Bulgarin und Senkovskij auf einer Stufe! Denn, wie Marlinskij, hielt Polevoj bis zum letzten Augenblicke hoch die Fahne der alten, naiven Romantik; seine Helden blieben die exzentrischen, unverstandenen Charaktere, die sich auflehnen gegen enge Schranken und Vorurteile; dem neuen Zuge der Zeit, der nach Wahrheit drängt, stellt er sich entgegen, versteht

ihn gar nicht. Zu dieser Einseitigkeit kommt die Vielschreiberei hinzu, in der er ein nicht unbedeutendes Talent völlig begrub. Es fehlte ihm sogar nicht an Humor und Ironie, wie es sein »Neuer Maler« von 1832, eine Sammlung von Aufsätzen, in der Art des alten Novikovschen satirischen Journals, hinlänglich beweist, wo durchhechelt wurden Gutsbesitzer, Beamte — eine Skizze nahm das Sujet des »Revisor« vorweg —, Damen und namentlich auch Litteraten und Litteratur, die er gar nicht ernst nehmen wollte: von uns Litteratur fordern, die wir kaum lesen können! Tieferes Verständnis zeigte auch sein bester historischer Roman, »Der Eid am Grabe des Herrn« (in Jerusalem), ein umfassendes Bild Rufslands des XV. Jahrhunderts, der Kämpfe um den Moskauer Thron zwischen Vasil dem Blinden und Schemiaka, mit der geheimnisvollen, im Mittelpunkt der Handlung stehenden Person des Sängers, der einzigen Erfindung im Roman, der sich sonst ziemlich streng an die Geschichte hält. Im bewufsten Gegensatze zum Überwuchern der Liebesgeschichte im »Jurij Miloslavskij« hielt sich Polevoj an den Cinq-Mars des Vigny und an W. Scott, drängte die Liebelei ganz in den Hintergrund und suchte einzuführen in Sprache, Sitten, Leben des XV. Jahrhunderts, von dem Bauernhof an bis zum Kreml in Moskau. Interessant ist sein unvollendeter Künstlerroman »Abbadonna«, beim ersten Erscheinen, 1835, von der Kritik, von Bielinskij, mit Entzücken aufgenommen, während bei der zweiten Auflage derselbe Bielinskij schon die Nase rümpfte — es lebte sich rasch in Rufsland. Es war nicht sein einziger Künstlerroman; die Zeitgenossen begeisterten sich ja überall für den Gegensatz zwischen dem vom Himmel gefallenen und den Erdenmenschen, zwischen dem ewig unbefriedigten Idealisten und der Prosa seiner Umgebung; aber Polevoj liefs seinen »Abbadonna«, wo der Künstler Reichenbach vergeblich die Schauspielerin Eleonora aus dem Sumpf des Lebens zu retten suchte, wenigstens in Deutschland spielen; Kukolnik dagegen legte sogar dem sterbenden Tasso Verse von der künftigen Gröfse Rufslands und — Dieržavins in den Mund!

Eine ganz eigene Stellung nahm Fürst Odojevskij ein. Durch sein Geschlecht, der letzte einer Ruriklinie, gehörte er, nicht nur in der Litteratur, den höchsten Kreisen an; sein Wissen, sein Geist, sein humaner Sinn (unterband doch seine rege philan-

thropische Tätigkeit seine litterarische nach 1844 vollends), machen ihn zu einer der sympathischesten Persönlichkeiten des Nikolaitischen Rufsland. Sein humaner Sinn liefs ihn gerade Litteratur fürs Volk und für die Kinder mit Vorliebe pflegen, als »Grofsväterchen Irinej«, aber er wufste auch für grofse Kinder Märchen zu schreiben; er bevorzugte Allegorien, philosophische Erzählungen, z. B. in seinen »Russischen Nächten«, war er doch mit Venevetinov Moskauer Schellingianer. Er bekämpfte die Lüge in Salon, Gesellschaft, Wissenschaft, das Sichzuwerfen von Bällen, was die Welt Gespräch nennt, das Haschen nach faulen Früchten, nach Auszeichnungen jeglicher Art. Er predigte Moral und Humanität in drastischen Worten und Bildern, zeigte auch das Verkehrte im Bentamschen Utilitarismus und in einer Welt nach Malthusianischem System. Er erinnert manchmal an Hoffmann, besonders zog ihn Musik an, und er machte sich um russische Musikgeschichte und Pflege des geistlichen Gesanges besonders verdient; er wählte auch mit Vorliebe Musikgröfsen, Bach, Beethoven, für seine Novellen. Der gedankenreiche Schriftsteller ist ganz unverdient vergessen worden; seine etwas altfränkische Darstellung birgt Schätze erleuchteter Gesinnung, seinem liberalen Geist ist er bis zuletzt treugeblieben. Noch kurz vor seinem Tode (1869) beschwor er den Kaiser, bei dem Reformwerk auszuharren.

Den gesellschaftlichen Roman, meist nur in der Form von Novellen, von allerlei Salonlöwen und Löwinnen, pflegten Bestužev-Marlinskij, etwas später Graf Ssologub, kühler und exakter Beobachter der »grofsen Welt«, der nur in seinem »Reisewagen«, Tarantas, tiefer griff und zwei Repräsentanten des alten und neuen Rufslands, den naiven Hinterwäldler, den fetten Vasil und den von Reflexion zerfressenen dürren Französling Iwan zusammentreffen liefs, wobei er Rufsland förmlich in doppelter Beleuchtung Revue passieren hiefs. Der moderne Roman fand Vertretung auch bei den ersten Schriftstellerinnen, deren eine, Helena Hahn, die Georges Sand nachahmte, für das Weib, die Rechte seines unterdrückten Fühlens eintrat, aber nur Heroinnen der Entsagung, nicht des Protestes zu zeichnen wagte. Originell war das Schicksal Pavlovs, der durch seine »Drei Erzählungen« (1835) die Gunst des Publikums und die Hand einer reichen Dame und Dichterin, Katharina Jähnisch, und die Mifsgunst der

Zensur und des Kaisers sich zuzog. Nikolaus meinte, man könnte in der Folge dem Verfasser die Beschreibung Kaukasiens und ähnlicher entfernter Gegenden anempfehlen. Er hatte es ja gewagt, seinen Helden, Leibeigenen, Soldaten, Insubordinationsgedanken in den Kopf zu pfropfen, ja, der eine von ihnen tötete sogar seinen ungerechten Vorgesetzten. Etwas abseits von der Masse dieser Belletristen stand Dahl, Kasak Luganskij, der ausgezeichnete Kenner russischen Volkes und Lebens, dem die Zensur seine grofse Sprichwörtersammlung nicht durchliefs und aus dem grofsen Wörterbuch die »unanständigen« Wörter ausmerzte, der neben dieser gelehrten eine reiche novellistische Tätigkeit entfaltete, eine Masse Bauern-, Soldaten-, Beamten- und andere Skizzen schrieb, die sich durch ihre photographische Genauigkeit auszeichneten, aber sich schliefslich über anekdotisches Material nicht erhoben. Volksgeschichten erzählte man meist in sentimentalem Tone, ländliche Idyllen, z. B. die kleinrussischen eines Osnovianenko.

Ungleich ärmer war dramatische Litteratur. Das Repertoir bestritten fast immer noch Übersetzungen und Nachahmungen meist allerleichtester Ware. So beherrschte eine Zeitlang das Vaudeville die ganze Bühne; noch Repetilov sprach bei Gribojedov aus voller Überzeugung, »ja, das Vaudeville ist eine Sache — alles andere Possen.« Die Vertreter desselben, Fürst Schachovskoj, Chmielnizkij u. a., sind wieder in den vierziger Jahren vergessen worden. Und nicht anders erging es ihren Komödien oder denen des Sagoskin; dem Kvaspatrioten — der Berliner würde Weifsbierpatrioten, Hurrapatrioten sagen — Kukolnik und dessen Drama »Die Hand des Allmächtigen rettete das Vaterland« (1612 von den Polen), das noch 1831, nach der Eroberung Warschaus, die Losung brachte: »Lafst uns im Polenblut wälzen.« Ein gleichzeitiges Couplet sagte: »Die Hand des Allmächtigen wirkte dreierlei Wunder, sie rettete das Vaterland, brachte den Dichter in Gang und machte Polevoj den Garaus«. Endlich der Polevoj, der resolut in Kukolniks Fufsstapfen trat und für das 1831 errichtete Alexandra-Theater der Bühnenlieferant wurde. Dramatisierungen von Romanen brachte Schachovskoj; »Dreifsig Jahre aus dem Leben eines Spielers«, den gröfsten szenischen Erfolg, übersetzte der gleich wie Polevoj unerschöpfliche Sotov, Lieferant auch von Schauer- und sentimentalen Romanen. Trotz des regeren Bühnenlebens war die

dramatische Litteratur im entschiedenen Niedergang; ihr Bestes vielleicht waren die nicht aufgeführten Komödien des Kleinrussen Osnowianenko: »Adelswahlen« und »Der Ankömmling aus der Hauptstadt oder der Wirrwarr in der Kreisstadt« mit ihrer leichten satirischen Tendenz, mit episodischen Volksfiguren, der durchtriebene Dorfschreiber Schelmenko, mit dem Gesindel von Kleinadel und Beamten; das letzte Stück erinnert lebhaft an den »Revisor«, kann als sein Prototyp gelten, sein Pustolobov gleicht dem Chlestakov usw.

Die erste russische Komödie nach der Satire des Gribojedov und den ersten russischen Sittenroman, die ersten Erzeugnisse der realistischen oder, wie Bulgarin bald sagte, »natürlichen« Richtung, sind das Werk Gogols. Um sie nach Gebühr zu würdigen, bedarf es einer kurzen Abschweifung auf ein von der schönen Litteratur selbst etwas abliegendes Gebiet, ihrer Förderung und Hemmung durch aufserlitterarische Faktoren.

Zu ersteren gehörte das freigebige Mäzenatentum der grofsen Kaiserin und ihrer beiden Enkel. Dankbar gedenkt die Litteraturgeschichte der Ehrungen und materiellen Unterstützungen, die Dieržavin, Karamsin, Žukovskij, Puschkin, Gogol u. a. erfahren haben, was doppelt ins Gewicht fiel in einer Gesellschaft, für die moralische Macht, Einflufs und Ansehen des Schriftstellers noch recht problematisch war. Freilich, im XIX. Jahrhundert konnte sich auch in Rufsland die Litteratur von Mäzenaten emanzipieren. Publikum und Buchhändler nahmen ihre Stelle ein, z. B. Smirdin in Petersburg. Dem Sagoskin boten nach dem Erfolg des »Jurij« die Moskauer Buchhändler 40000 Rubel Assignaten für seinen neuen, herzlich schlechten »Roslavlev«. Puschkin beteuerte, allerdings auch hierin seinen damaligen Abgott Byron kopierend, dafs er nur des Geldes wegen schreibe und drucke. Nicht mehr Hofgunst und Protektion, das Talent allein sollte entscheiden, und zum Wettbewerb konnte sich bereits neben dem Adel, der, wie Offiziere und Beamte, so auch Litteraten stellte, der Plebejer, der rasnočinec melden, der Kaufmannssohn oder der Exschüler der geistlichen Seminarien. Die unmittelbare Förderung der Litteratur, abgesehen von der mittelbaren durch Schule und dgl., war somit nicht mehr Sache von Hof und Regierung; die Litteratur war unabhängig, mündig geworden in materieller, leider nicht in geistiger Hinsicht.

Unter den vielen Privilegien und Freiheiten, womit Katharina II. den Adel ausgestattet hatte, fehlte das Recht freier Meinungsäufserung. Wie der Bauer physisch, so war der Adlige psychisch, d. i. was den öffentlichen Ausdruck seiner Meinungen anbetrifft, und mit ihm der Schriftsteller überhaupt leibeigen. Fast zu gleicher Zeit sind die physischen und psychischen Ketten gefallen, freilich nicht mit gleichem Erfolge; der Bauer wurde 1861 wirklich frei, der Schriftsteller begnügt sich noch heute mit dem blofsen Schein von Freiheit. Die Leibeigenen, damit sie frondeten, überwachte die Regierung, jegliche Auflehnung rücksichtslos unterdrückend; für die Schriftsteller taten dies die Zensoren. Jeder Gedanke oder Stoff, der den Machthabern nicht gefiel, wurde einfach unterdrückt. Gogols »Tote Seelen« sind von der Moskauer Zensur nicht zum Drucke zugelassen, anstöfsig war ihr ja schon der Titel, der gegen Dogma und dessen unsterbliche Seelen verstiefs. Gogols Einakter, »Der Morgen eines Beamten«, konnte nur als »Morgen eines Affäristen« gedruckt werden. Wie in der physischen, gab es auch in der geistigen Leibeigenschaft mildere Perioden und solche, wo es für die anständigen Leute fast unmöglich wurde, zu schreiben. So unter Paul, als z. B. die blofsen Worte »Gesellschaft«, »Bürger«, »Vaterland« aufs strengste verboten waren. Das erste konnte überhaupt nicht gebraucht werden, für die anderen durfte man »Einwohner« und »Staat« setzen. Diesem Extrem näherte sich langsam, aber ständig die Nikolaitische Zensur, die schliefslich nicht mehr gegen Schriftsteller, Werke, Ideen, sondern gegen Worte Krieg führte. So schrieb z. B. Bulič eine wissenschaftliche Studie »Ssumarokov und die Satire seiner Zeit«, aber das Buch erschien unter dem Titel »Ssumarokov und die Kritik seiner Zeit«, obwohl es zu Ssumarokovs Zeit noch gar keine Kritik gab, wohl aber eine Satire. Der blofse Name des grofsen Kritikers Bielinskij durfte Jahre hindurch auch nicht erwähnt werden; übrigens waren die Namen Herzen und Černyschevskij in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts nicht besser daran. Wohl gab es ein furchtbar reaktionäres Zensurstatut des »slawenischen« Lichtverdunklers Schischkov, aber sogar dieses wurde verletzt, denn in Rufsland existieren Gesetze und Statuten nur für das geduldige Papier und das gläubige Europa; verfahren wird nur nach Instruktionen, die dem Gesetze strikte zuwiderlaufen. So

war es nach dem Statut dem Zensor nicht gestattet, klaren Worten des Schriftstellers willkürliche Beziehungen unterzulegen, und doch schuf er oft Interpretationen, an die der Schriftsteller nicht im entferntesten dachte, und verbot sein Werk. Ein Anfänger verdiente sich Geld mit populären Artikeln und lieferte einmal einen Artikel über Tiger, seine Jagd und dgl. Der Artikel durfte nicht erscheinen, weil in derselben Nummer zufällig auch vom Zaren die Rede war! Geistliche in Moskau beschwerten sich durch den sonst humanen und aufgeklärten Metropoliten Philaret, eine Leuchte der Kirche, über den Zensor, der in Puschkins »Oniegin« hatte passieren lassen, daſs sich Krähen aufs Kirchenkreuz niederlassen. Der verärgerte Zensor verteidigte sich damit, daſs es nicht seine, sondern Sache des Polizeimeisters wäre, solches den Krähen zu verbieten. Bei der auſserordentlichen Bequemlichkeit, die solche Unterdrückung bot, beeilten sich allerlei Ressorts, sogar die Direktion der Gestüte, besondere Zensuren sich zu erwirken, die dann nach Herzenslust strichen, was die gewöhnliche Zensur nicht beanstandet hätte. In der Provinz kannte die Zensur überhaupt keine Grenzen, strich sie doch aus der Zeitung die offizielle Angabe über den allzuniedrigen Wasserstand der Wolga, weil darin ein indirekter Tadel der Regierung und ihrer unaufhörlichen Wachsamkeit enthalten sein könnte. Statt eines, resp. zweier — die Geistlichkeit hatte stets ihr besonderes Zensurrecht ausgeübt — gab es schlieſslich zehn bis zwölf Zensurkomitees, die auf jedes vernünftige Wort fahndeten. Und als nach dem Revolutionsjahre 1848, obwohl in Ruſsland niemand revoltiert hatte, panischer Schrecken der Regierung in die Glieder gefahren war, wurde noch ein besonderes Komitee, das Buturlinsche, eingerichtet, das die schon zensurierte Litteratur noch einmal nach »höheren« Gesichtspunkten überzensieren sollte, um jeden Funken von Wahrheit und Geist auszutreten. Schon tauchten die Paulschen Projekte auf. Dieser hatte in seiner wahnsinnigen Furcht vor der Revolution die Einfuhr aller Bücher und Musikalien nach Ruſsland verboten; jetzt sollte der gesamte Buchhandel monopolisiert werden. Zum Glück für Ruſsland schossen englische und französische Kanonen das Nikolaitische System zu Tode, das gerade in seinen letzten Zügen wie toll um sich herumbiſs. Als sein gröſster Schriftsteller und Verehrer, Gogol, gestorben war und

sein anderer Speichellecker, Geschichtsprofessor Pogodin in Moskau, gewagt hatte, im »Moskvitianin« die Todesanzeige schwarz zu umrahmen, wurde er, allerdings auch für andere gleich schwere Verbrechen, unter Polizeiaufsicht gestellt.

Es gelang allerdings mitunter, dieser Zensur ein Schnippchen zu schlagen, einen »gefährlichen« Artikel durchzudrücken, aber desto schlimmer waren die Folgen. Für den Abdruck des Briefes des Čaadajev, in dem die bittere Wahrheit, nicht über die Regierung etwa, sondern über die Gesellschaft, ruhig, mit Würde gesagt wurde, ist die Zeitschrift für immer unterdrückt, der Herausgeber verbannt, der Zensor abgesetzt, Čaadajev für irrsinnig erklärt worden. Für den Kritiker Bielinskij reservierte schon sein Bekannter eine gemütliche Zelle in der Peter-Paulsfestung, und nur der mitleidige Tod rettete den Unglücklichen vor dieser zarischen »Förderung«. Dafür plätscherten in diesem Sumpf hochvergnügt die feilen Kreaturen Bulgarin und Greč, der alles, namentlich jeden ernsteren Gedanken ironisierende »Baron Brambäus«, der Orientalist Senkovskij, Pole, Wächter über die Reinheit des russischen Stils und Verächter des Gogol wegen seiner »vulgären« Sprache, dichtende Gendarmen usw. — nur Schweine sind in Rufsland besonders lebensfähig, klagte Gogol. Was haben nun diese Andeutungen mit der Belletristik und speziell mit Gogol gemein? Sollten sie etwa zur bequemen Entschuldigung des Schriftstellers dienen, der wohl das Gewölke versammelt, dem aber die Zensur den Blitz konfisziert hat?

Vor allem erklären sie, warum der erste, unerbittlichste Zensor und Zerstörer des eigenen Werkes sein Verfasser selbst werden mufste. Wir verzeichneten oben ein einschlägiges Geständnis des Gribojedov. Hören wir nun auf Gogol: »Ich war ganz versessen auf eine Komödie usw., wieviel Bosheit, Lachen, Salz gab es da! Doch auf einmal lenkte ich ein, da ich einsah, dafs meine Feder fortwährend auf Stellen stiefs, die die Zensur um nichts auf der Welt durchlassen wird. Was wird nun, falls das Stück nicht aufgeführt wird? Das Drama lebt doch nur auf der Bühne, ohne sie ist es wie eine Seele ohne Körper. Und welcher Meister wird dem Volke eine unvollendete Schöpfung weisen? Mir bleibt nichts anderes übrig, als den allerunschuldigsten Stoff zu ersinnen, der nicht einmal einem Revierleutnant nahetreten kann« (Brief an Pogodin, 1833). So erklärt es sich, warum Gogol

für seine unsterbliche Komödie einen Stoff wählte, dem auch ein Revierleutnant nicht gram werden konnte — doch irrte er auch hier; seine Komödie hätte nie die Zensur passiert, wenn sich nicht der Zar selbst ihrer angenommen hätte. Nur seine Intervention ermöglichte das Stück, in dem, wie der Zar nach der ersten Vorstellung sagte, »alle ihren Teil abbekommen haben und ich am meisten«. Gogol kannte selbst die Geringfügigkeit, das Nichtssagende seines Stoffes, er kannte auch Rufslands Krebsschaden: die gerade unter Nikolaus I. zu der furchtbaren, jegliches Leben und Denken uniformierenden und erstickenden Allmacht erstarkte Büreaukratie, namentlich seiner deutschen »Mamelucken«, aller der -dorfs, -bergs, -becks. Er war der Mann, das wahre Wort darüber zu sagen, doch er verzichtete darauf; er wählte die kleinsten Diebe und schaltete die grofsen behutsam aus. Denn was soll z. B. die komisch überwältigende Beratungsszene im »Revisor« mit den Sorgen um den beizenden Tabaksgeruch in den Korridoren des kleinen Spitals und dem zerbrochenen »ärarischen« Stuhl im Gymnasium z. B. gegen die Beratungsszene im Moskauer Zensurkomitee bei der Prüfung der »Toten Seelen«, wo man nicht weifs, ob den Asiaten oder den Europäern unter den Zensoren die Palme des Idiotismus und der Infamie winkte — und da handelte es sich doch um die geistige Nahrung einer grofsen Nation! Nicht Gogol, die Zensur trägt die Schuld an der Wahl des Stoffes. Gogol wollte Petersburg an den Pranger stellen und begnügte sich statt dessen mit einem namenlosen Städtchen und einem namenlosen Helden.

Was wir von Gogol sagen, galt von jedem Schriftsteller. Den »Abbadonna« z. B. des Polevoj, der doch in Deutschland spielte und nichts mit Rufsland zu tun hatte, konnte der Zensor nicht auf sein Gewissen nehmen, ging damit bis zum Minister, der eine Kommission zur Prüfung und Berichterstattung über den Roman einsetzte. Man stiefs sich z. B. in dem Zensurparadies daran, dafs Baron Kahlkopf seine Macht als Staatsminister zur Ausführung einer Privatrache gebrauchte. Unter solchen Umständen mufs man natürlich nur den Mut und die Aufopferung des russischen Schriftstellers bewundern, der seine Arbeit gegen alle diese Dummheit und Boshaftigkeit verteidigte, mufs man bewundern, dafs überhaupt so viel noch geleistet worden ist. Der Schaden, den die Regierung durch die Zensur und die

stets um ihre eigene Haut zitternden Zensoren der Litteratur zugefügt hat, läſst sich gar nicht berechnen, während wir die angebliche Förderung bei Heller und Pfennig summieren können — die Summe ist übrigens eine bescheidene. Doch kehren wir von diesem Exkurs endlich zu Gogol zurück.

Gogol selbst, eine tragische Persönlichkeit, ist fast interessanter als seine eigenen Werke. Für den äuſserlichen Beobachter könnte er als Replik zu Tolstoj erscheinen: der unübertroffene Realist verleugnet sein unschätzbares Talent und wird zum Asketen und Moralisten. Ebensogut könnte man ihn mit Turgeniev vergleichen; wie dieser hat ja auch Gogol mit romantischen Gedichten begonnen, wollte von der eigenen Poesie bald nie wieder etwas hören und hat sich der Prosa zugewendet. Solche und andere Äuſserlichkeiten würden an Gogol nichts erklären. Russische Belletristik hat mit Vorliebe tragische Künstlerschicksale behandelt. Achtlos ging sie vorbei an einer tiefen, echten Künstlertragödie, eine erschütterndere ist nicht bekannt; die Fälle Kleist, Grabbe usw. liegen ungleich einfacher. Sogar in unserer Darstellung, die ja nicht Persönlichkeiten, nur Richtungen und Werken gewidmet ist, können wir nicht umhin, das Problem zu berühren, warum Gogol vorzeitig seine Feder zerbrochen hat.

Er war ein Sohn der Ukraine, ein Kleinrusse, wie die Grebenka oder Osnovianenko, die sich fast gleichzeitig mit ihm in satirischen, komischen und sentimentalen Erzählungen und Schilderungen, auch dramatischen, aus dem Volks-, Beamten- und Kleinadelleben der Ukraine nicht ohne Erfolg versuchten, um von dem älteren Narieżnyj zu schweigen. Ehrgeiz, krankhaftes Selbstgefühl, das Bewuſstsein, zu etwas Groſsem von der Vorsehung bestimmt zu sein, trieben Gogol aus den engen heimischen Verhältnissen, wo das Leben ruhig-beschaulich hindämmerte, nach Petersburg, wo er in der Beamtenkarriere, dann in der gelehrten seinen hohen Beruf zu finden hoffte, ohne doch trotz aller erdenklichen Förderung durch seine Freunde und Gönner vorwärts zu kommen; denn er war weder Beamter noch Geschichtsprofessor, sondern Dichter und wurde darin nur bestärkt durch die Fühlung, die er bald mit dem Puschkinkreise, mit Žukovskij, mit dem Petersburger Litteraturprofessor Pletnev u. a. gewann. Namentlich Puschkin war ihm ein treuer Berater. Ohne ihn unternahm er nichts, ihm verdankte er auch die Stoffe zu seiner

Komödie und zu seinem Roman. Er hatte als sentimentaler Romantiker begonnen, mit einer elegischen Idylle »Hans Kuchelgarten«, die er dann mit demselben Hafs verfolgte und schliefslich totschwieg, wie Turgeniev die eigene. Der äufsere Rahmen war Vossens »Luise« entlehnt, der Geist ein anderer. Denn der deutsche Held war Gogol selbst, mit seiner nervösen Unruhe, seinem unbefriedigten Drange, seinem Herausstreben in die weite Welt, seiner Enttäuschung gegenüber der Wirklichkeit. Nur versöhnte sich Hans mit dieser Trivialität, verzichtete auf alles gegen die Gewähr ruhigen, häuslichen Glückes an der Seite seiner Luise, woran Nikolaus nicht im entferntesten dachte, der eine Luise nie gefunden, freilich auch nie gesucht hat.

Petersburg enttäuschte ihn; er fühlte sich hier stets unbehaglich, die Stadt erschien ihm ohne jeglichen Charakter, von unheimlicher Stille, die Einwohner, als wären sie alle in Amt und Würden, ohne Geist dazu und ohne Interesse für etwas anderes aufser dem Dienst. Er hat bald seine satirisch-humoristischen Aphorismen über Petersburg und Moskau formuliert, und als der erste das Thema, das nach ihm Viasemskij, Herzen, Nekrassov, Dobrolubov u. a. behandelten, berührt, den Gegensatz zwischen den beiden Städten. Moskau erschien ihm als »russischer Bart«, russischer Adeliger, Petersburg ist der gewandte Europäer, der akkurate Deutsche. Moskauer Journale handeln von Kant und Schelling, gehen mit der Zeit und erscheinen zu spät — die Petersburger handeln nur von Publikum und Wohlgesinntheit, gehen nicht mit der Zeit und erscheinen pünktlich. Moskau ist nötig für Rufsland, Rufsland ist nötig für Petersburg usw. Ja, seine Abneigung ging eine Zeitlang viel weiter, richtete sich gegen »sie«, die Russen im Gegensatze zu Kleinrussen, überhaupt, verstieg sich bis zur Absprechung »ihnen« des slawischen Charakters, was Gogol namentlich an dem Gegensatze des rohen, mürrischen russischen und des zarten, milden slawischen Volksliedes erwies. Freilich sind solche Äufserungen des sehr Bestimmbaren und Leidenschaftlichen nicht wörtlich zu nehmen. Er ging auf die Ansichten der momentanen Umgebung nur allzu leicht ein, d. h. äufserlich, sich seine innere Reserve, seine eigensten Anschauungen wahrend, wie dies Slawen oft tun und sich dadurch dem Vorwurfe der Unaufrichtigkeit aussetzen, obwohl dies nur vorsichtige Zurückhaltung mit der eigenen und

ein artiges, oft nur ironisches Eingehen auf die fremde Meinung ist. So täuschten sich Mickiewicz und Zaleski in Paris, als sie in Gogol schroffe Antipathie gegen die »Moskalen« entdeckt zu haben glaubten; so täuschten sich — doch in erheblich geringerem Maſse — die polnischen Ordensglieder der Resurrektionisten, als sie in Gogol den Ansatz zu einem Neophyten, den man für den Katholizismus gewinnen könnte, entdeckten. Schlieſslich entpuppte sich Gogol als das, was er im Grunde vielleicht immer war, als der überzeugte Vertreter des offiziellen Programms, das in Ruſsland einen Gott, einen Zaren, eine Sprache, Orthodoxie, Autokratie, herrschende Nationalität verlangte und anerkannte. Doch läſst sich Gogols Vorliebe für seine kleinrussische Heimat, namentlich während seines Petersburger Aufenthaltes, 1829—1836, nicht leugnen; es zehrte an ihm förmlich die Sehnsucht nach ihr, und wie er seine häufige Melancholie, ja Hypochondrie und seelische Depression auch infolge körperlichen Unbehagens durch Ersinnen komischer Typen in möglichst komischen Situationen zu bannen suchte, so erhob er sich über die Verdrieſslichkeiten des schalen Petersburger Lebens, dessen Klima schon ihm schädlich war, durch die Gedankenflucht nach der südlichen Heimat, nach dem heiligen Kiev, nach der bunten und wonnigen Steppe. Diese Sehnsucht diktierte ihm seine Skizzen, in denen er die landschaftlichen Reize, das fröhliche Treiben der Menschen und als Romantiker ihre romantischen Traditionen, ihre Märchen und Sagen schilderte und umdichtete. So entstanden die zuerst einzeln in Zeitschriften, dann zusammen 1832 herausgegebenen kleinrussischen Skizzen, »Abende auf dem Vorwerke bei Dikanjka«, denen dann 1834 »Mirgorod« als Fortsetzung folgte. Schon hier trat Gogols Doppelnatur hervor: die sich bis zur Phantastik versteigende Romantik, die sich in Übermenschen, Abenteuern, grausen Verbrechen, unheimlichen Gestalten, mit einem Stich in das Genre »Hoffmann« gefällt; anderseits ein Realismus, eine wunderbar treue und scharfe Beobachtungsgabe, die naturalistisch wirkt und nur durch Humor gemildert erscheint. Namentlich reich war daran — man sieht, wie der realistische Zug im Wachsen begriffen war — die zweite Sammlung, mit ihren »Altmodischen Gutsbesitzern« Philemon und Baucis in der Ukraine — mit dem Leben des einen hört auch das des anderen auf — und mit ihrer »Erzählung davon, wie in Streit gerieten Iwan Iwanovič mit

Iwan Nikiforovič«, wie zwei Herzensfreunde durch Kleinigkeiten und Zufall zu Todfeinden werden, was bei der Rechthaberei und Prozeſswut dieser Leute zu endlosen Reibungen führte, und wie diese geschlichtet wurden. Daneben figurierte hier der effektvollste historische Roman der Zeit »Taras Bulba«, an dem nur die Staffage und der Hintergrund wirklich historisch war, während Intrige und eine Hauptperson, Andrej und seine romantische Liebe zur romantischen Polin, völlig verzeichnet waren, nach der konventionellen Schablone romantischer Erotik. Es entschädigten für die schreiende Unwahrhaftigkeit einzelne sehr effektvolle Wendungen, eine Vision des Kosakenlebens, die in dieser Intensität nicht zu übertreffen war, humoristische Szenen, z. B. mit Juden. Dies war jedoch der letzte Tribut, den Gogol seiner Heimat und ihrer Geschichte, ihren Kämpfen mit den Polen — nur diese zogen ihn an — erstattete; wenigstens kam er später über bloſse Ansätze zu einem historischen Roman u. dgl. nicht mehr heraus.

In zwei weiteren Sammlungen, »Arabesken« 1834, »Erzählungen« 1836, schlug er bereits andere Töne an; neben der romantischen Vorliebe für das Mittelalter und seine gotischen Denkmäler, neben der zehrenden Sehnsucht nach dem sonnigen Lande der groſsen Kunst, nach Italien, neben Hoffmannscher Phantastik in der Künstlernovelle »Das Portrait« — der groſse Künstler hat in materiellem Genusse das ideale Streben vergessen, und wie sich dies an seinem Werke und dessen Besitzern rächte — und in der Groteske »Die Nase« — Herumspazieren der abhanden gekommenen und ihr Wiedereinfinden — treffen wir auf Perlen realistischer Komik und Drastik, »Die Kalesche«, freilich mit einer Wendung ins Tragische, namentlich in der berühmten Erzählung »Der Mantel«: der kleine Beamte hat sich nach jahrelangen Entbehrungen die Mittel für einen neuen Mantel zusammengespart. Am ersten Tage, da er ihn anhat, wird er seiner beraubt. Der Schluſs, mit dem Spuken seines Geistes, ist wieder Hoffmannisch. Zum ersten Male war hier einer aus der unendlichen russischen Gallerie der »Enterbten und Erniedrigten« unter die Lupe des Beobachters genommen und hat trotz aller seiner Unförmlichkeit, ja Lächerlichkeit unser tiefes Mitgefühl gewonnen, über das auch der groteske Schluſs, als hätte der romantische Verfasser nur zaghaft den Weg des Realismus betreten, nicht

hinwegtäuschen konnte. Ähnlich verhielt es sich mit den »Memoiren eines Wahnsinnigen«.

Jegliche romantischen Allotria verschwanden aus den Bühnenwerken, an denen Gogol mehrere Jahre arbeitete; er schrieb einzelne Szenen, »Die Spieler«, »Das Lakaienzimmer« u. a., zertrümmerte ein der Zensur wegen unmögliches Werk aus der Petersburger Beamtenwelt in Einakter: »Prozeſs«, »Morgen eines Affäristen«, »Hochzeit«, wo Hofrat Podkolesin durch einen kühnen Sprung aus dem Fenster dem Einlaufen in den Hafen der Ehe sich entzieht, mit einer ganz merkwürdigen Galerie aller möglichen Heiratskandidaten. Schlieſslich vollendete er und führte auf unter den aufreibendsten Kämpfen mit sich, mit der Zensur, mit den Schauspielern, mit Kritik und Publikum, seinen »Revisor«, um nach den ersten Aufführungen für immer zu fliehen nach seinem geliebten Italien, nach seiner herrlichen Totenstadt Rom. Denn immer blieb sich Gogol des Gegensatzes zwischen der absterbenden katholischen Zivilisation und seiner Zugehörigkeit zu einem jugendfrischen, aufstrebenden Volke bewuſst; ihren ganzen Zauber, den er wie kein anderer Russe je empfand, hat er in seiner unvollendet gebliebenen Erzählung »Rom« wiederzugeben versucht.

In Ruſsland setzten sich unterdessen die Aufführungen seines Stückes und der Meinungsstreit darüber fort. Das Sujet desselben war schon von Osnovianenko bearbeitet; Puschkin, der selbst einmal als »Revisor« in Nowgorod gegolten hatte, d. h. als ein vom Ministerium zur Aufdeckung von Miſsständen in die Provinz entsandter Beamter, wies Gogol besonders noch auf dieses förmlich in der Luft liegende komische Thema. Die Beamtenschaft einer entlegenen Kleinstadt wird durch die Nachricht, daſs sie von einem incognito reisenden Revisor heimgesucht werden soll, aus ihrer idyllischen Ruhe aufgeschreckt; ein Petersburger Windbeutel, den gerade ein Zufall dorthin verschlägt, wird von Schuldigen und Unschuldigen für diesen Revisor gehalten, findet sich in die neue Rolle trefflich ein, lebt in Saus und Braus auf Kosten der Einwohnerschaft und macht sich rechtzeitig aus dem Staube. In einer neuen Versammlung der »herrschenden Gewalten« des Städtchens wird dieses Quiproquo zum gröſsten Leidwesen der Geschädigten und Blamierten aufgeklärt, und die Anmeldung des wirklichen, eben eingetroffenen Revisors bricht über sie wie eine Katastrophe herein. Noch 1845 lieſs

Bulgarin in seiner »Biene des Nordens« sein Herz bei dem Gedanken bluten, dafs die ganze hohe Welt Petersburgs bei den Aufführungen des »Revisor« erscheine und, ohne Ahnung von Beamten zu haben, annehme, dafs diese nach der Natur dargestellt wären . . . »nein, meine Herren und Damen, solche Beamte gibt es nicht« usw.

Die Satire Gogols unterschied sich von den vorausgegangenen, von Gribojedov, bei dem doch Čazkij eine andere, hoffnungsvollere Jugend ankündete, von Visin, bei dem es von Tugendbolden wimmelte, durch das vollständige Fehlen eines »positiven« Charakters. Die ganze Beamtenschaft war ein Lumpengesindel, pflichtvergessen und diebisch (»Du stiehlst über deine Rangklasse«), in schrankenlosester Willkür nur die eine Furcht kennend, sich von einem Höheren erwischen zu lassen. Insofern war diese Satire durchaus nicht »unschuldig«, lächelnden Stiles. Wohl konnte Gogol einwerfen, dafs nur aus Unkenntnis solche Zustände geduldet würden, dafs das unbestechliche, wache Auge der weisen Regierung eben durch die Entsendung eines Revisors dieser Lotterei sicher das Ende mit Schrecken bereiten werde. Trotzdem warf die Satire ein ungünstiges Licht auf Bureaukratie und System; für Unzufriedene, Liberale, Nörgler lieferte sie ausgiebigen Stoff. Gogol selbst, der ultraloyale Konservative aus Puschkins Kreise, hatte gewifs keinerlei umstürzlerische, kritische oder auch nur liberale Regungen. Anfangs schrieb er das Ganze nur zu eigenster Belustigung und räumte dem »heiligen Lachen« noch mehr Platz ein als in der späteren Redaktion; aber die Bureaukratie hafste er grimmig, wie Puschkin, und so erklärt sich nicht nur die Tendenz des Ganzen, sondern auch manche, gar nicht harmlose Aphorismen, z. B. gleich in der Eingangsszene: »Es gibt keinen Menschen ohne Sünde; dies ist schon von Gott so eingerichtet, und vergebens eifern dagegen die Voltairianer.« Der Lehrer macht blofs Grimassen, aber den Inspektor trifft sofort der Tadel, »warum freigeistige Gedanken der Jugend eingeflöfst würden« u. dgl. Das gedankenlose Publikum fafste die Komödie als Farce auf und wälzte sich vor Lachen — ihre vis comica war und ist bis heute nicht übertroffen. Der gallige, kühle Grofsrusse war zu ihr gar nicht befähigt, sie lag in dem Naturell des gutmütig-schlauen Kleinrussen. Andere lachten absichtlich, noch andere schrien über Untergrabung der Autori-

täten. Der Dichter, dem seine Komödie aus bloſser Reizung der Lachmuskeln zu einer groſsen, ernsten Sache geworden war, protestierte gegen alle Anschuldigungen in seinem sechs Jahre nachher (1842) redigierten Einakter »Beim Verlassen des Theaters nach der Aufführung einer neuen Komödie«, wo er mit genialer Virtuosität die verschiedensten Zuschauer und ihre Meinung oder Meinungslosigkeit charakterisierte. Die kleinen Leute treffen bei ihm instinktmäſsig das Richtigere; die höheren verhalten sich gleichgültig oder feindlich. Zuletzt ergreift der Verfasser das Wort zur Verteidigung der einzigen ehrbaren Persönlichkeit seiner Komödie, des Lachens, das nichts Niedriges wäre, in dem Funken tiefen Gefühles zu finden wären; wer am meisten lacht, vergieſst wohl auch oft tiefe, innige Tränen. Diese Verteidigung war an sich überflüssig; wer sich nicht absichtlich blind stellte, muſste ja schon aus dem grimmigen Schluſsausruf des betrogenen Polizeimeisters die Bedeutung der angeblichen Farce erkannt haben: nicht genug an der Blamage, »es wird noch ein Federfuchs, ein Papiersudler kommen und dich in einer Komödie hinstellen; das verletzt tief; er wird nicht Rang noch Ruf schonen, und alle werden die Zähne fletschen und Beifall schlagen — (zum Publikum gewendet:) was lacht ihr? Über euch selbst lacht ihr... ach ihr! ... ich möchte alle diese Papiersudler ... Uh! Federfuchse, Liberale, verdammte Teufelsbrut ... in eine Fessel würde ich euch alle stecken, zu Mehl zerreiben euch alle, und dem Teufel zur Unterlage in seine Mütze«. Den hochgespannten Erwartungen des krankhaft nervösen Verfassers genügten am allerwenigsten die ersten Eindrücke von Spiel — da die Schauspieler alles ins Possenmäſsige chargierten — und Aufnahme beim Publikum, und er floh eiligst aus Ruſsland, »seinen Kummer zu zerstreuen, seine Autorpflichten gründlich zu überdenken, seine künftigen Werke, und erfrischt und erneut zurückzukehren«.

Er hatte längst ein anderes Sujet in Arbeit und hatte bereits Puschkin die ersten Kapitel seines Prosaromans »Tote Seelen«, dessen erster Teil dann 1842 erschien, vorgelesen; nur im Auslande fühlte er sich dann seinem Ruſsland gegenüber freier. Wohl zog ihn das Herz, die Sehnsucht zur Heimat, aber der Aufenthalt in derselben entnervte ihn nur zu bald. Leute, die in der Praxis sich sehr ungeschickt anstellen, erweisen sich in der Theorie als Meister, und so hatte auch Puschkin folgendes

erdacht: die Revisionen der Bauernlisten erfolgten alle zehn Jahre; während dieser Zeit mufste der Herr für die unterdessen verstorbenen »Seelen« (d. i. Männer, Weiber und Kinder zählten nicht) die Kopfabgabe entrichten; diese toten Seelen waren ihm eine Last. Wenn sich nun ein Gauner fand, der ihm diese toten Seelen abnahm, für sie die Kopfabgabe zahlte, so wäre dem Herrn geholfen. Der Gauner wieder könnte die toten Seelen, die er natürlich als lebende auf irgendeine Wüstenei in der Krim etwa überführte, im Vormundschaftsamt verpfänden, bis 100 Rubel pro Seele, und mit diesem Erlös verduften. So reist nun Gogols Čičikov durch Rufsland, solche tote Seelen zu solcher Transaktion zu erwerben. Wir begleiten ihn in eine gröfsere Provinzstadt, von der als Mittelpunkt er einen ganzen Güterrayon abklappert. Die Besuche auf den einzelnen Adelshöfen, das Gelingen oder Mifslingen seiner Transaktion, die scheitert, weil Mifstrauische sich erst nach den Preisen für tote Seelen in der Stadt erkundigen wollen, die Beschreibung der Stadt und ihrer »lieben« Beamten — hier bricht wieder der Hafs gegen die Bureaukratie durch — machen den Inhalt des »Poems« aus. »In welchem Metrum ist es denn geschrieben?« fragte höhnend Senkovskij.

»Inmitten der Triumphe von Mittelmäfsigkeit und Talentlosigkeit, pharisäischem Patriotismus und süfslich-fader Volkstümlichkeit erscheint plötzlich ein echtrussisches Werk, ebenso wahrhaft wie patriotisch, schonungslos die Hülle von der Wirklichkeit abreifsend, leidenschaftliche Liebe zum fruchtbaren Kern russischen Lebens atmend, eine unermefslich-künstlerische Schöpfung nach Konzeption und Ausführung, nach den Charakteren der handelnden Personen und den Einzelheiten russischen Wandels und zu gleicher Zeit tief in seinen Gedanken, sozial und historisch.« So bewillkommnete etwas überschwängliche Kritik des liberalen Westlers Bielinskij das Werk, das gleichermafsen die Slawophilen begeisterte, sie durch K. Aksakov Gogol neben Homer und Shakespeare stellen, von einer russischen Iliade sprechen liefs, während andere sogar in dem Kutscher Čičikovs, Selifan, sich über die Darstellung unverfälschten russischen Lebens entzückten — weil nämlich Selifan mit seinen Pferdchen freundlich sprach und mit jedem »anständigen« Menschen sich sinnlos besoff. Nur die Zionswächter der offiziellen »Wohlgesinntheit« grollten: Was werden die Fremden dazu sagen? Alle Helden des Romans sind ja

Schurken oder Dummköpfe, ein Inhalt fehlt ja, die Sprache ist oft gemein, fehlerhaft; der Schriftsteller steht tief unter Paul de Kock, ist ein Arbeiter nach der Natur fünfzehnten Ranges. Andere trösteten sich, dafs, was Gogol beschreibe, gar nicht in der Natur vorkomme, Karikatur der Gegenwart, Schöpfung heiterer Phantasie wäre.

So widersprachen sich die Urteile noch greller als beim »Revisor«. Was hatte der Verfasser geplant? Er ist jetzt sehr redselig geworden, fürchtet Mifsdeutungen und flicht eigene Kommentare ein. »Ich habe keinen Tugendbold zum Helden gemacht, weil es endlich an der Zeit ist, dem armen Tugendbold Ruhe zu gönnen; weil das Wort »tugendhaft« müfsig gebraucht wird; weil der »Tugendhafte« zu einem Pferde geworden ist und von jedem Schriftsteller geritten und mit der Knute oder, was sonst einer in die Hände kriegt, angetrieben wird; weil man den Tugendhaften bereits so erschöpft hat, dafs an ihm auch nicht der Schatten von Tugend mehr zu sehen ist und nur Rippen und Haut statt Fleisch übrigblieben; weil man heuchlerisch den Tugendhaften heranruft; weil man ihn gar nicht mehr ehrt. Nein, es war endlich Zeit, auch den Gauner einzuspannen.« Und fragt man, wer ist Čičikov in moralischer Eigenschaft, so ist bald die Antwort da: ein Schuft. »Warum denn Schuft; warum soll man gegen andere so streng sein? Es gibt ja jetzt bei uns keine Schufte mehr, lauter wohlgesinnte, angenehme Leute; die zu öffentlicher Schande ihr Gesicht einer öffentlichen Ohrfeige hinhalten würden, solcher findet man höchstens zwei oder drei, und auch diese sprechen von Tugend. Gerechter wäre es, Čičikov einen Wirt, Erwerber zu nennen; das Erwerben trägt ja an allem Schuld.« Den Verfasser bedrückte nur die Überzeugung, dafs alle seinen Helden gerne als einen recht interessanten Menschen empfangen würden, wenn der Verfasser nicht so tief in seine Seele hineingeblickt hätte, wenn er ihn nur so gezeigt hätte, wie er äufserlich auftritt. Freilich wäre dann sein Bild nicht so klar unseren Augen; dafür hätte nichts die Seele des Lesers beunruhigt; man hätte wieder zum Kartentisch, der ganz Rufsland erfreut, ruhig zurückkehren können. Der Leser möchte eben Menschenelend nicht sehen. Wozu? Lafst es uns besser vergessen, zeiget uns Schönes, Anziehendes. »Auch werden sogenannte Patrioten den Verfasser beschuldigen, die da in ihren

Winkeln ihren Geschäften nachgehen und sich auf Kosten anderer bereichern, aber, sobald z. B. ein Buch erscheint mit einer neuen, bitteren Wahrheit, aus allen Winkeln hervorkriechen wie Spinnen, in deren Gewebe sich eine Fliege verwickelt, und nun das Geschrei erheben: »Ist das schön, so etwas darzustellen? . . .« Dieser Patriotismus fürchtet den tief eindringenden Blick. Er liebt es, über alles mit gedankenlosem Auge hinwegzugleiten; er wird sogar von Herzen über Čičikov lachen, ja den Verfasser loben: »Manches hat er doch treffend beobachtet, mufs ein lustiger Kumpan sein!« Und selbstzufrieden fügt er hinzu: »Es gibt doch in den Provinzen gar sonderbare und lächerliche Leute, ja grofse Schurken dabei«, — statt sich zu fragen, ob nicht auch in ihm ein Teil von Čičikov stecke.«

Freilich beneidet Gogol den Verfasser, der aus der grofsen, wirbelnden Tiefe täglicher Bilder einige wenige Ausnahmen gewählt, kein einziges Mal den hohen Ton seiner Laute herabgestimmt hat, nicht niederstieg von seinen Höhen zu seinen armen, nichtigen Mitbrüdern, während Gogol gewagt hat aufzurufen alles, was wir jede Minute vor Augen haben, was nur der gleichgültige Blick nicht sieht, den ganzen entsetzlichen, erschütternden Morast von Kleinlichkeiten, die unser Leben umstricken, die ganze Tiefe kalter, mürber, täglicher Charaktere, die da wimmeln auf unserm irdischen, bitteren, langweiligen Wege, gewagt hat, mit der ganzen Kraft seines unerbittlichen Meifsels, sie vor aller Augen, deutlich und klar, hinzustellen. »Und lange ist mir noch durch eine wunderbare Macht bestimmt, Hand in Hand mit meinen sonderbaren Helden zu gehen, das Leben zu betrachten in seinem riesenhaften Wandel, es zu betrachten durch der Welt sichtbares Lachen und ihr unsichtbare, unbewufste Tränen. . . . Nichtig und niedrig wird der heuchlerisch und gefühllos urteilende Zeitgenosse diese Schöpfungen nennen, wird ihnen einen verachteten Winkel unter den die Menschheit schmähenden Schriftstellern anweisen; denn er erkennt nicht an, dafs gleich wunderbar sind die Gläser, die die Sonne betrachten, und die die Bewegungen unmerklicher Infusorien wiedergeben; denn es erkennt nicht an das Urteil des Zeitgenossen, wie viel geistige Tiefe nötig ist, um ein dem verachteten Leben entnommenes Bild zu durchleuchten und es zu einer Perle der Schöpfung heraufzuführen; denn es erkennt nicht an, dafs hohes, begeistertes Lachen wert ist, in gleicher

Linie mit hohem lyrischen Schwunge zu stehen, und dafs ein ganzer Abgrund solches Lachen trennt von den Grimassen des Jahrmarktgauklers.«

»Als ich Puschkin das erste Kapitel der ‚Toten Seelen' vorlas« — Gogol war ein unübertroffener Vorleser, zugleich ein komisches Talent ersten Ranges —, »wurde der Ausdruck von Puschkin, der sonst immer zu meinem Lesen zu lachen pflegte (und er liebte das Lachen), allmählich immer düsterer und düsterer und verfinsterte sich schliefslich vollends. Als ich ganz aufhörte, brach er in die Worte aus: »Gott, wie traurig ist doch Rufsland!« Einen bitteren Vorwurf gegen ganz Rufsland fühlte auch Herzen heraus. In der Tat sind es lauter »tote Seelen«, in flachster Banalität erstorben, ohne einen Gottesfunken; niederdrückend mufste ihr Anblick gerade für den Romantiker werden. Denn der Gogol des »Revisor« und der »Toten Seelen« und der »Petersburger Erzählungen« hafst das schale, flache Wesen. Er sieht den Schaden, der verursacht wird einerseits durch diese Schalheit, Indolenz, Willfährigkeit dem Bösen gegenüber, anderseits durch rohe Selbstzufriedenheit, Prahlerei, Nichtigkeit der moralischen Grundlagen; er sucht ihre ungestörte Herrschaft zu erschüttern mit den Waffen des Humors. Freilich war der Humor der »Toten Seelen« um mehrere Nuancen tiefer als der im »Revisor«: machte sich hier fröhliches, ungezwungenes Lachen über die verkehrte Welt geltend, das Lachen des Ukrainers, so ist es jetzt förmlich gedämpft, es liegt über ihm ein Schleier grofsrussischer kaustischer Ironie. Der Realismus, ja Naturalismus feiert seinen höchsten Triumph: die genaueste Beobachtung und die schärfste Wiedergabe des Gesehenen, die Fülle der Gestalten, jede individuell, wie sprechend, mit wenigen Zügen sicher hingestellt. Den Romantiker verrät nur einiges Wenige, wie im »Revisor« der Stich ins Groteske, da dem Chlestakov seine eigene Schilderung zu Kopfe steigt, so hier die Rolle des Harpagon-Pluschkin, in dem das unschuldige »Erwerben« zu einer dämonischen Macht geworden ist, die den ganzen Menschen aussaugt, ihn zu einer Lücke der Menschheit macht. Aber, wie jener englische Karikaturenzeichner, erschrickt Gogol selbst vor den eigenen Gestalten; der bisher stets überwundene, tief in ihm schlummernde Romantiker fordert seine Rechte. Er kann sich nicht mehr zufrieden geben mit allen diesen Verzerrungen des göttlichen Ebenbildes, er ist so erfüllt

von der Wichtigkeit seines Berufes, die ihm ja auch der Puschkinsche Kreis mit seiner Vorstellung von dem Dichter — Propheten, dem auserwählten Gefäfs der Gnade, nahelegte, dafs er sich als Prediger, Lehrer seiner Mitmenschen betrachtet, dafs er ihnen direkt die Wege des Heiles zu weisen sich anschickt. Das vermag er nicht mit seinen flach-alltäglichen, niedrig-komischen Helden. Nicht genügt ihm mehr die Macht des heiligen Lachens, er wird Positives schaffen. Der russische Gilblasroman, ohne Liebesabenteuer allerdings, der ohne Anfang und Ende war, — es konnten ihm nach Belieben neue Gutsherrenbilder und andere Episoden angereiht werden, — stellte nur die Vorhalle zu einem ganz anderen Werke. Im zweiten Teile sollte Čičikovs Umkehr, im dritten seine Läuterung dargestellt werden; positive Helden, tugendhafte Generalgouverneure, Branntweinpächter und Grofsgrundbesitzer, sollten als die providentiellen Werkzeuge dieses russischen Purgatorium und Paradieses auftreten. Illusionen spielten bei Gogol seit jeher eine grofse Rolle, er verwechselte Geplantes und Ausgeführtes; kein Wunder daher, wenn schon in den elf Kapiteln des ersten Bandes, »einer unbedeutenden Einfahrt in eine grofse Stadt«, herrliche Aussichten auf die kolossalen Bilder, die verborgenen Hebel eines breiten Romans, gemacht werden. »Es kann sein, dafs in derselben Erzählung vernommen werden andere, bis jetzt nicht angeschlagene Töne, sich offenbaren wird der unübersehbare Reichtum russischen Geistes, vorüber wandeln wird der Mann, begabt mit göttlichen Tugenden, oder die russische Maid, wie man sie sonst nirgends in der Welt findet, mit aller wunderbaren Schönheit der weiblichen Seele, ganz aus hochherzigem Streben und Selbstaufopferung, und tot werden vor ihnen erscheinen alle tugendhaften Menschen anderer Nationen, wie das Buch tot ist vor dem lebenden Worte . . . man wird sehen, wie tief in der Natur der Slawen eingebettet ist, was an anderer Völker Natur nur vorbeiglitt.« »Noch ist weit die Zeit, dafs sich erheben wird Sturmesrauschen der Begeisterung, aus dem in heiliges Grauen und Blitzen gekleideten Kopfe, und man in wirrem Zittern dem majestätischen Donner anderer Worte lauschen wird.« Daher stammte der dies alles antizipierende Titel eines »Poems« für das Ganze.

Die Slawophilen waren über diese Ankündigungen entzückt; sie verziehen dafür grofsmütig dem Dichter die Einseitigkeiten

des ersten Bandes. Als bei dem Westler Bielinskij der erste Freudenrausch über das Werk sich gelegt hatte, machte ihn diese Zukunftsmusik miſstrauisch; er schrieb: »Viel, allzuviel ist für die Fortsetzung versprochen, so viel, daſs von nirgendsher zu entnehmen ist, womit man diese Versprechungen erfüllen könnte, darum, weil es etwas Derartiges noch gar nicht auf der Welt gibt. Uns schreckt förmlich der Gedanke, daſs der erste Teil, in dem alles komisch ist, eine wahrhafte Tragödie bleiben könnte, und die übrigen zwei, wo Tragisches hervortreten soll, komisch ausfallen, wenigstens an den pathetischen Stellen.« Der glänzende Scharfblick Bielinskijs täuschte sich nicht; es kam, wie er es voraussagte. Und auch sonst protestierte er gegen diese und ähnliche Auslassungen in den »Toten Seelen«, gegen ihre lyrischen Digressionen, als gegen Makel und Flecken auf dem Gemälde eines groſsen Meisters. An dem zweiten und dritten Teile arbeitete nun Gogol weiter bis an sein Lebensende, 1852. Das bereits fertige Werk warf er zweimal ins Feuer. Wir besitzen heute nur Entwürfe und Fragmente. Einiges ist trefflich: die Kapitel im Stile des ersten Teiles, die neuen Begegnungen mit Tentetnikov usw. Die positiven Gestalten sind erfunden, sind die Rossjaninovs aus dem Vyžigin des Bulgarin, Mannequine, nicht Menschen. Wie Dostojevskij, ist uns auch Gogol die Darstellung der »Läuterung« schuldig geblieben. Uns genügt vollständig der Čičikov des ersten Teiles; nicht so dem Dichter, der sich vergebens in der Verkörperung seiner neuen Ideale aufzehrte.

Die Tragödie des Menschen hatte noch eher als die des Künstlers begonnen. Der religiöse Grundzug seines Wesens, der tiefe Glauben an die Vorsehung, die jeden Schritt dieses Auserwählten lenke, die hohe Meinung von seinem Berufe, nicht zuletzt der Zug der Zeit, deren religiöses Interesse wieder erwacht war, steigerten sich zumal in der römischen Vereinsamung des Dichters zu einer Verinnerlichung, zu einer Abkehr von der Welt und ihrem Treiben, die schlieſslich zu Asketik und Anachoretentum führen muſste. Dies fiel nun auf und stach ab gerade in der russischen Gesellschaft, für die Religion vielfach etwas ganz Äuſserliches, bloſs ein Schema des bureaukratischen Schimmels bedeutet, für die Religiosität mit Muckertum und Heuchelei zusammenfällt, Religion bloſs zu der bei bestimmten

Anlässen angezogenen Uniform wird — beim Volke fällt sie dann einfach mit Aberglauben zusammen. Gegenüber dieser religiös ganz indifferenten Gesellschaft erwachte in Gogol heiliger Eifer; im Bewufstsein seiner geistigen Bedeutung und seines asketischen Sinnes warf er sich zum Gewissensrichter, zum Ratgeber, zum Begutachter auf, Freunden und Bekannten ins Gewissen redend, sie zu christlichen Tugenden der Demut, Ergebenheit, Barmherzigkeit und Milde auffordernd: sich ja nicht aufzulehnen gegen die Autoritäten, den Versuchungen des lockenden Verstandes zu widerstehen, zerknirschte Christen zu werden, sich selbst zu vervollkommnen, worauf alles andere von selbst ihnen zufallen würde. Und um möglichst vielen die Segnungen und Wirkungen dieser Worte zuteil werden zu lassen, veröffentlichte er, statt des zweiten Bandes der »Toten Seelen«, der sich nicht recht vom Flecke rühren wollte, etwas voreilig die »Ausgewählten Stellen aus einer Korrespondenz mit Freunden« (1847). Auch daran hatte die Zensur vielerlei auszusetzen.

Die Wirkung des Buches war eine zermalmende für Gogol. Derjenige, der bisher förmlich Götzendienst mit ihm getrieben hatte — obwohl sich Gogol dagegen ausdrücklich verwahrte —, Bielinskij, schrieb an Gogol den berühmten Absagebrief vom 15. Juli 1847 aus Salzbrunn, wo der Lungenkranke weilte. Der Besitz einer Abschrift dieses Briefes, Vorlesen derselben war lebensgefährlich, trug mit zur Verurteilung Dostojevskijs zum Tode bei!! In diesem Briefe apostrophierte er sein bisheriges Idol: »Verkünder der Knute, Apostel der Unwissenheit, Helfershelfer des Obskurantismus und der Wut der Finsternis, Panegyrist tatarischer Sitten, was machen Sie? . . . Der grofse Schriftsteller, der mit seinen wunderbar-künstlerischen, tiefwahrhaften Schöpfungen so machtvoll mitgewirkt hat an Rufslands Selbsterkenntnis, ihm die Möglichkeit gebend, auf sich selbst wie in einen Spiegel zu blicken, erscheint mit einem Buche, in dem er im Namen Christi und der Kirche den Barbaren — Gutsherren lehrte, von den Bauern, den »ungewaschenen Mäulern«, noch mehr zu erpressen . . . ein Voltaire, der durch seinen Spott die Scheiterhaufen des Fanatismus auslöscht, ist mehr Sohn Christi als alle Ihre Popen, Bischöfe, Metropoliten, Patriarchen des Morgen- und Abendlandes« usw. Bielinskij war immer ganz Leidenschaft, der heilige Zorn und die tiefe Trauer um das zu

seinen Füfsen zertrümmert liegende Idol mag die Heftigkeit dieser Anklage erklärlich erscheinen lassen. Gogol war es heiliger Ernst mit seinen Ausführungen, aber deren hochfahrenden, anmafsenden Ton und die Spitzen mancher Behauptungen milderte er ab in einem folgenden »Bekenntnis des Verfassers«. Hatte der Moralist den Künstler in ihm bereits ertötet, so löste ihn jetzt der Asket völlig ab. Gogol pilgerte zum Grabe des Erlösers, war mildtätig, namentlich gegen arme Studenten, kasteite sich, betete, wachte und fastete, bis den völlig Entkräfteten, Ekstatischen ein Nervenfieber wegraffte. Ebensowenig wie der Schriftsteller seine positiven Ideale zu schaffen wufste, konnte der Mensch die Versöhnung mit dem Leben bewerkstelligen, erfinden.

Niemand hat so wuchtige Schläge gegen die Romantik geführt wie dieser verkappte Romantiker, der, im Widerspruche mit sich selbst, auf Einfachheit, Natürlichkeit drang, darum den romantischen Wortschwall eines Kukolnik z. B. tief verachtete. Noch zu Anfang seiner Laufbahn hatte er (1832) gegen einen Bekannten geäufsert: »Komik ist überall verborgen, nur, inmitten ihrer lebend, nehmen wir sie nicht wahr, aber bringt sie der Künstler in seine Kunst, auf die Bühne, so werden wir uns vor Lachen wälzen und nur wundern, dafs wir sie nicht früher bemerkt haben.« Diesem Grundsatz ist er treu geblieben, der grofse Realist, der mit gutem Recht vor seine Komödie das Motto hinsetzte: »Schimpfet nicht auf den Spiegel, wenn das Maul schief ist.« Einen Spiegel hielt er eben Rufsland hin; er schmeichelte nicht, er karikierte nicht. Daher, die Wut der einen, die merkten, dafs ihre farblose Ware keinen Absatz mehr finden werde, der Bulgarin und Genossen; die Empörung der alten Romantiker, eines Polevoj z. B., denen diese Natürlichkeit Verrat an der Kunst schien; man bedenke doch, dafs zum ersten Male in Rufsland eine Komödie und ein Roman ohne Liebesintrigen sich abfanden. Noch heute gehört ja, in Europa sogar, Liebe zu einem Theaterstück wie Schminke und Perücke, und zu einem Roman wie Papier und Druckerschwärze. Der einstige Wunsch Peters des Grofsen nach einem vernünftigen Stück ohne Liebe war endlich erfüllt. Desto frenetischer war der Beifall der Jugend, der Liberalen, die durch ein krasses Mifsverständnis den Erzkonservativen förmlich für sich in Beschlag nahmen und spät erst ihren Irrtum erkannten.

Der Wunsch der Kritik nach einem wahrhaft nationalen Werke war nicht durch Puschkin, nicht durch Lermontov, er ist erst durch Gogol erfüllt worden, obwohl gerade die heifsesten Rufer im Streite das Werk gar nicht erkannten. Frei von jeglicher, nicht nur Nachahmung, sondern sogar Anregung durch Fremde, aus Rufslands Innerstem geschöpft, konnte es von sich sagen: »Hier ist Rufsland, hier riecht's nach Rufsland!« Und dieser nach Bild wie Wort gleich meisterhafte Realismus, für den die Gegner sofort den Namen der »natürlichen Schule« schmiedeten, den Bielinskij gern aufgriff: natürliche Richtung im Gegensatz zur unnatürlichen, d. i. verlogenen — zu einer Zeit, als Europa an Realismus und Naturalismus noch gar nicht dachte, wurde vorbildlich für ganze Generationen, die sich direkt von Gogol herleiten, die sein unvollständiges Werk, dem nicht nur Frauen, Geistliche, das Heer usw., sondern sogar das Volk fehlten, fortführten. Endlich hatte Rufsland sich selbst gefunden.

Daran änderte nichts der Umstand, dafs Gogol sich selbst wieder verloren hat, so dafs wir gegen ihn seine eigenen Werke in Schutz nehmen müssen. So brachte er es fertig, seinen »Revisor« mystisch umzudeuten. Dieses Städtchen mit seinen Beamten, »dies ist unsere Seelenstadt, und sie sitzt in jedem von uns. Der echte Revisor ist dann das Gewissen; Chlestakov ist das falsche, windige, weltliche, bestechliche Gewissen, das sich von den Leidenschaften an der Nase herumführen läfst. Durch das von Menschenliebe eingegebene, nicht das eitle Lachen müfsiger Welt wollen wir die seelischen Missetäter vertreiben« usw. Ebenso haben bekanntlich die mittelalterlichen Theologen jede Erzählung der Bibel in dreifachem allegorischem Sinn umzudeuten gewufst. Und ebenso würden wir Čičikov gegen Gogols Attentat verteidigen; wir kennen ja seine Erziehung, wie der »wohlgesinnte« Vater sein Paulchen stets unterwies: »Suche den Lehrern zu gefallen, gib dich nicht ab mit Kameraden, höchstens mit reichen, traktiere niemanden, lafs eher dich traktieren, hüte vor allem den Groschen, den wahrhaftesten, einzigen Freund« usw. Sogar die Läuterung eines Puschkin, der ja wenigstens einer Leidenschaft fähig ist, und wäre es nur die des Geizes, würde uns glaubhafter erscheinen als die unseres, jeglicher Leidenschaft baren, banalen und schalen, dafür desto wahrhafteren Helden.

Gogol ist ein psychologisch aufserordentlich interessantes Problem, voll von scheinbaren Widersprüchen, am wenigsten gekannt von denjenigen, die ihn am besten zu kennen glaubten. Er hat viele aufrichtige Freunde und Verehrer gehabt, niemandem hat er je volle Einsicht in sein kompliziertes Seelenleben gewährt; er verbarg vor ihnen sogar die Einzelheiten seiner Kasteiungen. Sein Tod kam unerwartet, rifs ihn scheinbar aus frischestem Schaffen heraus. Der Schreck vor dem Tod scheint, aus Anlafs eines ihm nahegehenden Verlustes (der Frau Chomiakovs), dem zerrütteten Organismus den letzten Stofs gegeben zu haben, aber auch in seinen letzten Tagen stehen wir vor lauter Rätseln. Warum z. B. verbrannte er in jener Unglücksnacht (zum 12. Februar) den zweiten Band der »Toten Seelen«? Er behauptete, dies aus Versehen getan zu haben, er wollte nur einiges daraus verbrennen und hätte das Ganze verbrannt; der Böse hätte ihm diesen Streich gespielt. Er tröstete sich, den Verlust wieder herstellen zu können. Aber das könnte eher Irreführung und Abweisung lästiger Frager sein. Ganz andere Motive sind ihm untergeschoben worden, man sprach sogar von einem absichtlichen Opfer seines teuersten Schatzes, wie etwa Abraham den Isaak dem Herrn opferte; jedenfalls scheint der Entschlufs plötzlich gekommen zu sein. Nur das ist abzuweisen, was man am häufigsten annimmt, er hätte dies aus Unbefriedigtheit mit dem Werke getan. Im Gegenteil wissen wir aus seinen eigenen Angaben, was für tiefe Ausblicke sich ihm gerade bei dieser Arbeit, mochte sie vielfach auch eine erzwungene sein, eröffneten. Auf sie rechnete er lange wie auf eine Revanche für die mifsglückte »Korrespondenz«.

Puschkin hatte die russische Poesie nach Sprache und Inhalt von ihren Stelzen herabsteigen lassen, hatte gezeigt, was für Schätze im einfachen, umgebenden Leben, unter Bauern, auf der einförmigen weiten Ebene zu heben sind, hatte freilich auch positive Ideale, in seiner »Tania« z. B., geschaffen. Dasselbe erwirkte Gogol für den Roman, nur dafs ihm die Ideale kaum recht geglückt wären; auch er verzichtete auf Geschichte, auf exzeptionelle Verwicklungen, auf exaltierte Künstler, und jeglicher platten Didaktik aus dem Wege gehend, wies er, was das einfache, alltägliche Leben bietet. Puschkin bahnte sich seinen Weg allein. Seine Kritiker, die sich an geringste Äufserlichkeiten, an

den Gebrauch eines Kasus und dgl. hielten, hatten ihm nichts zu sagen, konnten ihn höchstens bewundern oder verunglimpfen. Gogol traf schon auf eine vorgerücktere Epoche; schon fanden sich diejenigen, die den Sinn seiner Werke dem naiven Leser zu deuten wufsten. Schaffen und Kritik gehen von nun an Hand in Hand, ob sie sich bekämpfen oder unterstützen.

Neuntes Kapitel.

Die romantische Kritik. Bielinskij.

Vorheriger Stand der Kritik. Ihr Erscheinen seit 1820; die romantischen Kritiker, Venevitinov, Bestužev, Viasemskij, Polevoj, Nadieždin. Das Auftreten von Bielinskij. Seine ästhetisch-philosophische, seine publizistische Kritik. Sein Einfluſs. Erstarken der Reaktion. Verfolgungen der Gedanken und der Menschen; die Petraschevzen.

Der Entwicklung der schönen Litteratur ist die Kritik vorausgeeilt. Freilich dauerte es lange, ehe sich eine ästhetisch und philosophisch geschulte überhaupt einstellte, wir begegnen ihr erst nach 1820. Der alte russische »Parnafs«, mit seinen streng anerkannten Autoritäten, mit seinen fest abgegrenzten Kompetenzen, mit den unverbrüchlichen Satzungen des Laharpe und Batteux duldete, wie jede Autokratie, keinerlei Kritik, nur lobende Anerkennung. Karamsin hatte ersterer in seinem »Moskauer Journal« einen Platz angewiesen, aber sie aus dem »Europäischen Boten« wieder verbannt, um nicht die wenigen Litteraten zu verscheuchen. Sogar über die Schriftsteller des XVIII. Jahrhunderts gab es keinerlei begründete Schätzung, aufser etwa einen Aufsatz von Karamsin über Bogdanovič. Fürst Schalikov z. B., Herausgeber des »Damenjournals« mit Moden, klagte, dafs überstürzte Kritik unsere zarten Talente entmutigen könnte, sie würden fallen und welken wie Frühlingsblumen unter einem

Ungewitter! »Kritische« Kämpfe gab es vor 1820 nicht um Litteratur, sondern um Sprache, unter Schischkovisten und Karamsinisten. Eine einzige grössere Leistung gab der Erzklassiker, auf Eschenburgs Entwurf einer Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften noch eingeschworene Moskauer Professor Merslakov, über die Rossiade, 1815. Statt Kritik gab es höchstens Parodien der Oden, auch Deržavins, durch Marin u. a., humoristische Gedichte, Batiuschkovs, gegen die Schischkovisten, ihr Reich der Motten und Mäuse, ihre Rache gegen alle, die auf sie Epigramme wetzen, die so schreiben wie sie sprechen, die von Damen gelesen werden, oder Couplets und Epigramme, die auf den Moskauer Abenden bei Fürst Viasemskij u. a. geschmiedet wurden.

Die Romantiker erst brachten vor allem eine Umwertung aller bisherigen litterarischen Werte; sie kamen zu dem Urteil, dass es noch keine russische Litteratur gäbe. Nur sprachen dies die einen schroffer, die anderen verblümter aus, dabei schonten sie mitunter auch die Romantik nicht, protestierten gegen eine Auflegung deutschen oder englischen Joches statt des französischen und riefen nach nationaler Litteratur. Der philosophisch Geschulteste unter ihnen war der Moskauer »Archivjüngling« Venevitinov; seine Ausführungen sind auch allgemeinster Art und die richtigsten, sie gipfeln in den Sätzen: Selbsterkenntnis ist Ziel und Kranz des Menschen, der Aufklärung, die vom eigenen Boden aus wächst. Russland hat alles aus der Fremde bekommen, eine äusserliche Form der Bildung hat ohne jedes Fundament ein scheinbares Litteraturgebäude aufgeführt, ohne Anspannung eigener, innerer Kräfte. Die Untätigkeit unseres Gedankens ist Grund unserer Schwäche; falsche Regeln der Franzosen haben wir jetzt durch den Mangel aller Regeln ersetzt, daher auch die allgemeine Metromanie, ein Zeichen geistigen Leichtsinns. Er verlangte schliesslich mehr Reflexion als Produktion, eine philosophische Durchbildung, die auf Kosten der letzteren erzielt werden sollte, sollte man auch dezennienlang nichts produzieren. Weniger radikale Mittel schlugen andere vor, der Dekabrist und spätere Mystiker Kuchelbeker, der die Romantiker wegen Nachahmung der Nachahmung angriff, wegen ihrer Melancholie: »Lies eine einzige unserer Elegien und du kennst sie alle;« der Dekabrist und Romancier Bestužev, der

als Herausgeber eines sehr verbreiteten Almanachs es zwar mit niemandem verderben wollte, alle mit einer Schmeichelei bedachte, aber doch ebenfalls frug: »Wann werden wir denn endlich unsere eigene Bahn finden? Wann werden wir direkt Russisch schreiben? Gott allein weifs es.«

Als Kritiker betätigte sich zeitweise Fürst Viasemskij, einer der vielen russischen Grandseigneurs, die sich so gerne mit Litteratur beschäftigen, anders als z. B. die deutschen. Er hat ein wahres Methusalemalter erreicht; seine Jugend fällt in die Zeit unbeschränkter Klassik — 1808 druckt er bereits Verse —, und er blieb litterarisch tätig bis an seinen Tod 1878. Von den Franzosen erbte er die Vorliebe für den glatten, witzigen Ausdruck; er prägte die sarkastischen Bemerkungen, die ganz Rufsland umliefen. Trotzdem er für Puschkin und die Romantik eintrat, blieb er im Grunde der Klassiker. Ein scharfer, klarer Geist von umfassendster Bildung, war er jeder Einseitigkeit und Übertreibung abhold, während sonst die Russen »sich an bestimmten Ideen übertrinken, so dafs sie aus einer Art periodischen Säuferwahnsinns nicht herauskommen; und haben sie ausgeschlafen, wissen sie sich oft gar nicht auf den eigenen Anfall zu besinnen«, bemerkte er zu guter Letzt auch gegen Verdikte der Geschworenen. Er gab sich keinen Täuschungen hin; Puschkins Werke erläuternd, z. B. in der bekannten Vorrede zur »Fontaine von Bachčisaraj« 1824 sagte er: »Bisher hat eine geringe Zahl guter Schriftsteller nur unserer Sprache einigermafsen Gestalt zu geben vermocht ... wir gestehen mit Demut, aber auch mit Hoffnung, es gibt wohl eine russische Sprache, aber keine Litteratur, keinen würdigen Ausdruck eines mächtigen und männlichen Volkes ... wir haben noch keinen russischen Schnitt in der Litteratur, vielleicht werden wir ihn gar nicht bekommen, weil er gar nicht existiert« ... Diese Skepsis ist für den kühlen, temperamentlosen, daher auch für einen Kritiker gar nicht recht geschaffenen Geist charakteristisch; es zieht ihn eher zur historischen Betrachtung. So verdanken wir ihm die ersten richtigen Ausführungen über Deržavin und Dmitriev und die erste gediegene litterarhistorische Studie über Visin 1849. Viasemskij pflegte daneben dezennienlang die Dichtkunst und streifte mitunter Poesie in beschreibenden Gedichten, z. B. »Der erste Schnee« 1817, namentlich in der tief gefühlten Elegie auf Puschkins Tod. »Der junge Epikuräer«

beeilte sich zu leben und hastete zu fühlen, ebenso wie Batiuschkov, aber er schlug auch politische Töne an, drängte den Žukovskij (!!) auf die »bürgerliche« Bahn, dichtete »die Entrüstung« an und behauptete: Freiheit! Mit flammender Begeisterung wagte ich es, der erste in russischer Dichtung dich anzurufen und weckte das Schweigen usw. Freilich gestand der »Asmodeus« des Arsamas auf seine alten Tage: »In meiner Jugend liefs ich mich von liberalen Ideen der Zeit, in meinen Mannesjahren von den Rücksichten des Staatsdienstes, zuletzt von Sorgen und Widerwärtigkeiten des Alters beherrschen;« so färbte sein Liberalismus bald und gründlich ab. Er verliert sich sogar ganz auf Abwegen, z. B. in dem berühmten »Heiligen Rufsland«, 1850, das ja Žukovskij entzückte, wo er den monarchischen und religiösen Genius, d. i. Nikolaus, nach Besiegung der Ungarn feierte, der Rufsland vor Umwälzungen bewahrt hat; in seinen patriotischen Soldatenliedern während des Krimkrieges. Viasemskij ist eine so charakteristische Erscheinung, dafs es sich noch lohnt, bei ihm einen Augenblick zu verweilen.

Dieser Spröfsling Ruriks und Zögling des Petersburger Jesuitenkonvikts, der besten damaligen Unterrichtsanstalt in Rufsland, wo gerade die Söhne der Grandseigneurs zusammentrafen, hat dieselbe Entwicklung von Liberalismus zu krassem Misoneismus durchgemacht wie Puschkin, nur entschuldigt ihn hierfür keine poetische Genialität. Er gefiel sich erst im Frondieren; schimpfte in Briefen über Personen und Zustände — die Post war damals nicht zum Bestellen, sondern zum Lesen der Briefe da, und der Vorwurf des Polizeimeisters an den Postdirektor im »Revisor« wegen unbefugten Briefeöffnens klingt ganz naiv —, zeigte die Faust in der Tasche wegen des furchtbar ungerechten Urteiles gegen die Dekabristen, drohte mit Auswanderung. Aber bald verflog das liberale Räuschchen, in dem er mit anderen in einer Adresse an Alexander I. Bauernbefreiung verlangt hatte! Satirische Gedichte, ehe er umsattelte, machten ihn bekannt, ebenso liberale à la Puschkin, doch mit weniger Temperament geschrieben. Es gab auch einen Vergleich zwischen Petersburg und Moskau, humoristische Schilderungen des russischen Fasching u. dgl., mit Ausfällen gegen die Fremden. Sonst war dieser Franzose ein echter Russak im Stile des XVIII. Jahrhunderts, von der Omnipotenz des Staates, der ihm mit Rufsland identisch war, überzeugt, daher

auf die übrigen Slawen mit Verachtung, auf Polen mit erhabenem Mitleid herabblickend. Im Blute stak ihm der »Pamphletist«, anderseits die unbedingte Verehrung für Karamsin, den Neuerer in Worten und Konservativen in Politik; endlich der Litterat. Aber ein gar sonderbarer Litterat; Turgeniev und Tolstoj verstand er gar nicht zu würdigen. Der alte Borodinokämpfer protestierte aufs schärfste gegen das Abschlachten der russischen Generale durch Tolstoj — er war in seinen historischen Anschauungen ebenso eng-konservativ und streng-autokratisch wie in Sachen der Politik und des Geschmackes. Bielinskij und die Leute der vierziger Jahre waren ihm ein Greuel; ein lebender Anachronismus, bewachsen mit Moos und Schimmel, starrte er in die Gegenwart herein und klagte, dafs er absichtlich totgeschwiegen würde, was selbstverständlich war, weil er nie etwas Gröfseres geschrieben hat. Vorteilhaft hob ihn von der Umgebung der fünfziger und der folgenden Jahre heraus ein vornehmes Gefühl, ein Takt, eine Geringschätzung der kleinlichen Politik der Nadelstiche, der Uniformierungswut, die sich noch empören wird, dafs statt der russischen Birken und Fichten Pappeln und Linden zu wachsen sich unterstehen; sein Voltairianismus verpflichtete doch zu etwas. Sonst brachte er es zu nichts weiter als zu Epigrammen und ganzen Bänden loser Aufzeichnungen.

Sein Verständnis für Romantik, obwohl er B. Constants Roman übersetzte und sich für Byron enthusiasmierte, mag recht problematisch sein, aber ihn lockte die Aussicht auf Kampf, und so stieg er in die publizistische Arena herab, schon um das Petersburger Triumvirat Bulgarin, Greč, Vojejkov, für den bald Senkovskij eintreten sollte, in seinem Monopol zu beunruhigen, und so konnte es geschehen, dafs der Kritiker Viasemskij eine Zeitlang mit Nikolaus Polevoj zusammenging, obwohl die Gegensätze nicht schärfer gedacht werden können. War doch Polevoj Plebejer und Autodidakt, ohne Takt- und Formgefühl, einseitig und hitzig. Polevoj ist der erste russische Journalist von Beruf, d. h. nicht nach europäischen Begriffen, denn Politik blieb vollkommen ausgeschlossen — die Regierung gestattete ja nicht einmal lobende Erwähnung ihres Tuns; ist derjenige, der, was er aus Wissenschaft oder Litteratur bei Deutschen oder Franzosen, bei Schlegel und Niebuhr, bei Heeren und Ritter, bei Cousin und Guizot gelernt oder gelesen hatte, brühwarm seinem Publikum in einfacher, ver-

ständlicher Form vorsetzte, alles Entgegenstehende, Veraltete schonungslos angriff, ohne Spur von Pietät die »Autoritäten« verhöhnte, für die moderne Romantik, für den Puschkin der zwanziger Jahre sich mit Feuereifer einsetzte, in seinem »Moskauer Telegraphen« (1825—1834), der 2000 Abonnenten zählte, während andere Zeitschriften sich mit 100 oder 150 begnügen mufsten, den Sieg der Romantik durchsetzte und feierte. Er wagte sich an alles, schrieb gegen Karamsins »Geschichte des russischen Staates« eine »Geschichte des russischen Volkes«, die übrigens nur bis zur Mitte des XVI. Jahrhunderts reichte, wo er nach dem Vorbilde der deutschen Geschichtschreibung — Niebuhr ist sein Werk gewidmet — die Moral und Didaktik sowohl wie Fabel und Willkür oder Zufall aus der Darstellung ausschaltete, auf die historische Notwendigkeit, den organischen Zusammenhang, die allseitige Belebung von Menschen und Zeiten drang. So verdarb er es mit den Verehrern Karamsins; ungleich rücksichtsloser ging er mit anderen zeitgenössischen »Gröfsen« um, mit den beiden Dmitriev, mit Žukovskij, dem er den Namen eines Romantikers absprach u. a. Dagegen verehrte er die europäische Romantik und Puschkin bis 1830, bekämpfte die russische wegen ihrer Unfertigkeit und Abhängigkeit, verstand nicht mehr Puschkin nach 1830, als dieser ihm »einförmig« zu werden, den Reiz der Neuheit verloren zu haben schien, und noch viel weniger fand er sich in dem Gogolschen Realismus zurecht. Den romantischen Erzähler hatte er willkommen geheifsen, aber dem eingefleischten Romantiker war der Realismus des »Revisor«, den z. B. Fürst Viasemskij aufserordentlich treffend zu würdigen wufste, und der »Toten Seelen« ein Greuel. Er griff letztere an als Verleumdung Rufslands, verspottete die Meinung des Verfassers von einem moralischen Werte seines Werkes, stellte ihn unter Dickens, den er ebenfalls hafste, trotz einzelner lichter Blätter seiner Romane, und auf eine Stufe mit Paul de Kock. Er hatte sich bereits überlebt, konnte nicht mehr der Zeit folgen. Desto mehr drückte ihn dieses Gefühl nieder, je willkürlicher ihm durch das plötzliche Verbot des »Telegraphen« seine Existenz vernichtet worden war.

Seine Gegner triumphierten. Die Bedeutung des »Telegraphen« als einer Belebung der toten russischen Journalistik, als einer Popularisierung modernen europäischen Wissens, als einer kritischen Umwertung aller unbegründeten Schätzungen

russischer Klassiker und Romantiker, eines Rufes nach »Selbständigkeit«, obwohl Polevoj die Definierung dieser Selbständigkeit nicht besonders gelingen wollte, gehörte jetzt der Vergangenheit an, und der einflußlose Herausgeber mußte sich noch zwölf Jahre lang mit Taglöhnerarbeit — auch für seine einstigen Gegner — schinden. Gegen den romantischen Kritiker, der unbarmherzig die russischen »Theokritov, Anakreonov, Hamletov, Demischillerov, Obesianin — d. i. Affen —, Orientalin, Epithetin« usw. verspottet hatte, dem die schönen, vielverheißenden Anfänge der russischen Romantik, d. i. Puschkin, mit »langweiliger Nichtigkeit« geendigt hatten, der mit russischen Litteraten nur scherzen und spaßen wollte, »weil man doch Kindern nicht im Ernst gram werden kann«, führten seine Gegner, leider auch Puschkin, nicht nur Epigramme, Verhöhnungen seines alten Standes und Berufes; »Es solle Branntwein von ihm kaufen, wer mit ihm gut auskommen will«, Denunziationen, sondern auch jüngere Kräfte ins Feld. Namentlich scharf bekämpfte ihn und die ganze Romantik, die moralischen Schaden nur angerichtet hätte, als Schöpfung der Revolution, des Kain-Byron, der nachmalige Moskauer Professor Nadeždin, der trotz dieser einseitigen Übertreibungen in litterarischen wie in historischen Fragen ein treffendes, der Zeit vorauseilendes Urteil oft betätigt hat. Seine Ahnung, daß das heilige Rußland, berufen zur ersten Rolle im neuen Völkerdrama, sich seine eigene Poesie schaffen werde, die bereichert durch die Schätze der Klassik und Romantik zu rüstiger Selbsttätigkeit erstarken werde, sollte sich ja erfüllen. Vorläufig sah er in der russischen litterarischen Wüstenei nur vereinzelte, fremde Erscheinungen, Übersetzungen und Nachahmungen, Fronarbeit der Russen für den europäischen Herrn, rasches Verblühen aller Versuche, tolle Wirtschaft, ein »gelbes Haus«, d. i. Irrenhaus der Nachbeter der Romantik.

Ungleich gediegener war das Auftreten des Moskauer Schellingianers Kirejevskij; freilich bezog es sich nicht bloß auf die schöne Litteratur, sondern griff tiefer, auf den Zusammenhang, die Abhängigkeit russischer Aufklärung überhaupt. »Dem Bewunderer und Verehrer des Abendlandes galt unser Volkstum bisher als ein ungebildetes, rohes, chinesisch-unbewegliches; die Elemente unserer Entwicklung müssen wir aus Europa schöpfen, da wir keine eigenen besitzen. Gehen wir nur fleißig in die

europäische Schule, sie lehrt uns nur Gutes; die fremden Gedanken wecken dann unsere eigenen. Lernen wir jetzt vor allem Respekt vor der Wirklichkeit; man verlangt jetzt von der Litteratur Verständnis der Gegenwart, sogar Philosophie und Religion nähern sich dem Leben, werden praktisch und positiv; dasselbe muſs die Poesie zu erreichen suchen.« Natürlich vermiſst er dies besonders in der russischen, in der uncharakteristischen Vorherrschaft aller möglichen Fremden, aus der uns nur ein guter Genius herauszuführen vermag. Für die Ausführung seiner Gedanken bestimmte Kirejevskij eine neue Zeitschrift, den »Europäer«, dessen erstes Heft 1832 sein Aufsatz »Das XIX. Jahrhundert« eröffnete. Die Zeitschrift hatte die besten Mitarbeiter, Viasemskij, Žukovskij usw. Aber Graf Benkendorf, der Vorsteher der »Dritten Abteilung«, fand, daſs jener Aufsatz, obgleich er sich angeblich nur mit Litteratur beschäftige, höhere Politik treibe, unter Aufklärung »Freiheit«, unter Verstandestätigkeit »Revolution«, unter künstlich bestimmter Mitte »Konstitution« verstehe; der Verfasser ist daher kein »Wohlgesinnter«. Die Zeitschrift wurde sofort verboten, der Zensor Aksakov, der den Aufsatz durchgelassen hatte, des Amtes enthoben, Kirejevskij aus Moskau entfernt; Žukovskijs Eintreten bewahrte ihn vor Schlimmerem.

Der eigentliche Schöpfer der russischen litterarisch-publizistischen Kritik, die bei der Unmöglichkeit jeder anderen kritischen Äuſserung eine auſserordentliche, nirgends sonst sich wiederholende Bedeutung besitzt, ist nicht unter Professoren und Aristokraten-Dilettanten zu suchen. Ein aus der Universität davongejagter Plebejer, Autodidakt fast, ohne Kenntnis z. B. des Deutschen, ein Schwindsuchtskandidat, der unter den ungünstigsten Verhältnissen darbend und kämpfend, sich die bescheidenste Existenz sicherte, um, der Not entronnen, den Fängen der dritten Abteilung ausgeliefert zu werden, aus denen ihn nur der vorzeitige Tod erlöste, hat für die geistige Belebung Ruſslands unendlich mehr getan als alle die Minister und Komitees und betitelten und besternten Herren zusammen. Wir meinen den »russischen Lessing«; die schlechte Angewöhnung solcher Etiketten hat sich das XIX. aus dem XVIII. Jahrhundert bewahrt. Wie tief steht Bielinskij unter Lessing an Wissen, kritischem Geist, philosophischer Veranlagung und Schulung, wie hoch

überragt er ihn durch die lebende Wirkung seines Wortes! Während sein Name noch zu Anfang Alexanders II. öffentlich gar nicht genannt werden durfte, bildeten seine Aufsätze das ganze geistige Kapital der Zeit; namentlich in der Provinz schwärmte die Jugend für ihn. An seiner Autorität noch nach Dezennien irgendwie gerüttelt zu haben, mufste Volynskij mit fast einstimmigem Ostrazismus büfsen (1894). Zur Würdigung von Bielinskij sei erst der Zustände und Gegensätze der Litteratur der dreifsiger Jahre in Petersburg und Moskau gedacht.

In Petersburg, wo der berufene Interpret aller litterarischen Erscheinungen, der Chef der Gendarmen, Graf Benkendorf, ohne Grundsätze, dafür von der erdenklichsten Schroffheit, die nötigen Weisungen an den Unterrichtsminister, Grafen Uvarov, den Chef der Zensur leitete, existierte nur eine von Leben und Wirklichkeit ganz abgeschlossene Litteratur. Sie teilte sich in zwei Lager, das aristokratische, das in den Salons, z. B. der Witwe Karamsins, verkehrte, die Puschkin, Sollogub usw., das sich der Litteraten schämte, sie verleugnete — nur Fürst Odojevskij machte eine Ausnahme; und in das plebejische, die Handlanger der Litteratur, Übersetzer usw., die ihr ganz lebten, nur für sie Sinn hatten, denen z. B. Frankreich trotz der litterarischen Mode und sein politisches Leben absolut gleichgültig war, die verächtlich auf die Menge und ihre Interessen herabsahen, die Autoritäten unbedingt verehrten, Dichter, Künstler, Gelehrte auf ein aufserordentlich hohes Piedestal stellten, die Kunst nur um der Kunst willen anerkannten. Für Kukolnik z. B. und für Polevoj nach seiner Wandlung hatte sich schon Puschkin viel zu tief herabgelassen; sie verlangten ausschliefsliche Behandlung heroischer, glanzvoller Gestalten und Momente, verachteten Wirklichkeit und Gegenwart, warfen um sich mit den Phrasen von dem Heiligtum der Kunst; Polevoj, vor seiner Wandlung, in Moskau, erschien ihnen so gefährlich, dafs Uvarov äufserte, unter Polevojs Feder würde auch das Vaterunser revolutionär herauskommen. In diese luft- und lichtlose Atmosphäre, wo alles vor dem Uvarovschen Prinzipe der russischen Dreifaltigkeit, Orthodoxie, Autokratie, d. i. Leibeigenschaft, Staatssprache, auf dem Bauche rutschte, drang nur von Moskau, namentlich von seiner Universität her, ein Lebenshauch.

An dieser Universität hatte sich doch mancherlei verändert.

Die Zeiten vor dem »Brande«, wo den gelehrten, aber pedantischen und gegen alles Russische apathischen deutschen Professoren die russischen, kriecherisch und plump, unwissend, aus Seminaristen hervorgegangen, entgegenstanden, waren für immer dahin. Jüngere, tüchtige Kräfte, namentlich der Physiker Pavlov, der selbst, weil der Lehrstuhl für Philosophie unbesetzt bleiben mufste, Oken und Schelling vortrug; Nadeždin, ebenfalls Schellingianer; Pogodin, der Historiker; Schevyrev, der Litterarhistoriker; Philologen; später der Abgott der Jugend, der liberale, überzeugungstreue, milde und humane Geschichtsprofessor Granovskij sammelten volle Auditorien, fanden an ihrem Kurator, Graf Strogonov, nachdem die vorausgegangenen sich nur um Knöpfe, kurz geschorenes Haar und Moral der Studenten gekümmert hatten oder im Interesse der Ordnung verlangten, dafs im Falle der Erkrankung eines Professors der dem Range nächste seine Vorlesung übernehme, sogar einen Verteidiger vor dem Kaiser selbst.

Ungleich wichtiger war die Einwirkung der Studenten aufeinander; sie kamen aus allen Teilen Rufslands, die Unterschiede der Geburt wurden nicht beachtet, man schlofs sich in Kreise ab, nicht nach Landsmannschaften oder Reichtum, sondern nach geistigen Interessen. So bildete sich z. B. um Stankevič, einen Schüler Pavlovs und Nadeždins, einen Schellingianer, dann Kantianer und zuletzt Hegelianer, ein philosophischer Kreis, aus dem die Bielinskij, Bakunin, dessen blofser Name später jede deutsche Polizeiseele das Gruseln lehren sollte, Katkov hervorgegangen sind. Stankevič gehört zu jenen Russen, die, ohne selbst etwas veröffentlicht zu haben, für die Litteraturannalen ungleich wichtiger und interessanter sind als so mancher Vielschreiber. Er ist früh gestorben, eine äufserst zart, sensitiv organisierte Natur, ein streng logisch geschulter Geist, in den Systemen wohlbewandert, Hegel nicht nur äufserlich rezipierend; er flöfste die enthusiastische Verehrung der deutschen Philosophie und Litteratur ein, die für Bielinskijs Anfänge entscheidend wurde. Bielinskij, der sich mit Übersetzungen Paul de Kocks und Stundengeben das Leben fristete, ward aus der Universität ausgeschlossen wegen seines Drama »Dmitrij Kalinin«, in dem nach Art der »Räuber« der schärfste Protest gegen die Leibeigenschaft mit Vorwürfen gegen Gott und der nötigen

Reverenz vor der weisen und gerechten Regierung, die den Verfasser doch nicht rettete, ausgesprochen war. Die Leidenschaft, die aus diesem miſslungenen Drama sprach, wahrte Bielinskij für sein Leben (»an Wahnwitz und Stolz, Hungers zu sterben, wird's mir nie fehlen«), für seine Kritiken, mit denen er bald in der Zeitschrift Nadeždins, im Moskauer »Teleskop« und in der »Molwa« debütierte. Seine »Litterarischen Träumereien« erweckten Aufsehen; sie boten im Grunde nichts Neues, wiederholten, was die Kritik, was zumal Nadeždin betont hatte, daſs wir keine Litteratur haben, aber dies war mit Pathos und Enthusiasmus, mit rücksichtsloser Offenheit ausgesprochen. Diese Kritiken zeugten von sicherem ästhetischen Gefühl, z. B. bei der Verurteilung des Lyrikers Benediktov, der die ganze Welt entzückte, als eines bloſsen Phraseur usw. Freilich verrannten sich bald Bielinskij und Bakunin in eine ganz einseitige Auffassung der Hegelschen Philosophie; sie faſsten den Satz von der Vernunftgemäſsheit alles Wirklichen buchstäblich auf. Bielinskij lernte daraus die Notwendigkeit, sich mit jeder (statt mit jeder vernünftigen) Wirklichkeit auszusöhnen, die Ungesetzmäſsigkeit jeglichen Protestes, das Alleinseligmachende des Konservativismus, die Entfernung der Kunst, einer Verkörperung des Absoluten, von der Gegenwart und ihren Sorgen; er verdammte ihre negative Richtung, Satire, Komödie, schloſs die patriotische, d. h. wenn sie einem besiegten Volke angehörte, aus, z. B. Mickiewicz, eiferte gegen die französische wegen ihres »sozialen« Charakters, wegen der Propaganda umstürzlerischer und emanzipierender Ideen, z. B. Georges Sand, begeisterte sich nur für die unbewuſst schaffende, objektive Kunst, Homer, Shakespeare, Goethe, setzte Schiller herunter und lieſs an Heine kein gutes Haar.

In dieser Einseitigkeit, an der allerdings Hegel ganz unschuldig war, sollte Bielinskij nicht lange verharren. Die Moskauer Zeitschriften, an denen er mitarbeitete, gingen alle ein, und mit Freuden folgte er einem Rufe nach Petersburg, um zuletzt den kritischen Teil in den »Vaterländischen Annalen«, die das Petersburger Monopol der Bulgarin, Greč und Senkovskij brechen sollten, zu übernehmen. Jedenfalls fiel es leichter, sich in Moskau im Kreise einiger Gleichgesinnten einzuspinnen in Deduktionen und Konstruktionen, die Augen nicht öffnen zu

wollen auf die Welt, als in der ernüchternderen Petersburger Atmosphäre sich gegen die nur allzudeutliche Sprache der Realien zu versperren. Langsam kündete sich nun der völlige Abfall Bielinskijs von dem nicht verstandenen »Jegor Fedorovič Gegel und seiner philosophischen Schlafmütze« an, der Übergang zu der französischen modernen Übung der Kunst als eines mächtigen sozialen Hebels, zur Bewunderung Schillers und Heines. Und bald verfällt der leidenschaftliche, aufgeregte, himmelstürmende Kritiker in ein anderes Extrem; ihm wird die Kunst nur Vorwand; das litterarische Werk wird nicht einer ästhetischen, sondern einer rein publizistischen Kritik unterworfen, was sich daraus schliefsen läfst für Gesellschaft, Fortschritt, Humanität; diese Gefühle im Leser zu erwecken, ihn sozial zu bilden, ihm humane Gedanken über Weib, Sklaverei usw. einzuflöfsen. Freilich zwingt die Rücksicht auf die Argusaugen der Gendarmen zu möglichster Zurückhaltung, zum Vorschützen ästhetischer Interessen, aber Bielinskij läfst mitunter die Maske fallen, gesteht einfach, wie langweilig es wäre, nur über Kunst reden zu dürfen.

Das war die Wandlung des Bielinskij; er diente der neuen Wahrheit noch leidenschaftlicher als der alten und erreichte jetzt, in der zweiten Periode seiner Tätigkeit, 1841—1848, ungleich höhere Erfolge. Jetzt erst sprach er aller Jugend aus dem Herzen. Frankreich, von dem eben noch ein Litterat geäufsert hatte: »Mag es ganz durch die Erde durchfallen, was interessiert mich das,« wurde in den vierziger Jahren zu dem Lande, in dem der Petersburger mit seinen Gedanken allein weilte, während er daheim rein mechanisch funktionierte. Bei dieser Auffassung der Kunst mufste dann Bielinskij die realistische in den Vordergrund stellen. Wie Polevoj einst Puschkin, so verteidigt, erklärt, bewundert er jetzt Gogol, den »Revisor« und die »Toten Seelen«; so nimmt er jetzt jedes neue Talent in Schutz, in dem er modernen Zug wittert, so die »Armen Leute« des Dostojevskij, die ersten Versuche eines Gončarov, Herzen, Grigorovič usw. Die ganze folgende Litteratur ist förmlich unter seinem Segen aufgewachsen; sie fühlte seinen Impuls und hat dies immer dankbar anerkannt, ihn als ihren grofsen Lehrer gepriesen. Er hat Kolzov angeeifert, Lermontov dem Leser näher gerückt, und er hat vor allem auch die ältere Litteratur erläutert. Denn er begnügte sich nicht mit

der Besprechung der laufenden — namentlich mafsgebend waren seine Jahresübersichten, die er nach Marlinskij-Bestužev wieder aufgenommen hat —, sondern griff zurück auf Puschkin und Gribojedov, Žukovskij und Batiuschkov und noch weiter.

Für ihn, wie für seinen Lehrer Nadeždin, begann die Geschichte Rufslands mit Peter dem Grofsen; alte Litteratur interessierte ihn nicht, als blofse Rarität eines archäologischen Museums; dialektischer, z. B. kleinrussischer, trat er ungeneigt, als einer Zersplitterung der Kräfte, gegenüber; ihn zog das Problem an, wie in der russischen, rein nachahmenden, also treibhausmäfsigen, fremdartigen Litteratur die Annäherung an Wirklichkeit und Leben sich langsam vorbereitete, wie jene wahrhafter wurde. Doch vernachlässigte er nicht die ästhetische Seite, verweilte namentlich bei Puschkin, zu dem er förmlich einen zusammenhängenden Kommentar geliefert hat, die Bedeutung, die Schönheit jedes einzelnen Werkes, ja Gedichtes erläuternd und erweisend. Seine Urteile sind dann mafsgebend geblieben; sie sind auch meist richtig, nicht immer vollständig. Besonders treffend erweist sich seine Ablehnung alles Gemachten, Gesuchten, jeglicher Effekthascherei, Schwulstes. So war er unerbittlich gegen Marlinskij, Polevoj, Kukolnik, Benediktov, zerstörte für immer ihre hohlen Renommees. Dafs er sich scharfe Feinde zuzog, die ihn nicht verschonten, und denen er die Antwort nicht schuldig blieb, ist selbstverständlich. Auch wenn er die Namen nicht nannte, erkannte jedermann in seinen Artikeln des (P. Buldogov) unter dem »Pedanten«, dem Ritter der gelben Handschuhe, den Litteraturprofessor Schevyrev, und unter dem »litterarischen Cyniker« den anderen Herausgeber des slawophilen »Moskvitianin«, Professor Pogodin, dessen Antiquitätenkrämerei ihm den Ruf eines Gelehrten, dessen Leben im Fafs ihm Häuser und Dörfer einbringt.

Nach der vollständigen Absage an seinen jugendlichen Idealismus, nachdem er gegen sein früheres Prinzip von der »Kunst für die Kunst« jetzt die »Kunst fürs Leben« auf den Schild erhoben hatte, mufste der leidenschaftliche Kämpfer in der Hitze des Gefechtes zu Einseitigkeiten, ja Ungerechtigkeiten verführt werden. So zertrümmerte er sein Idol Gogol, als er dessen Abfall vom »Leben« erfuhr. Objektiv zu sein, Gerechtigkeit dem Gegner widerfahren zu lassen, Wahres und Falsches bei ihm zu sondern, wird ihm unmöglich; so ist er der einseitigste, aber auch leiden-

schaftlichste Bekämpfer der Slawophilen gewesen, protestierte sogar gegen persönliche Beziehungen, die seine Moskauer Freunde mit seinen Gegnern nicht sofort abbrachen. Diese Verbohrtheit beeinflufste auch entschieden seine endgültige Wertschätzung von Puschkin und Lermontov, die dann für Generationen mafsgebend blieb, nicht ohne Schaden für russische Kritik, die das ästhetische und idealistische Moment zu vernachlässigen lernte. In Puschkin vermifst er, der selbst noch unlängst aus der Poesie das Subjektive, das Zeitgemäfse ausgemerzt wissen, nur eine harmonische Lösung aller Widersprüche angestrebt sehen wollte, jetzt die heilige Entrüstung, den Unwillen, der ihn so bei Lermontov anzieht, den Bezug auf die Gegenwart. Puschkin ist ausschliefslich Künstler, dient der Kunst um der Kunst willen und kann uns daher nicht mehr genügen, daher unsere Abkühlung gegen ihn. In dem wichtigeren und gröfseren Teil seines Schaffens gehört er ganz seiner Zeit an, die für uns schon Vergangenheit ist; ein neuer Puschkin, und würde er noch gröfseres Talent besitzen, würde keine Erfolge mehr erringen können. Poetische Widerspiegelung des Lebens, ohne Reflexion, macht seine Kunst aus; seine Muse ist zwar durch und durch human, leidet tief unter den Dissonanzen und Widersprüchen des Lebens, aber sie findet sich mit ihnen resigniert ab, sie erkennt gleichsam deren Berechtigung an, sie trägt nicht in sich das Ideal einer anderen, besseren Wirklichkeit. Und noch viel ungerechter, einseitiger wird Bielinskij in Einzelheiten, z. B. bei der Beurteilung des »Oniegin«, namentlich der Tatiana. Man glaubt einen der späteren Kritiker-Ankläger — so hat Bielinskij diese einseitige Richtung u s der Taufe gehoben — zu hören, wenn man seinen Anklageakt gegen diese herrlichste Schöpfung Puschkins liest. Sie ist ihm eine unbewegliche ägyptische Mumie; ihr Geist schläft, ihr inneres Leben füllt nur Liebessehnsucht aus, ihre Tage sind nicht zwischen Arbeit und Mufse geteilt, deren Abwechslung allein die moralischen Kräfte im Gleichgewicht erhält. Als Jungfrau ist sie nur der moralische Embryo, erinnert unwillkürlich an jene »idealen« Mädchen, die einer gewissen Komik und Banalität nicht entbehren. Als Frau hat sie nicht den Mut, ihrer Herzensneigung sich hinzugeben, erdrückt von dem comme il faut, fürchtend das Urteil jener grofsen Welt, die sie doch nur verachtet, und steht daher unter den Frauen, die sich diesem

äufseren Zwange entziehen, ihrer Natur folgen. So stellt Bielinskij bei Puschkin wie bei Lermontov allzusehr das chronologische Moment in den Vordergrund, den Augenblick, fragt nicht, ob nicht beide tiefere, umfassendere, bleibendere Verkörperungen russischen nationalen Geistes sein könnten, beurteilt sie allzu rasch und einseitig vom Standpunkte fortschrittlicher, westlerischer Propaganda und gibt damit die Losung für alle späteren, noch ungleich einseitigeren, ja phantastischen Aburteilungen der Art.

So schofs der aufserordentlich impulsive und leidenschaftliche, fanatische Anhänger dessen, was er als Wahrheit erkannt hatte, beide Male über das Ziel. Wir dürfen freilich nicht vergessen, dafs er nach 1840 gar nicht den objektiven ästhetischen Referenten zu machen gesinnt war, dafs er im Gegenteil seinen kritischen Abteil zu einer Art sozialpolitischer Tribüne unter den Augen der dritten Abteilung gestalten wollte, dafs ihn die Emanzipation der Frau, der Arbeitermassen, die englische Konstitution, die Einrichtungen in den Vereinigten Staaten usw. unendlich mehr als alle litterarisch-ästhetischen Fragen bewegten. Daher die zahlreichen Widersprüche bei ihm; bei seinen Forderungen nach Ideen beim Künstler, damit z. B. bei Gogol die Reflexion allmählich sich steigere sogar auf Kosten des Schöpfungsaktes, während er eben erst Gogol dafür gefeiert hatte, dafs er nichts Fremdes in die russische Wirklichkeit hineintrage, sie einfach objektiviere, dadurch ihr Dunkel erhellend; bei seinem spöttischen Ausschlufs der »reinen« Künstler und Dilettanten aus der zeitgenössischen Litteratur. Ja, er kümmerte sich nicht einmal darum, dafs sein fast rein utilitaristisches, neues Prinzip im Widerspruch stand mit seinen metaphysischen, alten Definitionen der Kunst und des Schönen, inwiefern sich beide vollständig decken sollen; ob das Schöne in dem Entsprechen von Idee und Form, die Kunst in der Wiedergabe des Schönen allein bestehe, ob nicht durch das neue Prinzip die Kunst ihrer eigentlichen Aufgabe entfremdet würde. Diese Fragen berührte er jetzt gar nicht mehr, verharrte in der neuen Richtung, ja erhob sie noch mehr zu ausschliefslicher Apotheose der »naturalistischen« Schule, als er von den »Vaterländischen Memoiren« zum »Zeitgenossen« einst des Puschkin und Pletnev, jetzt des Nekrassov und Panajev, überging. Sein Ersatzmann in den »Memoiren«, der junge V. Majkov, stellte eine neue Definition der Kunst auf, ihres Hervorkehrens der

»sympathischen« Seite jeglichen Gegenstandes, während die »interessante« die Domäne der Wissenschaft ausmache, aber sein früher Tod, noch im Jahre 1847, unterbrach die Ausgestaltung dieser Idee.

So triumphierte die tendenziöse, didaktische Richtung in der Kritik. Schon 1842 hatte Bielinskij ausrufen können: »Unser Zeitgeist ist derart, daſs auch die gröſste schöpferische Kraft uns nur momentan in Erstaunen zu versetzen vermag, wenn sie sich auf »Vogelsang« beschränkt, d. i. nicht herabsteigt zu uns und unseren Interessen, in ihrer eigenen Welt der Phantasie und Poesie verweilt. Die Werke einer derartigen Kraft, mag sie noch so kolossal sein, treten nicht ins Leben ein, werden weder bei Zeitgenossen noch Nachkommen Begeisterung und Mitgefühl erwecken; mit natürlichem Talent allein schafft man nicht viel, nötig hat es vernünftigen Inhalt. . . . Schöpferische Freiheit ist leicht in Übereinstimmung zu bringen mit dem Dienst der Zeitgemäſsheit. Darum braucht man sich nicht zu zwingen, auf bestimmte Themata zu schreiben, noch seiner Phantasie Gewalt anzutun; darum ist es nur nötig, Bürger zu sein, Sohn seiner Gesellschaft und Zeit, sich deren Interessen anzueignen, die eigenen Tendenzen mit der Zeit zusammenflieſsen zu lassen; dazu ist nur nötig Sympathie, Liebe, ein gesundes, praktisches Wahrheitsgefühl, das Überzeugung von Tat, Werk vom Leben nicht trennt.« Und wirklich ging nach 1840 ein liberaler, fortschrittlicher Hauch durch Ruſsland. Man merkte ihn sogar in den Kasernen, wo der furchtbare Rigorismus und die Triumphe der Marschierkunst nachlieſsen; man merkte ihn in den aristokratischen und offiziellen Salons, wo bei den Diners der »Nihilismus« förmlich geboren wurde; man merkte ihn in bürgerlichen, in Beamten- und Universitätskreisen, wo namentlich französische sozialistische Litteratur raschen Eingang fand, man sich zu Debatten- und Leseklubs zu vereinigen begann, und bald stellte sich das europäische Petersburg an die Spitze dieser Bewegung; Moskau blieb zurück, das träge, unbewegliche, slawische.

Diese ganze Entwicklung wurde 1848 plötzlich abgerissen und stockte durch volle sieben Jahre vollständig. Bielinskij starb, und mit ihm verklangen die Forderungen und Mahnungen der publizistischen Kritik. Auf den »Autor der Studien über Puschkin«, so umschrieb man seinen verpönten Namen, berief man sich immer

seltener, vergaſs seiner Lehren — doch nicht die Jugend, die Provinz, wo die jungen Lehrer seinen Brief an Gogol auswendig kannten, ihm ihr geistiges Leben dankten. Kritiklosigkeit, opportunistische Kritik, die Rückkehr zur Ästhetiserei, zum Grundsatze der Kunst um der Kunst willen, Ausschlieſsung der Psychologie und Zeitgemäſsheit, unbedingte Bewunderung Puschkins statt kritischer, endlose biblio- und biographische Forschungen und Polemiken, trockene, streng sachliche, quellenmäſsige Untersuchungen füllten den wissenschaftlichen Teil des »Zeitgenossen«, der »Vaterländischen Memoiren«, der »Lesebibliothek« des Senkovskij aus. Družinin und Annenkov, sehr ehrenwerte, gebildete, ästhetisch feinfühlige, ja begabte Kritiker, denen nur der Sinn für die Forderungen der Zeit ganz abging, führten das groſse Wort, freuten sich des Zurücktretens der Tendenzen und — Talente. Diese spornte jetzt kein feuriges Wort Bielinskijs mehr an; hervorragendere verschwanden oder verstummten völlig. Noch vor 1848 war ja der groſse Schwarm der neuen »Gogols« auf den Plan getreten, die Dostojevskij, Herzen, Gončarov, Grigorovič, Družinin mit seiner »Polinka Sachs«, einem Petersburger Beamtenroman, der auſserordentlichen Erfolg hatte: der kühle, ehrliche, humane, jedem Despotismus abholde Mann erzieht seine Puppe, die denn auch, obwohl sie die Haustür hinter sich zugeschlagen hatte, reuig zurückkehrt — wenigstens in Gedanken: die ruhige Zuneigung siegt über romantische Aufwallungen —, aber Družinin verzichtete bald auf die Belletristik nach diesem ersten, realistischen Erfolge. Nach 1848 waren sie alle entweder aus der Litteratur gewaltsam herausgerissen, schmachteten in Arrestantenrotten wie Dostojevskij und Pleschčejev, oder verbannt, wie Saltykov, in die Provinz, emigriert, wie Herzen, von dem auch unter Pseudonym keine Zeile gedruckt werden durfte, oder standen unter, zuerst geheimer, dann offener polizeilicher Aufsicht, wie alle Moskauer Slawophilen, oder legten sich freiwilliges Schweigen auf, wandten sich anderen Gebieten zu. Die Stelle der sozialen Romane oder Novellen nahmen jetzt ein endlose, ganze Jahre lang sich hinziehende Romanungetüme eines Sotov, eines Niekrassov in Kompanie mit Frau Panajev, »Stanizkaja«, in Nachahmung eines Eugen Sue. Dazu kamen die Romane aus dem beau monde, eines Vonlarlarskij, der in zwei Jahren eine Unzahl von Bänden zusammenschmierte; einer Eugenia Tur, der Gräfin Sallias

de Tournemir, die nach 1856 das Romanschreiben aufgab und später auf dem Gebiete der Litteratur für Kinder sich einen neuen Ruf erwarb; einer Gräfin Rastopčina, einst in den dreifsiger und vierziger Jahren als Dichterin gefeiert, sogar von Bielinskij bewillkommnet: jetzt Lieferantin von Romanen und bald verspottet von Černyschevskij und Dobrolubov. Das so gefährliche Lachen eines Gogol, die Sympathien mit den Ärmsten und mit den Leibeigenen eines Dostojevskij und Grigorovič, die Zeichnungen »überflüssiger« Menschen eines Herzen und Turgeniev, das Schaffen positiver Typen eines Gončarov und Družinin — alles vergafs man zugunsten neuer Marlinskiaden, romantischer Gefühlshascherei und der endlosen Verwirrung und Entwirrung von Knoten in den Märchen für die grofsen Kinder. Das Streben der Zensur war erreicht: die »überschwenglichen« Lobeserhebungen Gogols, seine realistische Richtung schienen aufhören zu sollen.

Wie mit Kritik und Belletristik erging es jeglicher anderer geistiger und wissenschaftlicher Tätigkeit; nur steigerte sich rasch das Tempo der Verfolgung jedes menschlichen, nicht zensurierten Gedankens. Sogar der gesinnungslose Uvarov, der Unterrichtsminister der Drillmethode, und der gemäfsigte Moskauer Kurator Strogonov legten ihre Ämter nieder, um nicht die Henkerrolle für die Universitäten zu spielen. Es tauchte der Vorschlag auf, die Universitäten aufzuheben und sie durch Fachschulen zu ersetzen. In zwei Jahren sank durch allerlei Mittel die Hörerzahl um ein Viertel; der neue Unterrichtsminister sah seine Aufgabe in blofsem Vermitteln der Weisungen der dritten Abteilung an die Kuratoren. Die Lehrstühle für Philosophie wurden aufgehoben. So wurde auch der bisherige Philosophieprofessor Katkov aus der gelehrten in die publizistische Karriere, in die Redaktion der »Moskauer Nachrichten«, hinausgedrängt, wo er dann zum spiritus rector der russischen Reaktion werden sollte. Theologen hatten die Vorlesungen über Logik und Psychologie zu versehen, um vor den möglichen »Ausgleitungen« dieser »schwankenden« Wissenschaften (Worte des Ministers) die unschuldigen Russen zu wahren. Ebenso scharf sah man der Geschichte auf die Finger. Die grundgelehrten (und langweiligen) Moskauer »Vorlesungen« (der Geschichtsfreunde) wurden eingestellt, weil sie gewagt hatten, die Schrift des Engländers Fletcher von — 1590 über das alte Rufsland abzudrucken.

Aksakovs historische Studie über das Leben der alten Slawen und Russen kanzelte der Minister ab: »Sie nimmt für das alte Russentum demokratische Prinzipien an; das dürfen wir auf keinen Fall zulassen, weil wir uns vor diesen in fremden Staaten sich ausbreitenden Neigungen nach Kräften schützen müssen. Zudem ist die Anschauung falsch, das alte Rufsland kannte kein demokratisches Prinzip, und wenn in Nowgorod und Pskov etwas derartiges vorkommt, so ist es Folge ihrer Handelsbeziehungen zu Deutschland.« Weniger idiotisch fiel über dieselbe Studie das Urteil des Geheimkomitees aus, d. i. des Buturlinschen (nur die Cholera hatte Rufsland 1849 von diesem Terroristen des Obskurantismus erlösen können). Das Komitee gab die Möglichkeit demokratischer Prinzipien im alten Rufsland zu, die bittere Folge davon und Strafe dafür war ja der Tatareneinfall; aber es war Pflicht des Historikers, die Umwandlung dieser Prinzipien in die autokratischen, als die einzige Grundlage der Wohlfahrt und des Friedens Rufslands, gleichermafsen nachzuweisen; da er dies unterlassen hat, ist sein Bild unvollständig, und es darf daher die Studie auf keinen Fall gedruckt werden. So sah philosophische und historische Kritik in den Ministerien und Komitees aus. Die Zensoren, die ja für jede Unterlassung aufzukommen hatten, ergriff panischer Schrecken, sogar in ihren Träumen verübten sie nur Heldentaten der roten Tinte — wir kennen ja die Träume des Zensors Krassovskij, »meines Hofhundes«, nannte ihn Uvarov, »der zu wachen hat, damit ich ruhig schlafen kann«. Krassovskij war 61 Dienstjahre lang Muster eines Zensors, drang vor allem auf Sittlichkeit, duldete in Büchern usw. Frauenbildnisse nur, wenn sie vom Knie bis zum Kinn bekleidet waren, duldete nicht den Ausdruck »brünstiges Gebet« und brachte mit seinem würdigen Kollegen Krylov, dem Renegaten einstiger liberaler Anschauungen an der Moskauer Universität, sogar den infamen Bulgarin in helle Verzweiflung. Den Slawophilen Aksakov, Čerkasskij usw. wurde überhaupt jegliches Schriftstellern verboten. Sah man doch in ihnen Auflehnung gegen Peter und die grofsen Auslagen, welche die Einführung des Europäismus in Rufsland seinen Nachfolgern gekostet hatte.

Nicht besser erging es rebellischen Westlern; hier mufs wegen ihrer direkten Folgen für die Belletristik der unerhört grausamen Unterdrückung der »Petraschevzen« gedacht werden.

Petraschevskij, Beamter im Ministerium des Äußeren, war bereits 1845 der dritten Abteilung verdächtig als Liberaler, als Verfasser eines, natürlich handschriftlichen, Wörterbuches ins Russische übernommener Fremdworte — Konstitution u. dgl. — mit scharfen satirischen Auslegungen. An Freitagen besuchte ihn politisierende Jugend, darunter Dostojevskij; man las Sachen Ovens, Fouriers vor, die »Paroles d'un croyant« des Lamennais, den Brief Bielinskijs an Gogol, man debattierte, dachte an Errichtung einer Geheimdruckerei oder lithographischen Anstalt. In diese Gesellschaft, die mit einigen auswärtigen Zirkeln gleicher Art in Verbindung trat, kamen nicht mehr Offiziere allein, sondern vor allem Studenten, Beamte, Bürger; über politische, konstitutionelle Strömungen überwogen sozialistische, antireligiöse; man dachte bereits an eine Propaganda unter den Massen; über bloße Gedanken und Vorschläge kam niemand heraus. Es gelang dem Minister Perovskij — seiner Familie entstammte später die berühmte nihilistische Heldin, die Sophia Perovskaja! —, der davon Wind bekommen hatte, seinen Agenten hereinzuschmuggeln, der dann unter den »Petraschevzen« noch eine besondere Vereinigung gründete. Die ewig denkwürdige Tat der Entlarvung und Überführung dieser ungefährlichen Leute war das Hauptwerk des Liprandi, während Herzen immer und mit Recht behauptet hat, daß die »Petraschevzen« nicht wegen welcher Vergehen, sondern bloß wegen ihrer Ideen gestraft worden sind. Die Strafe war sogar für russische Verhältnisse eine furchtbare, bestialische. Am 23. April 1849 war das »Verbrechernest« ausgehoben und in die Peter-Paulfestung übergeführt; am 22. Dezember 1849 wurde auf dem Richtplatz das Urteil vorgelesen: 21 »Verbrecher«, Dostojevskij als vierter, sollten den Tod durch Erschießen erleiden — nach fast halbstündiger Todeserwartung wurden sie dann zu Bergwerken und Arrestantenrotten begnadigt, um später als Gemeine ins Militär gesteckt zu werden. Sogar das Gnadenmanifest bei der Thronbesteigung Alexanders II. erstreckte sich auf keinen »Petraschevzen«. Dostojevskij gelang seine schließliche Befreiung hauptsächlich durch das Eintreten seines einstigen Studiengenossen, des Verteidigers von Sebastopol, Todtleben.

So wurde in Rußland selbst der Wahrheit und Humanität der Garaus gemacht. Ssaltykovs »Triumphierendes Schwein«,

obwohl er es erst 1881 in Paris »geträumt« hat, war jetzt schon nackte Wirklichkeit geworden; die erste menschliche Stimme, die das Grunzen übertönte, erscholl aus dem Auslande herüber.

Zehntes Kapitel.

Slawophilen und Westler. Alexander Herzen.

Erstes Auftauchen der Slawophilen; Übertragung eines philologischen Namens auf eine politische Partei. Trennung der Geister. Westler mit und ohne katholische Allüren; Čaadajev; Kirejevskij. Das religiöse, politische und soziale Kredo der Slawophilen. Die Westler in Moskau. Herzen. Seine Jugend. Erstes Auftreten Iskanders. Sein Roman. Seine Expatriierung. Tätigkeit draufsen; Rückkehr zu russischer Tätigkeit. Seine Memoiren. Andere Memoirenschreiber der Zeit; Aksakovs Familienchronik.

Schon in den letzten Jahren Alexanders I. hatte sich unter den Augen der Zensoren, wie Krassovskij und Birukov, an die Puschkin seine bekannten Briefe in Versen richtete, jeder kritische Gedanke aus der gedruckten in die handschriftliche Litteratur und in Privatgespräche flüchten müssen. Unter Nikolaus sollten die Russen überhaupt von der Last des Denkens befreit werden; zu allen ihren Monopolen vereinigte auch dieses die Regierung, wie sie eben durch die Einführung der Gouvernementsnachrichten sich das Monopol aufs Schwätzen gesichert hatte. Deren Einführung, zur Verzweiflung der mit ihnen betrauten Beamten, stammte von dem Arsamaszen Graf Bludov, dem Fortsetzer des Karamsinschen Geschichtswerkes, der daran keine Zeile weiter geschrieben hat, und Verfasser des Berichtes über den 14. Dezember 1825, der besser ganz ungeschrieben geblieben wäre (Herzen). Und doch liefs sich eine Kritik der Gegenwart wie der Vergangenheit nicht unterdrücken; Russen gingen nach Europa, Europäer kamen zu ihnen und beschrieben, was sie sahen, Joseph de Maistre, Custine, Baron Haxthausen,

der unter Aksakovs Anleitung den russischen »mir« und den Gemeinbesitz vor der erstaunten Welt entdeckte. Namentlich Custines Buch (1843) war eine bittere Pille; seine Auslassungen über Peter und die Komödie Katharinas II., über das Empire de façades, über die Russie policée non civilisée, trafen das Richtige, sein Blick sah verletzend viel. Die Apologie des offiziellen Rufslands durch Greč, wie einst Katharina Chappes Bericht widerlegte, war dagegen verächtlich.

Tendenzen und Sympathien der denkenden Russen, die noch im XVIII. Jahrhundert einheitlich, kaum in Nuancen sich unterschieden, schlugen nunmehr entgegengesetzte Richtungen ein. Die unfruchtbarste, am wenigsten begangene war die katholisierende, die sich von Joseph de Maistre und den Petersburger Jesuiten herleitete. Diese hatten ja stets beklagt, dafs sich Rufsland dem wohltätigen Einflufs Roms entzogen und in die Arme de ces miserables Grecs du Bas-Empire geworfen hätte, dafs die neue Reform an den Blasphemien der Encyklopädisten grofs geworden war. Diesen Gedanken nahm zum Teil Čaadajev auf und entwickelte daraus seine eigenen, die er in seinen Lettres sur la philosophie de l'histoire an eine Dame niederlegte. Den ersten Brief gab Nadeždin in russischer Übersetzung in seinem »Moskauer Teleskop« 1836 heraus; seit der Gribojedovschen Satire hat nichts anderes ähnlich elektrisierend gewirkt.

Er beneidete die europäische katholische Welt um ihre glorreiche Vergangenheit, um ihre Traditionen, um den Zusammenhang ihrer Entwicklung und konstatierte das Faktum russischer Armut, Losgerissenheit, Fremdheit: »Nous ne sommes ni de l'occident ni de l'orient et nous n'avons les traditions ni de l'un ni de l'autre. Placés comme en dehors des temps, l'éducation universelle du genre humain ne nous a pas atteints . . . Nous ne vivons que dans le présent le plus etroit, sans passé et sans avenir, au milieu d'un calme plat . . . Isolés par une destinée étrange du mouvement universel de l'humanité, nous n'avons rien recueilli non plus des idées traditives du genre humain . . . Il n'y a point chez nous de développement intime, de progrès naturels, les nouvelles idées balayent les anciennes, parce qu'elles ne viennent pas de celles là et qu'elles nous tombent je ne sais d'où . . . les meilleures idées faute de liaison où de suite, stériles éblouissements, se paralysent dans nos cerveaux . . .

Solitaires dans le monde nous n'avons rien donné au monde, nous n'avons rien appris au monde, nous n'avons pas versé une seule idée dans la masse des idées humaines, nous n'avons en rien contribué au progrès de l'ésprit humain, et tout ce qui nous est revenu de ce progrès, nous l'avons defiguré . . . pas une pensée utile n'a germé sur le sol stérile de notre patrie, pas une vérité grande ne s'est élancée du milieu de nous . . .«

Es war die ungeschminkte Wahrheit, die beredte Anklage der Gesellschaft — die Regierung war ausdrücklich eliminiert, weil sie ja nach Kräften um diesen progrès sorge — ihrer Gedankenlosigkeit, Flatterhaftigkeit. In dem Lande, wo sogar das Quecksilber gerinnt, gibt es keine feste Idee, und dementsprechend war der Brief aus Nekropolis, d. i. Moskau datiert. Es frappierte die Konzentriertheit, die Wucht dieser Anklage, die nicht zu widerlegen war, darum désto mehr erboste. Die Folgen dieses Briefes sind uns bereits bekannt. Es wurde auch aus »Sympathie« für den Verfasser, einstigen Helden von Kulm (1813), der die »Verteidigung eines Narren« schrieb und gegen das Herauszerren seines Gedankens auf die Strafse sich verwahrte, verordnet, dafs er sich dem schädlichen Einflusse der herrschenden kühlen und feuchten Witterung nicht aussetze. So behielt Herzens Behauptung recht, dafs der einzige artige Mensch in Petersburg Dubbelt wäre, und der war Chef der Gendarmen!

Čaadajev fiel es gar nicht ein, wie ihn der Dichterdenunziant beschuldigte, zu hassen alle heiligen russischen Traditionen, kleinmütig sich von ihnen loszusagen, des Papstes Pantoffel zu küssen; dies taten andere: Damen, die Schriftstellerin und Mäzenatin Fürstin Volkonska, bei der in Rom auch Gogol zu Gaste war, und hohe Herren, z. B. Fürst Gagarin (nachher Jesuit und Herausgeber der Werke Čaadajevs), die katholisch wurden. Der Fall kam übrigens sehr selten vor; denn in Rufsland herrscht volle Gewissensfreiheit, d. h. wer aus der Staatskirche austritt, kommt nach Sibirien, verliert die Standesrechte und sein Vermögen, das dem Denunzianten zufällt.

Čaadajev war nicht Kryptokatholik, sondern ursprünglich »Westler«, nur mit einem Stiche ins Klerikale. Ungefähr dasselbe wie er sagte ja 1832 Kirejevskij in seinem »XIX. Jahrhundert«, klagte über die chinesische Mauer, die trotz Peter und Katharina uns noch von Europa trenne, was für Bildungselemente

unsere Vergangenheit uns bot und wie sie sich zu der europäischen verhalten, dafs die Staaten, die europäischer Bildung teilhaftig waren, ihre Bildungselemente in sich haben, diese sich mit der Nationalität selbst berühren, während sie bei uns nur durch einen gewaltsamen Bruch mit Tradition und Nationalität, von aufsen, eingeführt werden mufsten. Bei uns Nationales heifst Ungebildetes suchen; das Nationale auf Kosten europäischer Neueinführungen pflegen, heifst die Aufklärung vertreiben; denn woher anders als aus Europa könnten wir ihre Elemente schöpfen? Auch den Erfolg dieser Schrift kennen wir bereits; in seiner unfreiwilligen Verbannung beging dann Kirejevskij moralischen Selbstmord und kehrte nach Jahren als ein geschworener Slawophile nach Moskau zurück.

Schon sein Aufsatz vom Jahre 1832 war gegen »Slawophile« gerichtet, gegen die immer zahlreicheren Ankläger des grofsen Reformators, die von nationaler, selbständiger Kultur sprechen, die Entlehnungen tadeln und uns zum Eingewurzelten, zum Altrussischen zurückführen wollen. Schon er machte die geistreiche Bemerkung, dafs diese altrussischen Tendenzen nur auf unverstandener Wiederholung fremder, europäischer Gedanken beruhen, die wohl in Europa, nicht aber bei uns Sinn haben können. Das war die erste offene Anzeige und Bekämpfung des »Slawophilismus«; der Ausdruck war unglücklich gewählt, war geschmiedet, um den erzreaktionären Schischkov und seine »slawenischen« Wortungeheuer zu verspotten, und hat aus einem philologischen einen politischnationalen Sinn angenommen. Statt »Slawophilen« müfste man eher, da ihnen z. B. die katholischen Slawen als Abtrünnige von dem wahren, d. i. orthodoxen Slawentum ein Greuel sind, Gräkophilen sagen, Russophil sind ja auch die Westler; denn Patriotismus haben die »Slawophilen« nicht gepachtet; auch der Name »Reaktionär«, der Schischkov zukommt, deckt sich nicht mit der »Lehre«; statt nach anderen, z. B. Antieuropäer, Nationalisten und dgl., zu suchen, werden wir uns des konventionellen bedienen. Eine kurze Charakteristik der slawophilen Begriffe, die nach Herzen unlängst aus Gräbern herausgekrochen und unter der feuchten Erde nicht vernünftiger geworden waren, ist unerläfslich; denn einmal haben unter ihrem Einflusse, vorübergehend oder dauernd, viele der bedeutendsten Belletristen gestanden; anderseits füllt der Kampf zwischen ihnen und den

»Westlern« wichtige Blätter russischer Geistesgeschichte aus, fühlt man, da alles darniederlag, wenigstens im slawophilen Lager einen Hauch des Protestes heraus gegen die alleinseligmachende offizielle Schablone, humane Anwandlungen, demokratische Prinzipien.

Aus moralischer Entrüstung über die Niederträchtigkeit der Zeitgenossen bei Schčerbatov, aus dem erzkonservativen Protest gegen jeglichen Fortschritt bei Karamsin, aus reaktionärem Hasse gegen moderne Ideen bei Schischkov war jenes erste Liebäugeln mit den guten alten Zeiten, einer fable convenue, hervorgegangen, worin man die Spuren des Slawophilismus zu entdecken glaubt. Hierzu kam berechtigter Widerwille gegen die Fremdherrschaft. Als Alexander I. den verdienten Jermolov fragte, was für eine Belohnung oder Auszeichnung er sich noch wünschte, sagte der General: »Mache mich zum Deutschen, Gassudar.« »Ces Russes me font toujours du guignon,« war die Parole von Nikolaus, der die Fremden vorzog. Selbstbetörung und nationale Überhebung mit bewufster oder naiver Fälschung aller Geschichte hat dann die slawophile Fata Morgana entstehen lassen. Romantik, die ja die couleur locale, das Traditionelle, Volkstümliche bewufst pflegte, und deutsche Metaphysik haben ihr Redlichstes beigetragen, namentlich letztere. Wenn sich Ideen in Nationen und danach auch in deren Litteratur verkörpern, wenn man somit, wie dies in Europa gerade in den vierziger Jahren der Fall war, nach der »Idee« des Slawentums fragte, so war es verzeihlicher Ehrgeiz, dafs diese Idee möglichst grofs und glänzend, als eine Synthese aller Europa beunruhigenden Gegensätze gedacht wurde. Die Erlösung sollte der Osten bringen. Daran glaubte Čaadajev ebenso wie Herzen oder wie die Häupter der Slawophilen, Chomiakov, Kirejevskij, Aksakov. Jeder von ihnen freilich aus anderen Gründen. Für Herzen, Bielinskij, Čaadajev war Rufsland das unbeschriebene Blatt Papier, das Land, das sich die Erfahrungen des Abendlandes ohne dessen Kämpfe, Mühen, Tod und Zersetzung anzueignen und durch nichts gehemmt zu vervollkommnen hat. Die Slawophilen sahen Rufsland bereits im Vollbesitz aller Lebenselixiere; nur Europa hätte von den Russen zu lernen, um aller seiner Schäden los zu werden. Diese russischen Wunder waren seine Orthodoxie, Autokratie und sein Gemeindebesitz. Während im

Katholizismus Herrschsucht der Kirche, die sich über den Staat erhob, im Protestantismus Herrschsucht des jegliches Gefühl ertötenden Verstandes das wahre Christentum verfälsche, hat sich dieses in der wahrhaft demütigen, tief gläubigen, auf Gemeinschaft, nicht Vorherrschaft, der Patriarchen, auf demokratischen Grundlagen ruhenden, orthodoxen Kirche am lautersten erhalten. Während europäische Staaten durch Eroberungen entstanden, wo dann Verfassungen, d. h. Kontrakte, gegenseitiges Mifstrauen und Eifersucht Eroberer und Unterjochte banden, haben die Russen freiwillig Herren herbeigerufen, ihnen vertrauensvoll alle Macht und die ganze Verantwortlichkeit übergeben und sich nur die nötigen Lasten, das freie Leben und Erwerben, die moralische Selbständigkeit vorbehalten. In Europa führen Geschlechter- und Familienverfassung mit Notwendigkeit zum feudal-aristokratischen Staate; das System der Majoritäten unterdrückt die Minoritäten. In Rufsland konnte die Gemeindeverfassung nur zur Volksversammlung, mit einstimmigen, nicht Majoritätsbeschlüssen, und zu dem blofs mitratenden Semskij Ssobor führen, eine Aristokratie gar nicht aufkommen lassen, den altruistischen Momenten das Übergewicht sichern. Sogar die altrussische Frau erfreute sich einer Selbständigkeit, um die sie die europäische Schwester beneiden mufste.

Diese Theorie pflegte gute Keime und wurde infolgedessen gegenüber dem unduldsamen herrschenden System als Opposition angesehen und unnachsichtlich unterdrückt — die Zensur verfolgte slawophile Publikationen aufs äufserste; nur war für diese edlen Keime die Verkleidung in die Murmolka, das Fallenlassen der Hosen über die hohen Stiefel und das ganze theologisch-philosophisch-historische Brimborium ziemlich überflüssig. Freiheit der Meinungen und Gewissen, Rechte der Frau, Liebe und Verständnis für das Volk brauchte man nicht mit Utopien von Warägerberufung, byzantinischem Christentum u. dgl. zu verquicken. Zudem erinnerten die Slawophilen stark an den Čičikov des zweiten Teiles: er hat genug der »toten Seelen«; sie reuen ihn so tief, dafs er für das aus ihnen gelöste Geld sich Güter kaufen und nun ein hoch moralisches Leben führen wird. Ebenso schimpften und verwünschten die Slawophilen Peters Reform, doch behielten sie ihren Ertrag ungeschmälert und wollten sich nur auf Katharinens und Peters Erwerbungen »altrussisch« ein-

richten! Wirklichen Respekt, aufser ihrem Unabhängigkeitssinn, der sich durch Spott und Verfolgungen nicht irre machen liefs, verdient nur ihr »Fühlen einer lebenden Seele im Volke«, was für einen Bielinskij ganz unmöglich war, dem das Volk, die rohe, ungebildete Masse, von der Intelligenz erst geformt, geknetet werden mufste. »Ihr Gefühl war durchdringender als ihr Verstand und Gewissen; von manchen Aufsätzen slawophiler Zeitschriften riecht es nach Folterkammer, ausgerissenen Nüstern, Kirchenbann und Bufse, Ssolovkikloster ... hätten sie die Macht, sie würden die dritte Abteilung übertrumpfen. Das sind Wärwölfe und Leichname; von ihrem Felde her antwortet keine lebende Seele; sie renkten sich ihr Verständnis aus durch heuchlerische Orthodoxie und gemachte Volkstümlichkeit« (Herzen).

Allerdings mufs unter Slawophilen unterschieden werden. Es gab welche in Petersburg, Buračkov z. B., Herausgeber des »Majak«, der Kopernik als »Pokornik« deutete, weil dieser nur in seiner slawischen »Pokora«, Demut, vor den hochmütigen Europäern durch Gottes Gnade erleuchtet wäre! Über solchen Idioten standen hoch die Moskauer; denn nur in der Nekropolis konnte die Totentheorie prosperieren. Auch unter ihnen gab es wieder Abstufungen; das Dioskurenpaar Schevyrev-Pogodin, Herausgeber des »Moskvitianin«, machte der Regierung angelegentlichst den Hof. Pogodin und Bodianskij interessierten sich zudem für allerlei andere Slawen; ihr trockener, halboffiziöser Panslawismus imponierte nicht recht. Die jüngere Redaktion des Moskvitianin, seit 1851, mit den talentvollen Schriftstellern Ostrovskij und Pissemskij, mit den Kritikern Grigoriev und Edelson, mit dem Dichter Almasov, der in den sechziger Jahren mit humoristisch-satirischen Gedichten und Parodien hervortrat (namentlich giftig war sein unvollendetes Epos-Pamphlet, die Sozialisten, mit der Verhöhnung der Seminaristen, ihrer Mäzene und Mäzenatinnen), sagte sich vom Panslawismus ganz los und betonte das nationale, russische Element, dessen »Fundamente«.

Die eigentlichen Slawophilen, als oppositionelles Element gegen das Petersburger Regime, vertrat in erster Reihe Chomiakov, ein Mann von aufserordentlicher Bildung und Willenskraft, der offizielle Dichter und Theologe der Slawophilen, ein Dialektiker ersten Ranges, Sophist, dem das Debattieren an sich Lust machte; seine theologischen Traktate, die Verteidigung der alleinselig-

machenden Orthodoxie, durften erst nur im Auslande gedruckt werden. Langweilig sind seine beiden Tragödien vom Jermak und Pseudodemetrius, während einzelnen seiner Gedichte lyrischer Schwung nicht abzusprechen ist. Wir wählen eines: »An Rufsland«. Der Dichter warnt vor Überhebungen: »Sei gegen die Einflüsterungen deiner Schmeichler« (aber die schlimmsten waren gerade die Slawophilen!) »nicht stolz auf deine Kraft, deinen Ruhm; noch stärker war ja Rom, die Mongolen, noch reicher ‚die Kaiserin der Westmeere' (sonst das ‚schlaue Albion' genannt). »Wo ist Rom, wo die Mongolei? Und in seiner Brust der Agonie Stöhnen verbergend, schmiedet kraftlose Ränke Albion, über dem Abgrund zitternd« (am Vorabend des Krimkrieges, in den Abgrund purzelte ja das nikolaitische Rufsland!). »Unfruchtbar ist jeder Geist des Hochmutes, unverläfslich Gold und Stahl, aber kräftig ist des Heiligtums helle Welt, stark der Betenden Hand. Und sieh, dafür, dafs du demütig, dafs du verborgen in kindlicher Einfalt Gefühl, im Schweigen des Herzens des Schöpfers Wort empfingst, gab er dir das helle Los: der Welt zu wahren den Anteil hoher Opfer, reiner Taten, zu wahren der Stämme heilige Brüderschaft, der Liebe belebendes Gefäfs, flammenden Glaubens Reichtum und Wahrheit und unblutiges Gericht .... alle Völker mit deiner Liebe umfassend, weise ihnen der Freiheit Geheimnisse, des Glaubens Strahlen ihnen eröffne, und in herrlichem Ruhme wirst du über alle Erdensöhne dich erheben.«

Auf diesen Grundton ist die ganze panslawistische Lyrik eines Chomiakov, Tiutčev, Almasov, Iwan Aksakov gestimmt; hinzu kommen noch Aufrufe an die jungen Adler, Bulgaren, Serben und Kroaten, die Ketten der osmanischen Tyrannei mit ehernem Schnabel zu zerpicken, an den nordischen Adler, sie laut zu grüfsen, auf dafs in ihrer Sklaverei Nacht seiner Freiheit helles Licht sie tröste; endlich der Aufruf zur Glaubenseinheit, die die Slawenrenegaten des Westens eingebüfst haben, dem lasterhaften Rom folgend, mit den Klagen, dafs sich in den Wallfahrten zu Kievs Heiligtümern nicht einstellen die unierten Brüder aus Halicz und Wolhynien, die von Polens wilden Scheiterhaufen verbrannt oder von Polens lauten Festen betört wurden. Das mit dem »Scheiterhaufen« war erlogen; dafür fand sich Wolynien bald in Kiev ein: Husarengeneräle und Gendarmen,

Sibirien und diokletianische Verfolgungen brachten dieses Werk der Liebe und des Glaubens zustande.

Aus dieser patriotisch-tendenziösen Poesie spricht eine Idealisierung Rufslands, die von der Gegenwart völlig absieht, von den realen Verhältnissen, und sich in Haschischträume rosiger Zukunft einlullt. Chomiakov, auch Aksakov, waren wenigstens so aufrichtig, dafs sie von ihrem auserwählten Volke die Einkehr, Bufse und Reue verlangten, für das Joch der Sklaverei, für das schwarze Unrecht seiner Gerichte und für andere russische Schäden, ehe dieses Volk seine grofse Mission, Europa die wahre christliche Freiheit und Aufklärung (der dritten Abteilung, der Zensur und der allerheiligsten Synode?) zu geben, antrete. Und woher schöpften diese Idealisten-Enthusiasten die Gewähr dieser Mission? Aus der Demut und Langmut, dem smirenije und dolgotierpienije des russischen Volkes gegenüber der Hoffart des Abendlandes. Ja, für Tiutčev hat Rufsland gesegnet, wandelnd von einem Ende zum andern, der Himmelsherrscher in s k l a v i s c h e r Gestalt! Das heifst doch aus der Not eine Tugend machen. Der Heiland als russischer Leibeigner (nicht umsonst heifst in Rufsland der Bauer einfach »Christ« zum Unterschiede von den Herren, Heiden?) eilt übrigens dem Uhdeschen Arbeiterheiland um Dezennien vor.

In diesem Chor der vereinigten Slawen gab es einen grellen Mifsklang. Chomiakov und Aksakov überhörten ihn meist; nicht so Tiutčev, der 1831 den Fall von Warschau und 1863 die polnische »Empörung« ansang, freilich in verschiedenem Ton, damals Worte tröstender Bruderliebe, jetzt des Hasses im Munde führend, im Grunde dasselbe, den Tod des Volkes, voraussetzend oder fordernd. Und als er den Slawenkongrefs von 1867 bewillkommnete, fand er auch Worte von einem Judasverräter, der seine eigenen Wege ginge, offenbar die Polen. Die slawophilen Konstruktionen der slawischen Bruderliebe und der russischen Weltmission sind uns somit nur Scharlatanerie. Diesen in ihrer falschen Demut hochmütigen »Idealisten«, die, über russische Balken wegsehend, europäische Splitter aufgreifen, ziehen wir jedenfalls die russischen Pessimisten vor, die sich hübsch an die russische Wirklichkeit, statt an Phantasmagorien halten und nicht einmal den Heiland annehmen würden, wenn er als Sklave käme.

Die slawophile Lyrik — übrigens gab Iwan Aksakov bald das Dichten auf; ungleich stärkeren, ja europäischen Widerhall sollte erst die Prosa des Vorsitzenden des slawischen Komitees in den siebziger Jahren, vor und während des orientalischen Krieges finden; nur Tiutčev blieb dieser Poesie treu, aber dies war ein wirklicher Lyriker, nicht Volkstribun und Publizist wie Iwan Aksakov — ist somit etwas gleich Konventionelles wie slawophile Theologie und Geschichte, die en famille behandelt wurde. Bildeten doch diese Slawophilen nicht zufällig eine grofse Familie, Aksakov heiratete Tiutčevs Tochter, Chomiakov war der Sohn einer Kirejevskaja usw. Wir nennen noch die beiden Brüder Kirejevskij, Iwan, der wegen des »Europäers« Gemafsregelte und stets Beargwöhnte, und Peter, der sich von der Reise nach dem Abendland die tiefe Enttäuschung, die Überzeugung von der unheilbaren »Fäulnis« des Westens und Gesundheit des Ostens, beides Grunddogmen des slawophilen Kredo, mitbrachte. Dann der enthusiastische Konstantin Aksakov, den die Slawophilen sich aus dem philosophischen Kreise des Stankevič anwarben, ihr Historiker, neben J. Ssamarin, ihrem Politiker und Juristen. Aus den endlosen Debatten in Moskau, bei den Jelagins, Mutter der Kirejevskij, die die »Slawenteufelei« ihrer Söhne nicht teilte, bei den Aksakovs, kamen erst langsam in die Zeitschriften, Moskvitianin u. a., der vierziger Jahre diese Theorien hinein. Leider griffen sie auch Sachen an, die nicht gleich offen verteidigen durften die Verfechter der europäischen Ideen, des Westens und seiner wohltätigen, unerläfslichen Bedeutung für Rufsland, Bielinskij, der ja auch, wie Aksakov, den Stankevičianern angehörte, und Herzen.

Neben dem philosophischen Studentenzirkel an der Universität gab es auch einen sozialpolitischen, der sich als Erben und Fortsetzer der Dekabristen bekannte, dessen liberale Überzeugungen bald jedoch durch den Saintsimonismus und Sozialismus wesentlich modifiziert wurden. Hierher gehörten Herzen, Ogarev u. a.; sie erregten früh Verdacht und zogen sich Verfolgungen zu. Der Kreis, gesprengt, sammelte sich später wieder, warb neue Mitglieder, so den Moskauer Professor Granovskij u. a., ja, es fehlte auch hier nicht an Szissionen; Herzen und Bielinskij waren die Konsequentesten, wurden reine Atheisten und Sozialisten, während Granovskij u. a. an der Unsterblichkeit der Seele

und anderer Romantik festhielten. Der bedeutendste Vertreter dieser »westlerischen« Richtung, dem an Geist und Schärfe niemand in Rufsland gleichkommt, ist Alexander Herzen. Wäre er nur Politiker und Parteimann, würden wir hier seiner kaum gedenken, aber er ist Belletrist und zugleich einer der bedeutendsten Memoirenschreiber nicht nur Rufslands und des XIX. Jahrhunderts und verdient auf eine Stufe mit den grofsen Russen, mit Turgeniev und den anderen, gestellt zu werden.

Alexander Herzen (d. i. Jakovlev; der Vater, ein vornehmer und reicher Adliger, heiratete in Deutschland, legalisierte aber nicht diese rechtmäfsige Ehe in Rufsland und infolgedessen galten seine Kinder als illegitim, durften nicht den Vatersnamen führen, hiefsen Herzen, wie ihr Vater die Mutter nannte) hat trotz seines deutschen Namens und seiner deutschen Mutter nicht ein Fiberchen deutscher Natur; er ist Franzose wie Gribojedov etwa, ein russischer Voltaire und Paul Louis Courier, der berühmte Pamphletist. Seine erste Lektüre bildeten die französischen Romane und Komödien der väterlichen Bibliothek; dann begeisterte er sich mit dem schwermütigen, poetischen Knaben Ogarev (einem bedeutenden Lyriker, später Emigrant wie Herzen; der Freundschaftsbund überdauerte ihr ganzes Leben) für Karl Moor und Posa; der Übergang vom Möros mit dem Dolch im Gewande und Tell in Küfsnacht zum 14. Dezember und Nikolaus I. war ein leichter. Wegen seiner Vorliebe für Naturwissenschaften trat er auf der Universität (1829) in die physisch-mathematische Fakultät ein; diesem Studium verdankt er die Exaktheit seiner Methode und die Scheu vor jedem Mystizismus. Man lernte zwar nicht viel, dafür wurde liberale Gesinnung und verbotene Lektüre eifrigst verbreitet; man enthusiasmierte sich für die Brüsseler, Pariser, Warschauer Insurrektion. Sein Leben lang behielt Herzen aus dieser Zeit die heilige Verehrung für die Dekabristen, für die grofsen Geister von 1792 und 1793, und seine Sympathie für die Polen, die er noch 1863 mit dem Ruin seines Kolokol bezahlte. Aber bald verdrängte Saintsimonismus ganz die »Bérangerschen« Tendenzen; die Emanzipation der Frau und la réhabilitation de la chair, die Entmönchung des Menschengeschlechts, die Rechtfertigung und Erlösung des Fleisches, die reinigende Taufe des Fleisches, als Totenmesse für das Christen-

tum hat sich Herzen ebenfalls seit dieser Zeit zum leitenden Gedanken seiner Tätigkeit angeeignet.

Die jungen Leute hatten weder auf der Universität noch nach deren Verlassen den Versuch irgendeiner politischen Gesellschaft oder Vereinigung gemacht, obwohl ihre fast ausschliefslich mündliche Propaganda weiterreichte. Durch Briefe usw. eruierte die Polizei diesen Zusammenhang. Schliefslich wurde Herzen in eine entfernte Gouvernementsstadt, Perm, nachher Viatka, in Zivildienst versetzt und unter die Aufsicht der Lokalbehörden gestellt. Durch Žukovskij gelang es ihm dann, nach Wladimir und schliefslich, nach einem neuen, unliebsamen Konflikt in Petersburg mit den Gendarmen, nach Moskau zu kommen. Im Januar 1847 erlangte er wegen der Kränklichkeit seiner »Natascha«, seiner Cousine, die er entführt und geheiratet hatte, einen Auslandspafs; er schwor sich zu, nie wieder zurückzukehren nach Petersburg, dieser Stadt »der Willkürherrschaft blauer, grüner und bunter Polizeien, der kanzleiischen Unordnung, der lakaienhaften Frechheit, der Gendarmenpoesie«. Er hat Rufsland nie wieder gesehen. Als er es verliefs, war er bereits unter dem Pseudonym Iskander ein bekannter Belletrist.

Er hatte frühzeitig zu schreiben begonnen, sich auf dramatischem Gebiete und in der Erzählungslitteratur zuerst versucht. In Viatka machte sich ein Ansatz zu religiöser Schwärmerei bemerkbar; er schrieb Szenen aus einem Nero- und einem William Penn-Drama mit religiösen Konflikten, in gespreizten Tiraden. Aber »mir war nicht verheifsen, mich zum dritten Himmel zu erheben; ich bin als völlig Irdischer geboren. Das Tageslicht der Idee ist mir verwandter als die Mondbeleuchtung der Phantasie.« Es hinderten ihn an jeglicher Mystik seine Naturwissenschaften, »ohne die der Moderne nicht selig werden kann; ohne diese gesunde Nahrung, strenge Erziehung des Gedankens durch Tatsachen, diese Nähe zum umgebenden Leben, ohne Demütigung vor seiner Selbständigkeit bleibt irgendwo in der Seele eine Mönchszelle und in ihr ein mystisches Korn, aus dem sich Dunkel über das Verständnis auswachsen kann«.

Höher stieg er in seinen Erzählungen, namentlich in seinem Roman »Wer ist schuld?« (die Schuld besteht darin, dafs man einem Herzenszuge, d. i. schliefslich dem blofsen Zufall, folgte). Alle sind im Recht, Herr der Situation ist — die Unmöglichkeit

eines Ausweges, wie er selbst aus Anlafs eines verwandten Thema, das ihn vorher beschäftigt hatte, ausführte. Der Held des Romans, Beltov, ist eine der besten Charakteristiken eines »überflüssigen« Menschen der Nikolaitischen Zeit, wie ihn später Turgeniev in allen seinen Romanen immer wieder vorgeführt hat: ein Ehrenmann, voll der besten Absichten, gebildet, geistreich, unternehmend, und doch ein vollkommen überflüssiger Mensch, unfähig etwas zu werden oder zu ergreifen, dem es selbst ein ungelöstes Rätsel bleibt, wozu er denn eigentlich lebt. Sein Unglück beginnt schon bei seiner Erziehung, die der ehrbare Schweizer im allgemeinmenschlichen Sinne leitet, als ob das in Rufsland angebracht wäre. Dieser ganz »allgemeine« Mensch gesteht dann seinem Lehrer: »Wir Russen beginnen am häufigsten von neuem, erben von unseren Vätern nur die bewegliche und unbewegliche Habe, und auch diese wahren wir schlecht. Wollen wir etwas tun, so treten wir auf eine unermefsliche Steppe; nach allen Seiten stehen alle Wege offen, nur gelangt man auf ihnen nirgends wohin; dies ist dann unsere vielseitige Untätigkeit, unsere tätige Faulheit.« Die »allgemeine« Richtung hielt ja auch auf der Universität an, wo sich gleichgesinnte Jugend fürs Leben und diesem völlig fremde Ideale träumerisch verband. Endlich öffneten sich ihnen etwas knarrend die Türen, die ins Leben führten, doch hier harrten ihrer nur Enttäuschungen; die Wirklichkeit des Amtes oder der Kaserne konnte die unabhängigen, selbstvertrauten Idealisten nur abschrecken. Beltov geht nun ins Ausland, verbringt zehn Jahre seines Lebens, hat während der Zeit alles oder fast alles unternommen, nichts oder fast nichts ausgeführt, war angehender Arzt, Künstler usw., erstaunte die Deutschen durch seine Vielseitigkeit, die Franzosen durch seine Tiefe; aber während diese Deutschen und Franzosen arbeiteten und schufen, machte er nichts. Er zählt über dreifsig Jahre, seine Gedanken sind männlich geworden, selbst ist er ein Minderjähriger geblieben, der sich wie ein sechzehnjähriger Knabe stets zum Leben erst vorbereitet, statt zu leben. Es ist ihm unmöglich, den Menschen, den Umständen sich anzupassen, seine Fähigkeiten, Kenntnisse erspriefslich zu verwenden. Er wird zurückgekehrt als hochinteressanter, unverstandener Held die hübsche Frau des ehrsamen Gymnasialpedanten unwiderstehlich

anziehen, wie ein Magnet, ihr Lebensglück zerschlagen und sich wieder entfernen.

In dem geistreichen und liebenswürdigen Roman stecken eine Menge persönlicher Beziehungen, sein eigener Lehrer, sein Vater, seine Natascha in einzelnen Zügen der Lubov, mit ihrer äufserst sensiblen Natur, mit ihrer Befreiung von Vorurteilen, die scheinbar leicht und freudig, in Wirklichkeit nicht ohne innere Kämpfe erfolgt usw. Vor allem ist Herzen selbst Beltov, bis auf seine medizinischen Studien, bis auf wörtliche Wiederholungen, z. B. über Schicksalstücke, menschliche Verkehrtheit, die das augenblickliche Glück sich zwischen den Fingern entgehen läfst usw., aus Herzens eigenen Tagebüchern. Es ist eine Art Autobiographie fast, wie die Lermontovs im »Helden unserer Zeit«. Trotz alles verdienten Erfolges dieses interessanten, realistischen Romans täuschte sich Herzen keinen Augenblick: »Ich verstehe es nicht, Erzählungen zu schreiben«, gesteht er bald, und an einer weiteren Stelle erzählt er nicht die Liebe seines Helden, »mir haben die Musen die Fähigkeit Liebe zu schildern verweigert; o Hafs, dich singe ich!« In der Tat unterbricht er vielfach die Erzählung durch das Einführen psychologischer Biographien seiner Personen, jede drastisch, lebhaft und lehrhaft, aber aus dem Rahmen des Ganzen wie herausfallend. Dafür gelangen ihm trefflich kurze Skizzen. Als er sich nach einigen Jahren in einer neuen Erzählung versuchte, »Pflicht vor allem«, mit der meisterlichen Schilderung z. B. der Panik beim Eintreffen des neuen Gutsherrn im Dorfe, meinte sein Bekannter sehr richtig, er würde weder diese Erzählung zu Ende noch sonst eine andere schreiben. Herzen war zu sehr mit den Interessen des Augenblicks verquickt, ein geborener Volkstribun dazu, als dafs ihn ruhig objektives Schaffen hätte befriedigen können. Dagegen war seine Herzenslust, allerlei muffige Slawophilen zu verhöhnen, ihren Stil zu parodieren, den »abgebissenen, ungefegten« Pogodins, wie den süfslichfaden — eines nicht fest gewordenen Blancmanger ohne bittere Mandeln — Schevyrevs, die Buračkov und Jasykov zu verspotten, daneben gehaltreiche naturwissenschaftlich-philosophische Briefe zu veröffentlichen.

Als er endlich Rufslands Staub von den Füfsen geschüttelt hatte, ging es nun nach dem französischen Eldorado, aber die Korrespondenzen von der Avenue Marigny wiesen bald die furcht-

bare Enttäuschung auf; bald hörte auch die Möglichkeit auf, irgend eine Zeile in Rufsland zu drucken. Italiens Freiheitsfrühling lockte ihn unwiderstehlich, doch kehrt er wieder nach Frankreich zurück, um seine letzten Hoffnungen zertrümmert zu sehen, und von allen liberalen Illusionen für immer geheilt geht er nach England. Seine Stimmung — es trafen ihn auch schwere persönliche Verluste, Todesfälle, ja einmal wurde Beltov selbst zu Kruziferskij und verlor wie dieser seine Lubov — wurde immer verbitterter, galliger. Was er schrieb, waren meist philosophisch-politische Broschüren, die in Übersetzungen — Deutsch — erschienen. Er sollte schon wie Beltov endigen, ein ganz »Überflüssiger«, »Angebrochener« mehr. Am 1. März 1849 hatte er einen Abschied an seine Freunde in Rufsland gerichtet, erklärt, warum er niemals zurückkehren werde: »Eine unüberwindliche Abneigung, eine starke innere Stimme, die etwas prophezeit, lassen mich nicht übertreten die Grenzen des Reiches des Nebels, der Willkür, des schweigenden Absterbens, kundlosen Unterganges, der Qualen bei verstopftem Munde. Ich reifse mich los von meinem Volke, und doch bleibe ich bei ihm, in dessen ganzem Leben ich nur mitfühle das bittere Weinen seines Proletariers und den verzweifelten Mut seiner Freunde. Ich opfere alles der Menschenwürde und dem freien Worte. Hier im Auslande bin ich euer unzensuriertes Wort, euer freies Organ. Auch ist es an der Zeit, Europa mit Rufsland bekannt zu machen; sie sollen wissen, was sie fürchten.« Er hätte sich von den Ereignissen in Paris und Italien fortreifsen lassen, hätte viel »Zeit, Herz, Leben und Mittel der Sache des Westens geopfert, jetzt fühle ich mich in demselben überflüssig« (1853).

Herzen war durchaus nicht von den Ideen des Westens, d. h. den Ideen der Weltgeschichte, die auch er liebte und für Rufsland unerläfslich hielt, sondern von dem »faulenden Westen« selbst, wie nur irgend ein Slawophile, enttäuscht. Er verwechselte nämlich den Westen mit seiner Bourgeoisie, mit jener »conglomerated mediocrity«, die er als Pest, auch für die Kunst, hafste, die zu chinesischen Zuständen führen mufs, zu deren Mangel in Rufsland er sein Volk beglückwünschte. Wie die Slawophilen und Černyschevskij begeisterte er sich für den Gemeindebesitz an Boden, für den »mir« und seine Wahlen, für dieses aus dem Patriarchalismus überwinterte Prinzip, aus dem sich ein

neues soziales Leben herauswachsen kann, das Europa ebenso fehlt wie unsere Schwarzerde. Ebenso freute ihn russische Emanzipation, Voraussetzungslosigkeit, Mangel an historischen Ketten und Kugeln, die der Europäer aus seiner historischen Überlieferung nachschleppt. Den Russen hindert kein Zaun, kein Verbot, kein Grabkreuz, keine Werstsäule; er kann gehen wo er will, kennt nur Öden und Dimensionen; wir sind frei, weil wir mit unserer eigenen Befreiung anfangen, unabhängig, weil wir nichts zu lieben noch zu ehren haben. Ein Russe wird weder Protestant noch juste milieu werden. »Die Barbaren haben Eidechsenaugen«, sagte schon Herodot, denn im Zusammenstofs mit dem Westen, Römern, sind wir die Barbaren, Germanen, trotz des äufseren Scheines. Unsere Zivilisation ist eine äufserliche, unsere Sittenverderbnis ganz roh; unter dem Puder hervor stechen die Borsten; unter der Schminke bricht die Bräune durch. Wir verfügen über einen Abgrund von Verschlagenheit von Wilden und Scheu von Sklaven; wird sind bereit eine Ohrfeige aufs Geratewohl zu versetzen und ohne jegliche Schuld zu Füfsen zu fallen, aber, ich wiederhole hartnäckig, wir sind zurückgeblieben hinter der zerfressenden, auf erblicher Ansteckung ruhenden Feinheit abendländischer Verderbtheit . . . die Bildung diente bei uns als Fegefeuer und Bürgschaft . . . bildete eine Scheidelinie, vor der viel Ekelhaftes zurückblieb . . .« Man sieht, was für ein Optimist in Herzen steckte, man sieht zugleich, welch nahe Beziehungen dieser Westler zu Slawophilen hatte. Seine westlerischen Freunde klagten ihn geradezu an, dafs er den für Rufsland so nötigen Respekt vor dem Westen untergrabe, dafs er allzusehr vorauseile.

Das sind die Grundgedanken, die sich durch seine französischen und deutschen Briefe und Broschüren 1847—1852 hindurchziehen, auf deren nähere Besprechung, ja nur Nennung wir verzichten. Seine persönlichen Verluste haben ihn nicht gebrochen; denn wie er (ahnungslos, wie nahe es ihn selbst berühre) noch 1842 ausgeführt hatte, in einem Aufsatze, der einen Freund vom Selbstmorde zurückgehalten hat: »Das Individuelle, das Herz, darf den Menschen nicht ausschliefslich beanspruchen; sein Geist soll schweben zwischen diesem und der Idee, den allgemeinen, menschlichen Interessen, nicht auf den Sandboden der Einzelliebe allein gegründet sein.« Als er nun in der Einsamkeit der Weltstadt (Londons, 1852) daran ging, seine Vergangenheit vor-

wurfs- und leidvoll zu überprüfen, erstarkte er dabei, faſste Mut zu neuer Arbeit, wollte alles dem Urteile der »Seinigen« vorlegen, und so entstand sein autobiographisches und zugleich sein Hauptwerk, ein Kleinod der russischen Litteratur, »Byloje i dumy« (Erinnerungen und Gedanken, in freier Übersetzung), »ein Grabdenkmal und eine Beichte, Geschehnis und Sinnen, Biographie und Reflexion, Ereignisse und Gedanken, Gehörtes und Gesehenes, Schmerzhaftes und Ausgelittenes, Erinnerungen und nochmals Erinnerungen, eine Wiederholung des Lebens, das in Wort und Gedächtnis blaſs aufersteht«, 1852—1855 hauptsächlich geschrieben, auch mit Nachträgen, in fünf Teilen; doch ist in dem fünften Teile das Wichtigste, dasjenige, weswegen alles übrige geschrieben wurde, das mit Tränen und Herzblut nach Turgenievs Urteil Geschriebene nicht in den Druck gelangt — wird uns die Familie diesen Teil der Geschichte von Natascha für immer vorenthalten? Herzen selbst hatte sie uns ja in Aussicht gestellt.

Er trat nicht zum ersten Male an autobiographische Versuche heran. Schon 1838 schrieb er »Memoiren eines jungen Menschen«, d. i. seine eigenen, in drei Teilen: Kindheit, Jugend — das Kapitel über Universität muſste fortbleiben —, Wanderjahre, mit dem Pasquill auf Viatka-Malinov; alles, namentlich der dritte Teil, im Stil und Ton der Heineschen Reisebilder, und druckte sie 1841. Ihr Erfolg regte ihn ja zu seinem Roman an. Später führte er zeitweilig ein umfangreiches Tagebuch über seine Lektüre usw. Die jetzige Arbeit unterschied sich von der Grellheit des Tagebuches, von den »Memoiren«, die er gar nicht verwenden konnte — ihres Tones wegen. Er schrieb sie damals, um sich die Dauer seiner Abwesenheit von Natascha zu kürzen; jetzt hatte er nirgends mehr zu eilen. Viel Zeit war nötig gewesen, damit so manches Ereignis sich abklärte zu einem durchsichtigen Gedanken, nicht tröstlich, schwermütig, aber versöhnend durch das Verständnis, ohne das es wohl Aufrichtigkeit, aber keine Wahrheit geben kann. Das Buch sollte keine historische Monographie werden, nur Widerspiegelung der Geschichte im Menschen, der ihr zufällig in den Weg gekommen ist. Daher zerflattert es namentlich gegen das Ende hin vollständig in Einzelskizzen, als fürchtete der Verfasser, durch eine methodische Umarbeitung aus einem Gusse den eigentlichen Ton und Stimmung zu verwischen;

daher diese Zubauten, Überbauten, Flügel und doch im ganzen eine gewisse Einheit. Den genauesten Zusammenhang bewahren die beiden ersten Bände (6 und 7 der Gesamtausgabe).

Diese Memoiren, obwohl sie keinerlei besondere Verwicklungen und Katastrophen, nur alltägliche Geschehnisse und Begegnungen mit nicht alltäglichen Menschen zum Gegenstande haben, liest man wie den fesselndsten Roman: die meisterhaften Charakteristiken eines Čaadajev, der Slawophilen, des Architekten Witberg in Viatka, der Polen in Perm, der Universitätskollegen, der verschiedenen Opfer administrativer Willkür. Der Verfasser gedenkt besonders auch des Moskauer Philanthropen Dr. Haas, tätig wie Fürst Nechludov in »Auferstehung«, »dessen Andenken nicht ersticken soll unter dem Unkraut offizieller Nekrologe, die Tugenden der zwei ersten Rangklassen feiern, die nicht vor der Fäulnis der Leiber zutage treten«. Dann die Schilderungen russischer Verhöre, Gefängnisse, Gerechtigkeit, wie man die Brandstifter in Moskau ermittelte, jenes ergreifenden Leichenzuges der jüdischen Knabenkolonisten; der Stadt Viatka, ihrer Beamten und Statistiker, die unter der Rubrik »moralische Bemerkungen« eintragen: es sind keine Juden da usw. — bis zu Moskauer Theatervorstellungen und den Vorlesungen des Granovskij. Auf gleicher Höhe stehen dann die Schilderungen aus Paris und London, der Grössen der europäischen Revolutionskomitees, eines Graf Worzel, der russischen »galligen« Leute als Nachfolger der »überflüssigen«, hinter denen dann die kulturlosen Seminaristen auftauchen usw. Der Beobachter verfährt förmlich mit wissenschaftlicher Exaktheit, geht jeder Erscheinung auf den Grund, enthüllt ihre Beziehungen, Bedeutung, stellt den Zusammenhang wieder her, belebt alles und erklärt es förmlich — er liefert keine brutalen Photographien mit nachmaliger greller Übermalung, sondern harmonisch abgetönte Gemälde, die in jedem Zuge die Hand des Meisters verraten. Und alles in einer Sprache von wunderbarer Präzision, französischer Klarheit und französischem Geiste. Köstlich sind seine zahllosen ironischen und sarkastischen Bemerkungen, seine Abrechnung mit dem Nikolaitischen System, von dem Entschuldigungsbriefe an, den er den Zaren und Kaufmann erster Gilde an Rothschild schreiben läſst, bis zu seinen Generalen, »den zeitgenössischen Akteurs des Dienstbuches und handelnden Personen des Adreſskalenders, für die ein Ort in

Ministerien und in Arrestantenrotten, aber gewiſs nicht in einer Erzählung gefunden werden kann«, im Gegensatze zu den Generalen von 1812. Namentlich haſste er Petersburg, von dem er im Tagebuche schreibt, es wäre ein wunderbarer Sieg über die Natur; »drei Grade nördlich beginnt der gesunde Norden, drei Grade südlich eine gemäſsigte Zone, die zwischenliegenden sechs, bei der angenehmen Nachbarschaft des Meeres und allerlei Flüsse, Seen, Sümpfe, Heil- und Giftwässer, bei der östlichen Lage, bei der Nähe vom Winterpalast, von acht Ministerien, drei Polizeien, des allerheiligsten Synod und der ganzen erhabenen Familie mit ihren deutschen Verwandten bilden eine Sphäre ewiger Feuchtigkeit, moralischen und physischen Dunstes, geistigen und körperlichen Nebels«. Ein besonderer Aufsatz über Petersburg pries die Stadt, in der zu sehen sind verschiedene Schichten von Menschen: Menschen, die unaufhörlich schreiben, d. i. Beamte, Menschen, die fast nie schreiben, d. i. russische Litteraten, Menschen, die nicht nur nie schreiben, sondern auch nie lesen, d. i. der Leibgarde Ober- und Stabsoffiziere, Löwen und Löwinnen, Tiger und Tigerinnen, Leute, die keinem Tiere, ja sogar keinem Menschen ähneln und doch sich in Petersburg so heimisch fühlen wie der Fisch im Wasser. Endlich sind zu sehen Dichter in der dritten Abteilung der eigenen Kanzlei und die dritte Abteilung der eigenen Kanzlei, wie sie sich mit Dichtern beschäftigt . . . Einen schönen Denkzettel bekommt namentlich Uvarov, »auch ein Prométhée de nos jours, der das Licht nicht Jupiter, sondern den Menschen stahl, besungen nicht von Glinka (zuvor war von Humboldt in Moskau und dessen Ansingen durch Glinka die Rede), sondern von Puschkin (in der sanglanten Satire an den gesundenden Licinius), ein echter Kommis im Aufklärungsladen, der im Gedächtnisse die Muster aller Wissenschaften aufbewahrte«. So wird eine Stütze des Systems nach der andern an den Pranger gestellt und gebrandmarkt. Herzens Memoiren sind ein unübertroffener Beitrag zur Beleuchtung der Zeit wie ein psychologisch-künstlerisches Meisterwerk ersten Ranges.

Es wäre nur billig, auch anderer Memoiristen dieser Zeit zu gedenken. Die Fülle dieser Litteratur ist eine fast unerschöpfliche: Aufzeichnungen der Dekabristen, die mit besonderer Vorliebe Herzen in London herausgab, Erinnerungen an Rylejev, Jakuschkin usw., oder die freiwilliger Denunzianten, wie Wigel, des Denunzianten Čaadejevs, oder der Zensoren, des Prof. Nikitenko

z. B., der täglich die offiziellen Attentate gegen Gedanken, Wissen und Schriftsteller verzeichnete usw. Aus dieser Fülle sei nur ein Werk genannt, das, obwohl grundverschieden nach Inhalt, Ton, Stil, dem Herzenschen Denkmal gegenübergestellt werden könnte, die Familienchronik des alten Aksakov, des Vaters der beiden Moskauer Slawophilen — wenn es sich an Ideengehalt auch nur im entferntesten mit der Lebensschöpfung des groſsen Emigranten vergleichen lieſse. Allerdings ist die Familienchronik erst 1856 herausgegeben, aber Aksakov hat sie früher zu schreiben begonnen; erste Veröffentlichungen daraus kamen schon 1847, und wir können sie mit Fug und Recht der Nikolaitischen Epoche noch zurechnen. Im Grunde gehören sie noch dem XVIII. Jahrhundert und der Zeit Alexanders I. an.

Vor den Augen des Greises erwachte nämlich die frühe Kindheit, die Schönheit des Orenburger Landes, die Eigentümlichkeiten der Ahnen, des Groſsvaters, der Groſstante, ihres Mannes, das Leben in der Provinzialstadt Ufa im Winter, im Gymnasium und in der neueröffneten Universität Kasan, die ihren Zögling nach Petersburg mit glänzenden Zeugnissen über Gegenstände entsandte, die gar nicht an ihr gelehrt wurden. Schon im Gymnasium hatte sich Aksakov an einer Schülerzeitung, »Arkadische Hirtlein«, beteiligt und setzte in Petersburg seine Reimereien fort, aber der sentimentale Verehrer Karamsins sattelte zu Schischkov über und erzählt die köstlichsten Sachen über die »slawenophile« Besseda, wo Mittelmäſsigkeit und Langweile zusammentrafen, Dieržavin von seinen unmöglichen Dramen und möglichen Anakreontiken die Unsterblichkeit erwartete, Graf Chvostov, der Dichter, die beiſsendsten Epigramme seines Cousins in seiner Naivität als bares Lob aufnahm, wo die Kritiken noch schaler waren als die Lobhudeleien, wo der naive Slawophile Schischkov, dessen erste Frau Lutheranerin war, die zweite eine katholische Polin, der aber alles Katholische und Polnische haſste, einzelne Verse der »Petriade« des Fürsten Schichmatov erklärte, sich über die Schönheit und Reinheit ihrer Sprache entzückte, ohne zu merken, daſs er nur den schlimmsten Spott hervorrief; z. B. begeisterte er sich über »Die Ränke irdischer Nöten«, wo der moderne Leser mistiger verstehen würde usw. Wir sind einfach in vorsintflutlichen Zeiten, verkehren mit dem »Bürger« Glinka, der bei seiner auſserordentlichen Vorliebe für

französische Sprache und Verse den patriotischen Kreuzzug gegen die Franzosen eröffnete und über jeden seiner Verse und Gedanken dieselbe Sauce aus »Glaube, Treue und Donzen« (Donische Kasaken) ausgofs, — mit Slawophilen, die überzeugt sind, dafs die Zeit von Peter und Katharina II. das Heldenzeitalter und echtes Altrufsland bedeute! Die späteren, immer loser werdenden Aufzeichnungen enttäuschten. Aksakov verweilte viel zu lange bei litterarischen Gröfsen wie Schatrov, dem Abkömmling eines Persers, dem blinden Nikolev, der wie der König von Hannover seine Blindheit bestritt und von der Sauberkeit seiner Wäsche zum Gelächter der Anwesenden sprach, Iljin, der im Punkte vornehmer Bekanntschaften verrückt war usw. Wer sich für paradiesische Verhältnisse, die auch Grigorovič in seinen »Dorfwegen« geschildert hat, interessiert, stöfst hier auf eine Fundgrube von Anekdoten und Bizarrerien.

Dafür fesselten die mit der gröfsten Einfachheit, ohne jede litterarische Prätension, daher mit dem bedeutendsten Erfolge geschilderten Land und Leute der »guten, alten Zeit«, Tyrannen und Despoten, oft geradezu Verbrecher — wie Herr Kurolesov d. i. Kurojedov, — vor denen Familie, Dienerschaft, Bauern zitterten, unberechenbar in ihren Launen; sogar die Greisin floh vor der Wut ihres »Greises« in die Wälder, der betrogen und genasführt ward von den Dümmsten. Der Einblick in die Sitten und Anschauungen dieser patriarchalischen Zeit ist unbezahlbar: die Gutmütigkeit und Roheit dieser Steppenmenschen, die Kulturlosigkeit der Umgebung, die Ursprünglichkeit, Natürlichkeit aller. Den Sinn des Gemäldes stellt sich jedoch erst der Leser fest; Aksakov begnügt sich eben mit der Beobachtung und Wiedergabe des Beobachteten. Er ist selbst der Hinterwäldler, lebte ja jahrelang im Orenburgischen, mit dessen geschärften Sinnen, und hat ganze Bücher über Fang von Fischen und Schmetterlingen, über Jagd mit dem Falken und Habicht (wir sind ja in Halbasien), mit Netzen und Fallen, über Leben und Gewohnheiten der Jagdtiere geschrieben, die den besten Kapiteln von Brehms Tierleben zur Seite zu stellen sind und mehrfache Auflagen erlebt haben. Das Malerische und Treffende seines Ausdruckes, einer Perle russischer beschreibender und erzählender Prosa, wetteiferte mit der Fülle und Genauigkeit seiner Beobachtungen. So hatte der Schriftsteller als begeisterter Verehrer des »klassischen« Theaters mit Übersetzungen

aus Molière, mit »russischen« Transpositionen Boileauscher Satiren, was er später selbst als Unsinn bezeichnete, mit Epigrammen begonnen, mit dem Pissarev u. a. im Vaudeville das Höchste menschlicher Kunst erkannt, bis er unter dem Einflusse von Gogol der Wirklichkeit sich zuwandte, aus seinen Orenburger Erinnerungen erst den »Schneesturm« (wie Tolstoj), dann andere Schätze zutage förderte. Seine Aufzeichnungen bieten keinerlei Geschichte, sie sind Geschichte selbst. Kein schrofferer Gegensatz ist denkbar, als zwischen dieser völlig objektiven »homerischen« Wiedergabe des Geschauten und Erlebten und der subjektiven, ironischen, »ausgelittenen«, entrüsteten Herzens: und doch sind beide mit dem Schimmer echter Poesie verklärt, unter dem Schleier der Schwermut und Sehnsucht nach den unwiederbringbaren Tagen der Jugend. In beiden auch wird das vorsintflutliche Rufsland endgültig zu Grabe getragen, das Rufsland der Leibeigenschaft und des Kasernendrills, der »Gottesfurcht« und Dummheit, der schrankenlosen Beamtenwillkür und des Diebstahls, der sofort über der Schwelle des kaiserlichen Arbeitszimmers begann, des Grabesschweigens und des endlosen Leidens. Unter dem Panzer von Schnee und Eis schien in dieser Wüste jedes vernünftige humane Leben für immer erstarrt.

Elftes Kapitel.

Die Neuzeit (1855—1905). Die Kritik.

Am Vorabend der Reformen. Einflufs von Herzen; der Publizist und Schriftsteller. Die Reformen; Stillstand derselben. Reaktion; Verstärkung derselben bis zum weifsen Terror. Einflufs der Kritik in den 50er und 60er Jahren, eines Černyschevskij, Dobrolubov und Pissarev. Die organische Kritik Grigorievs und Strachovs; die ästhetisch-idealistische von Volynskij und Merežkovskij. Darstellungen der Litteraturgeschichte.

Wie das Epos, liebt die Geschichte Rufslands die Wiederholungen; die Regierung des humanen Schülers von Žukovskij, des zweiten Alexander, erinnert auffallend an die des ersten, wie die letzten Jahre von Nikolaus, wenigstens für die Litteratur,

die Wiederkehr von Pauls Schreckensregiment bedeuteten. Sie vergalten Rufsland die europäischen Revolutionen von 1848, wie dieses einst ebenso unschuldig die französische hatte büfsen müssen. Eine äufsere Katastrophe, diesmal der Krimkrieg, nötigte zur Änderung des offiziellen »Fahrplans«. Das Bedürfnis grundstürzender Reformen ward allgemein empfunden; vor allem mufste dem bis dahin beliebten Erwürgen jeder Wahrheit, jedes anständigen Wortes ein Ziel gesetzt werden. Was dieses Unterdrücken der Meinungen für Schaden gebracht hat, darüber war man sich einig; die loyalsten Kreise (sogar der Gendarmerieoffizier Gromeka) verdammten es lebhaft, und man mufs die späteren Anklagen der Slawophilen, z. B. eines Iwan Aksakov, gegen diesen geistigen Terror lesen, um zu erkennen, wie noch nach Jahren die blofse Erinnerung daran die besten, konservativsten Männer aufbrachte. Eine Lockerung des Zensurknebels war schon darum unerläfslich, weil die Wahrheit über russische Zustände in ihrer unerwünschtesten Form im Auslande unangefochten zu Worte kam und, zum Teil durch polnische Vermittlung, den Weg nach Rufsland fand.

Herzen hatte nie ganz im individuellen Leben aufgehen können, sonst hätte ihn ja sein Moskauer Aufenthalt vollauf zu befriedigen vermocht; da die schwersten Schicksalsschläge den Menschen jetzt trafen, wurde ihm zur Rettung — Rufsland; das Dienen der Allgemeinheit linderte die persönlichen Schmerzen. Herzen, Theoretiker, Kritiker, war nicht zum Politiker, nicht zu einer Propaganda der Tat geboren, aber die Verhältnisse haben ihm die politische Rolle aufgedrängt. Hinter ihm stand keine Partei; seine gewaltige Wirkung erklärt sich aus dem Zusammentreffen seiner persönlichen Sympathien mit der Stimmung der Geister in Rufsland. Er formulierte nur klar und scharf, was in der Luft lag, was alle Vorgeschrittenen forderten, was die Regierung selbst anerkannte: zuerst in dem an die Dekabristen erinnernden »Polarstern«, mit Kapiteln aus seinen Memoiren, mit sogenannten verbotenen Gedichten, Erinnerungen; seit dem 1. Juli 1857 in der »Glocke«, Kolokol, mit dem Epigraph Vivos voco. Die Monats-, dann Wochenschrift zählte 1863 an 2500 Abnehmer in Rufsland, zu denen auch der Kaiser gehörte. In dem Vorwort zur ersten Nummer verlangte Herzen nur die Befreiung des Wortes von der Zensur, des Bauern vom Gutsherrn, der

steuernden Stände von Prügeln. Aber die Sprache wurde immer schärfer, als das Reformwerk aus den blofsen guten Vorsätzen und schönen Worten nicht herauszukommen schien, und diese Schroffheit machten dann gemäfsigte Liberale, wie Čičerin, Herzen zum Vorwurf. Sie fanden auch an seiner scharfen Kritik des »sterbenden« Europa, an der Zerstörung eines für Rufsland nach ihrer Meinung unerläfslichen Glaubens, keinen Gefallen. Zudem genügten ihren Anforderungen die offiziellen Reformen, das grofse Befreiungswerk vom 19. Februar 1861, das über 21 Millionen »Seelen« zu Menschen machte; die grofse Gerichtsreform von 1864 mit Advokaten und Geschworenen, die Abschaffung schwerer Prügelstrafen 1863, das Universitätsstatut von 1863, das allerdings weniger befriedigte, die Einrichtung autonomer Landschaftsverwaltung des Semstvo (1864), das neue, Valujevsche Zensurstatut von 1865, das allerdings am wenigsten befriedigte: die Zensur war unterdessen vom Unterrichtsministerium zu dem des Innern abgezweigt worden. Für Herzen dagegen war all dies nur Abschlagszahlung, waren dies die ersten, vorbereitenden Schritte. Er wurde immer extremer unter dem Einflufs jenes Moskauer Mitgliedes des philosophischen Klubs, des Hegelianers Bakunin, der, aus Kamčatka geflohen, zu einem der Führer der revolutionären Bewegung Europas wurde. Erst jetzt wandte man sich in Rufsland gegen Herzen; zuerst Katkov im »Russischen Boten«, schon 1862. Der Aufstand in Polen 1863 brachte dann die Krisis herbei. Seit jeher war Herzen, schon aus blofsem Gerechtigkeitsgefühl, Freund der polnischen Sache gewesen, obwohl er sich nie verhehlte, dafs sie nur scheinbar eine revolutionäre, im Grunde eine rein nationale Idee in sich trug, daher für die komplizierte, mühsam herauszuarbeitende Formel der künftigen sozialen Ordnung nichts Neues beibrachte, bei anderen wohl warme Sympathien wecken, aber niemals zu deren eigenem Werk werden konnte; denn nur ihrem Wesen nach nicht nationale Interessen können allen angehören. Nach seiner Gewohnheit druckte er 1863 ab, was er noch 1853 geschrieben hatte — zur Unzeit. Sofort stellte sich Katkov auf den extremnationalen Standpunkt und rifs mit seinen energischen Worten die ganze öffentliche Meinung fort, bestand sogar siegreich den Kampf mit Valujev und seiner Zensur, da ihm das Auftreten der Regierung viel zu lau erschien. Die Abonnentenzahl der Moskauer Nach-

richten verdoppelte sich, die des Kolokol sank in einem Jahre von 2500 auf 500 herab und ist nie wieder recht gestiegen. Herzens Rolle war ausgespielt. War es früher nur im Kolokol möglich gewesen, das Treiben einzelner zu beleuchten — seine Korrespondenten reichten bis in die höchsten Sphären —, mit den Panin, Sakrevskij usw. abzurechnen, so hörte jetzt diese Ausnahmestellung bei der gröſseren Freiheit der Presse daheim auf; vergeblich blieb der Versuch, den Kolokol französisch herauszugeben. Herzens politische Propaganda verstummte, sie hätte keinen Widerhall mehr gefunden. Sogar die revolutionäre Partei stellte sich ihm schroff entgegen. Als Herzen Karakosovs Zarenattentat verdammte, gegen jeglichen politischen Mord als etwas Barbarisches oder Dekadentes sich aussprach, protestierten gegen ihn feierlichst die Moskauer und Pariser revolutionären Zirkel.

Der Grund zur Entfremdung mit den Revolutionären, den Putschen à la Bakunin, zu dem sich auch Ogarev völlig bekehrt hatte, lag tiefer. Nach dem polnischen Fiasko revidierte Herzen auch anderes, was er seine »Schwupper à contre cœur« nannte, wo er ungern tat nicht das, was er wollte, namentlich die Axiome des Bakuninschen Katechismus in seinen »Briefen an den alten Kameraden«. Er betonte seine Vorliebe für langsame, stufenweise Entwicklung, verwarf die gewaltsamen, revolutionären Wege: man kann doch nicht Völker gegen ihren Willen befreien; nur unser Feind, nicht wir, ist wohl gerüstet, wir dürfen ihn nicht reizen. Die alte Ordnung ist stark durch die allgemeine Anerkennung; zu befehlen »Glaube nicht!« ist ebenso gewaltsam wie »Glaube!«. Die Repräsentanten der vergangenen Wahrheit, die zu gegenwärtiger Unwahrheit geworden ist, zur Verantwortung zu ziehen, wäre töricht, da doch Eigentum, Familie, Kirche, Staat gewaltige Erziehungsformeln menschlicher Befreiung und Entwicklung gewesen sind; man muſs ihnen nur weisen, daſs wegen des erwachten Bewuſstseins der Besitzlosen ihre weitere Herrschaft unmöglich wird, muſs ihnen die Gefahr und die Möglichkeit der Rettung zeigen, aber aus der alten Welt soll alles, was dies verdient, bewahrt bleiben. Alles Eigenartige, Mannigfache, nicht Hemmende überlasse man seinem Schicksal. Statt die staatliche Macht unnütz zu zerstören, gebrauchen wir sie zur Lösung der sozialen Aufgabe; die soziale Frage hat ja ihren idealen Charakter bereits verloren, ist aus dem Stadium

ihrer Jugend, religiöser Verehrung in das der Volljährigkeit eingetreten. Herzen glaubt daher gar nicht an einen Ernst der Leute, die rohe Gewalt und Zerstörung der Entwicklung und den Kompromissen vorziehen. Nötig ist die Predigt den Seinigen und den Feinden, ein grofses Werk der Liebe, das den geistigen Besitz der Menschheit erhalten kann, gegen den sich die Zerstörung wenden würde. Genug haben in dieser Hinsicht Christentum, Islam, französische Revolution als wahre Bilderstürmer gesündigt; die Befehdung von Wissenschaft, Kunst, als etwas Aristokratischem, war ihm ein Greuel.

Derartiges auszusprechen und zu bekennen in dem Kreise, in dem Herzen lebte, dazu gehörte mehr Selbständigkeit und Mut als zu dem Greifen nach dem Extremen in allen Fragen. So schied Herzen langsam aus der revolutionären Propaganda aus und wollte sich wieder ausschliefslich der litterarischen Arbeit zuwenden. Leider waren seine Tage bereits gezählt; er starb, noch in rüstiger Kraft, den 21. Januar 1870. Aber noch aus den letzten Jahren besitzen wir wunderbare Proben seiner Menschenbeobachtung und der vollendeten Darstellung sozialer und nationaler Typen. Seine Schilderung der Pertraschevzen, dieser mifstrauischen, müden, leidenschaftlichen Selbstbeobachter und Selbstankläger ohne Aufrichtigkeit, dieser »angebrochenen« letzten Nikolaitischen Generation, ist klassisch. Und nun die Schilderung der Emigration nach 1862, dieser jungen Leute, die von Bildung, Kunst, Ideen nichts wissen wollten, aufserhalb ihres Gedankenkreises nichts anerkannten, die, wenn sie von Herzen ein Programm verlangten, darunter nur die Formulierung ihrer eigenen Ideen verstanden, die auf Herzen und Genossen wie auf ehrenwerte Invaliden herabsahen. So erfüllte sich, was einst Polevoj Herzen kopfschüttelnd vorausgesagt hatte, da dieser ihn — wegen seiner Behandlung des Saintsimonismus als blofser Utopie — einen Konservatisten gescholten hatte: »Es wird die Zeit kommen und auch Ihnen wird als Lohn für ein ganzes Leben von Anstrengung und Mühen irgendein Jüngling lächelnd sagen: ‚Gehen Sie weg, zurückgebliebener Mensch!‘ ... Alles bis zum letzten Lappen herabnehmend, zeigten sich unsere enfants terribles stolz, wie sie die Mutter geboren hat; aber geboren hatte sie sie schlecht, durchaus nicht als gemeine stämmige Jungen, sondern als Erben des schlechten und ungesunden Lebens niedriger Peters-

burger Schichten. Statt athletischer Muskeln und jugendlicher Nacktheit offenbarten sich traurige Spuren erblicher schlechter Säfte, Spuren veralteter Krankheiten und verschiedener Sorten von Fesseln und Halsketten. Wenige waren aus dem Volke hervorgegangen; das Vorzimmer, die Kaserne, das Seminar, Gehöfte kleiner Gutsbesitzer, ins Extreme umgeschlagen, blieben in Blut und Hirn bewahrt, ohne ihre Kennzeichen einzubüfsen; die Nacktheit verdeckte sie nicht, sondern deckte sie auf. Sie deckte auf, dafs ihre systematische Plumpheit, ihre rohe und freche Sprache nichts gemein hatte mit der nichtverletzenden und einfältigen Roheit des Bauern, aber sehr viel mit den Angewöhnungen des Kanzlistenkreises, des Marktladens, der Lakaienstube eines Herrenhauses . . . Viel Drainage bedarf noch unsere Schwarzerde.«

Mit diesem Einflufs der »freien russischen Typographie« in London — hier liefs Herzen auch geheime Memoiren, verbotene, d. i. handschriftlich, verbreitete Poesien usw. drucken — ging seit 1856 parallel die sogenannte »Anklagelitteratur«, die in Vers und Prosa die eingewurzelten Mifsbräuche, den patriarchalischen Schlendrian rügte und sich rosigen Hoffnungen auf das Thema, wie weit wir es schon gebracht haben, wie wir herangereift sind, hingab. Alles trat freilich zurück vor dem grofsen Werk der Bauernbefreiung, dieser friedlichen Revolution, die, wie jede andere in Rufsland, von oben eingeleitet und trotz allen versteckten und hartnäckigen Widerstandes durchgeführt wurde. Wer nur nach der damaligen Presse und Litteratur diesen Kampf beurteilen wollte, würde sich freilich enttäuscht sehen. Nach guter, alter Unsitte blieb nämlich, was alle in Atem erhielt, die Jugend enthusiasmierte, den Adel über unverdiente Schmälerung seines Besitzes klagen liefs, von der Öffentlichkeit ausgeschlossen, in die geheimen Komitees und Memoiren verwiesen. Gesellschaft und öffentliche Meinung hatten jahrelang, bis zur endgültigen Lösung, nur dieses eine Interesse, aber nur der Kolokol sprach offen, über das »getaufte Eigentum« der Herren, diesen Makel und Schandfleck russischer Zustände, der uns, schamrot, mit niedergeschlagenen Augen, zum Bekenntnis zwingt, dafs wir niedriger stehen unter allen Nationen Europas; über die Notwendigkeit raschen Handelns, damit nicht der enttäuschte Bauer selbst zur Axt greife. Das Drohen mit dem Beile wiederholten

noch 1860 seine Korrespondenten aus Rufsland, als zum Vorsitzenden des Komitees ein Unzuverlässiger (Panin) erwählt ward. Aber endlich war Milutins Werk unter Dach gebracht. Der Sohn hatte erfüllt, was schon der Vater (und einige von dessen Beratern, namentlich Graf Kisselev) für unerläfslich gehalten hatte, ohne dafs sie sich an das grofse Werk herangetraut hätten. »Nunc dimittis,« riefen die Kisselev, der alte Turgeniev in seiner Pariser Verbannung, die Liberalen. Mochte man den erbitterten Altkonservativen jetzt auch einige Opfer bringen, z. B. Milutin entfernen, das Befreiungswerk selbst war nicht rückgängig zu machen. Aber dies sollte ja nach Auffassung anderer nur der Anfang einer völligen Umgestaltung Rufslands werden, und hier schieden sich alsbald die Geister.

Der ungeduldigen, radikalen Jugend konnte die »Anklagelitteratur«, die kleine Zwecke mit grofsen Mitteln verfolgende banale Rhetorik, nicht genügen; die Unbefriedigten sammelten sich um den »Zeitgenossen« des Niekrassov, um Černyschevskij und Dobrolubov, später auch um das »Russische Wort« und Pissarev. Hier bildete sich der »Nihilismus« aus, eine Partei, die kein bestimmtes revolutionäres, politisches, soziales Programm besafs, sondern sich auf religiös-philosophischem Gebiete betätigte: Atheisten und Materialisten, schärfste Kritiker, Verneiner des Bestehenden, für die Emanzipation der Geschlechter eintretend, mit republikanischen Neigungen, vor allem auf die Bildung der eigenen Persönlichkeit bedacht, mit den Schlagworten der Genossenschaft (artel) und Volksaufklärung als Panazeen aller Schäden. Die Jugend gehörte ihnen, verliefs die Seminarien, strömte der Universität zu; freie Vorträge versammelten das bunteste Publikum beider Geschlechter; nie wieder hat Petersburg solches Interesse sogar an wissenschaftlichen Disputationen bekundet; in Sonntagschulen unterrichtete die Jugend das Volk in radikalem Geiste; in den Adelsversammlungen ertönte bereits der Ruf nach Konstitution.

Freilich wurden dieser stürmischen Bewegung bald Dämpfer aufgesetzt. Die Sonntagschulen, Lesekabinette und Schachklubs wurden geschlossen, der »Zeitgenosse« suspendiert, hervorragende Radikale eingekerkert — Michailov, für den man noch eine Petition in Umlauf zu setzen wagte, Černyschevskij, Pissarev, — Dobrolubov war bereits gestorben. Die Studentenfreiheit wurde

eingeschränkt; Katkov durfte offen Herzens »Utopien« angreifen. Die Antwort blieb nicht aus: Unruhen der studierenden Jugend, die Petersburger Brände im Mai 1862, Proklamationen eines »zentralen Revolutionskomitees«, die nach Rache und Mord riefen. Der polnische Aufstand verschlimmerte die Situation. Bei dem Schwanken der Radikalen erzielte Katkovs Aufrufen des Patriotismus in die Schranken durchschlagenden Erfolg; seitdem verfolgte Katkov, überzeugt, dafs der Nihilismus und Herzenismus nur Mittel der polnischen (!) Propaganda wären, um das Zarat zu schwächen, alle inneren Verräter, die schlimmer wären als die äufseren Feinde. Noch wurde das Reformwerk fortgesetzt, noch gingen die Liberalen mit der Regierung zusammen, aber die fortschrittliche Flut ebbte sichtlich ab. Schon wurden Stimmen laut, dafs die Reformen vorzeitig wären, zu weit gingen. Universität und Presse wurden als die ersten Sündenböcke preisgegeben.

Mit dem Jahre 1866 begann die eigentliche Reaktion wieder einzusetzen. Karakosovs Schreckattentat gab den Vorwand, um Religion, Eigentum, Recht durch die Umstürzler gefährdet erscheinen zu lassen. Der »Zeitgenosse« und das »Russische Wort« wurden aufgehoben; Dmitrij Tolstoi, als Verfinsterungsminister machte Schischkov und den anderen Dunkelmännern der Vorzeit alle Ehre. Das freie Wort flüchtete wieder nach dem Auslande, wo es unter dem Einflusse von Bakunin ganz auf den Boden der Internationale und Anarchie trat. In Rufsland selbst flaute die für den Nihilismus so charakteristische Begeisterung für Naturwissenschaften (man vergleiche Pissarev) ab; es verbreitete sich dafür unter der Jugend der Sozialismus; sozialwissenschaftliches Studium war für einen fortschrittlichen Publizisten der 70er und 80er Jahre, wie Michailovskij, ebenso bezeichnend geworden. An die Spitze der reaktionären Publizistik trat Katkov, sein »Russischer Bote«, die »Moskauer Nachrichten«; ihm gegenüber verteidigten Niekrassov und Ssaltykov in den »Vaterländischen Memoiren« die radikalere Auffassung, während der »Europäische Bote« des Stassiulevič und des Litterarhistorikers Pypin und der Golos (Stimme) des Krajevskij die gemäfsigte liberale Richtung vertraten. Tolstoj knebelte weiter die Universitäten und führte das klassische System in den Gymnasien durch. Es änderten daran nichts oder ganz Unbedeutendes seine Nachfolger, der Armenier

Delanov — seine Landsleute waren stolz darauf, daſs der dümmste Armenier gut genug für die Russen als Unterrichtsminister war — und die Generäle. Infolge dieses Systems feiern 1905 alle höheren Lehranstalten Ruſslands; jegliches Band zwischen Lehrern und Schülern ist längst zerrissen; dafür florierten die Kuratoren und »Inspektoren«, Polizeispitzel im Etat der Universitäten. Da der oppositionellen Jugend alle Möglichkeit irgend einer Tätigkeit benommen war, so folgte sie ausschlieſslich ausländischer Litteratur, der deutschen Sozialdemokratie und den Losungen Bakunins, und suchte ins Volk zu gehen, Propaganda zu treiben mit Proklamationen, die das Volk nicht einmal zu lesen, geschweige denn zu verstehen vermochte — es endigten denn auch solche Versuche oft so, wie es Turgeniev in »Neuland« erzählt. Bald jedoch dehnte man die Propaganda auf empfänglichere Schichten aus, auf Arbeiter und Intelligenz, und schritt auch in Form von Repressalien gegen die immer schärfere Unterdrückung von seiten der Regierung, zur Propaganda der Tat, zu Attentaten und Demonstrationen, zu Organisationen des Terror.

Der Krieg von 1877 brachte eine Belebung des politischen Interesses und Lebens. Die freiwilligen Opfer für die Sache der unterdrückten Balkanbrüder, die Empörung über die wahnsinnigen Türkengräuel, die wechselnden Phasen des Kampfes hielten die Bevölkerung in Atem. Der Unwille über die Preisgabe von so viel des bereits Errungenen im Berliner Kongresse schmälerte nur das Prestige der Regierung; die liberale, konstitutionelle Welle war wieder sichtlich im Steigen begriffen. Es störten diese Bewegung neue Attentate, und es zerstörte sie vollends der unselige 1. März 1881, der schwärzeste Tag in der russischen Geschichte; wie der 14. Dezember warf er jeden Fortschritt auf Dezennien zurück. Von einer Konstitution, die bereits bewilligt war, war jetzt und auf lange hinaus keine Rede mehr. Dafür stieg der Einfluſs des Groſsinquisitors Pobiedonoszev und seiner Helfershelfer. Unterdrückungen, Maſsregelungen jeglicher Art, die administrative Willkür, die Verbannung von Tausenden machten die Quintessenz der Regierungsweisheit des weiſsen Terror aus. Ssaltykovs »Vaterländische Memoiren« wurden unterdrückt, die öffentliche Meinung war stumm, geknechtet, farblos wie nur je zuvor. Ein neuer Thronwechsel brachte keine Erleichterung; im Gegenteil, das neue Jahrhundert begann dann

mit dem System Plehwe und seinem weiſsen Terror, der mutatis mutandis — wir sind ja im XX. Jahrhundert — an die Zeiten Pauls und den Ausgang der Nikolaitischen Regierung gemahnen könnte, ein Beispiel, das auch die Litteraturgeschichte nahe berührt, mag das Wüten des offiziellen Terror erläutern.

Einer der beliebtesten Feuilletonisten war zuletzt der »Old Gentleman«, Alexander Amfiteatrov. Eines schönen Morgens wurde er plötzlich verhaftet und war seitdem verschollen; er lebte wohl in Minussinsk oder an einem anderen gleich reizenden, nicht so sehr entlegenen Orte, wo einem die Wahl bleibt zwischen Selbstmord oder Alkoholvergiftung. Und der Grund? Unschuldige Feuilletone, namentlich das erste höchst unbedeutend; das zweite und dritte, das die »Rossja« nicht mehr gebracht hat, war schon erheblich bissiger: eine Geschichte von dem Tode des alten Obmanov und dem »Regierungsantritte und der ersten oratorischen Leistung mit den sinnlosen Träumereien« des jungen Nika Obmanov, seine Heirat usw. Es war dies eine bis zur Plumpheit durchsichtige Allegorie, aber an russische »Allegorien« könnte man ja seit Schčedrin und der Geschichte von Glupov sich gewöhnt haben. Als Rylejev den Arakčejev direkt, allerdings ohne Nennung des Namens, in seiner römischen »Allegorie« angegriffen hatte und, von Arakčejev angefangen, niemand über den »Günstling« im unklaren war, hat Arakčejev, der verworfenste aller Sterblichen, zu diesem furchtbaren Angriff doch still geschwiegen, als wenn er ihn nicht auf sich bezöge, und das war das klügste, was er tun konnte. Auch die »Obmanovs« erregten erst dann Aufsehen, als die unsinnige Verfolgung Amfiteatrovs und seiner Zeitung die Öffentlichkeit darauf gelenkt hatte; ohne diese asiatische Barbarei hätte kaum ein Hahn danach gekräht, Amfiteatrov und dessen Vielschreiberei, seine Romane, Novellen u. dgl. wären bald für immer vergessen; jetzt war er unsterblich und mit ihm das System, das es so herrlich weit gebracht hat.

Das »neue Ruſsland« endigte somit genau wie das alte, nikolaitische. Genau wie 1855 bedingte auch 1905 eine äuſsere Katastrophe eine neue, diesmal hoffentlich gründlichere Änderung des »Fahrplans«.

Wir schickten diese flüchtigen Bemerkungen, die nur dem fremden Leser einige Daten in Erinnerung bringen sollten,

voraus, um die Art der Journale und Kritiker, ihre Einwirkung auf die Gesellschaft, ihren Einfluſs in einen Zusammenhang untereinander und mit der Periode selbst zu bringen. Erst die Entknebelung der Presse schuf eine Presse in Ruſsland; vordem gab es nur farblose Blätter und naive Leser; die Versuche einer Tendenz, mochte sie westlerisch oder slawophil sein, erstickten die Benkendorf und Dubbelt. Vor Dubbelts Artigkeiten rettete ja Bielinskij der Tod, Herzen die Flucht; dafür war der »Zeitgenosse« ganz farblos geworden. Farbe gewann er nach 1855 und mit ihm die neu erstehenden Monatsschriften, der »Russische Bote«, das »Russische Wort« usw. Die Farbe gaben den Journalen weniger ihre Belletristik, als ihr kritischer Teil, der ja von der Belletristik ausging, aber Ziele verfolgte, die nichts mit ihr zu tun hatten: die Stärke und Schwäche der russischen Kritik. Stärke, denn die angeblich »litterarische« oder gar »ästhetische« Kritik wurde zu einem moralischen, sozialpolitischen Machtfaktor; sie benutzte mit Vorliebe diejenigen litterarischen Erzeugnisse, die sich zur Propaganda ihrer Ideen eigneten, vernachlässigte prinzipiell andere litterarisch oft ungleich wichtigere; sie verwies die Ästhetik in Damengesellschaft und verwandelte die kritische Berichterstattung in eine Art Kanzel für moralische und soziale Predigt. Diese höchst »kriegerische« Kritik, einseitig tendenziös, erzielte eine kolossale Wirkung bei der Jugend, der die Aufsätze eines Černyschevskij, Dobrolubov, Pissarev zu Offenbarungen wurden, die Sprache beredter, temperamentvoller Agitatoren, nicht die von Kritikern. Darin lag auch ihre Schwäche, Einseitigkeit und Verkehrtheit. Man darf sich nie von ihren Urteilen täuschen lassen; sie hat keine einzige richtige Analyse, Erklärung eines Werkes gegeben; sie verherrlichte oder verfolgte Autor und Werk, z. B. Antonovič im »Zeitgenossen« den Turgeniev wegen seines Basarov, nicht wegen des Wertes oder Unwertes seiner Leistung, sondern wegen seiner Gesinnung, seiner Ideen, ja wegen des Journals, in dem er sein Werk veröffentlichte. Diese Kritik ist somit trotz aller Begabung, alles Eifers und Feuers oft Hohn auf jede Kritik. Das Werk dient nur als Mittel, eigene Auffassungen zu entwickeln. Ein Beispiel dieser nichtlitterarischen Kritik litterarischer Werke, dieser bloſs publizistischen hatte bereits Bielinskij, soweit ihm seine Knebelung dies gestattete, gegeben. Seine Nachfolger

legten sich keinerlei Zwang mehr auf. Es ist dies kein Vorwurf; wir konstatieren das bloſse Faktum und erkennen voll die Notwendigkeit und Nützlichkeit dieser Methode. Bei einer zurückgebliebenen Gesellschaft, bei ihrer geistigen Unmündigkeit, bei ihrer kindischen Scheu vor Dogmen und Autoritäten war diese Kritik ein Mittel, das der Zweck heiligte: die Verbreitung moderner, freier Anschauungen, die Gründung der neuen Ideale. Leider ist die russische litterarische Kritik bis heute fast nur eine publizistische geblieben, d. i. eine tendenziöse und parteiische. Wie behandelt sie noch heute den interessantesten, eigenartigsten, gewaltigsten aller Russen, Dostojevskij, nur weil er in die liberale Schablone nicht hereinpaſst, wie ungerecht war sie gegen andere, wie erhob sie in die Wolken die Vertreter des eigenen Lagers. Wohl gab es auch eine litterarische, ästhetische Kritik, aber gegen die publizistische, die »reale«, konnte sie nicht recht aufkommen.

Die bedeutendsten unter den »Ästhetikern« waren Družinin und Annenkov. Ersterer, Verfasser von »Polinka Saks«, hervorragender Feuilletonist, besonders verdient auch als Begründer der bis heute tätigen Gesellschaft zur Unterstützung bedürftiger Litteraten und Gelehrten, vorzeitig gestorben, trat vor allem gegen die Einseitigkeit der Kritik auf, gegen ihre Nichtberücksichtigung oder volle Unkenntnis, z. B. der englischen Litteratur, gegen die Schablonenhaftigkeit ihres Urteils, das stumpfe Wiederholen statt einer gerechten Überprüfung landläufiger, voreiliger Meinungen, gegen das Tendenziöse. Er begrüſste die neuen Talente, die neuen Dichter, hob die Energie der Litteratur und die Gesundheit ihrer Richtung hervor. Gewichtiger war das Wort von Annenkov, des Verehrers von Gogol und Turgenievs Freund, der in den Annalen der Litteraturgeschichte durch seine Herausgabe von Puschkins Werken und der Materialien zu seiner Biographie hervorragt, dem wir auch eine Reihe »litterarischer« Erinnerungen an Gogol in Rom, an Pissemskij und andere Belletristen der vierziger Jahre verdanken. In seinen Kritiken betonte er den notwendigen, natürlichen Zusammenhang von Kunstwerk und Gedanke und Leben, ohne jede Absichtlichkeit, die Merkmale jedes echten Kunstwerkes, die Einseitigkeit des Utilitarismus, die Didaktik in der schönen Litteratur, die Voreingenommenheit von Bielinskij. Doch kann nicht geleugnet werden, daſs er mitunter in seinen Forderungen der Loslösung

der Kunst vom Ideengehalte selbst einseitig wurde, das rein ästhetische Prinzip allzusehr in den Vordergrund stellte. Seine ästhetische Richtung traf daher auf Widerspruch, besonders bei dem talentierten, temperamentvollen, ja leidenschaftlichen und maſslosen Apollon Grigoriev, einer echtrussischen Gestalt: auf einer bestimmten Stufe der Entwicklung angelangt, hörte sein Vorwärtsstreben auf; er begnügte sich mit dem Wiederholen, mit dem Plagiieren seiner selbst; ein zügelloses Leben, mit dem Auf und Nieder tollster Ausschweifungen und peinigendster Selbstanklagen vereinte sich mit idealstem Streben und moralischer Lauterkeit. Er ist der Begründer der »organischen« Kritik, im Gegensatze zu der rein ästhetisierenden und zu der »historischen«, realistischen. Ihm ist das Kunstwerk organisches Produkt des Volkstums und des historischen Momentes, daher Betonen des nationalen Prinzips, daher Begeisterung für Gogol und für die Dramen des Ostrovskij, in denen er durchaus richtig mehr erkannte als bloſse satirische, anklägerische Tendenz. Wegen dieser Betonung des Zusammenhanges von Kunst und nationalem Boden wird er, auch als Slawophile und Mitarbeiter Pogodins im »Moskvitianin«, sich nicht die ganze Doktrin mit ihrem Byzantinismus, ihrer künftigen Weltrolle Ruſslands aneignen; er engt sie ein, beschränkt sie auf die russische »počva«, d. i. Boden, Fundament, und gibt zu der Lehre der »počvenniki«, Dostojevskij, Strachov, Danilevskij, den Anstoſs. Die Maſslosigkeiten seines Enthusiasmus für Ostrovskij, die Weitschweifigkeit, Nebelhaftigkeit seines Ausdruckes, die Sonderbarkeit seiner Terminologie haben den Wert seiner bedeutsamen Ausführungen für die Zeitgenossen (er starb 1864) erheblich herabgemindert. Er wurde oft nicht recht ernst genommen, dafür war er von entscheidendem Einfluſs auf Dostojevskij. Auf ihn geht zurück jene Entgegenstellung oder Einteilung der Menschen in den räuberischen und sanften Typus, der wir bei Dostojevskij stets begegnen; er verfolgte diese Typen nicht nur in Leben und Litteratur, sondern unter den Litteraten selbst, konnte sich nicht recht mit Protest, Satire befreunden, die ihn eben an den Raubvogeltypus gegenüber dem Täubchentypus erinnern, und half sich, um seine Begeisterung für Gogol zu begründen, mit dessen Sehnen nach dem Ideal, nach der Selbstvervollkommnung, mit den unsichtbaren Tränen seines Lachens, die das flache Publikum

gar nicht merkte. Vor allem forderte er von der Kunst, als ihr Leben, die Wahrheit.

Dieselbe Forderung, aber in anderem Sinne, stellten an die Kunst die Kritiker-Realisten, die Černyschevskij, Dobrolubov und Pissarev. Die Aufeinanderfolge dieser Namen ist nicht bloſs eine chronologische, sie deutet auch die Steigerung der Talente an; allen dreien ist gemeinsam das makellose, idealmoralische Leben, sie sind bewunderungswürdig als lautere Charaktere, sind Märtyrer ihrer Überzeugungen, zumal Černyschevskij, den die furchtbarste, gewissenloseste Verfolgung getroffen hat. Der internationale litterarische Kongreſs von 1881 petitionierte noch vergebens an die russische Regierung um Milderung seines Loses, die erst nach zwanzigjährigem »Sibirien«, nach Bergwerken und Ketten gewährt wurde — und auch Pissarev hat den gröſsten Teil seiner Aufsätze in der Peter-Paulsfestung geschrieben. Sein Verbrechen war ein Zensurstückchen; das des Černyschevskij bestand wenigstens in angeblichen Beziehungen zu Herzen — Katkov triumphierte, Ruſsland war vor der »nihilistischen« Hydra gerettet, aber die Rechnung für Černyschevskij und Pissarev präsentierten die Attentate.

Wenn wir von Steigerung der Talente sprechen, so meinen wir nur die litterarischen, denn sonst konnten sich Dobrolubov und Pissarev mit Černyschevskij, »dem groſsen Gelehrten« (nach Marx), nicht messen. Černyschevskij selbst jedoch gab seine litterarische Tätigkeit rasch und froh auf, als er einen würdigen Vertreter in Dobrolubov gefunden hatte. Ihn zog es zu publizistischer, sozialistischer Propaganda, aber diese Seite seiner Tätigkeit, die Bekämpfung jeglicher Metaphysik, das Eintreten für den Materialismus, für die Bedeutung der Naturwissenschaften, seine Kritik Mills, sein Eintreten für die russische Dorfgemeinde usw. gehören nicht in den Rahmen unserer Darstellung. Mit Fragen litterarischer Kritik befaſste sich nur seine Magisterdissertation »Die ästhetischen Beziehungen der Kunst zur Wirklichkeit«, und seine ersten Studien im »Zeitgenossen« über Gogol und die Kritik seiner Zeitgenossen, Bielinskij, über Lessing, über einiges aus der laufenden Belletristik. So wenig dies auch ist, gab es den Grundton für die ganze publizistische Kritik ab; Dobrolubov und Pissarev setzten ihn einfach fort.

Nach Ablehnung aller Metaphysik entscheidet sich Černyschevskij dahin, daſs das Schöne — das Leben ist, die Kunst

somit nur der Illustration des Lebens zu dienen hat, nie die Wirklichkeit ersetzen oder erreichen kann. Diese Einengung des Schönen und Unterordnung der Kunst wurde für seine Jünger mafsgebend. Dem leidenschaftlichen, hinreifsenden Polemiker, der kein Mittel verschmähte, den Gegner zu verdutzen, zu überrumpeln, stand der kühle, nüchterne, solide Dobrolubov an Originalität der Auffassung, an Gediegenheit der historischen Bildung (Černyschevskij übersetzte Schlossers Weltgeschichte und nach der Rückkehr aus Sibirien noch den grofsen »Weber«), an Weite des Blickes nach, aber an Klarheit, Konsequenz, Schärfe der Darstellung, an ästhetischem Gefühl (war er doch selbst poetisch veranlagt), an Witz und Humor übertraf er ihn weit. Auch seine litterarischen Interessen waren vor allem publizistische; pädagogische, philosophische Litteratur, ja sogar politische Erscheinungen des Auslandes (Montalembert, Cavour) zogen ihn im Grunde mehr an als Gedichte, Romane und Komödien, aber seine Analysen des Gončarovschen »Oblomov«, des Turgenievschen »Am Vorabend«, der Ostrovskijschen Komödien gehören zu dem Glänzendsten, was er geschrieben hat. Nur sind es nicht litterarisch-ästhetische Analysen in unserem Sinne; ein Beispiel möge sie erklären.

Turgenievs reizende Novelle »Asia« diente Černyschevskij als Vorwand, um die russische Gesellschaft jeglichen Mangels an Willen, an höheren Interessen zu beschuldigen — anders verfährt man in anderen Ländern: nun das sind eben andere Länder. Der eigentliche Sinn und Zweck dieser geistreichen Kritik lag aber noch ganz wo anders; sie war eine Allegorie; denn wie der »Russe beim Rendezvouz« (Titel der Skizze) sich des Momentes ganz unwürdig zeigte, aus einem Romeo und Max als ein Sachar Ssidorič sich entpuppte, der nur für Preferance, den Point zu einer Kopejke, Sinn hat, so zeigt sich der Adel am Vorabende der Bauernemanzipation, da der vielhundertjährige Prozefs endlich entschieden werden soll, dem Augenblicke nicht gewachsen. In dieser Art sind auch ungefähr die »Rezensionen« Dobrolubovs. Die Frauengestalten z. B. im »Oblomov« gehen ihn nichts an, da er kein Kenner von Frauenherzen sein will. Dafür sucht er den Oblomovschen Typus in der ganzen Litteratur auf und beweist, dafs die Čazkij, Oniegin, Pečorin, Rudin alle nur verkappte Oblomovs wären. Er brachte alles so klar und überzeugend vor,

dafs er die Jugend enthusiasmierte, die in diesem Realismus, in dieser Verdammung jeglichen Idealismus, die einzige Bürgschaft gedeihlicher Entwicklung erkannte.

Dobrolubov arbeitete sich frühzeitig zu Tode; er starb 1861, 24 Jahre alt. Sein Nachfolger sollte nicht der von Černyschevskij dazu ausersehene, ebenfalls, wie sie alle, aus geistlichen Schulen hervorgegangene Antonovič werden, dem es nicht an Bildung und Eifer, sondern an litterarischem Talente, an Takt und Mäfsigung fehlte — man vergleiche seine skandalöse Polemik mit der »Jugend« des »Russischen Wortes« —, sondern eben der Bekämpfer des »Zeitgenossen« und die Hauptstütze des »Russischen Wortes«, Pissarev. An litterarischem Talent, an ästhetischem Gefühl überragte der Zerschmetterer jeglicher Ästhetik, der Verunglimpfer Puschkins, sie alle. Er zog nur in seiner schroff-einseitigen Weise die Konsequenzen der Černyschevskijschen unästhetischen Theorie; er verpönte Poesie und Belletristik, riet z. B. Ssaltykov, die Kunst aufzugeben und populäre Broschüren, selbstverständlich naturwissenschaftliche, zu schreiben; er bestritt jeglichen Nutzen der Poesie, Puschkins usw. Schon darum lohnt es sich nicht, diese krassen Übertreibungen und Paradoxen hier festzunageln, weil Pissarev sie nicht recht ernst genommen hat. Er liefs sich zu ihnen einmal hinreifsen in der Hitze des Streites, dann, weil er mit seinen Keulenschlägen nicht so sehr die Poesie selbst, als vielmehr die sie vorschützenden Konservativen, deren reaktionären Epikureismus selbst treffen wollte — hatte er doch für wahre Poesie mehr und höheres Verständnis als mancher ihrer überzeugten Verehrer. Auch seine kritischen Aufsätze verfolgten vor allem den Zweck, für den Typus des »denkenden Realisten« die Bahn freizumachen. Er erkannte dessen Verkörperung in dem Turgenievschen »Basarov«, und während Antonovič im »Zeitgenossen« und nach ihm heute noch die Vertreter der »liberalen« Kritik im »Basarov« eine der zeitgenössischen Jugend applizierte Ohrfeige erkennen, begeisterte er sich so sehr für den »Nihilisten« aus dem Turgenievschen Roman, dafs er förmlich Kommentare zu diesem Typus und wie in seinem Sinne schrieb. Die Reaktion von 1866 erwürgte freilich beide streitende radikale Organe, von denen der »Zeitgenosse« bereits in offenkundigem Niedergange sich befand. Im Jahre 1868 starb bereits Pissarev, 27 Jahre

alt — »jung stirbt, wen die Götter lieben«. Sie bewahrten ihn vor mancher Enttäuschung.

Gleichen Einfluſs wie Bielinskij, Dobrolubov, Pissarev hat kein russischer Kritiker mehr erlangt; wir können uns daher über die übrigen kurz fassen. Den bedeutendsten Namen im progressiven Lager erwarb sich der 1904 verstorbene Michajlovskij, der langjährige Kritiker der »Vaterländischen Memoiren« bis zu deren Unterdrückung, der insofern an Černyschevskij erinnert, als auch er von Haus aus Soziologe, Kritiker von Spencer, Darwin u. a., nicht litterarischer Kritiker ist. Sein gediegenes Wissen, die Selbständigkeit seines Geistes, Hervorkehrung des subjektiven Prinzipes gegen die Engländer, die Makellosigkeit, der Ernst und Eifer seines fast vierzigjährigen publizistischen Dienstes, seine Humanität erzwingen unsere Achtung; ob sein ästhetisches Urteil, z. B. über Dostojevskij, gleich treffend und unparteiisch war, ob er nicht ihm sympathische Erscheinungen der »nationalistischen« Richtung überschätzte, können wir hier dahingestellt sein lassen. Andere Vertreter dieser Kritik, Protopopov usw., ragen ungleich weniger hervor. Skabičevskij ist nicht wegen seines recht engherzigen Urteils, sondern wegen der Heranschaffung reichen Materials, wegen seiner verläſslichen, gewissenhaften Arbeit, z. B. in seiner »Geschichte der neuesten russischen Litteratur«, d. i. von 1848 ab, einem in vier Auflagen verbreiteten Werke — auf dessen Angaben ich mich vielfach stütze —, »Skizzen aus der Geschichte der russischen Zensur 1700—1863« u. a., zu nennen. Das konservative und slawophile Lager hat keinerlei namhafte Kritiker nach Grigoriev aufzuweisen; der bedeutendste wäre Strachov, dem man feines ästhetisches Gefühl zuerkennen muſs. Er war ebenfalls nicht litterarischer Kritiker, war Publizist — sein Aufsatz zur polnischen Frage, denunziert von Katkov, führte zur Unterdrückung der Dostojevskijschen »Zeit«, deren Mitarbeiter er war, und ist besonders bekannt durch seinen »Kampf mit dem Westen in der russischen Litteratur«, darin auch eingehende Charakteristik Herzens. Als Vertreter und Fortsetzer der Grigorievschen Richtung war er natürlich geschworener Bekämpfer des »Nihilismus«, eines Antonovič und des ganzen »Zeitgenossen«, unter dem Pseudonym Kossiza. Seine ästhetischen Anschauungen teilte der als Mensch unendlich sympathische, humane Petersburger Litteraturprofessor, Orest Miller,

den die tendenziöse liberale Kritik auch auf ihrem Gewissen hat, verfehmend denjenigen, der selbst ein Opfer der Gendarmerie werden sollte; seine Vorlesungen über neue russische Litteratur sind eine recht ansprechende Leistung. Rosanov u. a. sind weniger charakteristisch.

Strachovs Name ist untrennbar verknüpft mit dem des einstigen Petraschevzen Danilevskij, dessen bei seinem ersten Erscheinen 1869 unbemerkt gebliebenes Buch er neu herausgab und die allgemeine Aufmerksamkeit darauf lenkte. Es ist das Schlufswort der Slawophilie, »Rufsland und Europa«. Die Phantasien von Brüderlichkeit und Mission spielen bereits keine Rolle. Der Nachdruck wird gelegt auf die Verschiedenheit, Getrenntheit Rufslands von Europa, auf die Unveränderlichkeit der kulturhistorischen Typen, die sich nicht von einem Volke zum andern übertragen lassen. Danilevskij behauptete ja und verteidigte diese Unveränderlichkeit der Typen auch gegen Darwin. Aus dieser Unveränderlichkeit folgt die Notwendigkeit, Russe zu sein und zu bleiben, abzulehnen alle europäischen Veränderungen russischer Tracht, Lebensweise usw., alle europäischen Neueinführungen, europäische Auffassungen und Begriffe. Mit Danilevskij, d. h. mit seinem Herausgeber Strachov, polemisierte scharf Wladimir Soloviev (der jüngere Sohn des bekannten Moskauer Historikers), dessen wissenschaftliche Laufbahn einer jener russischen, für den Europäer unfafsbaren Zufälle (wie bei dem bekannten Soziologen und Ethnologen Kovalevskij z. B.) unterbrochen hat für immer. Der Moralphilosoph und Theologe Soloviev ist eine der interessantesten Erscheinungen des modernen Rufslands und seiner geistigen Gärung. Ein unerschrockener, feuriger Verkünder der Wahrheit, ohne jede Rücksicht auf sich, selbstlos, nur der Idee dienend, im Gegensatz schliefslich zu allen. Sein grofses Verdienst ist, in den Zeiten des absoluten Positivismus, ja der Gleichgültigkeit gegen alle »Theorie«, gegen Metaphysik, die Aufmerksamkeit auf die »ewigen« Fragen gelenkt zu haben. Der gläubige Christ — freilich nicht in streng dogmatischem Sinne — kündete eine Wiederbelebung, Wiedergenesung der kranken Kirche, die in seinen Augen nur um den Preis der Anerkennung Roms durch Moskau, der neuen Kircheneinigung, zu haben war. Selbst einmal Slawophile, bekämpfte er aufs schärfste den modernen, engherzigen Slawophilismus. Er

unterschied wohl die verschiedenen Stadien dieser Lehre, ihre »Kirchenväter«, Chomiakov und Aksakov, mit ihrer Forderung von Gedanken- und Gewissensfreiheit, mit ihrer Abkehr gegen unfruchtbaren Kosmopolitismus, mit ihrer Forderung des lebenden Verkehrs mit dem eigenen Volke, der allein den Menschen aus der ertötenden Einsamkeit egoistischen Vegetierens herausführt. Mit diesen teilte er vieles; desto schroffer wandte er sich gegen die Nationalisten à la Katkov, die brutalen Verehrer brutaler Macht, allein auf sie pochend, und gegen die jüngsten Slawophilen à la Danilevskij, die die ethnographischen Eigentümlichkeiten vergöttern möchten. Wohl hatte auch er hohen Glauben von Rufsland. In einem Gedichte — denn er war auch poetisch veranlagt, und die Sammlung seiner Gedichte erlebte mehrere Auflagen — »Ex oriente lux« fragt er: »Rufsland, in hoher Vorahnung fassest du stolze Gedanken; was für ein Osten willst du denn sein? Des Xerxes Osten oder Christi?« Um Rufslands Existenz ist er natürlich unbesorgt; er verlangt eine würdige Existenz. Die Schuld der Slawophilen bestand nicht darin, dafs sie Rufsland eine grofse Mission zuschrieben, nur darin, dafs sie zu wenig die moralischen Bedingungen dieser Mission betonten. Sie hätten noch schärfer die Russen einen kollektiven Messias nennen können, nur hätten sie festhalten sollen, dafs ein Messias als Messias, nicht als Barrabas zu handeln hat. Daher für seinen Patriotismus die Wichtigkeit der Frage nach Rufslands Sünden, während im Slawophilismus sich ein zoologischer Patriotismus entpuppte, der die Nation vom Dienen den Idealen befreite und aus der Nation selbst einen Gegenstand des Kultdienstes machte. Seine begeisterte, beredte Sprache verstummte frühzeitig, 1900 ging der müde Wanderer in die ewige Ruhe, die er so oft begrüfste. »Im Morgennebel mit unsicheren Schritten ging ich zu geheimnisvollen, herrlichen Ufern. Es kämpfte Morgenröte mit den letzten Sternen, noch flatterten Träume, und von Träumen umfafst, betete meine Seele zu unbekannten Göttern. Am kühlen, weifsen Tage auf einsamem Weg, wie zuvor, gehe ich in unbekannter Gegend. Zerstreut ist der Nebel und hell sieht das Auge, wie schwer der bergige Pfad und wie weit noch alles, weit das alles, was wir geträumt. Und bis Mitternacht mit furchtlosen Schritten werde immer ich gehen zu den ersehnten Ufern, dahin, wo auf dem Berge, unter neuen Sternen, ganz er-

flammend in siegreichem Feuer mich erwarten wird meiner Verheifsung Tempel.« Es war ihm nicht vergönnt, seine grofsen moralphilosophischen Werke auf religiöser Grundlage zu Ende zu führen. Seine grofsangelegten Pläne, ein Kommentar zur Heiligen Schrift, eine Plato-Übersetzung usw., sind jäh abgebrochen; es erschien nur seine »Rechtfertigung des Guten«, seine bedeutendste Schrift neben seiner »Nationalen Frage in Rufsland« und den »Geistigen Prinzipien des Lebens«, mit seinen Forderungen der Scham gegen sich, die zum Asketismus führt; des Mitleids gegen Menschen, das Altruismus, d. i. Wahrheit und Gerechtigkeit wird; der Frömmigkeit gegen das überirdische Element, die in Religion sich entwickelt. Die Verteidigung grofser moralischer Prinzipien in gehobener, poetischer Sprache, mit der Glut innerer Überzeugung, mit glänzender Dialektik und reichem Wissen ist sein gröfstes Verdienst, doppelt grofs in einem Lande, dessen philosophisch-moralische eigene Litteratur arm ist, dessen Gedankenfaulheit sich mit der neuesten, plattesten Wahrheit am leichtesten befreundet, an ihr sich berauscht (vgl. oben die Worte von Viasemskij), wie dies mit dem Positivismus in den 60er und 70er Jahren, mit dem Marxismus in den 90er Jahren geschah. Schien doch eine Zeitlang der Marxismus allen Nationalismus und Subjektivismus für immer wegschwemmen zu sollen. Heute ist er wieder abgeebbt. Endgültig begraben, trotz des slawischen Wohltätigkeitskomitees, trotz des Publizisten Komarov und des Slawisten Lamanskij, scheint die slawophile Richtung, wenigstens soweit sie sich auf die »slawischen Brüder« erstreckt. Man hat jetzt ungleich nähere, ungleich wichtigere Aufgaben zu lösen.

Eine abgesonderte Stellung in der modernen russischen Litteratur nimmt Volynskij (Flekser) ein, der »kritische Idealist« und begeisterte Verfechter des Kultes der Poesie, der Ästhetik, der Philosophie. Gründliche philosophische Schulung des Geistes fehlt den meisten russischen Kritikern, daher ihre Geringschätzung des abstrakten Denkens, der theoretischen Grundlagen in der Erkenntnis und Beurteilung des Schönen. Der Übersetzer und Kommentator von Spinoza und Kant, der gründliche Kenner von Hegel und Schopenhauer, die auch einem Černyschevskij vielfach nur Namen waren, unterzog von seinem idealistischen Standpunkte aus die Geschichte der russischen Kritik seit Bielinskij schärfster Prüfung; zeigte, wie schon Bielinskij, nur äufserlich mit der

Hegelschen Philosophie vertraut, dem Idealismus untreu werden mufste und litterarische Kritik auf falsche Bahnen drängte, in denen ihm die Černyschevskij usw. mit gröfserem Wissen, aber ohne sein poetisches Temperament blind folgten. Er wies die Überhebung, Ungerechtigkeit, Mifsgriffe dieser Kritik nach, wie sie den Idealismus mit Sentimentalismus verwechselte und bekämpfte. Er hob die Ungeheuerlichkeiten der Černyschevskijschen Dissertation und der Pissarevschen Bilderstürmerei hervor, die Lücken ihres Wissens, das Oberflächliche ihrer Beweisführung, das Totschweigen oder Zutodehöhnen unbequemer Gegner. Seine Studien erschienen in dem »Nordischen Boten« und sind daraus 1896 als »Russische Kritiker« abgedruckt. Weil der Kritiker sich seine Selbständigkeit gewahrt, die liberale Tradition aus dem Schlafe geweckt und ihr unangenehme Wahrheiten zu sagen gewagt hat, ist er von der Presse förmlich verfemt worden, wurde ihm, nachdem der »Nordische Bote« unterdrückt war, unmöglich gemacht, in einer Zeitschrift zu Worte zu kommen, mufste er die Buchform wählen. In dieser schrieb er seine tiefdringenden Studien über das »Buch des Zorns«, d. i. die »Dämonen« des Dostojevskij und bereitet jetzt ähnliche über die »Brüder Karamasov« vor. Er liefert förmlich die Muster, wie ästhetische Kritik beschaffen sein soll, wenn sie den Intentionen des Künstlers, der Bedeutung seiner Schöpfungen gerecht werden will. Gegenüber dem tendenziösen Geleier der ordinären russischen Kritik muten einen diese Studien wie eine befreiende Tat an. Dazu war allerdings nur ein Volynskij imstande, von dessen hoher ästhetischer, philosophischer und historischer Kultur sein Werk über Leonardo da Vinci — auch in deutscher Ausgabe vorliegend — und seine Studien der »Primitiven« Zeugnis ablegen. Neben Volynskij sei D. Merežkovskij genannt als Vertreter höherer Kritik, der Kunstwerke besprechend, selbst Kunstwerke schafft, dem alles Banale, Tendenziöse, Utilitaristische im Sanktuarium der Kunst als Profanierung erscheint. Freilich rechnen wir hierher nicht die gut gemeinte, aber unbedeutende Schrift »Über die Ursachen des Verfalles und über die neuen Strömungen der zeitgenössischen russischen Litteratur«, 1893, als vielmehr seine Studien über Tolstoj und Dostojevskij, die zum Teil auch deutsch vorliegen: »Tolstoj und Dostojevskij als Menschen und als Künstler«, 1903; es fehlt der zweite, umfassendere Band, die »Religion von

Tolstoj und Dostojevskij«, der ungleich interessantere. Während der erste Teil bei den Äufserlichkeiten von Kunst, Stil, Mensch verweilt, dringt der zweite in den Kern der religiösen Grundanschauungen der beiden grofsen Russen, des Realisten, Materialisten und des Mystikers. Merežkovskij verfolgt ja auch eigene Ziele, einer religiösen Wiedergeburt, einer Bekämpfung russischer Religionslosigkeit, und ist daher befangener, einseitiger als Volynskij, gefällt sich in gezwungenen, weit ausgeholten Deutungen. Aber welch belebende, zum Denken anregende, tief eindringende Kritik gegenüber der oberflächlichen Schablone, die sich sonst unter diesem Titel breit macht! Eine gewisse Animosität gegen Tolstoj ist unverkennbar; aber sie gilt der Person nicht, nur der Lehre, dem Rationalisten und Aufklärer; vielleicht wird vom Antichristen und Nietzsche viel zu viel gesprochen; oft sind es nur eigene Variationen des Kritikers auf ein gegebenes Thema, statt einer Erörterung des Themas selbst. Er legt zu viel von seinem eigenen religiösen Kredo herein. Aber welch glänzende Beweisführung, welch überraschende Kombinationen, welch glühender Eifer und doch wieder welch vorsichtiges Tasten! Einen besseren Interpreten konnten sich die beiden grofsen Russen nicht wünschen, mag auch bei ihm von Tolstoj nur der Künstler, der Epiker, die Feuerprobe bestehen, der Lehrer aufs Unbarmherzigste zerzaust werden. Schliefslich mufs man Merežkovskij im ganzen völlig recht geben.

So läfst die russische Kritik trotz ihrer glänzenden publizistischen Vertreter und deren faszinierenden Einflufs auf die Jugend und trotz ihres modernsten idealistisch-ästhetischen Aufschwunges, der sich erst die allgemeine Anerkennung erzwingen mufs, noch manches zu wünschen übrig. Wie die Kritik ist auch die Litteraturgeschichte Produkt der neuen Epoche. Vorher gab es nur Lexika der Schriftsteller und vereinzelte Studien, z. B. des Fürsten Viasemskij über Visin; seit 1855 erst gibt es eine aufserordentlich reiche, zusammenhängende, gewissenhafte Tätigkeit auf diesem Gebiete. Diese ist allerdings nicht gleichmäfsig verteilt; es überwiegen die eingehendsten Studien über Zeiten, die noch keine Litteratur besitzen, über das sogenannte altrussische Schrifttum bis Peter den Grofsen. Die Pietät, mit der die allerunbedeutendsten »Werke«, d. h. Übersetzungen, Redaktionen oder blofse Kopien, den minutiösesten, mikroskopischen Unter-

suchungen von Schrift, Sprache u. dgl. unterworfen werden, ist wahrhaft rührend. Diese Arbeiten gruppieren sich jetzt einerseits um die schon Hunderte von Nummern zählenden Publikationen der »Gesellschaft der Freunde alten Schrifttums«, Reproduktionen namentlich alter Handschriften u. dgl., anderseits um die Schriften der zweiten (russischen) Abteilung der Petersburger Akademie der Wissenschaften, der einzigen auf ganz Rufsland, namentlich um deren Isviestija, Berichte. Hier wäre eine ganze Reihe ausgezeichneter Philologen zu nennen: Ssobolevskij, Schachmatov, Vladimirov (Geschichte der altrussischen Litteratur), Abramovič, Schčepkin, Istrin usw., die dem Beispiele ihrer einstigen Lehrer, Sresnievskij und Jagić in Petersburg, Tichonravov in Moskau folgend, Texte edieren, Untersuchungen über Filiation, z. B. der chronistischen Überlieferung, Quellen u. dgl. anstellen, die altrussische Kultur bis in ihre feinsten Verästelungen verfolgen. Gegenüber dieser wohlorganisierten Ameisenarbeit fällt das Studium der neueren Epoche ab. Die trefflichen Litteraturwerke eines Galachov und Porfiriev reichen nur bis Puschkin; Pypins vierbändige Litteraturgeschichte nur bis 1848, und dabei ist die Zeit seit 1760 von Pypin immer abgerissener und flüchtiger dargestellt. Pypin (Cousin von Černyschevskij, und einst von ihm geleitet), ein äufserst human und liberal gesinnter Gelehrter, hat in einer fast fünfzigjährigen Tätigkeit Aufserordentliches geleistet; seine wirklich kritische und methodische Litteraturgeschichte, Geschichte der russischen Ethnographie, Geschichte der altrussischen Erzählungslitteratur (1859, eine Musterarbeit), die Herausgabe der Werke Katharinas der Grofsen, besonders aber die Darstellung der litterarischen und namentlich politischen Strömungen unter Alexander I. und Nikolaus I. werden schon durch das sorgfältig abwägende, alles berücksichtigende Urteil stets einen ehrenvollen Platz behaupten, mögen sie auch mitunter trocken und von Wiederholungen und Längen nicht frei sein, was sich zum Teil aus ihrem Erscheinen in Zeitschriften erklärt, im »Europäischen Boten«, zu dessen Redaktion Pypin gehörte, nachdem seiner gelehrten Karriere die Regierung ein jähes Ende bereitet hatte. Von Litteraturgeschichten des XIX. Jahrhunderts sind Soloviev (Andrejevič) zu nennen, der die ganze Litteratur vom Standpunkte der Bauernfrage (!) behandelt; Engelhardt (zwei Bände, 1902), der sie nach Dekaden darstellt und auf

eigenes Urteil verzichtend, die Urteile der Zeitgenossen resumiert, dadurch ein dem Ausländer oft ganz unzugängliches Material zusammenstellt, das auch der Verfasser des vorliegenden Werkes mit Dank benutzt hat. Polevojs populäre, in mehreren Auflagen erschienene Litteraturgeschichte in drei Folianten (1900) sei wegen ihres außerordentlich reichen Bilderschmuckes erwähnt. Wenn uns totale Darstellungen des XIX. Jahrhunderts nicht voll befriedigen, müssen wir mit desto größerem Nachdruck die Menge trefflicher Monographien, die Schriftstellern, Werken, Strömungen gewidmet sind, hervorheben. Für Žukovskij lieferte ein muster- und meisterhaftes Werk der bekannte, vergleichende Litteraturforscher von europäischer Berühmtheit, Akademiker A. Vesselovskij (1904); bei Batiuschkov besorgte eine monumentale Ausgabe seiner Schriften Leonid Majkov; Puschkins Bibliographie umfaßt Hunderte von Namen; für Lermontov nennen wir Studien von Kotlarevskij, Pypin, Spassovič usw.; bei Gogol brachte die Korrespondenz und das biographische Material Schenrok zusammen, Tichonravov gab die Werke heraus, dazu treffliche Studien von Kotlarevskij usw. Dagegen fehlen Monographien für die größeren Schriftsteller der zweiten Hälfte des Jahrhunderts; man muß sich mit einzelnen Essays von Pypin über Nientleassov, von Michailovskij über Uspenskij u. a., Skabičevskij, Spassovič über Kavelin, Čičerin, Wl. Soloviev usw., mit Erinnerungen an sie eines Annenkov usw., mit ihren Korrespondenzen (Turgenievs Briefwechsel u. a.) begnügen. Nur wenige von ihnen griffen selbst zur Feder, namentlich der Dichter Fet, um ihr Leben zu erzählen, dann Panajev u. a. Eine unerschöpfliche Quelle von Belehrung aller Art enthält Barsukovs vielbändiges Werk über Pogodin, den Moskauer slawophilen Historiker und Publizisten. Dazu kommen eine Reihe hervorragender Werke, wie Golovins Geschichte des russischen Romans; Ivanov, Geschichte der russischen Kritik; die Werke des bekannten Kulturhistorikers Milukov usw. Zahlreiche Gesamtausgaben, sogar weniger bedeutender Schriftsteller, noch seit des verdienten Verlegers Smirdin Zeiten, jetzt auch Suvorins und Pavlenkovs, erleichtern die Übersicht. Eine reiche Fülle biographischen Materials, Korrespondenzen, Erinnerungen u. dgl. bieten die russischen historischen Zeitschriften, namentlich das »Russische Archiv« seit 1870. Studien und Skizzen bringen, neben

den Monatsschriften Europäischer und Russischer Bote, u. a. auch das Journal des Ministeriums für Volksaufklärung namentlich in den jüngeren Jahrgängen. Aufserordentlich verdienstlich sind die auf breitester Grundlage unternommenen lexikal-historischen Arbeiten von Vengerov, sein biographisches Wörterbuch russischer Schriftsteller, seine Quellen zu demselben (blofses Verzeichnis der Werke, Aufsätze, Notizen über Schriftsteller, bis 1900, auf 250 Druckbogen berechnet; der erste stattliche Band, 1900, geht bis Gogol), seine »Russische Poesie« mit oft vollständigem Abdruck der Werke, der Kritiken usw.; derselbe redigiert auch die russische Litteraturgeschichte in dem russischen »Brockhaus«. Bibliographien übergehen wir, obwohl gerade dieser Teil meist bearbeitet und gerade wie die Schriftsteller-lexika jeglicher litterarhistorischen Arbeit vorausgegangen ist: die Werke eines Sopikov, Gennadi, Barteniev usw.

Nach dieser Darstellung der kritischen und litterarhistorischen Arbeit in den allgemeinsten Umrissen wenden wir uns zu der Litteratur selbst und weisen den ersten und weitesten Raum dem Romane zu: nach der Zahl der Autoren und Bedeutung ihrer Werke, die seit 1880 der russischen Litteratur europäischen Ruhm gesichert haben, beansprucht er solches mit Recht. Wir verfahren dabei ungefähr chronologisch, beginnen daher mit den sogenannten Belletristen der vierziger Jahre, d. h. die noch unter Bielinskijs Auspizien auftraten.

Zwölftes Kapitel.

Der Roman. Turgeniev und Gončarov.

Die Turgenievs. Ivan Sergiejevič als Dichter, als Verfasser der »Memoiren eines Jägers«. Sein Ausländertum. Charakteristik des Schriftstellers. Die einzelnen seiner Werke: »Rudin«, »Adelsnest«, »Am Vorabend«, »Väter und Söhne«: Polemik wegen des Romans; was war geplant, was erreicht worden? Fiasko der folgenden Romane, zumal von »Neuland«. Nahe Berührung mit Gončarov in der Wahl von Stoffen und Helden. Dessen Trilogie von den Männern der »vierziger Jahre«: »Eine gewöhnliche Geschichte«; »Oblomov«; »Der Abgrund«.

Der Name der Turgenievs, obwohl ein tatarischer, hat einen guten Klang; »sie klagten furchtlos«, war ihre Devise, von dem

Vorfahren her, den der falsche Demetrius steinigen liefs, da er mit Pleschčejev ihn der Falschheit bezichtete. Dem Direktor der Moskauer Universitätspension und seinen vier Söhnen sind wir bereits bei Karamsin und Puschkin begegnet. Die Söhne waren eingefleischte Deutsche, übersetzten Deutsches, nicht nur Kotzebue, wiesen den französierenden Žukovskij auf deutsche Litteratur. Dessen Herzensfreund, Andrej Turgeniev, angehender Dichter, starb früh. Nikolaus Turgeniev, Verfasser der fortschrittlichen »Theorie der Steuern« (1817), wurde wider alles Recht zum Tode verurteilt als Dekabrist und starb in der Verbannung. Alexanders haben wir ebenfalls gedacht, er stand unter Polizeiaufsicht; es waren dies überzeugte Liberale, Westler — Nikolaus zürnte einst dem Žukovskij, dafs er nicht in seinen Versen von Abschaffung der Leibeigenschaft handeln wollte. Obwohl einer anderen Linie der Turgenievs angehörend, teilt der grofse Romancier Ivan Sergejevič mit seinen Oheimen und Grofsoheimen die liberalen und westlerischen Überzeugungen, den Hafs der Sklaverei, den edlen, humanen, gegen russische Wirklichkeit protestierenden Sinn (sogar die Philanthropie Alexanders, im Verein mit dem uns aus Herzen bekannten Doktor Hase, hatte kriegerischen, protestierenden Charakter), das Interesse für Deutschland und die deutsche Litteratur, für die Wissenschaften; dachte doch im Ernst an eine Professur das poetische Talent. Als Lyriker und Epiker begann er und galt während der vierziger Jahre immer als »der Dichter«, was er später stets verleugnete, ohne Grund, denn schon die kleinen epischen Erzählungen, namentlich »Parascha«, bewiesen, dafs ihn romantischer Überschwang nicht auf die Dauer fesseln konnte, dafs er selbst den Weg zur Lebensprosa zurückfand. Nicht sein Universitätslehrer Pletnev, der ihn väterlich aufmunterte und in seinen Gedichten »etwas« fand, nicht Bielinskij, mit dem er sich schon im Namen Hegels enger verband und mit ihm humoristische Zoten (»der Pfaffe«) verbrach, sondern eine Leidenschaft seines Lebens, die Jagd, brachte ihn auf sein eigentliches Genre, Skizze und Novelle.

Auf seinen Streifereien als Jäger hatte er sich seinen Natursinn erworben (er ist der beste Landschafter unter den Russen, unter denen diese Kunst sehr rar ist — sie haben ja nur Sinn für Menschen); hatte eine Menge interessantes Volk kennen gelernt: Gutsherren, wunderliche und widerliche Käuze, Bauern,

faule und fleiſsige, wahre Naturkinder mit einem Stich ins Mystische und nüchterne Realisten, fast Rationalisten, aufgeweckte und mürrische, Hofleute und Jäger — darunter er selbst —, so der Kammerdiener, der ihn in die Geheimnisse und Schönheiten der »Rossiade« einführte, u. a., die von den guten alten Zeiten zu erzählen wuſsten, an denen oft jegliche Physiognomie verwischt war, die von allerlei Launen und Zufall abhingen — das alles drängte sich ihm unter die Feder. Nachdem eine und die andere Novelle von Raufbolden u. dgl. unbeachtet hingenommen war, machte sein Glück seine erste Bauernskizze »Chor und Kalinyč«, aus den »Memoiren eines Jägers« in der Rubrik »Vermischtes« im »Zeitgenossen« (1847) gedruckt. Auf die erste Skizze folgten zwei Dutzend andere (1847—1851), die dann 1852 gesammelt unter dem genannten Titel erschienen und den Grund zu seinem Ruhme legten.

Die Sammlung war auf keinen einheitlichen Ton abgestimmt; sie bot in buntem Durcheinander adlige und bäuerliche, ja sogar bürgerliche Bilder (Arzt u. a.). Sie waren von leichtem Humor angeflogen, stellenweise satirisch sogar (gegen inhumane Gutsherren). Zweierlei fiel besonders auf: gleichvollendete Naturbilder, wie z. B. der Anstand im Walde, in der Abenddämmerung, die ermattende Glut des Mittags, der Reiz der Sommernacht auf der Pferdekoppel, waren in russischer Prosa noch nie zuvor geboten worden. Auſserdem imponierte die Zartheit, die offenkundige Sympathie zugleich, mit der die Bauerntypen ausgeführt waren, ohne Aufdringlichkeit — der Verfasser bettelte nicht um Mitleid für Unglückliche, wie dies etwa Grigorovič getan hatte; ohne krasseren Konflikt, wie ihm Pavlov noch vor fünfzehn Jahren nicht ausgewichen war; ohne Scheusale von Gutsherren, wie sie Novikov und Radischčev schon im XVIII. Jahrhundert angedeutet hatten. Er wählte wie absichtlich Bauernverhältnisse, die man als alltägliche, typische, bezeichnen konnte, und was alles wuſste er von seinen Bauern zu erzählen: von ihrem reichen Gemütsleben, ihrer gesunden Natürlichkeit, groſsen Herzensgaben, offenen Köpfen. Was für eine reizende Galerie von Knaben und Kindern vereinte er z. B. auf seiner »Bieżinwiese«; das war die ungeschminkte, nicht tendenziöse, künstlerische und human gleich vollendete Dorfidylle der russischen Litteratur. Ja, dieser Eindruck einer förmlichen, allerdings nur latenten Parteinahme für

die »wahren« Seelen, wogegen deren Besitzer, die Gutsherren, meist keine Seele, sondern nur Launen oder Laster aufzuweisen hatten, überwog so stark, dafs die Sammlung als Ganzes bei den Gendarmen-Mimosen anstiefs, obwohl alle schärferen Skizzen die freiwillige Zensur des Verfassers unterdrückt hatte. Hierzu kam die »Frechheit«, dafs er sich gegen das bessere Wissen des Unterrichtsministers Schichmatov (nicht des Verfassers der »Petriade«, sondern eines ungleich Dümmeren) von der Unbedeutendheit Gogols zu einem wärmeren Nekrolog für den Verblichenen in einer Moskauer Zeitung (einer Petersburger wäre ja diese Taktlosigkeit nicht begegnet) aufgeschwungen hatte. Grund genug, um den längst auch wegen anderer Streiche, Bekanntschaften mit »Bösgesinnten«, d. i. Bielinskij, u. dgl. Anrüchigen erst einzusperren und dann auf zwei lange Jahre auf sein Gut zu verbannen. Das ist der einzige wirkliche, grofse Dienst, den die Regierung ihm und der Litteratur erwiesen hat — war sie doch sonst nicht einmal bei seinem Begräbnis vertreten.

Er war nämlich einer von den Asras, die sterben, wenn sie lieben: der einmal gefafsten Neigung blieb er für immer treu. Diese Neigung war auf eine Fremde gefallen, und der Hasser aller Leibeigenschaft machte sich selbst zum Leibeigenen dieser Fremden und ihres ganzen Hauses, verzichtete um ihrer willen auf Rufsland. Vorläufig war er ja gezwungen, mit russischen Land und Leuten vorlieb zu nehmen, aufzuspeichern: Eindrücke, Beobachtungen, Bekanntschaften. Wie jedoch durch Fürsprache einflufsreicher Gönner der Bann aufgehoben war, flog er sofort nach dem Auslande und ist dann bis an sein Lebensende in Rufsland nur noch ab und zu, zu immer kürzerem Aufenthalt mit immer längeren Abständen erschienen. Er fühlte sich als Badener Bourgeois, so lange dies der französische Patriotismus von Frau Viardot-Garcia gestattete. Nach den Ereignissen von 1870 eignete er sich ihres und ihres Mannes Deutschenhafs an und wurde eingefleischter Pariser und Republikaner. Es sei dies hervorgehoben, obwohl biographisches Detail, d. i. Klatsch, in die Litteraturgeschichte nicht hineingehört. Man hielt nämlich noch in den siebziger und achtziger Jahren Turgeniev in Europa für einen modernen, zeitgenössischen Schriftsteller, der das damalige Rufsland darstelle, ja, er verfiel selbst in diesen Fehler, zeichnete angebliche Russen von 1868, schrieb noch an Ssaltykov 1876 von

seinem »Neuland«: »Dieses dürfte viel Mifsverständnisse aufhellen, mich so und dort hinstellen, wie und wo mir zu stehen zukommt . . . vielleicht ist mir noch beschieden, das Herz der Menschen zu entflammen« — während sein Lied längst abgesungen war. Er kennt und schildert nur das Rufsland vor der Reform, für das spätere fehlte die unmittelbare Vertrautheit, die er selbst immer so unerläfslich für den Schriftsteller erachtete. Versuche, es doch zu gestalten, sind immer mifslungen, haben bei Lesern Anstofs und beim Verfasser Bitterkeit zurückgelassen.

So ist sein Wirken zeitlich eng begrenzt, ebenso formell und inhaltlich. Ihm fehlt der mächtige epische Zug, seine Gestaltungskraft und -lust reichte immer nur für eine Novelle hin — nur einmal hat er einen zweiteiligen Roman geschrieben, der vielleicht besser ungeschrieben geblieben wäre. Daher schafft er sich seine Helden, da er von ihnen immer nur eine Episode geben mag, auf die bequemste Art, durch das Herabfallen eines Dachziegels, vom Halse: Basarov stirbt an einer Blutvergiftung, Insarov an Schwindsucht, Rudin auf den Pariser Barrikaden — man kann die Sachen auch umkehren. Und immer handelt es sich um dasselbe: alle seine Helden, ob sie Propagandisten und Revolutionäre oder Dummköpfe und Schlafsäcke sind wie der »bajbak« Lavrezkij, reich oder arm, schön oder häfslich, alt oder jung, verlobt oder ledig, laufen den Schürzen nach; immer wird dieselbe Schüssel serviert — es nimmt uns wunder, wie ein sich selbst achtender Schriftsteller so Plagiate an sich selbst begehen mochte, wie er z. B. im »Rauch« (1867) und gleich darauf in »Frühlingsfluten« (1871): das Sujet ist so gut wie identisch, nur fehlt das politische Brimborium des »Rauch« in den »Fluten«, wodurch diese erheblich gewinnen. Im »Rauch« war nur der Ausgang ein anderer, in optimistischer Anwandlung liefs unser Schopenhauer die Tugend an den Tisch sich setzen, an dem sich das Laster erbrochen, während es wie immer nur gebrochene Herzen hätte geben sollen, wie in den »Fluten«. Von allen seinen Helden gelten die Worte seines Basarov: der Mensch, der sein Leben auf die Karte Frauenliebe gesetzt hat und, da sie ihm gestochen wird, sich so hat gehen und erweichen lassen, dafs er zu nichts fähig ward, ein solcher Mensch ist kein Mann, kein Männchen; er ist fast Turgeniev. Und noch eine Einschränkung bezüglich des Stoffes: alle Helden sind Edelleute der guten alten Zeit, von der

Natur zum Nichtstun prädisponiert, weil sie sich auf ihre »Seelen« verlassen können, die ihnen den notwendigsten Unterhalt oder noch sehr viel mehr darüber gratis jahraus, jahrein zu liefern haben. Da ihnen somit die gebratenen Tauben in den Mund fliegen, brauchen sie ihre liegende Stellung nie zu verändern und können sich ungestört, je nach ihrem Geschmack, auch der Verbesserung der Weltordnung oder nur der Verdauung hingeben. Beamte, die er wie Gogol haſste, Militärs, Geistliche, Bürger usw. kommen in seinen Novellen nie vor, auſser als bloſse Staffage. Er kennt höchstens noch Bauern und Diener, meist in Episodenrollen, auſser in den »Memoiren eines Jägers«, zu denen er auch noch später Nachträge lieferte.

Er ist Schriftsteller der Übergangszeit und hat dies selbst gefühlt und bekannt. Wenn sich nicht die Chronologie dagegen aufbäumen würde, könnte man ihn als den eigentlichen Romancier der Nikolaitischen Periode bezeichnen, den Sänger des alten Ruſslands vor der Emanzipation, der Poesie seiner in den alten Parks verlorenen Edelhöfe, der müſsigen, humanen, gebildeten Menschen, die die Zeit mit Liebesgirren vertändeln, unbesorgt, glücklich, wenn nicht das Gewissen, moderne Forderungen und Losungen diese Idylle beunruhigen. Innerhalb dieses engen Rahmens hat er Unvergängliches geschaffen, doch zu tieferem Nachdenken regen seine Werke nicht an. Er ist kein unbequemer Mahner in der Art der Tolstoj und Dostojevskij; dafür ist er vollendeter Meister der Form, steht hoch über Tolstoj und Dostojevskij, denen Forderungen der Form oft ganz unbekannt scheinen, und ist von keinem Russen, von wenigen Ausländern erreicht oder gar übertroffen. Er scheute keine Mühe, er arbeitete und feilte, etwa wie Puschkin an seinen Gedichten; er ist auch der Puschkin der russischen Prosa, und vergebens beruft er sich auf Gogol als seinen Ahnen. Neben dieser exquisiten Form sind dann die Naturbilder und die Peripetien der Liebe, bis auf glühende Leidenschaft, die seinem Wesen fremd war und die er nicht wiederzugeben versuchte, mit unübertroffener Meisterschaft geschildert. Natur und Menschen sind aber stets vom Hauche stiller, schwermütiger Resignation umzittert; Lebensfreude, Jubel und Jauchzen beneidet er von weitem bei anderen, wie sein Lavrezkij im Schluſsbild des »Adelsnestes«. Seinen Pessimismus hat er sich nicht erst später aus Lektüre und Krankheit gebildet, er ist ihm

wie angeboren. Dazu kommt seine grofse Bildung; das gediegene Wissen, das nicht irgendwie zusammengestoppelt ist, wie etwa bei Bielinskij u. a.; der humane Geist — man merkt den einstigen Verehrer von Georges Sand, während Balzac ihn abstiefs; der edle, vornehme Sinn, den er so oft im Leben betätigt hat und der seine Schöpfungen belebt; die Unabhängigkeit von den Launen der Machthaber wie des Publikums; das Ignorieren persönlicher Angriffe — man hat stets das Bewufstsein, mit einem der Auserwählten zu verkehren. Aufserdem ist er Pionier der russischen Litteratur im Abendlande. Sein langjähriges Leben im Auslande, sein lebhafter Verkehr, weniger in der deutschen als in der französischen geistigen Elite, der Tafelgenosse des ganzen modernen litterarischen Paris, der Intimus von Flaubert, der Patron Zolas wenigstens für Rufsland, wo er sich für dessen Verbreitung einsetzte, der Freund der Goncourts, Daudets, Maupassants, hat den Russen, namentlich Tolstoj, den Weg nach Paris gebrochen. Seine eigenen Werke goutierte man schon darum in Europa besonders, weil sie trotz ihrer russischen Stoffe nach Empfinden — er ist der konsequenteste aller liberalen Westler, kennt keine Kompromisse mit Slawophilen oder der Reaktion — und Form gleich anheimelten. Nicht für seine eigenen Werke, er machte Propaganda für die Werke anderer, er begeisterte die Franzosen für »Krieg und Frieden« — man weifs, was das kostete, einem Franzosen den mehrbändigen Roman eines »Barbaren« aufzudisputieren; durch ihn lernten sie Tolstoj kennen und schätzen. Was er für die französischen Realisten selbst gewesen ist, davon können wir hier absehen.

Wir wären mit diesen allgemeinen Bemerkungen jedes näheren Eingehens überhoben, wenn die Geschichte der gröfseren Werke, der Grund ihrer beifälligen Aufnahme wie ihres Versagens beim Publikum, Einzelheiten ihrer Auffassung und Deutung, die unglaublicherweise noch heute nicht ein für allemal abgetan zu sein scheinen, eines zeit- und kulturgeschichtlichen Interesses entbehren würde, aber sie ist zu lehrreich, zu bezeichnend für russische Verhältnisse, als dafs man darüber hinweggehen könnte. Wir berücksichtigen freilich nur Auserwähltes: »Rudin« (1856), »Das Adelsnest« (1859), »Am Vorabend« (1860), »Väter und Söhne« (1862), »Rauch« (1867) und »Neuland« (1876).

Am liebsten prüft er seine Helden, wie sie sich beim Rendez-

vous verhalten würden. So macht er es auch mit Rudin und fügt ihm schweres Unrecht zu. Rudin ist einer der vielen »talentierten« Russen — kein anderes Volk hat so viele Talente und erzielt mit ihnen so viele Nieten —, ein Ehrenmensch durch und durch, der seinen persönlichen Vorteil stets opfert, Wurzeln in schlechtem Boden nicht faſst, mag der noch so fett sein, in dem das Feuer der Wahrheitsliebe flammt, dessen Worte vielen guten Samen in junge Seelen gestreut haben. Was verlangt man noch mehr? Und doch kanzelt ihn Turgeniev ab. Er habe kein Selbstvertrauen, gehöre nach des famosen Schwätzers Pigassov Sortierung zu den kurzgeschwänzten Hunden, denen nichts gelingt, ist feurig in Worten und doch kalt wie Eis; die Phrasen haben ihn zerfressen, von ihnen konnte er nicht loskommen, ist faul, Despot in der Seele, nicht sehr wissensreich usw. Ja, waren das nicht damals alle Edelherren, und wie viele von ihnen wären bereit gewesen, ihren persönlichen Vorteil stets zu opfern? Gerade Rudin, der sie alle geistig und moralisch überragt, als einen »leeren« Menschen hinzustellen, ihn beim Rendezvous so zu blamieren, war ein recht problematisches Vergnügen, und recht unmotiviert dünken uns die berühmten Phrasen: »Das Unglück Rudins besteht darin, daſs er Ruſsland nicht kennt. Ruſsland kann sich ohne jeden von uns behelfen, keiner von uns ohne Ruſsland . . . Kosmopolitismus ist Unsinn, der Kosmopolit (angeblich Rudin) eine Null, ja schlimmer als eine Null. Auſserhalb der Nationalität gibt es weder Kunst, noch Wahrheit, noch Leben, nichts. Ohne Physiognomie gibt es nicht einmal ein ideales Gesicht, nur ein ganz flaches ist ohne sie möglich.« Wir werden auch bald das direkte Gegenteil hören. Jetzt kokettiert förmlich Turgeniev mit den Slawophilen. Der Erfolg des »Romans«, trotz einzelner prächtiger Figuren, z. B. Pigassovs, seiner Randglossen, Erzählungen und wirksamen Episoden, z. B. des »Studentenzirkels« mit seinem miserablen Tee und den enthusiastischen, endlosen Debatten, war nur ein mäſsiger.

Den gröſsten Erfolg erzielte das »Adelsnest«, trotzdem der Gang der Erzählung durch die Familienporträts zu Anfang, als hätte er Zolas Vererbungstheorie vorwegnehmen wollen, sehr verzögert wird. Die Porträts selbst, noch aus dem XVIII. Jahrhundert und der Alexandrinischen Zeit, sind dafür sehr interessant, wie z. B. der Anglomane nach dem 14. Dezember zu

russischen Bräuchen und zu dem Respekt vor dem Herrn Ispravnik zurückkehrt; dazu der gute, redliche, einfache Lavrezkij; der Demosthenes von Poltava, Michalevič, ein Ableger von Rudin; der »Westler« Panschin, die Dummheit und Arroganz selber. Der Autor scheint ganz im slawophilen Fahrwasser zu segeln, aber er begnügt sich mit bloſser Behauptung, daſs Lavrezkij den Hohlkopf widerlegt hätte, und faselt selbst à la Chomiakov von der notwendigen, demütigen Erniedrigung vor und Anerkennung von nationaler Wahrheit. Sie bilden die Herrengalerie. Unter den Frauen ragt Lisa hervor, die alle die Tugenden hat, die den Männern fehlen: das lebhafte Pflichtgefühl, die Scheu, irgendwen zu verletzen, Zartheit, Güte, Sanftmut, die mystische Liebe Gottes. Nun wird zum ersten Male ihre innere Ruhe aufgestört. Der schweren unverschuldeten Enttäuschung hält sie nicht stand und geht ins Kloster. Ein ergreifendes Bild, und nicht minder ergreifend ist Lavrezkij, da er das jugendliche Treiben in dem ihm jetzt ganz entfremdeten Haus segnet und verläſst: »Sei gegrüſst, vereinsamtes Alter, brenne aus, unnützes Leben!« Ein wunderbar vollendetes Gemälde altadligen Landhauslebens, bis auf die Erzählungen des alten Anton von den unsinnig billigen Zeiten und den Herren, über die es kein Gericht gab. Keine Tendenz — denn der Panschinscherz ist nicht ernst zu nehmen — entstellt die so objektiv-ruhige und daher desto rührendere Erzählung von zerschelltem Glück, vereitelten Hoffnungen, gebrochenen Herzen. Turgeniev stand auf der Höhe seines Ruhmes; sein feinsinniger Beurteiler, Annenkov, meinte nur — irrtümlich, wie die Folge zeigte — daſs er die Stimmung, die auch die vorhergegangenen Werke eingegeben hatte, jetzt bis zum letzten Tropfen erschöpft hätte, daſs er mit dem »Adelsnest« für immer sich befreite von den Bildern und Vorstellungen, die ihn jahrelang beunruhigt hätten.

»Am Vorabende« bewegte sich entschieden in niedersteigender Linie. Ein ideales russisches Mädchen erkennt die Unbedeutendheit ihrer Verehrer, eines Künstlers, Professors, Beamten und opfert sich einem Fremden und einer fremden Sache, dem Bulgaren Insarov am Vorabende geplanter Befreiung seines Bulgarien. Warum, sagt uns Schubin, der Künstler: »Wir haben noch niemanden, keinen Menschen, wohin man auch blickt; alle sind entweder Kleinkram, Nager, Hamletlein, Selbstzehrer oder

unterirdisches Dunkel und Öde oder Umgießer aus dem Inhaltslosen ins Leere, Wasserstoßer, Trommelklötze, und auch solche kommen noch vor; sie haben sich bis zur blamierendsten Feinheit ausstudiert, fühlen unaufhörlich den Puls jedem ihrer Gefühlchen und erstatten sich selbst Bericht: ‚Sieh da, was ich fühle, sieh da, was ich denke‘ . . . Wann wird denn unsere Zeit kommen? Wann werden bei uns endlich Menschen geboren?“« In der Wiederholung dieser Frage an die elementare, die Schwarzerdkraft Uvar klingt der »Roman« aus. Der Pessimismus war unbegründet; die Russen, die an der Befreiung ihres eigenen Vaterlandes, nicht des wildfremden Bulgarien arbeiteten, waren schon geboren, er konnte sie schon um Bielinskij und Petraschevskij 1848 und konnte sie 1862 unter den Offizieren sogar, Potebnia z. B., finden. In diesem Falle freilich hätte er seinen Roman in der Londoner freien Druckerei und im strengsten Inkognito herausgeben müssen. Er wählte einen phantastischen Bulgaren, eine Strohpuppe, weil er bei jedem anderen, z. B. bei einem Polen, der doch unendlich wahrscheinlicher wäre, einem der Studenten der Moskauer Universität, in den Kampf mit dem Zensurdrachen geraten wäre. Wie aus der Pariser und Badener Entfernung sein Pessimismus, d. h. das Mißtrauen in Rußlands Kräfte, immer größer wurde, zeigte sein Kleinmut 1876 und 1877 zu Genüge.

Die Scharte des »Vorabends« — nur der radikale Dobrolubov war entzückt, weil er mit dem Roman in der Hand den Beweis lieferte, daß Rußland keine modernen Menschen habe, die es brauche — sollten »Väter und Söhne« auswetzen. Ein Werk von unvergänglicher Schönheit, interessant von den ersten Worten an, mit ihrer wunderbaren Einführung in medias res ohne die langwierigen Expositionen, bis zu den letzten Blättern, den tragischesten, die er je geschrieben, zu dem erschütternden Todeskampfe seines Helden und der stillen, resignierten Verzweiflung seines Elternpaares, Baucis und Philemon, dieser einfachsten aller Menschen, gegen die die Salonlöwin Odinzova und der Salonlöwe Kirsanov doch nur Boviste sind. Über dem Mischmasch einfacher und komplizierter, gutmütiger und tyrannischer, schwacher und willensstarker, vernünftiger und hohlköpfiger Gestalten ragt Basarov, der einzige Kraftmensch, den er ausführlicher geschildert hat, weit empor, der harte, echte, von dem

man nichts zu denken hat, aber dem man gehorchen oder ihn hassen mufs, der seine hohe Meinung von sich selbst erst dann ändern wird, wenn er auf einen stöfst, der nicht vor ihm »passen« (zurücktreten) mufste. Mit bewufster Absichtlichkeit hat Turgeniev seinen Helden aus einem Kleinbürger gezimmert. Kein Edelmann wäre zu einer solchen Rolle fähig, in dem ja sein »barstvo«, sein Herrentum, d. i. die Angewöhnung an das Leben gratis und in dulci jubilo auf Kosten der Leibeigenenschinderei, jeden Tätigkeitssinn atrophiert hat und der jetzt schon seit anderthalb Jahrhunderten auch geistig nur auf fremde Kosten lebte — das Ausland lieferte Ideen, Wissenspröbchen und dgl. nach Bedarf — und vom Volke so vollständig entfremdet ist, dafs, wenn er sich des Bauern auch hätte annehmen wollen, dieser für ihn nur der »unbekannte Fremde aus den Radcliffeschen Romanen« geblieben wäre. Immer wieder betont Basarov vor dem jungen Kirsanov, der in unbegrenzter Verehrung zu ihm aufblickt, dafs er seines Adels wegen der weichliche, der Siropmensch bleiben müsse, der sich an Puschkin begeistere, auf der Gitarre klimpere und Mädchen nachstelle, ganz wie sein Vater es getan; daran ändern auch die Büchnersche Broschüre und die Voigt und Moleschott nichts.

Das ist auch der einzige Roman, in dem die Frauen vor den Männern »passen«. Turgeniev verficht sonst das strikte Gegenteil; noch seinen Ssolomin in »Neuland« läfst er ja sagen: »Ihr alle, russische Frauen, seid höher und tatkräftiger als wir Männer,« und wie hoch stehen sonst seine Frauengestalten über allen den »talentierten« Männern, Maria über Veretjev (in »Einsamkeit«), Marianna über Rudin, Asia über den Seladon, Helena über Schubin und Genossen, Lisa über Lavrezkij usw., diese Frauen ohne Egoismus, denen schon die Schwingen gewachsen sind, ohne dafs sie noch wissen, wohin ihr Flug gehen soll; diejenigen, denen sie sich blind anvertrauen möchten, wissen dies noch viel weniger. Statt eines phantastischen Ausländers zeigt er uns einen realen Russen, einen Mann, dessen einziges Prinzip ist, keinerlei Prinzip zu haben, der alles leugnet, dem die ganze Kunst, Rafael und Puschkin, nicht einen Groschen wert ist, den nur das Experiment eines Tatsächlichen belehrt, dem alle Abstraktionen, Wissenschaft und dgl. ein Greuel sind, der das Naturgefühl leugnet — die Natur ist kein Tempel, ist eine Werk-

statt —, mit einem Wort einen »Nihilisten«, der zum ersten Male seinen siegreichen Einzug in die russische Litteratur feierte. Ja, Turgeniev hat als erster diesen längst vor ihm für andere Beziehungen geprägten Namen in diesem Sinne angewendet und, ohne zu wollen, der Reaktion eine Handhabe förmlich für die Hetzjagd unter diesem Namen geliefert.

»In der dunklen, siebenjährigen Nacht (1848—1855) hatte sich entwickelt und war erstarkt dieser Gedankenzuschnitt und Griff, diese Logik ohne Struktur, dieses Wissen ohne Dogma, diese unbedingte Ergebenheit der Erfahrung, dieses Hinnehmen ohne Murren aller ihrer Folgen. Der Nihilismus wandelt nicht irgend etwas zu nichts, er beweist nur, dafs »Nichts«, für »Etwas« genommen, eine optische Täuschung ist; dafs jede Wahrheit gesünder ist als alle phantastischen Vorstellungen — dagegen hätte Puschkin protestiert; dafs sie jeden verpflichtet. Wer dagegen unter Nihilismus die Umwandlung von Tatsachen und Gedanken in »Nichts«, in fruchtlose Skeptik, in dünkelhaftes Händefalten auf dem Schofs, in zur Tatenlosigkeit führende Verzweiflung versteht, dann gehört nicht hierher der eigentliche Nihilist, und der gröfste Nihilist wird dann Turgeniev selbst und sein Liebling Schopenhauer sein« (Herzen). In der Tat gesteht Basarov: »Früher, vor nicht langer Zeit noch, sprachen wir darüber, dafs unsere Beamten bestechlich sind, dafs wir keine Strafsen, Handel, ordentlichen Gerichte haben. Schliefslich haben wir eingesehen, dafs schwätzen, immer nur schwätzen von unseren Wunden, nicht der Mühe wert ist, nur zu Flachheit und Doktrinarismus führt. Wir sahen ein, dafs auch unsere Klüglinge, die sogenannten Fortschrittsmänner und Ankläger, zu nichts taugen, dafs wir uns mit Possen abmühen, von Kunst, unbewufstem Schaffen, Parlamentarismus, Advokatur und weifs der Teufel was noch alles faseln, während es sich bei uns um das tägliche Brot handelt, wir im rohesten Aberglauben ersticken, unsere Aktiengesellschaften nur aus Mangel an rechtschaffenen Menschen platzen, die Freiheit selbst, ‚um die unsere Regierung sorgt' (Zensurreverenz) uns keinen Nutzen bringen wird, weil unser Bauer am liebsten sich selbst bestehlen möchte, um nur das Gift in der Schenke schlürfen zu können.« Basarov ist nicht Nihilist, er ist Revolutionär, und mit Recht forderte ihn Herzen auf, nach London zu kommen. Es gab auch noch einen anderen Ausweg

für ihn, die Wissenschaft, die noch mehr als das Evangelium Demut lehrt, die kein »von oben herab kennt, nichts verachtet, nie der Rolle wegen lügt noch aus Koketterie etwas verbirgt, die vor den Tatsachen uns stehen läfst, wie ein Forscher, manchmal wie ein Arzt, nie wie ein Henker, noch weniger mit Feindschaft und Ironie; Wissenschaft ist Liebe« (Herzen). Turgeniev zog es vor, seinen Helden zu töten; er war in ihn wie verliebt, teilte bis auf die Kunst alle seine Meinungen: »Zeigen Sie mir eine einzige Einrichtung in unserem zeitgenössischen Leben, im Familienleben oder im sozialen, die nicht unbedingte und schonungslose Verneinung hervorriefe. Wir reifsen nieder, wir müssen zuerst den Boden reinmachen.« Er führte sogar für sich ein Tagebuch im Basarovschen Geiste. Basarov ist das Gegenstück zu Rudin, dem Helden der Phrase, aber sie sind Zeitgenossen; es gibt auch sonst Beziehungen zwischen den beiden Romanen. Den Basarov lieben oder wenigstens respektieren alle, auch die Kleinen, obwohl er niemanden streichelt, barsch auftritt; der Instinkt der Kraft zieht sogar die blasierte Odinzova für einen Augenblick an; aber die Naturen sind allzusehr entgegengesetzt, als dafs der blofse Reiz der Neuheit die Kluft, die die Weltdame vom Plebejer trennt, überbrücken könnte. Basarov läfst sich zwar von den Sinnen fortreifsen, der Sprung mifsglückt, aber er ist ruhig. »Ich habe mich selbst nicht angebrochen, da wird mich auch kein Weibsbild brechen.« Liebe ist ja nur ein äufserliches Gefühl; aber er ist kein Kostverächter, er küfst gleich hinterher die Fenička, man erbeutet stets etwas. In diesem Verhältnis zur Odinzova, das durch die Brüskierung zur Trennung führt, zeigen sich uns die menschlichen Schwächen dieses Übermenschen. Und auf dem Sterbelager, als den kräftigen Organismus das tückische Fieber überwunden hat, da wird auch er für Augenblicke der Rührung, der »Romantik, dem Syrop« zugänglich, die er sonst stets von sich wies, die ihm auf seinem bitteren, rauhen Einzelgang durchs Leben nichts nützen könnten.

Der Titel war etwas irreführend. Es handelte sich ja um keinen Gegensatz zwischen Generationen, zwischen Vätern und Söhnen. Kirsanov Sohn gehört zu Kirsanov Vater; es trennt sich daher für immer von ihm Basarov, der Mann nicht der neuen Generation, die rein chronologisch auf die ältere folgt, andere Hüte nur und Handschuhe trägt, sondern einer der neuen

Menschen, die für Vergangenheit und Umgebung im besten Falle nur ein mitleidiges Achselzucken haben: »Kirsanov Sohn hat ja weder Frechheit noch Bosheit, seinesgleichen wird nicht herauskommen über wohlgeborene Demut oder wohlgeborene Entrüstung, beides sind Possen; wir wollen kämpfen, ihr euch selbst schelten, wir andere schelten und brechen, du bleibst doch nur das weiche, liberale Herrnsöhnchen.« Auch die Datierung war falsch. Es wurden allerneueste Termini (»Ankläger« nach 1856), die Büchnersche Broschüre genannt, als ob die Sache 1861 oder 1862 sich abspielte. Statt dieser Allusionen wäre als Datum etwa 1852 zu erwählen; ist doch fürs »Adelsnest« ganz überflüssig 1842 angegeben. Es gab schon 1852 Basarovs in Rufsland, mochte er auch einen solchen Arzt erst viel später kennen lernen; das frühere Datum hätte eine Menge Mifsverständnisse gar nicht aufkommen lassen. So rächte sich die Sucht nach dem Aktuellen.

Es geschah nämlich eines der russischen Wunder, die für den Europäer einfach unbegreiflich sind. Diesen Basarov, diesen Helden, der so hoch über das umgebende Geschmeifs der Kirsanovs usw. tritt, viel höher noch als etwa Rudin über seine Umgebung, dessen Gegner, der Tory Kirsanov, so unverzeihlich lächerlich gemacht wird, fafste der russische Fortschritt als Lästerung, Verleumdung seiner selbst auf und hat die imposanteste, einzige männliche Figur, die Turgeniev je geschaffen, bis heute nicht verziehen. Während Katkov, in dessen »Boten« der Roman erschien, über die Apotheose des Nihilisten schimpfte, schimpften die Antonovič usw., dafs er die neue Generation mit Kot beworfen, sich boshaft an Dobrolubov für ungünstige Kritik gerächt (Dobrolubov sollte Basarov sein!), eine Karikatur auf die Jugend von heute geschaffen hätte. Vergebens protestierte er im Namen seines »Lieblingskindes«: »Mein Roman war gegen den Adel als führende Klasse gerichtet, ästhetisches Fühlen liefs mich ihm gute Vertreter entnehmen, nur um beweisen zu können, dafs, wenn die Sahne so ist (schwach, schlaff, beschränkt), wie dann erst die Milch? Aus Basarov wollte ich eine tragische Gestalt machen; mir schwebte vor eine düstere, wilde, grofse Gestalt, halb herausgewachsen aus dem Boden, eine kräftige, erboste, ehrliche, und die doch zum Untergange verurteilt war, die erst in der Vorhalle der Zukunft steht; hätte ich unter die ‚Väter' Schinder aufgenommen, so wäre dies roh und ungenau.

Alle wahrhaften Verneiner (er meidet jetzt das anrüchige »Nihilist«), die ich kannte, Bielinskij, Bakunin, Herzen, Dobrolubov, stammten von guten und ehrbaren Eltern; dies benimmt ihnen jeglichen Schein persönlichen Unwillens, Gereiztseins.« Die Jugend hatte anderes erwartet, eine Idealgestalt, einen Ritter ohne Furcht und Tadel, vor dem etwa die stolze, schöne, reiche Odinzova, eine müſsig-träumerische, kalt-neugierige Adelige, sofort zu Füſsen gefallen wäre, dem das Leichengift nichts hätte anhaben können! So verwirrte den »Fortschritt« das redliche, streng objektive Verhalten des Künstlers, die Wahrheit statt jeglicher Phantastik. Übrigens war es gar nicht seine Art, ideale Helden zu zeichnen. Auch im »Rudin« zog er es vor, die eigentliche Idealgestalt bloſs anzudeuten, Pokrovskij, d. i. Bielinskij: »Wenn man von ihm einmal zu sprechen begann, verging jede Lust, von einem anderen noch zu sprechen; diese hohe, reine Seele, ihre Poesie und Wahrhaftigkeit zog alle an; bei dem klaren, weiten Verstande war er lieb wie ein Kind — dieser arme Student, der sich mühsam mit Lektionen durchquälte.«

So bekam seine Popularität 1862 einen Stoſs, von dem sie sich nie wieder recht erholt hat. Er war zwischen Hammer und Amboſs geraten, galt den einen als Nihilist, den anderen fast als Denunziant. Der Verletzte gab sich das Wort, sich zurückzuziehen; vgl. das vom tiefsten Pessimismus zeugende »Genug«, worauf noch der alte Fürst Odojevskij mit einem scharfen »Nicht genug« reagierte. Er hat diesen Vorsatz noch öfters gefaſst. Mit dem »Rauch« verbesserte er jedenfalls seine Position nicht. Es lag ihm wohl auf dem Herzen, daſs er seinem westlerischen Groll gegen jeglichen Chauvinismus nicht Luft gemacht hatte, daſs er nur seinen Affen Panschin den Katechismus der Westler hatte predigen lassen: »Ruſsland muſs Europa einholen, hat selbst nichts erfunden, nicht einmal eine Mäusefalle, wie Chomiakov selbst zugeben muſs; es muſs daher entlehnen. Wir sind krank, aber nur, weil wir nur zur Hälfte Europäer geworden sind; womit wir uns verletzt haben, das muſs uns auch heilen. Alle Völker sind im Grunde einerlei, man führe nur gute Einrichtungen ein, und die Sache ist fertig« usw. Jetzt wählte er sich einen gescheiten, aber galligen Interlokutor, seinen Westler Potugin (aber Pigassov im »Rudin« einst war viel amüsanter gewesen!),

der höchstens darin den Russen verrät, dafs er von sich die allerschlechteste Meinung hat, was ja Basarov gerade als dessen Vorzug bezeichnet hatte. Und nun schimpft Potugin auf alles Russische, dafs Turgeniev ihn einmal selbst entschuldigen mufs, er wäre eben in der misanthropischesten Stimmung, und alles erschiene ihm in überaus häfslicher Gestalt; aber die »Staatsmänner«, die in Baden-Baden Roulette und Kokotten belagern, und die aus Heidelberg herüberkommenden Studenten, mit ihrem Orakel Gubarev (angeblich Ogarev, Herzens Freund, was natürlich barer Blödsinn ist) und dem sogar über russische Gänse sich enthusiasmierenden Bambajev, machen Potugins Auslassungen alle Ehre. Wie die Zuhörer in jener Matinee in den »Dämonen« vor Freude wiehern, dafs Rufsland vor der ganzen Öffentlichkeit entehrt wird, eines solchen Gefühles bezichtete man jetzt ihn, verfolgte ihn mit Epigrammen, belegte ihn mit Vorwürfen.

Grofse Hoffnung setzte er auf seinen letzten Roman »Neuland«. Aber hatten sich Černyschevskij und sogar Herzen (unter dem ersten Eindrucke, später berichtigte er seine Meinung — ihre Entzweiung hatte anderen Grund), von Basarov abgewandt, so erkannten sich diejenigen, die ins Volk gingen, die Propagandisten, noch viel weniger im Neždanov und Ssolomin. Hatte er in »Väter und Söhne« die Konservativen, d. i. »unser reaktionäres Gesindel«, anständig behandelt, so trug er jetzt die Farben möglichst grell auf. Die Frau des Sipiagin ist eine sehr verschlechterte Odinzova, und gegen Kalomiejzev, der sich nur zu den Prinzipien »Röderer und Knute« bekennt, dem Popen die Hand küfst, gegen Prefsfreiheit und Semstwos nach der löblichen Polizei schreit, war Paul Kirsanov eine Lichtgestalt. Unter den Revolutionären finden wir Enthusiasmus und Fanatismus, aber keine Vernunft; sie rennen blind ins Verderben. Die Maschurina allein macht realen Eindruck, die anderen sind erklügelt, keiner ist gesehen; es fehlt natürlich nicht der obligate Spötter. Der Pigassov oder Potugin heifst jetzt Paklin; in ihm stauen sich verschiedene Betrachtungen, Ersinnungen, Erfindungen, lächerliche oder spöttische Bemerkungen, wie Wasser an der verschlossenen Mühle, und nun öffnen sich die Schleusen, und niemand und nichts bleibt verschont. Im Mittelpunkte steht das Paar Neždanov-Marianna, die es bei der Sipiagina so schlecht hat und mit ihm entläuft. Der »Morgen« ihrer Flucht ist eine

Perle beschreibender Dichtung, aber Neždanov ist wieder »Mann der vierziger Jahre«, Beltov oder Rudin, der an nichts, am wenigsten an sich selbst glaubt — der einzige Fortschritt besteht darin, dafs er dies sich selbst eingesteht und daher freiwillig aus dem Leben scheidet, um nicht für andere die hemmende Kette zu bleiben. Nicht nur mit seiner eigenen Willenlosigkeit und Schwäche, Turgeniev stattet ihn noch mit anderen eigenen Eigentümlichkeiten aus; er hat schon Basarov Sachen in den Mund gelegt, die nur ein Turgeniev, nie ein Basarov hat denken können, jetzt wird er mit derlei noch freigiebiger. Und auch Marianna kennen wir schon; bei Rudin führte sie sogar denselben Namen, bei Insarov hiefs sie Helena; sie hat sich in Neždanov getäuscht, hat ihn für einen echten Mann gehalten und findet bald, wie tief er unter ihr steht; sie wird daher ohne viel Besinnen über seinen Leichnam die Hand dem Ssolomin reichen. Der eigentliche Held ist nämlich Ssolomin. Turgeniev hat diesmal nicht der Versuchung widerstanden, eine Idealgestalt zu schaffen, den praktischen, energischen, zielbewufsten, tätigen Nihilisten, der nicht seine grofsen Anlagen vergeuden wird in hirnlosen Unternehmungen — natürlich ist er ein Mann aus dem Volke, wie Basarov es war. Wir müssen aufs Wort glauben, dafs Ssolomin ein solches russisches Meerwunder ist. Im Roman selbst sehen wir ihn bei keiner Arbeit, aus der wir seine Eigenschaften beurteilen könnten; dafs er mit den Zielen der Nihilisten sympathisiert, den eigenen Kopf nicht riskiert und Marianna liebt — mehr können wir nicht konstatieren. Köstliche Charge ist z. B. das Nihilistenmal beim Kaufmann Goluschkin; höchst überflüssig dagegen die beiden verstaubten Raritätenfigürchen des XVIII. Jahrhunderts, Fomuschka und Fimuschka, eine Marotte des Dichters. Auf andere Einzelheiten, wie stark z. B. der Roman und gar nicht zu seinem Vorteil an Černyschevskijs »Was tun« erinnerte, gehen wir nicht ein. Der Versuch, um jeden Preis sich auf der Höhe der Zeit und aller ihrer Interessen zu erweisen, war vollständig mifslungen. Es war kein freies Schaffen aus dem Realen und Vollen, aus der Natur selbst, sondern erquälte Verstandesarbeit nach papiernen Vorbildern und Schablonen, doppelt auffällig für den Künstler, der nach eigenem Geständnis nie von einer Idee, sondern immer nur von konkreten Persönlichkeiten ausgehen konnte; so ist z. B. noch in seiner letzten Novelle, Klara Militsch,

die Künstlerin selbst Katerina Milovidova gewesen, und der Typus des Aratov hatte sich in seinem Gedächtnis seit seiner Jugendzeit erhalten. Der Mifserfolg des Romans war ein totaler, der Dichter kehrte seitdem für immer zu seinen Novellen und »Gedichten in Prosa«, von denen nur ein Teil veröffentlicht ward, die mit persönlichen Beziehungen sind meist einbehalten worden, zurück. Die Meisterschaft seines Stiles, die Tiefe und Schärfe seines psychologischen Blickes hatte er sich gewahrt, doch verändern sie nichts am geistigen Profil des Künstlers.

Ein ungleich gröfserer als er hat ihn in einer sehr unedlen Aufwallung schonungslos verhöhnt: jeden einzelnen Zug des Menschen hat er richtig erfafst, nur über alle Mafsen verzerrt, die wahren Verdienste des Künstlers verschwiegen. Niemand hat so wie er die russische Gentry in ihrem Wesen, in den Einflüssen, denen sie im raschen Wandel der Zeiten ausgesetzt war, in ihren guten und schlimmen Eigenschaften, sowie den landschaftlichen Hintergrund ihres Lebens in vollen, weichen Bildern, von klassischer Einfachheit, mit vollster Realität, vollendeter Kunst wiedergegeben; er legte Zeugnis ab für ganze Geschlechter und Verhältnisse. Das Ideal, dem er nie untreu geworden ist, ist das der Humanität gewesen; ein Liberaler alten Zuschnittes, aus der vormärzlichen Zeit, im englischen, dynastischen Sinne, ein prinzipieller Gegner aller Revolutionen, trotz seines zeitweiligen Anschlusses an Herzen oder die Nihilisten. Ein überzeugter Verehrer der Kunst, der Notwendigkeit der Poesie, daher seine Bewunderung Puschkins; unbeirrt um die Losungen des Tages opferte er an ihren Altären. Als Mensch (was uns nichts angeht) und Künstler war er nicht frei von gewissen Schwächen und Einseitigkeiten — sein Werk ist ein gesundes, weil hoch künstlerisches.

Dieselben Menschen und Zeiten, manchmal mit gleichen Anachronismen, daher auch mit gleichen Mifsverständnissen, behandelte sein älterer Zeitgenosse Gončarov. Auch er ging nicht heraus über die »vierziger Jahre«, und wo er dies versuchte, wie bei Volochov im »Abgrund«, erlitt er ein Fiasko. Gončarov stammt zwar im Gegensatze zu Turgeniev aus einem wohlhabenden Kaufmannshause, wo mit den alten Vorurteilen und der Bildungslosigkeit aufgeräumt war; aber es lebte sich in der stillen Provinzstadt an der Wolga ganz wie auf dem

Lande: diese hölzernen Häuser und Häuschen mit ihren Gärtchen, umgeben von Gräben mit dichten Nesseln und Wermut, endlose Zäune, Totenstille auf den mit Staubmustern ausgelegten Strafsen; man hört es, wenn eine Werst weit jemand fährt oder der Fufsgänger mit den Stiefeln auf dem Holzpflaster mit den fehlenden Brettern aufstiefs; selbst möchte man schlafen, sah man diese schläfrigen Fenster mit den heruntergelassenen Vorhängen nnd diese schläfrigen Physiognomien daheim und draufsen. Aus dieser Stille, die wohl mit der eines Edelhofes wetteifern konnte, rissen die Erzählungen des einstigen Seeoffiziers den Knaben in weite Länder. Die Studien in Moskau und die amtliche Karriere lösten ihn dann von der Vaterstadt vollends. Von seinem Beamtentum ist »Pünktlichkeit und Mafshalten«, ja Pedanterie haften geblieben am Schriftsteller und seinen streng konservativen Idealen. Ohne den Seeoffizier wäre er vielleicht gar nicht zu der Seereise um die Welt angeregt worden, die er auf der Fregatte »Pallada« mitmachte und in Briefen beschrieb, eines der besten Reisewerke in der russischen Litteratur: die Anschaulichkeit der Schilderung des bunten orientalischen Treibens, namentlich auch im Japan vor der Reform, der Humor, der diese Schilderungen wohltuend würzt, die interessanten Landschaften und Menschen, das auch unter der tropischen Zone sich gleichbleibende Russentum, der lebhafte Anteil des Erzählers an dem kleinsten, bis zu den Schiffskatzen, Köchen und Matrosen, sichern den Briefen dauerndes Interesse.

Ganz im Gegensatze zu dem Vielschreiber Turgeniev ist Gončarov einer der unfruchtbarsten, die es je gegeben hat. Er hat in fünfundvierzigjähriger litterarischer Tätigkeit nur drei Sujets, auf die er 1844—1849 gestofsen war, verarbeitet. Breite ersetzt, was an Zahl abgeht. Ein oft entsetzliches Sichgehenlassen zeigt uns den unverfälschten Russen im strikten Gegensatze zu dem russischen Flaubert, der gerade in seiner Beschränkung seine Triumphe feiert. Während bei dem Landedelmann Turgeniev die Stadt gar nicht hereinspielt, verpflanzt Gončarov seine Gentry nach Petersburg und entwickelt das Problem, ob die Stadt und Karriere, oder ob die ursprüngliche Anlage des Charakters obsiegen werden. Die »Gewöhnliche Geschichte« gibt die eine, »Oblomov« die entgegengesetzte Lösung, und der »Abgrund« eine Art Synthese, d. h. keine Lösung. In

der gewöhnlichen Geschichte von dem jungen Adujev, gedruckt 1847, lernen wir den Romantiker aus der Provinz kennen, der in Petersburg mit dem Kopf voll Poesie, Liebe und Freundschaft ankommt und dem sein Onkel, der ältere Adujev, die kranken Zähne reifst. Die Operation ist schmerzhaft, wird gut überstanden, Ersatz geschaffen, und mit tadellosem Gebifs setzt sich der Neffe an den reichen Tisch des Petersburger Beamtenlebens, schreibt, doch keine Gedichte, liebt und heiratet, aber nach sorgfältigster Erkundigung über Mitgift und Konnexionen, und sein Programm ist: aus einem Staatsrat ein Wirklicher Staatsrat zu werden, zuletzt Geheimrat, für langwierige und nützliche Dienste und rastlose Mühen, endlich Anker zu werfen im Hafen irgendeiner unverweslichen Kommission oder Komitee mit der Bewahrung der vollen Pension, und dann mag der Menschenozean stürmen, das Jahrhundert sich ändern, Völker und Staaten in den Abgrund des Schicksals rollen, alles geht ruhig an ihm vorbei, bis ein Schlag- oder ein anderer Anfall seinen Lebenslauf hemmt. Das Rezept war unendlich einfach: zieh, o Jugend, deine Träumereien aus und die Vizeuniform an! Wunderlicherweise stimmt diese Rechnung des korrekten Lebenswandels an einem Punkte nicht ganz; eine Kleinigkeit, der Autor verweilt nicht bei ihr, deutet sie nur an; sie reicht aber aus, um die ganze Rechnung über den Haufen zu werfen.

Der Mentor unseres Telemach und dieser Education antisentimentale ist nämlich auch verheiratet, sehr gut verheiratet. Er unterweist den Neffen, wie man — nicht nach Liebe allein, die ja vergeht, sondern mit Berechnung, nicht nur aus Berechnung — heiraten soll; man müsse dann seine Frau tüchtig in Schule nehmen, sie wie in einen magischen Kreis stellen, ihren Willen und Geist, ohne dafs sie es merkt, sich unterwerfen. Dieselbe Methode pries gleichzeitig Družinin in der »Pauline Saks« an. Was kommt nun dabei heraus? Etwa dasselbe, was Dostojevskij als Produkt langjähriger Einzelhaft (Zellensystem) ausweist: diese saugt den Lebenssaft aus dem Menschen, entnervt seine Seele, schwächt und schüchtert sie ein und produziert eine moralisch ausgetrocknete Mumie, einen Halbverrückten als Muster der Besserung und Reue. So ungefähr ist die Frau Geheimrat, erschöpft, apathisch gegen alles, und obwohl ihr nichts fehlt, gefährlich krank. Und diese Erwähnung, die nur wie in Un-

achtsamkeit entschlüpft zu sein scheint, ist beileibe nicht zufällig — wir werden ihr gleich wieder begegnen.

Hatte bei Adujev Petersburg über Oblomovka glänzend gesiegt, so unterlag es fatal bei Oblomov. Die wunderbarste Szene des Romans war bereits 1849 gedruckt, der ganze erschien erst 1858 und bildete die Sensation des Jahres. Die Sensation wie der Roman selbst waren nur in Rufsland möglich; vier Bände von einem Helden vollzuschreiben, dessen ganzes Heldentum im Liegen auf dem Sofa, in solch absoluter Faulheit besteht, dafs er sich lieber der Gefahr aussetzt, von der herabfallenden Decke erschlagen zu werden, um nur ja nicht die Wohnung wechseln zu müssen; von einem Helden, den der Freund, den seine Geliebte dieser Untätigkeit zu entreifsen versuchen, doch mifslingt schliefslich der Versuch; von einem Helden, der sich zuletzt das ungestörte Weiterliegen auf dem Sofa durch das Heiraten mit seiner tüchtigen, gewissenhaften, besorgten Wirtschafterin gegen alle Attentate sichert — dazu gehört wirklich Kunst. Aufser der grofsen, sympathischen Kunst war das Typische des Falles — in jedem Russen steckt Oblomov, wie soll man ihn überwinden? — entscheidend für den sensationellen Erfolg. Der Verfasser deckt die ganze moralische Struktur seines Helden auf, geht bis in die früheste Jugend zurück, läfst ihn auf seinem Sofa den berühmten »Oblomovkatraum« träumen, die vollendetste Verkörperung der Langeweile selbst, wie sie aus allen Ecken hervorkriecht und die Menschen und ihr Tun belegt; wir sind im Reiche des Gähnens, der Taten- und Sorglosigkeit auf dem Edelhofe, wie sie eben die Leibeigenschaft ermöglicht hatte, der absoluten Ruhe und Untätigkeit. Diese wird ja zeitweise durch verschiedene Widerwärtigkeiten, Krankheit, Tod, Arbeit, Prozefs u. dgl. getrübt, aber auch diesen Sorgen tritt man mit stoischer Unbeweglichkeit entgegen, und sie fliegen wirklich vorbei, nachdem sie eine Zeitlang über den Köpfen geschwirrt haben, wie Vögel an einer glatten Wand, da sie kein Plätzchen zum Anschmiegen finden, mit den Flügeln an den harten, glatten Stein vergebens schlagen und schliefslich weiter fliegen.

Aus solchem Milieu ist Oblomov, Erbe von dreihundertfünfzig Seelen irgendwo schon in der Nähe von Asien, nach Petersburg als Kollegiensekretär vor zwölf Jahren gekommen. Aus der Universität hatte er den Kopf mitgebracht wie ein ver-

wickeltes Archiv toter Namen, Daten und Fakta, politisch-ökonomischer, mathematischer und anderer Aufgaben, Annahmen, Wahrheiten, eine Bibliothek von lauter einzelnen Bänden aus verschiedenen Wissenszweigen. Er durchschaut bald das geschäftige Nichtstun im Amte, seiner Umgebung, diese Arbeit um der Arbeit willen ohne höheres Ziel, und dafür fehlt ihm die in Oblomovka nicht zu erwerbende Willenskraft. So gibt er nach zwei Jahren schon den Dienst auf, bald auch die Beziehungen zur Gesellschaft, die ihn nicht freuen. Er wird nun scheu, furchtsam, mifstrauisch, wittert überall Anschläge, Bosheit, Gefahr; fürchtet nur nicht die Folgen des Zimmerhockens, des Sichüberessens, der Risse an der Decke, führt nur noch das innere Leben seines humanen Herzens, seines flammenden Kopfes, wovon die Aufsenwelt natürlich nichts merkt. Vergebens sucht ihn sein Freund diesem Schlamm der Untätigkeit, in dem er täglich tiefer einsinkt, zu entreifsen. Dieser Freund, ein Deutschrusse, Stolz, ist das Muster praktischen, tätigen, tüchtigen Sinnes — der Autor wagte dafür keinen Stockrussen zu wählen, um nicht gegen die grundlegende Wahrheit der Oblomovka: »So sind sie alle!« zu verstofsen. Mit Recht spottete Pissarev und unterlegte dem Autor die Worte: »Ihr Russen schlaft alle, ihr seid so sehr vom Schlafen verdummt, dafs ich meinen positiven Helden unter Deutschen mir holen mufste, wie eure Vorfahren sich die Fürsten aus Deutschland verschrieben.« Wir nehmen an den Debatten der Freunde teil; nur zu oft müssen wir Oblomov das Recht geben, z. B. wenn er über Geselligkeit spottet: »Da versammeln sie sich, füttern einer den anderen ab, ohne Freude, ohne gegenseitigen Hang, versammeln sich zu ihren Diners oder Soupers wie im Amte, ohne Lust, kühl . . . Wo bleibt hier der Mensch, wo hat er sich versteckt, wie hat er sich auf Kleinigkeiten ausgewechselt! sie schlafen ja alle, diese Neuigkeitskrämer, Kartenspieler, Ämterjäger — freilich liegen sie nicht dabei auf dem Sofa, kriechen wie die Fliegen herum, in alltäglicher, öder Ummischung ihrer Tage.« Stolz's Bemerkung, dafs dies alles alt wäre, widerlegt den Oblomov nicht im mindesten; aber ebensowenig entschuldigen alle diese Wahrheiten die russische Faulheit oder die buddistische Nabelweisheit.

Schliefslich gelingt auch Olga der Versuch nicht, Oblomov aus diesem Sumpf, aus dem er sich unter ihrem Einflusse (die

feinsinnigsten Schilderungen im ganzen Buche) halb herausgearbeitet hatte, endgültig herauszuziehen, und sie erwählt sich den Vertreter von Wissen, Arbeit, Energie, wendet sich ab von der Verkörperung des Schlafes, Stockens, des unbeweglichen, toten Lebens, des Herüberkriechens aus einem Tag in den anderen — adieu, alte Oblomovka, du hast deine Zeit ausgelebt! Ob Olga bei Stolz wirklich ihre Ideale erfüllt sehen wird? Andeutungen des Dichters verraten das Gegenteil; Dobrolubov hoffte, sie würde, wie Oblomov, so auch Stolz verlassen. Neben dem Herrn aus der guten alten Zeit sei auch der Diener nicht vergessen. Hatte Adujevs Jevsej in den blankgeputzten Stiefeln die Quelle höchsten Lebensgenusses erkannt, so ist der Sachar des Oblomov schon eine kompliziertere Erscheinung: störrisch, faul, frech, eigensinnig, unsauber, im Grunde seinem Herrn zugetan, der richtige Sklave aus der Oblomovka.

Einen Oblomov, der das Liegen auf dem Sofa mit einer im Grunde ebenso unfruchtbaren Vielgeschäftigkeit vertauscht, führte Gončarov in seinem Rajskij im »Abgrund« vor. Der Gedanke des Romans war 1849 bereits gegeben, störte förmlich die Vollendung des »Oblomov«, erst 1868 erschien er vollendet und kam viel zu spät, war bereits in der raschlebenden Gesellschaft ein Anachronismus, da er sich den Anschein der Aktualität gab, als spielte er 1868, während er die Zeichen der Zeit vor 1848 auf der Stirne trug. Schon dies mufste den Erfolg des Romans einschränken; hierzu kam unerträgliche Breite, eine Gefahr, aus der kaum »Oblomov« intakt hervorgegangen war. Der Roman spielt nicht mehr in Petersburg, sondern unter der Gentry auf dem Lande. Sein Held ist kein Beamter mehr, sondern ein Künstler, vielseitig, begabt, wie der Herzensche Beltov, mit Phantasie, Gefühl und Verstand, ohne Anlagen zu angestrengter Tätigkeit, sich von den technischen Schwierigkeiten zurückstofsen lassend, der es daher nirgends über blofsen Dilettantismus bringen wird, ein »nieudačnik«, dem nichts gelingt, in der Kunst wie im Leben, der alles probiert, sich vorbereitet, nichts ergreift, besitzt; der sich stets treffend, sorgfältig analysiert, launisch und schwach bleibt, wie ein Kind, ohne Willen, ohne Rückgrat, das typische Produkt, das verzogene Herrensöhnchen aus der Leibeigenschaft, mit den sieben Sonntagen in der Woche. Der Roman trug ursprünglich den Titel »Der Künstler«. In der Tat ist

Rajskij so sehr Hauptperson, dafs der Roman als Ichroman gelten könnte, so genau werden wir auf dem Laufenden erhalten über jede Regung und Gefühl — wir erinnern uns an die Worte von Schubin bei Turgeniev (»Am Vorabend«). Für unseren Beltov bleibt dann die Vorliebe für das schöne Geschlecht gleich charakteristisch. Erst wollte er seine schöne Cousine, die Salondame, zu einem menschlichen, fühlenden Leben erwecken. Da er dies als aussichtslos aufgab, erinnerte er sich seiner Grofsmutter und ihrer Enkelinnen, die ihm irgendwo bei Simbirsk sein Gut verwalten; er wird nun an Marfa und Viera seine Künste versuchen. Die Schwestern sind das Gegenstück zu den beiden Schwestern Larin im »Oniegin«, Marfa das Entzücken ihrer Grofsmutter wegen ihrer Folgsamkeit, Anstelligkeit und Geistlosigkeit bei dem schönen Lärvchen. Sie kann natürlich Rajskij nicht fesseln, desto mehr die unnahbare, verschlossene Viera, die für alle, zuerst Liebes-, dann Freundschaftsbemühungen des Rajskij sich völlig unempfänglich erweist, so dafs er die unnütze Mühe aufgibt und nach Italien fährt. Auch dieser Roman ist an äufserlichen Begebenheiten arm, psychologische Erörterungen, seitenlange über Rajskij, füllen ihn aus. Andere Personen kommen dabei etwas zu kurz, namentlich Viera, die ihr Herz an einen vormärzlichen liberalen Frondeur, aus dem für 1868 ein »Nihilist« zurechtgestutzt worden war, verloren hat. Viera und Volochov wären uns ungleich interessanter als Rajskij, den wir schon aus Herzen und Turgeniev kennen, aber ebensowenig wie Turgeniev konnte auch Gončarov über sich selbst herauskommen. Der »Abgrund« ist nicht nur eine Lokalität, sondern auch ein Symbol. Wer wird Viera die Hand reichen, um über den Abgrund, in den sie durch die Schuld ihrer Sinne ausgeglitten ist, hinüberzukommen? Auch zum Helden ihres zweiten Romans eignet sich nicht Rajskij, wird ein Tuschin zitiert, eine russische Abart des Stolz, gleich solide, praktisch, gediegen, positiv und ohne Leben und Wahrheit. Volochov, mit seinem Predigen der freien Liebe, mit seinen Ausfällen gegen die Gesellschaft, auf die er so abgerichtet ist wie seine Bulldoggen auf die Waden der Polizeibeamten; die anderen, Männer und Frauen, der Gymnasiallehrer, etwa Kruziferski des Herzen, etwas auch vom Oblomov in der Wissenschaft, die sentimentale Kokette usw. bilden nur die nötige Staffage. Unter ihnen allen ragt die Grofsmutter hervor, die zu Ende des Romans

weit aus ihrem Rahmen herauszuwachsen droht, ein Symbol der guten alten Zeit, ihres zähen Konservatismus, der nicht jeder Vernunft spottet, ein grofses Herz, ein praktischer, etwas despotischer Sinn, darum auch nicht von Pedanterie frei, wie Viera selbst den Männern weit überlegen. Die psychologische Analyse sowohl wie die Schilderungen der Landschaft, des Dorflebens einer nach 1861 für immer verschollenen Zeit gewähren dem überlangen Roman noch immer eine Anziehungskraft. Aber Gončarov selbst hatte sich bereits erschöpft. Er brachte es nur noch zu einigen interessanten litterarischen Skizzen, nur ist ihm sein Versuch, in seine drei Romane einen genetischen Zusammenhang, eine folgerichtige Entwicklung hineinzudichten (ex post), nicht gelungen. Was sein Meister, Bielinskij (interessantere Erinnerungen an ihn zeichnete Gončarov noch auf) in seinem ersten Roman erkannt hatte, die Wahrung völliger Objektivität, den Mangel jeglicher Tendenz, zeichnete auch die folgenden aus. Darin berührte sich Gončarov mit Turgeniev, mit dem er ja auch die Stoffe teilte, doch hat er nicht dessen freie, weite Anschauung, neigt trotzdem zu Verallgemeinerungen, Symbolen; die Vorliebe für das Detail, für die genaueste Ausführung des Kleinsten, zeichnete ihn ganz besonders aus.

Dreizehntes Kapitel.

Tolstoj.

Angebliche Widersprüche und »Krisen« in der Entwicklung; deren Geradlinigkeit und Konsequenz. Sein Werk — eine Autobiographie. Die Jugendschriften. »Krieg und Frieden«. »Anna Karenina«. Aufgeben belletristischer Tätigkeit; theologische Polemik, Selbstbekenntnisse, Volkslitteratur. »Macht der Finsternis«. Einzelne Novellen, »Kreuzersonate« u. a.; »Auferstehung«. Tolstojs moralisches Ansehen bedeutender als seine »Lehre«. Der Realist und Gegner jeglicher Mystik.

Im Gegensatze zu anderen russischen Schriftstellern, die ganz hinter ihrem Werke sich verbergen — was erfährt man z. B. über

Turgeniev oder Dostojevskij von ihnen selbst — bietet Tolstoj ein in seiner Art einziges Beispiel: von seiner ersten bis zu seiner letzten Schrift ist alles fast Autobiographie, und ohne Briefe, Berichte von Zeitgenossen, Erinnerungen in Anspruch zu nehmen, sind wir durch den Verfasser selbst aufs genaueste von seinem ganzen Werdegange unterrichtet; er gibt uns Aufschlufs über jeden Gedanken, der je sein Hirn durchzuckte, über jede Wandlung, die mit dem inneren und mit dem äufseren Menschen vor sich ging. Sein Werk ist die gröfste Autobiographie, die es gibt. Tolstoj spricht fast nur von sich — ein paar Skizzen, ein grofser Roman sind es allein, in denen der Herr von Jasnaja Polana zurücktritt; die Irteniev, Niechludov, Olenin, Levin sind immer er selbst gewesen, bis er überhaupt jede Verkleidung von sich warf und offen mit seinen Bekenntnissen, Ideen, Propaganda vor den Leser hintrat.

Man sprach oft von einem »Wandel« Tolstojs — es gibt kaum eine konsequentere, unveränderlichere Persönlichkeit, kaum einen anderen, der so sein ganzes Leben lang an denselben Ideen festhielt, wie er. Eine Probe genüge: man pflegt von ihm zu behaupten, dafs er zum mindesten seine älteren ästhetischen Anschauungen, denen er doch selbst als schaffender Künstler treu war, später verworfen habe, und man beruft sich auf seine letzten ärgerlichen Auslassungen über Kunst. Man vergifst, dafs er schon 1862, nicht erst 1892 oder 1902, die These verfochten hat: Puschkin und Beethoven gefallen uns nicht darum, weil in ihnen absolute Schönheit ist, sondern weil wir ebenso verdorben sind wie sie, weil sie unserer unsinnigen Reizbarkeit und Schwäche gleichmäfsig schmeicheln. Und aus demselben Jahre, ehe er selbst »Exploitator« wurde, stammt die Definition der schönen Litteratur als einer künstlichen Exploitation, die nur für die Teilnehmer, nicht für die »Nation« vorteilhaft ist. Unsere Litteratur impft sich unserem Volke nicht ein, bleibt, wie Telegraph u. dgl., Monopol einer bestimmten Gesellschaft, deren persönlicher Vorteil!

Trotz dieser beharrlichen Konsequenz wäre es nicht schwer, Tolstoj aus seinen eigenen Schriften zu widerlegen. Kein Wunder, dafs er bei dem dezennienlangen Suchen nach Wahrheit auf Seitenpfade abbog, irrte, sich schliefslich zurechtfand — auf solchen billigen Triumph verzichtet man gern. Dafür erkennt man in ihm ohne alle Reserve den gröfsten Wahrheitssucher aller Zeiten,

der sich bei keiner einzigen konventionellen Lüge beruhigte. Jeder hat doch sein oder seine Steckenpferdchen, dem einen ist es Familie, dem anderen Vaterland, jenem Wissenschaft, diesem Kunst, Religion, Gesellschaft usw.; er nur verschont kein Stück dieser Maskengarderobe, hält jedes gegen das kalte, helle Tageslicht und zeigt die Löcher, die fadenscheinigen und die verblichenen Stellen, ohne alle Pietät, der echte Russe. Und so trat er 1852 mit seinem ersten Versuche auf, und dies blieb er bis heute, da er in den englischen Zeitungen gegen den Krieg protestiert: so ist er sich selbst treu geblieben.

Unerbittliche Analyse, die jede scheinbar noch so gute oder edle Regung bis in ihre letzten Fasern zerlegt und oft statt einer Tugend ein moralisches Gebrest aufdeckt, zeichnet seine beiden ersten »Erzählungen« aus, »Kindheit« und »Knabenalter«, zu denen nach einer gröſseren Pause »Jugend« hinzukam, die Schicksale Irtenievs, solange er sich zurückdenken kann, bis zum Verlassen der Universität nach dem ersten Jahre und dem schmählichen Durchfall beim Examen, der ihm alle seine Illusionen zerstörte, doch tröstete er sich darüber mit den besten Vorsätzen. Irteniev ist Tolstoj, obwohl die Einzelheiten absichtlich durchaus nicht übereinstimmen, so fiel er z. B. beim Examen nicht durch usw. Was wahr ist, ist eben das redlichste Bemühen, sich Klarheit über die Eindrücke der Umgebung, der Lektüre, der ersten eigenen Erfahrungen zu verschaffen. Die Zeitgenossen, die für romantische Helden à la Pečorin oder Tamarin, bald für die anklägerische Litteratur schwärmten, lieſs diese Psychologie kalt; nur ein und der andere konservative Kritiker lenkte die Aufmerksamkeit auf dieses ganz eigenartige Talent. Natürlich war der Kreis der Beobachtung ein beschränkter, die Kinder- und Schulstube, die ersten Bekanntschaften, Jugendfreundschaften, die erste Kommunion u. dgl. mehr, aber schon hier wies der Verfasser schonungslos auf all das Konventionelle, Unwahre, Heuchlerische im Leben seiner Klasse hin, schon hier taucht der erste Gegensatz zu den Anschauungen des Volkes auf.

Bald hatte Irteniev, jetzt heiſst er Fürst Nechludov, Gelegenheit, seine Beobachtungen zu erweitern. Von der Universitätsbank, ganz im humanitären Dusel, eilte er auf seine Güter mit dem festen Vorsatz, Wohlstand, Segen und Glück um sich herum zu verbreiten. Die schönen Seifenblasen platzten sofort; nicht

nur blieb der gewünschte Erfolg aus, es zeigte sich, dafs sein persönliches Eingreifen auch noch zum Nachteil der »Beglückten« ausfiel. Es übermannte ihn rasch das Gefühl der Unbefriedigtheit, Enttäuschung, Müdigkeit. Er vergafs momentan alle guten Vorsätze, und der »Morgen des Gutsherrn« verwandelte sich in Spielabende in der Stadt, die traurig endeten. Um sich zu »rangieren«, ging »Olenin« nach dem Kaukasus; zugleich hoffte er, nicht nur finanziell, sondern auch moralisch wiedergeboren zu werden. Für Olenin war der moralische, nicht so der finanzielle Erfolg, gleich Null, nur die Litteratur ist um eine Perle, um die Novelle »Kasaken«, bereichert worden. Land und Leute, Kasaken am Terek in ihrer ethnographischen Eigenart, in ihren Kämpfen mit den »unfriedlichen« Gorzen (Bergbewohnern), in der reichen Natur, hat er kennen gelernt, namentlich das Trio, das Mädchen — Königin Marjana, in die er sich sofort verliebt, die mit ihm zu tändeln scheint und mit einem energischen »geh doch weg, Ekel« alle seine Illusionen zerstört; der urvan-džigit (Held) Lukaschka, der mit seiner Kraft und Tapferkeit sich brüstet, bis ihn die Abreken schwer verwunden; endlich Onkel Jeroschka, der auf seine alten Tage nur noch Jäger ist. Dem Verkehr mit diesen Leuten, namentlich mit dem alten Jäger, einer Verkörperuug aller primitiven Elemente und Instinkte, einem Waldgeist oder Satyr förmlich, verdankt er seinen neuen Lebensbegriff. Im Anschlufs an die Natur findet er das Glück: früher, da ich so viel für mich verlangte, ersann, habe ich mir nichts aufser Schande und Kummer erworben — wie wenig brauche ich jetzt zum Glück! Glück beruht darin, für andere zu leben. Die Notwendigkeit des Glückes ist etwas Gesetzmäfsiges, jeder fühlt sie; aber ihr egoistisch zu genügen im Aufhäufen von Mittel, Ruhm u. dgl. geht schon darum nicht an, weil die Verhältnisse selbst sich dem entgegensetzen können, folglich sind diese Glücksmittel selbst nicht gesetzmäfsig — welche anderen können es nun sein aufser Liebe, Selbstentsagung? Ich brauche nichts für mich, warum sollte ich nicht für andere leben? Dabei beneidet er Lukaschka um sein sicheres Auftreten. Aber er wiederholt sich nur; denn schon im »Morgen eines Gutsherrn« hatten wir dieselbe »Erleuchtung« gefunden: »Torheit ist alles, was ich wufste, glaubte, liebte — die Liebe, die Selbstverleugnung, das ist das einzige vom Zufall unabhängige Glück«, und damals

beneidete er den jungen Iljuschka um dieselbe Ruhe und Sicherheit. Ja schon den kleinen Irteniev hatte die Freude und Rührung christlicher Selbsthingabe überkommen; er hatte rasch, ein anderer Mensch, ein neues Leben beginnen wollen — freilich blieb aus dem ganzen Nachdenken nur »eine geistige Dehnungsfähigkeit, die meine Willenskraft lähmte und die Angewohnheit ständiger moralischer Analysen, die die Frische des Gefühls, die Klarheit des Denkens ertötete«.

Olenin beneidet nicht nur Lukaschka um dessen physische, sondern auch den alten Jeroschka um dessen moralische Gesundheit. Diesem Pantheisten »ist alles eins, Gott hat alles dem Menschen zur Freude geschaffen, es gibt keine Sünde — nimm dir ein Beispiel am wilden Tiere . . . das ist alles Lüge; stirbt man, so wächst Gras über einen, das ist alles«. Vorläufig kriegt Olenin das Philosophieren, Grübeln satt; er kehrt in die Welt zurück, nimmt Dienste als Offizier, denkt an das Georgskreuz und Epauletten, ohne zu ahnen, daſs er nicht General der Artillerie, sondern der Litteratur werden wird; dazu legt er den Grund in Sebastopol. Denn er beschreibt, was er als Batteriekommandant erlebte, in Skizzen (Sebastopol im Dezember 1854, im Mai 1855, im August 1855 — der Sturm erfolgte den 27.), die nur die Wahrheit wiedergeben sollen: sein Realismus erschreckt ihn selbst; er fragt, ob er nicht davon gesprochen, was man verschweigen solle — denn, wo bleibt in dieser »Erzählung« der Ausdruck des Bösen, das man fliehen, des Guten, das man nachahmen soll? Wer ist ihr Held, ihr Missetäter? Alle sind gut, alle schlecht . . . Der Held meiner Erzählung, den ich mit aller Kraft meiner Seele liebe, den ich in seiner ganzen Schönheit wiedergeben wollte und der immer schön war, ist und bleiben wird, ist die Wahrheit. Wie in den früheren, wiederholt sich in diesen »Erzählungen« der Gegensatz zwischen dem Volke, den gemeinen Soldaten, die ihre schwere Pflicht ohne Murren, ohne Prahlerei, mit bedächtig sicherer Ruhe erfüllen, im Gegensatz zu der Intelligenz, zu den Offizieren, ihrer Pose, ihrem theatralischen Heroismus.

In den furchtbaren Tagen der Belagerung, in dem Wirbel des Salon- und litterarischen Lebens, in den Tolstoj nach Verlassen des Dienstes sich stürzte, sogar den Geck spielen möchte, in den Auslandsreisen und den ersten Tagen in Jasnaja Polana

verengten sich momentan die Ideale, beruhigten sich für eine Weile die Skrupel und Zweifel. Der Held seines Romans »Familienglück«, 1859, gesteht: «Ich habe viel durchlebt und glaube das zum Glück Nötige gefunden zu haben, ein ruhiges Einzelleben in unserer Dorföde, mit der Möglichkeit, Leuten Gutes zu tun, was so leicht ist, woran sie nicht gewöhnt sind; dann Arbeit, Arbeit, die Nutzen zu bringen scheint; dann Ausruhen, Natur, Buch, Musik, Liebe; das ist das Glück, über das hinaus ich nicht träumte — und dazu kann ja noch Familie kommen und alles, was der Mensch nur verlangen könnte. Dieses Programm führte nun Tolstoj durch, heiratete, hatte Familie und konnte mit seinem Rostov (im Schlufskapitel von »Krieg und Frieden«) ausrufen, da er das humanitäre Geschwätz der Ritter vom Tugendbunde anhört: all dies ist nur sentimentale Schwärmerei, sind Ammenmärchen; ich aber mufs dafür sorgen, dafs unsere Kinder nicht betteln gehen, ich mufs meine Verhältnisse ordnen, solange ich lebe — das ist alles! Und Tolstoj sorgte jetzt, dafs seine immer gröfsere Familie nicht betteln zu gehen brauchte; seine Feder wurde ihm zur Goldader. Allerdings regte sich ab und zu der Skeptiker. So schrieb er vom Standpunkte eines Pferdes die Biographie eines edlen Trabers, mit der Pointe: Wie unvernünftig ist Leben und Sterben der Intelligenz gegen das des Tieres; auch andere Skizzen, z. B. »Drei Tode«, liefen eben darauf hinaus. Die Skrupel, die ihn bei seiner pädagogischen Tätigkeit auf dem Dorfe (es waren ja dies die Jahre des Schwärmens für Aufklärung der niederen Schichten, für Sonntagsschulen u. dgl.) über Zweck und Ziel der Litteratur anwandelten, haben wir schon erwähnt; dies alles hinderte ihn nicht, an dieser Litteratur teilzunehmen. 1865 begann er im »Russischen Boten« »Krieg und Frieden« zu veröffentlichen.

Ihn hatte angezogen — und zieht heute noch an — das lichteste, idealste Kapitel russischer Geschichte: die Dekabristen, die sympathischen, humanen Männer; man denke z. B. an Lermontovs tiefempfundene Elegie an Odojevskij, an die hehren Frauen, die ihren Männern nach Sibirien folgten, die das Los auch anderer Verbannten zu mildern trachteten: an ihnen begeisterte sich ja Nekrassov zu seinem Liedercyklus »Russische Frauen«. Das Gnadenmanifest Alexanders II. hatte den letzten Überlebenden die Rückkehr gestattet — sie sah Tolstoj in

Moskau, den noch vor Jahren Čaadajevs merkwürdige Gestalt gefesselt hatte. So begann er seine Erzählung, aber am unrechten Ende und in unrechtem Tone: von der Heimkehr nach Moskau des alten, schon etwas kindisch gewordenen Fürsten Labasov, von seiner das Unglück stolz und würdig ertragenden Frau, von ihrem gezierten Sohn, der lebhaften, sich natürlich gebenden Tochter, von der unbedeutenden Umgebung usw., alles in einem leicht ironisierenden Ton; daher rückte die Sache nicht vorwärts. Er traf den Ton, als er statt der Gegenwart mit ihren Fragen und Enthusiasmus, nach 1856, in die ferne Vergangenheit, an die Wurzeln des Dekabrismus, die in der napoleonischen Epoche fufsen, zurückgriff, aus einem Satiriker zu einem Epiker wurde. So entrollte er uns eine Familienchronik der Rostov, Bolkonskij und Besuchov aus den Jahren 1805—1813 mit einem Schlufskapitel, das, einige Jahre nachher spielend, an die Vorschwelle der Bewegung heranführt. Neben dem rein künstlerischen Elemente steckte in dem Roman noch ein didaktisch-polemisches, über die Rolle der Heroen, den Einflufs des Individuum, Napoleon usw., der ihm ein fiktiver war; wir sehen davon ab.

Der Fluch der historischen Romane ist, dafs sie unhistorisch sind, dafs modernes, individuelles Empfinden und Denken, mehr oder minder verhüllt, mit chronikalischen, archäologischen, ethnographischen Schellen ausgeputzt wird. Am amüsantesten und erträglichsten sind sie noch in des alten Dumas Weise von Tausend und einer Nacht, die alle Geschichte verhöhnt und Abenteuer sowie Liebes- und Duellszenen an ihre Stelle einsetzt. Einer der wenigen gelungenen historischen Romane der Weltlitteratur, vielleicht der einzigste, ist eben »Krieg und Frieden«, weil er sich gar nicht als historischer ausgibt, die Napoleon, Alexander, Kutusov usw. nur Nebenrollen, Statisten, die eigentlichen Helden die Rostov usw. sind, von denen die Geschichte nichts weifs, d. h. die offizielle; denn die Familiengeschichte kennt sie sehr wohl, es sind ja zum Teil die nächsten Verwandten von Tolstoj, sein Vater usw., alles Leute, deren Bilder, Tradition, Denk- und Sprechweise ihm zum Teil noch vertraut war. Es ist somit eine Familienchronik, wie die des alten Aksakov, nur tiefgreifender, verflochten mit dem Gang der öffentlichen Angelegenheiten, die ja damals in jedes Leben mächtig eingriffen, nicht um eine einzige Persönlichkeit vereint, nicht über Dezennien

und Generationen ausgedehnt. Die Ereignisse brachten es mit sich, daſs das Leben einiger Familien in »Krieg und Frieden« zu einer Epopöe werden muſste, weil es mit allen Seiten des öffentlichen, Volkslebens usw., in Berührung trat; an ihm entrollte Tolstoj das gewaltige Gemälde.

Es fehlt ihm nur die geschlossene Einheit. Es tauchen ja die wichtigsten Personen auf, z. B. Andrej Bolkonskj — man braucht bei diesem Namen wie bei Kuragin usw., nur einen oder ein paar Buchstaben zu ändern, um die »historischen« zu erhalten — und scheiden aus ihm wieder völlig aus. Sie sterben, oder wir verlieren sie aus den Augen, wie im wirklichen Leben. Nur einige wenige, die Rostovs, Fürstin Marie, Pierre Besuchov bleiben im Mittelpunkt. Sonst ist es ein kolossales Gemälde des ganzen damaligen Lebens in den Adelsfamilien, auf dem Lande, mit den prachtvollen Genrebildern, Wolfsjagd, Schlittenfahrt, Hetzjagd, und in der Hauptstadt, im Kriegslager und in den Ministerien, in Freimaurerlogen und im Privatzirkel, auf dem Schlachtfelde von Austerlitz oder Borodino und in der Dorfkirche, Vor unseren Augen ziehen drei Generationen vorüber: die Alten, in einigen wenigen Vertretern noch der Katharineischen Zeit, der alte Fürst-Voltairianer als ihr bedeutendster, Kutusov; die Erwachsenen, Fürst Andrej und seine Zeitgenossen; die Heranwachsenden, die jungen Rostovs, Besuchov, um die es sich am meisten handelt. Wir begleiten sie von den Kinder- und Wohnstuben durchs Lager und Feld bis in die Mauern des brennenden Moskau.

Die Sicherheit des Pinsels; der verblüffende Realismus — wir schreiben 1864, höchstens Stendhal hatte bis dahin gewagt, auch in den historischen Episoden seiner Romanbiographie Realist zu bleiben; der mächtige epische Schwung, vom Epos behielt der Verfasser sogar den Kunstgriff steter Wiederholungen einiger bezeichnender Züge seiner Persönlichkeiten; die Fülle von Bildern; die Genauigkeit, Plastik, das Farbensatte in der Wiedergabe des Gesehenen erheben den Roman zu den höchsten, je erreichten Gipfeln menschlichen Könnens. Dem gewaltigen Eindruck kann sich niemand entziehen. In was für Dithyramben ergieſst sich ein Flaubert z. B., dem doch der Mangel straffer Komposition und so manche Stillosigkeit im Ausdruck wie die ganze Historiosophie den Genuſs hätte verderben müssen! Immer wieder bewundert man, in den groſsen Massenszenen wie in den diskretesten

Einzelbildern, nicht nur die Darstellung des Äufseren, sondern vor allem die richtige Beleuchtung wie von innen aus, die Erklärung und Analyse des Unscheinbarsten, aber oft Bezeichnendsten. Doch wollen wir diesen Umstand noch bei dem folgenden Roman deutlicher hervorheben. Gegenüber dem erstaunlichen Reichtum der Männerbildnisse, einer ganzen Galerie der verschiedenartigsten Köpfe, ist die Frauenwelt mit wenigen, allerdings Meisterbildern ausgestattet. Es fehlen in ihr bezeichnende Erscheinungen der Zeit; es hängt dies zusammen mit der Anschauung Tolstojs von der Frau, die er in Kinderstube und Wirtschaft verweist. Politisierende, schriftstellernde Blaustrümpfe, Mannweiber, Heldinnen sind ihm ein Greuel, existieren für ihn einfach nicht. Ganz verzeichnet ist nur Napoleon, aber diese »Entkrönung« des Helden war eine beabsichtigte, freilich ganz unbefriedigende, banale.

Es ist somit »Krieg und Frieden« nicht die Epopöe Rufslands 1805—1812, sondern des adligen Rufslands der Zeit. Eine Berührung mit dem Volke war aber nicht zu umgehen, ja, Tolstoj suchte sie absichtlich herbeizuführen. Es handelte sich ihm nicht, wie einem Dumas, um das blofse Amüsieren des Publikums; seine Zweifel und Skrupel liefsen nicht los, er forschte auch hier nach dem Sinne des Lebens, wer ihm näher stünde, Intelligenz oder Volk? Daher erfahren seine beiden Helden, Andrej, hierauf Pierre, die Läuterungen ihrer Lebensauffassung. Dem allverzehrenden Ehrgeiz Andrejs machen die schweren Wunden ein Ende, und er erkennt die Eitelkeit des Lebens auf dem Sterbelager: die bewunderungswürdigen Einzelheiten seines Verhaltens, sein brüsker Wandel, als die Schatten des Todes sich über ihn senken. Pierre, eine etwas schwerfällige, apathische Natur, ein Grübler, den der blofse äufsere Schein wohl für einen Augenblick locken kann, wie bei seiner ersten Heirat, doch nicht befriedigen, den daher alles enttäuscht, auch die Freimaurer, der im Dunkeln tappt, bis der Zufall den Kaisermörder in Gedanken und französischen Gefangenen mit einem anderen Gefangenen aus dem Volke, dem gutmütigen Karatajev, zusammenführt. Stets hatte bisher der Verfasser das ursprüngliche, instinktive Leben des Volkes über das gequälte, verstandesmäfsige, raisonnierende der Intelligenz gestellt, in seinem »Cholstomier« hatte sogar der Wallach eine vernünftigere Auffassung der Welt als die Menschen — und blieb sich auch hier treu. Die eigentlichen Heroen sind

nicht die offiziellen, sondern in der Bedienungsmannschaft jener exponierten Batterie des Kapitän Tuschin zu suchen. Den wahren Sinn des Lebens kennt der Verkörperer nationaler Weisheit, der in Sprichwörtern redende Karatajev, der dem Pierre die Lehre von der Erniedrigung, Entsagung, Demut, Dankbarkeit dem Schöpfer, Unbewegtheit theoretisch und praktisch mitteilt, dem dieser so viel verdankt. Aber trotz der vollständigen inneren Wandlung, die mit ihm vorgeht, verläfst Pierre nicht das gewohnte Leben. Jedenfalls sind wir einen erheblichen Schritt weitergekommen. Bei Olenin galt es von der ganzen Weisheit, die er im Verkehr mit Jeroschka und der Natur gewonnen: Aus den Augen, aus dem Sinn! Karatajev wird erschossen, Pierre heiratet zum zweiten Male und findet sein Glück in seiner Familie, — aber auf wie lange? Wann wird Karatajevs Saat in ihm keimen und sprossen? Wann wird ihm, dem die gütige Fee keinen einzigen Wunsch versagt hat, sein glücklich-heiteres Leben so unfruchtbar öde erscheinen, dafs er den Anblick seiner Jagdgewehre, der Kleiderhaken meiden wird, um nicht auf Selbstmordgedanken zu kommen? Auskunft gibt uns der folgende Roman.

In »Krieg und Frieden« waren wohl die Seinigen, weniger er selbst porträtiert worden, »Anna Karenina« dagegen — wiederum im »Russischen Boten« 1875/1876 gedruckt — ist ein autobiographischer Roman. Levin ist Tolstoj, sein Bruder Nikolaus und dessen Tod, der ihn so heftig erschüttert, — alles ist wahr, nur die Nebenumstände sind wieder geändert: wohl starb Nikolaus in Leos Armen, doch war dieser damals ledig; sogar seiner nachmaligen Frau gestand er seine Liebe mit derselben Spielerei wie Levin der seinigen. Die Komposition ist hier noch loser als in »Krieg und Frieden«. Zwei Liebespaare, Repräsentanten der gesetzlichen und der ehebrecherischen Liebe, laufen nebeneinander durch den Roman, und ganz aufser dem Zusammenhange geschieht die »Läuterung« Levins. Der Roman trägt Titel und Motto zu Unrecht; denn nicht die Strafe des Ehebruchs, »Mein ist die Rache, ich werde vergelten«, sondern die Verchristlichung Levins bilden den Hauptinhalt. Der glänzende Offizier und Herrenreiter Vronskij berückt die schöne Karenina, der ihr korrekter, kalter Gatte, ein hoher Beamter, auf die Dauer nicht imponieren kann. Sie folgt dem gebieterischen, unwider-

stehlichen Zuge ihres Herzens, zerreifst die Bande der Moral und Achtung. Auf die Dauer wird Vronskij der zweideutigen Situation und ihrer Eifersucht überdrüssig, er erkaltet zusehends, und sie, für die diese Liebe alles ist, geht freiwillig in den Tod. Diesem scheinbaren grofsen Glücke, das in Wirklichkeit nur ein grofses Unglück ist, tritt entgegen die rechtmäfsige, zur Ehe führende Liebe des Levin. Einzelne Bilder gehören wieder zu den vortrefflichsten, nicht nur der russischen Litteratur; ihren Hauptreiz macht ihre Beseelung aus. Man vergleiche nur das Bild des Wettrennens bei Zola in »Nana« und bei Tolstoj, um das kolossale Übergewicht des Russen zu würdigen. Zola gibt die Photographie, die äufsere Szenerie, wie ein beliebiger Reporter, fünf oder zehn Pfennig die Zeile. Tolstoj-Vronskij reitet das Rennen selbst, gibt die Eindrücke des Reiters wieder, sogar das Pferd ist beseelt, z. B. in der Szene seines Niederbrechens. Dies Mähen um die Wette, die Hühnerjagd usw., — der Franzose würde dies alles sauber und genau mit dem Apparat aufnehmen und uns, gleichgültig, gelangweilt, die Sachen angaffen lassen. Tolstoj läfst uns die allmähliche Mattigkeit der Arme, das rastlose Suchen des Hundes förmlich miterleben. Dieses adlige Leben daheim, d. h. in den Adelsnestern und in der Hauptstadt, ist mit jener Fülle, Frische, epischen Umständlichkeit wiedergegeben, die wir sogar bei Turgeniev vermissen.

Wir sehen jedoch von dem Roman oder den Romanen ab, es kommt ja noch eine Ehebruchsgeschichte vor, die offenbar vom Standpunkte der Männermoral — d. h. sie dürfen sündigen, wieviel sie wollen; wehe, wenn ein Weib fehlt — sehr glimpflich behandelt wird. Uns interessiert Levin, dessen Wiedergeburt den Tod des Künstlers anzeigen sollte. Levin führt das glücklichste Leben; an ihm nagt, wie an dem vierzehnjährigen Irteniev — die Jahre haben ihn nicht verändert, und er wird so bis an sein Lebensende bleiben — der Wurm der Analyse. Er fragt überall nach dem eigentlichen, dem unmittelbaren Zweck, daher ist ihm verhafst die Formalistik der Kanzlei, gleichgültig die korporative Tätigkeit im Semstvo, dieses Parlamentspielen, wozu er nicht jung noch alt genug ist. Ebensowenig ist er ein müfsiger Verehrer des Landlebens oder Freund des Bauern, wie etwa Liebhaber des Disputierens, um anderer Meinungen unterzukriegen. Er kann sich nicht für anderer Stichworte be-

geistern, nicht für den serbischen Krieg; er protestiert gegen das Predigen zum Morden: nach acht Jahren wird er ja schreiben von der grossière imposture, appelée patriotisme et amour de la patrie, und überläſst die einzige Verantwortung dafür der Regierung, auf Grund der bekannten Warägerfabel. So erspart er sich alle Enttäuschungen, Unaufrichtigkeiten, Tändeleien, die ihm an den ernsthaften Professoren, Nationalökonomen, Slawophilen und Westlern so auffallen. So schafft er sich eine Position, die er nach allen Seiten für sturmfrei hält.

Sein Glück, auf ihm und seinen Nächsten aufgebaut, ist unerschütterlich. Wenn er aber, im Walde mit den Seinigen vom Gewitter überrascht, erwägt, daſs ein Blitzschlag über seine ganze Zukunft entscheiden kann, daſs somit der dümmste, unberechenbarste Zufall der souveräne Herr über sein sogenanntes gefestetes Glück ist, möchte er rasend werden. Schon als ihm sein erster Sohn geboren wurde, empfand er statt der Freude das Gefühl, dem Schicksal oder Zufall eine neue, verwundbare Seite entblöſst zu haben. Dasselbe hatte lange vor ihm Herzen empfunden und ausgesprochen. So wirft der Tod alle seine Berechnungen über den Haufen, und das Gefühl steigert sich, seitdem er seinen Bruder hatte sterben, die Verwandlung in das Nichts eingehen sehen. Diese Furcht des unabwendbaren Todes, der ja alles irdische Beginnen überflüssig macht, können ihm die wissenschaftlichen Termini, die ihm längst jeden positiven Glauben ersetzt haben, nicht paralysieren. Erneute Lektüre philosophischer Werke enthüllte ihm dieses Spielen mit Ausdrücken, das erfolgreich nur, solange es die Ansichten anderer bekämpfte, auſserstande, etwas Positives zu geben, und dämmerte einmal der Schimmer eines Verständnisses, so war er nicht festzuhalten, nicht nach Belieben herzustellen. Er las Chomiakovs theologische Schriften, aber nur für einen Augenblick beruhigte ihn dessen Definition von der Kirche als der lebenden Gemeinschaft der Gläubigen, daſs nur die in Liebe geeinte Menschheit, nicht jeder einzelne, die göttliche Wahrheit erreiche. Die Zweifel wurden zur Qual. »Ohne zu wissen, warum ich hier bin und was ich bin, kann ich nicht leben.« Das ganze Resultat jahrhundertelanger Mühen des Menschengeistes ist: in der Endlosigkeit von Raum, Zeit und Stoff sondert sich ein organisches Bläschen ab, hält sich ein Weilchen und platzt, — das bin ich. Wahrlich nur grober Hohn

einer feindlichen Macht. Dagegen fand er Ruhepausen, wenn er diesen Wurm durch mechanische Arbeit förmlich einschläferte. Er fühlte dabei in der Seele sogar die Anwesenheit eines förmlichen Richters, der ihm stets den richtigen Weg wies; nur wenn er darüber nachdachte, hatte das Leben keinerlei Sinn. Ja, seine Frau, die alte Verwalterin, das Volk, die wufsten, was Leben und Tod bedeute, und er merkte, dafs die Religion doch noch nicht abgetan wäre. Es kam ihm seine Wissenschaftlichkeit vor, als hätte er bei Frost einen warmen Pelz eingetauscht gegen einen Seidenanzug, in dem er nun so gut wie nackt dastehe und erfrieren müsse. Bei einem Gespräche mit einem Bauer geht ihm neues Licht auf. Der Bauer sprach von verschiedenerlei Menschen. Der eine lebt nur für seine Notdurft, stopft sich nur den Wanst voll, aber Fokanyč ist ein gerechter Greis, lebt für seine Seele, denkt an Gott. Das Wort, von der eigenen Seele zu denken, war schon viel früher von der Verwalterin hingeworfen; damals fing es Levin nicht auf, aber jetzt. »Wieso denkt er an Gott, wieso lebt er für seine Seele?« schrie fast Levin auf. Es ist doch klar, wie? nach Wahrheit, nach Gottes Weise. Die Worte durchzucken Levin wie ein elektrischer Funke; es sammeln sich seine Gedanken. Vernunft lehrt uns für unseren Bauch zu leben, aber das in mir und allen Menschen lebende Wissen des Guten steht aufserhalb von Vernunft und Kausalität. Nahm ich bisher im Leben einen blofsen Stoffwechsel, eine Entwicklung an, als ob solche in der Unendlichkeit denkbar wäre, und konnte ich trotz der gröfsten Gedankenanstrengung keinen Sinn des Lebens, meiner Begierden und Regungen, finden, trotzdem er so klar war in mir, weil ich ja fortwährend nach ihm lebte, so habe ich jetzt vom Trug mich befreit, den Hausherrn erkannt, die Erkenntnis des Bösen und Guten, die ich mit dem Leben selbst aufgesogen habe; sich dabei nicht zu bescheiden, ist Stolz, Dummheit, Gaunerei, Betrügerei des Verstandes. Jeder Philosoph hat die Kenntnis vom Leben wie Bauer Fedor und will nur auf zweifelhaftem Verstandeswege zu dem allen Bekannten zurückkehren. Geistig zerstören wir nur, gehen aufs Eis tanzen. Ohne die Vorstellung vom Gott-Schöpfer, vom Guten, was würden wir mit unseren Begierden, Leidenschaften, Gedanken anfangen? Nicht mit dem Verstand — mit dem Herzen, mit dem Glauben an das, was die Kirche bekennt, weifs ich es.

Das »liebe deinen Nächsten« habe ich ja schon in der Kindheit freudig aufgenommen, weil es in meiner Seele lag, obwohl es nicht verständig ist. Um in diesen Zustand zu gelangen, bedarf es keines Durchmachens des ganzen Gedankenganges. Dem Gefühl von Freude und Beruhigung kann der Gedanke kaum folgen. Eine Frage drängte sich noch auf: ist Hauptbeweis für die Existenz Gottes die Offenbarung des Guten, warum sollte sich dieselbe auf das Christentum beschränken? Doch ist diese Frage unrichtig gestellt; mir persönlich, meinem Herzen ist dieses Wissen entdeckt worden. Dieses neue Gefühl hat mich nicht verändert, beglückt, erleuchtet, überrascht, ebensowenig wie das Gefühl meiner Liebe zu meinem Sohn. Ich werde mein gewohntes Leben fortführen, aber jetzt wird mein Leben, mein ganzes Leben unabhängig von allem, was mit mir geschehen kann, jede seine Minute nicht nur nicht sinnlos sein, wie es vorher war, sondern es hat einen unzweifelhaften Sinn des Guten, den ich hineinzulegen die Macht habe.

Im Gegensatze zu dieser Belohnung des moralischen Ringens — wobei man Nota bene keinerlei Versuchung ausgesetzt war; wie anders dagegen die arme Karenina! — steht die Strafung des Verstandes: dieser Gauner und Versucher flüstert der Unglücklichen zu, dazu wäre dem Menschen Verstand gegeben, damit er sich von dem befreie, was ihn beunruhige — warum sollte man nicht die Kerze auslöschen, wenn nichts mehr oder nur noch Häfsliches zu sehen ist? ist doch alles Unwahrheit, Trug, Lüge, Böse —, und das Licht, bei dem sie ihr von Angst, Betrug, Schmerz und Bösem erfülltes Buch las, flammte mit einem Glanz auf, greller als je zuvor, erleuchtete ihr alles, was vorher dunkel war, knisterte auf, begann zu verblassen und verlosch für immer.

Bei diesem Kampfe gegen den Materialismus, bei diesem Eintreten für Moral, Religion und Kirche sollte es nicht bleiben. Levin täuschte sich vor allem in der Kirche und bekannte bald in derselben ungestümen Jagd nach Wahrheit seinen Irrtum, aber nicht mehr in künstlerischer Darstellung, sondern in wissenschaftlichen und polemischen Schriften, Bekenntnissen u. dgl., die jetzt in beängstigend rascher Folge einander drängten. Greifen wir aus dieser Fülle eine heraus, »Ma Réligion«, Paris 1885. Als Levin sich nach der Überwindung seines Materialismus der

Kirche zugewendet hatte, fand er bald, daſs die Essenz des Christentums: Liebe, Demut, Entsagung, Vergeltung des Bösen mit Gutem, hier zu einem bloſsen Accidens geworden war; bald stieſs ihn ihre Unduldsamkeit, die Fremdartigkeit ihrer Dogmen, das Rohe, Kindische, Überlebte ihrer Zeremonien ab.

Der groſse Zauberer Dostojevskij hatte sofort nach dem Erscheinen des Schluſsteiles der »Anna Karenina« den kommenden Wandel, den Abfall von der alleinseligmachenden, nationalen Orthodoxie vorhergesehen und beklagt, hatte erkannt, daſs sich alsbald, trotz der angeblichen Beruhigung des Levin, ein Häkchen ergeben würde, über das die ganze »Beruhigung« zu Falle kommen muſste. Dabei gab er die wunderbar zutreffende Charakteristik Tolstojs — schon 1877, an der 1905 nichts zuzusetzen ist: »Trotz seines kolossalen künstlerischen Talentes ist Tolstoj einer jener russischen Köpfe, die nur das sehen, was direkt vor ihren Augen steht, und darum auf diesen Punkt hin drängen. Offenbar haben sie nicht die Fähigkeit, den Hals rechts oder links zu drehen, um auch das zu sehen, was seitwärts steht; dazu müſsten sie mit dem ganzen Körper die Schwenkung machen. Dann werden sie vielleicht das direkt Entgegengesetzte reden; denn jedenfalls sind sie immer streng aufrichtig.« Und weiter führt Merežkovskij die Worte Dostojevskijs an: »Die Einfachheit (Tolstojs und vieler Russen) ist geradlinig und auſserdem hochmütig; ein Feind der Analyse; sehr häufig endigt es damit, daſs sie in ihrer Einfachheit den Gegenstand nicht mehr zu begreifen beginnen; ja sie sehen ihn sogar nicht mehr, so daſs das Gegenteil jetzt eintritt, d. h. ihr eigener Gesichtspunkt aus einem einfachen (natürlichen) von selbst und unwillkürlich in einen phantastischen übergeht.« Darin steckt die Entwicklung des Quäkers, des Rationalisten, des Leugners jeglicher Religion, der sogar von Gott nicht mit einem »Er« (nur Es) sprechen kann.

Vorläufig zog ihn allerdings noch das Evangelium selbst an, namentlich die Bergpredigt, von der die meisten Sektierer ausgehen; er erkannte daraus, wie im Gegensatze zu ihr unsere ganze gesellschaftliche Ordnung auf dem Prinzip des »Auge um Auge« beruht, wie sich göttliches und menschliches Recht gegenüberstehen, wie praktische Unanwendbarkeit der Lehre Christi zum Grundsatz wird; wie wir das Nichts, die hohlen Götzen, um sie der Zahl bloſser Irrtümer zu entreiſsen, Kirche, Staat,

Kultur, Wissen, Kunst, Civilisation benennen. Nun vertiefte er sich in das Studium des evangelischen Textes und der ersten Kirchenväter, fand, dafs schon seit dem fünften Jahrhundert die Worte »Richtet nicht, auf dafs ihr nicht gerichtet werdet« fälschlich auf blofse Nachrede — so hatte auch er es einst verstanden — gedeutet werden, während sie sich auf staatliches Gericht und Richter beziehen; fand, dafs der Aberglaube von einer persönlichen Auferstehung Christo unbekannt war, nur ein Überrest des Heidentums ist, einer trüben Verwechslung von Schlaf und Tod; dafs Christus dem persönlichen Leben nicht ein Leben jenseits des Grabes, sondern das gemeinschaftliche Leben der Menschheit, das sich mit Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft verschmilzt, entgegenstelle. Er geht auf die kompliziertesten Textfragen ein, beseitigt uralte falsche Übersetzungen, Deutungen, Lesarten; verliert sich in den gröbsten rationalistischen Plattheiten, z. B. die Erklärung der Speisung der Fünftausend: die Lebensmittel mit sich hatten, boten sie nach dem Beispiel von Jesus und Aposteln den anderen an. Da gefällt mir der Prediger besser, der statt Tausende Hunderte setzte und dies nicht berichtigen wollte — meine Bauern werden auch das nicht glauben, frifst doch jeder von ihnen allein sieben Brote. Und so erkannte er, dafs von der Lehre der Kirche nichts übrigbleibt. Das Leben, das sie lehrt, ist ein ganz chimärisches, wie es nie gelebt worden ist, weil es mit seinen Kämpfen und Leiden als etwas zeitweiliges und widernatürliches, durch einen phantastischen Sündenfall verschuldetes dargestellt wird, während es nur ein Kampf zwischen tierischen und vernünftigen Instinkten ist. Für jeden Unvoreingenommenen ist die Lehre der Kirche Wahnsinn (démence), wie er in der pseudochristlichen Religion seit 1500 Jahren gelehrt wird. Christi Lehre besteht aus einem moralischen und einem metaphysischen Teil. Wie in anderen Religionen findet mit der Zeit Verlassung des moralischen und Ersetzung desselben durch blofse Zeremonien und Ausbildung des metaphysischen statt. Die willkürliche Trennung von Moral und Metaphysik begann der Heide Paul, dem der ethische Sinn wenig geläufig war, und man vollendete sie unter Konstantin, als man jede heidnische Einrichtung mit dem christlichen Mantel bedecken zu können glaubte. Nachdem wir ohne Kirche die Sklaverei, die Autokratie von Kaiser und Papst abgeschafft haben, gehen wir

nunmehr daran, auch die anderen Unbilligkeiten, Eigentum und Staat, abzuschaffen; alles hat die Kirche verlassen, ist von ihr unabhängig; sie ist überflüssig geworden wie die Nabelschnur, denn auf die unbewuſste muſs die bewuſste Ernährung folgen, das bewuſste Erkennen der Wahrheit der Lehre Christi. Mein Stück Brot gehört mir nur dann, wenn ich weiſs, daſs jeder das seinige hat, daſs niemand darunter leidet, während ich es esse. Wer sein Leben bewahren will, verliert es in seinem Egoismus. Das wahre Leben vergröſsert das durch vergangene Generationen gesammelte Gut, indem man auf den Eigenwillen verzichtet, Gottes Willen befolgt. Dadurch wird mein Leben und mein Tod dem Heile aller gedient haben; obéir à la raison pour réaliser le bien ist die Substanz aller Lehre; Dogmen, Sündenfall, Erlösung u. dgl. haben nur unsere Auffassung verfälscht und die Ethik aus dem Pseudochristentum verschwinden lassen. Glaube beruht auf dem vollkommenen Bewuſstsein des wahren Sinnes des Lebens, ist Kenntnis der Wahrheit, keines Systems; die Frage, was tun, um zu glauben? beweist nur, daſs man die Lehre Christi nicht verstanden hat. Ohne die Lehre Christi und die Kirche, die darüber gewuchert hat, währen wir heute näher dem Ideal Christi. Der Bekenner dieses Ideals hat die Welt zu verlassen; fordert doch gerade das Leben nach der Welt die groſsen Opfer und Qualen, beraubt uns der wahren Bedingungen des Glückes, löst unsere Bande mit der Natur, tötet die Freude an der nützlichen Arbeit, unterbindet den freien Verkehr mit Menschen, untergräbt unsere Gesundheit, bringt frühe Krankheit und Tod. Unsere zivilisierte Welt hat keinerlei klar formulierte moralische Grundlage des Lebens; sie kennt nur die Unterwerfung aux pouvoirs établis, aber die Kirche, d. h. die Vereinigung von Menschen, die nicht durch Formeln und Salbungen mit Öl, sondern durch Taten der Wahrheit und Liebe vereint sind, hat immer gelebt und wird immer leben, mag ihre Zahl klein oder groſs sein; sie bildet die unbesiegbare Kirche, zu der sich alle Menschen vereinigen werden — fürchte dich nicht, kleine Herde, denn es hat deinem Vater gefallen, dir sein Reich zu geben. Die Nihilisten sind die einzigen wahren Christen, die besten unserer Zeit, trotzdem sie Christus nicht kennen, oft ihn hassen; sie allein haben Glauben, führen une vie raisonnée.

»Eine solche Sprache redet für sich selbst; sie kommt aus

einem tiefen, religiösen Gemüte, begeistert für alle Wahrheit, Hohes, Edles, Göttliches, wie gegen alles Niedrige, Gemeine empört. Das religiöse Element hat sich hier mit der Freiheit des ethischen Standpunktes zu einem harmonischen Einklang durchdrungen; das Christentum ist hier zur ethischen Religion geworden, geht über in das Bekenntnis der absoluten, ethischen Religion,« spricht ein deutscher Theologe, doch nicht über Tolstoj, sondern über den nordamerikanischen Unitarier Th. Parker (a discourse of matters pertaining to religion, London 1846). Nur den Russen bot Tolstoj etwas Neues. Die polnischen Arianer z. B., Vorläufer dieser Unitarier, benutzten sogar dieselben Zitate aus Origenes an Celsus, um von der Bergpredigt zu schweigen; lehrten ebenso den Nichtwiderstand gegen das Böse, wie Tolstoj: »Die Mitmenschen müssen mir Gutes tun; alles Übel, das sie mir antun würden, wäre auch Übel gegen sie selbst, und tun sie es mir an, weil sie die Wahrheit nicht kennen, so kann ich ihnen dieselbe nicht zeigen, wenn ich an dem Übel selbst teilnehme; ich mufs sie durch meine Handlungen bekennen;« sie erklären ebenso, dafs Christus den Krieg nicht ausdrücklich verboten hat, weil er an die Möglichkeit nur dieses Mordens bei Leuten seines Glaubens auch nicht hat denken können; malen das Paradies aus, wenn die Gesellschaft Christi Gesetz befolgen würde, das allein der Welt den Frieden gibt; wenden sich gegen die Behauptung von der Schwere dieses Gesetzes, dieses leichten Joches im Grunde usw. Nur in Rufsland erzielten diese uralten »Lehren« Sensation, bekehrten die Menschen zu Versuchen eines Zusammenlebens nach »Tolstojschen Prinzipien«, die zu nichts führten, verschafften Tolstoj das Ansehen eines Propheten.

Doch auch auf dieser Etappe blieb der Nihilist, Atheist und Anarchist Levin nicht stehen; der einst so heftig, einseitig für die Kunst um der Kunst willen eingetreten war, dafs der alte Chomiakov ihn bei der Ehrenaufnahme als Mitglied der Moskauer Gesellschaft zu berichtigen für nötig hielt (1859), trat jetzt gegen die Kunst, gegen den Kult der Schönheit, gegen jedes Idealisieren der sinnlichen Liebe auf; er wurde Vegetarianer, weil ihm auch das Morden der Tiere, die er immer hoch gehalten hatte, vgl. den Cholstomier von 1861 u. a., verpönt galt; trat gegen den Alkohol, gegen den Tabak auf, als Mittel zur Benebelung der Sinne, zur Abstumpfung unseres Rechtlichkeitsgefühls; eiferte gegen jede

geistige Tätigkeit, eine bloſse Seifenblase, oder die nur der Sicherung einer Kaste in ihrer bequemen Lebensführung zu dienen hat — falls sie nicht von wirklichem Feuer beseelt wird: überhaupt ist ihm alles Schablonenhafte, rein Verstandesmäſsige, sogar bei der Übung von Mildtätigkeit, verhaſst, gilt ihm als unfruchtbar. Doch die Darstellung dieser Konsequenzen fällt aus dem Rahmen dieses Buches heraus.

Uns interessiert weniger diese Lehre und ihre Folgerungen, als daſs zum ersten Male in Ruſsland eine moralische Autorität entstehen und sich behaupten konnte, ganz auſserhalb, ja gegen Staat und Kirche. Mochten Orthodoxe und Konservative vor Wut bei der bloſsen Nennung des Namens knirschen, sie wagten sich nicht an Tolstoj heran. Die Plehwes und die anderen Terroristen, die für nichts und wieder nichts, manchmal sogar aus bloſsem Versehen, Tausende einkerkerten, für immer unglücklich machten, sie lieſsen den tausendmal Schuldigeren in Ruhe aus Scheu vor Europa, ja vor Ruſsland. Dieses eine Mal blieb ihnen ihr Lieblingswörtchen, das »Fiuit«, in der Kehle stecken: sie können ihn aus der Kirche ausschlieſsen, den Druck seiner Sendschreiben aufhalten; sie können sich nicht an ihm vergreifen. Das erste Beispiel einer solchen moralischen Autorität und Gröſse in Ruſsland; darum imponierte es uns so auſserordentlich — als Zeichen der Zeit.

Aber noch in anderer Hinsicht ist der Fall lehrreich. Zuerst was Kurzsichtigkeit der Menschen betrifft. Wir schweigen hier von den Angriffen der fortschrittlichen Kritik gegen den »schädlichen« Autor von »Krieg und Frieden« oder »Anna Karenina«. Aber Turgeniev, der doch selbst das meiste für die Einführung Tolstojs in Frankreich gewirkt hat, der schon seit frühen Jahren Tolstojs Gröſse erkannte und schätzte — schrieb er ja schon 1856 von ihm: »Wenn dieser junge Wein ausgegoren hat, wird es ein Getränk für Götter!« —, konnte über »Anna Karenina« klagen, daſs sie »nach Moskau, Weihrauch, alter Jungfer, Slawophilie, Adelswirtschaft riecht« — nicht Tolstoj, sondern nur Turgeniev »a fait fausse route«. Andere hätten mit mehr Schein auf Recht klagen können, daſs sie schlieſslich Tolstoj, vielleicht noch schlimmer wie einst Puschkin, enttäuscht hat. Als man von dem groſsen Dichter noch das Aufrechthalten des Protestes erwartete, hatte er längst mit der Reaktion seinen Pakt geschlossen; einen

ähnlichen Kompromiſs schloſs Tolstoj mit dem Leben. Schon sein Besuchov hatte gedroht, daſs er sein Vermögen unter die Armen verteilen könnte: diesem bloſsen Gedanken stellte sich Maria Rostov mit dem Hinweis auf die Kinder, die man nicht berauben dürfe, entgegen. Nach Jahren wiederholte sich dasselbe. Tolstoj war zu dem Gedanken Besuchovs bereit, bereit dazu, betteln zu gehen — es widersetzte sich die Frau: »würde ich etwa nicht mit ihm gehen, wenn ich nicht kleine Kinder hätte; er aber hat alles über seiner Lehre vergessen«; sie war bereit, gerichtliche Vormundschaft über das Vermögen zu verlangen. Es kam nicht im entferntesten zu diesem Äuſsersten. Wie Puschkin, nur noch weniger dazu gezwungen, fand sich Tolstoj durch ein billiges Kompromiſs mit unbequemen Konsequenzen ab.

Von Bedeutung für Litteratur war ein anderer Umstand. Die letzten Worte, die der sterbende Turgeniev an einen Fremden richtete, wandten sich an Tolstoj in einem Brief vom 28. Juli 1883; am 22. August ist er gestorben. Beide kannten sich seit frühen Jahren, haben sich jedoch nie dauernd befreunden können; Turgeniev klagte über die »Unfreiheit« seines Geistes, es stieſs ihn immer etwas ab. Jetzt bekennt er, wie froh er war, daſs er sein Zeitgenosse war und spricht die letzte aufrichtige Bitte aus: »Kehren Sie zu Ihrer litterarischen Tätigkeit zurück, stammt doch diese Ihre Gabe eben von da, woher alles übrige. Wie glücklich wäre ich, wenn ich denken könnte, daſs meine Bitte auf Sie einwirken werde. Mein Freund, groſser Schriftsteller des russischen Landes, achten Sie auf meine Bitte! Ich kann nicht mehr — bin müde.«

Es konnte scheinen, daſs Tolstoj mit »Anna Karenina« von der Litteratur für immer Abschied nehmen sollte; er schrieb ja jetzt auſserordentlich viel, aber Theologisches, Polemisches, Bekenntnisse, Sachen fürs Volk; den Roman hatte er aufgegeben. Sachen fürs Volk — er hatte noch während seiner pädagogischen Tätigkeit in Jasnaja Polana 1860—1862 über den völligen Mangel einer Volkslitteratur geklagt, jetzt suchte er Legenden, Volksmärchen, eigene Sujets im Sinne seiner Lehren von Gottes Vorsehung; von der Herzenseinfalt — wie die drei Greise das Gebet des Herrn vergebens lernen; von dem Sich-nicht-einmengen; von dem Nicht-Böses-tun — der zufällige Tod des bösen Verwalters, den man schon zu ermorden gedachte usw., zu bearbeiten. Diese

tendenziös-didaktischen Erzählungen beanspruchen keinen künstlerischen Wert; der einfache, natürliche Vortrag ist ihr gröſster Schmuck, doch scheint die Einfachheit mitunter gesucht. Vollständig überragt, totgedrückt werden sie durch das Bauerndrama: »Die Macht der Finsternis, oder Eine Klaue blieb hängen — der ganze Vogel muſs umkommen« (1886), eines der bedeutendsten Bauerndramen nicht nur der russischen Litteratur, Pissemskij und Potiechin weit hinter sich zurücklassend. Aufgebaut ist es auf dem Gegensatze, den wir aus der »Anna Karenina« kennen, zwischen dem »Gauner, ja Schurken« Verstand, der auf seinen Vorteil bedacht zu sein lehrt, und zwischen dem Herzen, dem Instinkt, Bedürfnis des Guten. Die zungenfertige Matrena, die alle 77 Schliche kennt, die vom Ofen herabfallend 77 Gedanken überdenkt, hält das Panier des »um« (Vernunft) hoch. Alles erwägt und überlegt sie; geht es nicht anders, eine Sünde, ein Verbrechen — mag man es auch sehr ungern tun — muſs heraushelfen; nur alles schön zudecken, daſs keine Spuren übrigbleiben, und unser Glück ist gesichert. Akim kann bezeichnenderweise nicht einmal recht sprechen, stottert und zieht die Worte und schiebt fortwährend sein »taje« zum gröſsten Unwillen, Ungeduld der Matrena herein; er begnügt sich nur mit Allgemeinheiten, wiederholt die jahrhundertealten Sentenzen und Sprichwörter, dreht sich förmlich im Kreise mit seinen steten Wiederholungen: »Gott . . . du wendest nach deiner Seite, wie es am besten wäre, aber Gott heiſst es ‚taje', wird auf die seine es wenden; du heiſst es, richtest es, wie es dir am besten wäre, aber auf Gott ‚taje' vergiſst du«. Die so sorgfältig aufgebauten Kombinationen des »Gauners« Verstand halten vor der Stimme des Gefühles, des schuldbeladenen Herzens nicht stand, und die über das Geständnis des Sohnes entsetzte Matrena ruft vergebens: »Kinderchens, führt ihn hinaus, er ist verrückt geworden.« Sprache, Anschauungen, Handlungen — alles macht den originellsten Eindruck. Sogar in den Varianten zu einzelnen Szenen findet man tiefdringende Aufschlüsse, z. B. die Worte des Soldaten über den dümmsten Stand, die Weiber, dieses hirtenlose Vieh, das höchstens vom besoffenen Bauer mit der Leine unterrichtet wird, die nur wie die Maulwürfe oder wie die blinden jungen Hunde herumkriechen, mit dem Kopf in den Misthaufen stoſsen — wer wird denn für euch Rechnung ablegen?

Auch die Intelligenz ging nicht leer aus. Absehen können wir von der Komödie »Die Früchte der Aufklärung«, die keinerlei Vergleich mit der Tragik der »Macht der Finsternis« aushält. Tolstoj verspottet wie immer die Intelligenz, das müfsige, ziellose, unvernünftige Leben — man merkt immer, wie die Moral der Intelligenz nur die der Halbwelt ist, auf die sie doch so verächtlich herabsieht; ihre Bildung ist ebenso zwecklos, jeglicher Charlatanerie nachlaufend, diesmal den Medien, Trances, Hypnotiseuren — ein dummes Bauernmädchen hält die Professoren zu Narren. Der Hafs Tolstojs gegen jede Mystik, gegen alles Transzendentale und Metaphysische kommt hier zum Durchbruch, aber der Spiritist in »Anna Karenina« war ungleich interessanter, durchdachter, tiefer, als alle diese Hohlköpfe mit ihrem Halbwissen; Stoff wie Form können nur mäfsiges Interesse beanspruchen. Anders die gleichzeitigen Novellen, »Die Kreuzersonate« (1889), »Der Tod von Ilja Iljič« (1884), »Wirt und Knecht« u. a. Wo von der Intelligenz die Rede ist, wird ihr Formelkram, ihre mechanischen Anstandsregeln, ihre Hohlheit empfindlich glossiert, namentlich in der »Kreuzersonate« die Erziehung der Kinder, nicht zu Menschen, sondern zu Zuchttieren, die Herrichtung der Töchter zum Gimpelfang, die eheliche Untreue; dagegen wird eingetreten für geschlechtliche Enthaltsamkeit, für die Durchführung des christlichen Ideals statt einer Beseitigung desselben durch den Hinweis auf seine angebliche Undurchführbarkeit. »Der Tod von Iljič« zeigt den würdigen Abschlufs eines geistlosen, sehr honetten, intelligenten Lebens, mit realistischen Einzelheiten, die in höchstem Mafse shocking sind. Nur die Läuterung und Wandlung des Ilja durch seine Ergebung, unter der beruhigenden Einwirkung der Umgebung, d. h. der niederen Dienerschaft aus dem Volke, ja nicht von Frau und Kindern, ist nicht ganz stichhaltig durchgeführt — hier überall merkt man, wie in aller Produktion nach 1876, die aufdringlichste Tendenz.

Am meisten merkt man dies in dem umfangreichsten Roman, in »Auferstehung«. Vor allem ist hier Fürst Nechludov ein Tolstojsches Präparat, ohne Blut und Leben; derselbe Fehler hat ja den Wert von »Krieg und Frieden« wenig beeinträchtigt, wo die einzige, ganz unhistorische Persönlichkeit eben die Hauptperson, Pierre Besuchov ist; aber diesem Präparat wufste der geniale Künstler scheinbares Leben einzuflöfsen, er bewegte sich nicht

automatisch, tat, als ob er selbständig denke, während bei Nechludov auch auf den Schein verzichtet wird. Die Verwicklung und ihre Lösung macht einen furchtbar gequälten Eindruck, der Theorie, Idee wird jede Wahrheit geopfert — wie in den »Toten Seelen«, wie in »Schuld und Strafe« eröffnet sich uns die Aussicht auf eine Fortsetzung; hoffentlich bleibt sie ungeschrieben. Wie in den »Kasaken« Mariana den Olenin, entläſst auch hier Maslova den Nechludov mit demselben »ujdi« (geh weg!), nur sucht sich hier Nechludov im Namen eines abstrakten Verschuldens, an das er selbst nur pro forma glaubt, mit Trotz durchzusetzen. Die Einzelheiten verraten den Meister wie immer; die Bilder aus dem Gefängnis mit den Läusen und anderem Ungeziefer und Gestank und Ekel, der Marsch der von Luft und Licht ganz entwöhnten Gefangenen in der Schwüle des Julitages mit seinen Hitzschlägen — doch man müſste ja Kapitel für Kapitel herzählen, alle diese erschütternden, empörenden Szenen, mit dieser furchtbaren Drastik, mit diesem schonungslosen Realismus —, die Szenen auf dem Transport, z. B. jener Abend unter den politischen »Verbrechern«. Und wiederum die unerbittliche Satire auf die Intelligenz, auf die Heuchelei, Indifferenz, das Formelhafte und Mechanische, den stumpfen Egoismus, die Gedanken- und Gefühllosigkeit; die Szenen vor Gericht, im Amt, im Salon zeigen nichts von dem wahren, christlichen, humanen Menschen, den wir doch in den Dreckhöhlen des Gefängnisses, unter der Kruste von physischem und moralischem Schmutz gefunden haben. Nur der Titel des Romans ist völlig irreführend; von einer »Auferstehung« kann gar keine Rede sein; Nechludov bleibt, was er war; ihm fehlt jeglicher Glaube wie Tolstoj selbst. Mechanisch wiederholt er die Worte des dummen englischen Missionars, die die Zuchthäusler mit höhnendem Spott aufnehmen; mechanisch eilen seine Augen über die Zeilen von Matthäus XVIII; ganz so wie Dostojevskij »fausse route« gemacht hat, als er seinen Raskolnikov nicht mit den Worten entlieſs: »in dem einen nur erkannte er sein Verbrechen, daſs er es nicht ertragen und sich selbst angezeigt hat«, sondern daran ein frömmelndes Salbadern von der »Auferstehung durch Liebe« usw. angehängt hat, ebenso verhöhnt nur Tolstoj sich selbst und den Leser, da er seinen Roman nicht mit dem Ausdruck des Gefühls von Ekel abschlieſst, das Nechludov nach dem letzten, entscheidenden Gespräch mit

der Maslova überwältigt, sondern mit einem deus ex machina eine Wunderkur an dem Unheilbaren vollbringt.

Vorher hatte Tolstoj auch eine Schrift »Was ist eigentlich die Kunst?« (1897) herausgegeben, natürlich keine Ästhetik, sondern eine Polemik gegen jede Ästhetik, von der Kunst nur unmittelbaren Nutzen, förmlich für den Anschauungsunterricht des Volkes oder der Jugend fordernd, ganz einseitig, aber sehr charakteristisch und im einzelnen nicht ohne scharfe, treffende Bemerkungen.

Tolstoj gehört den »Belletristen der vierziger Jahre« an, durch die Wahl seiner Typen und Themen, die, wie die Turgenievs oder Gončarovs, dem Leben des russischen Provinzadels entnommen sind: die Stadt, das Volk, bis auf einzelne Versuche, wie der Unglücksrabe »Polikuschka« u. a., bleiben abseits. Seine epische Kunst, seine Kleinmalerei und Psychologie sind die ihrigen; doch überwiegt bei ihm das bloſse Interesse am Menschen — die Natur als solche fesselt ihn nicht. Dafür dringt seine Analyse ungleich tiefer; auch die edelste Phrase, Gefühl, Handlung horcht und fragt er aus, in seiner rücksichtslosen Wahrheitsliebe; schon sein kleiner Irteniev, wegen seiner Aufrichtigkeit belobt, meint »nicht ohne innere Selbstzufriedenheit« (!), ich sage die Sachen, die ich mich schämen muſs einzugestehen, immer frei heraus. Und das hat Tolstoj immer getan, daher die konsequente Entwicklung, ohne einen einzigen Sprung — und das nennt man Wandel, Krisis! bis zur vollständigen Negation des intelligenten, gesellschaftlichen Lebens und seiner Grundlagen oder richtiger Grundlosigkeit, bis zur Enthüllung alles Falschen, Konventionellen, sogar bis zum Proteste gegen die Unsitte, Festlichkeiten und Jubiläen geistiger Arbeit und der Aufklärung — mit Fressen und Saufen, wie roher Bauern Festtage, zu feiern. Diese Konsequenz — andere mögen es Einseitigkeit, Verbohrtheit nennen — imponiert gerade dem Russen, dessen starke Seite Entschiedenheit nie ist, am meisten; diese Furchtlosigkeit, dieses Nichtanerkennen irgendwelcher Schranken, vor denen der Europäer instinktmäſsig Halt macht, ist anderseits, wie wir dies mit Herzens Worten ausgeführt haben, tief im russischen Wesen begründet.

Daher gibt Tolstoj russische Natur so vollständig wieder, ist Typus des Russen, sogar bis auf die stämmige Gestalt und das Gesicht des Bauern, das ihn in seiner Jugend so kränkte und

worauf er sich heute so viel einbildet; dafs er von Unbekannten mit Bauern verwechselt wird, »also der Aristokrat ist einem nicht aufs Gesicht geschrieben«, meint er zufrieden. Tolstoj ist physische und moralische Gesundheit selbst, der Mensch wie seine Kunst, Dichter des irdischen Lebens allein, eine mächtige, knorrige Eiche, fest gewurzelt in der heimischen Scholle, breit majestätisch sie überwölbend — ohne den Zug nach oben, nach dem Überirdischen, der ihm vollständig fremd ist — darin liegt seine Beschränkung. Aber innerhalb dieser Schranken ist er der souveräne, unübertroffene Künstler, der Proteus, der sich nicht nur in die grundverschiedensten Menschen, sondern sogar in Tiere und Pflanzen zu verwandeln weifs, der weifs, wie sie leben und sterben, was die Menschen im Geheimsten wollen oder fühlen, und was sie nach aufsen tun oder sagen. Seine Aufrichtigkeit enthüllt ihm die hohlen Lügen des intelligenten Lebens, daher bekämpft er sie schon seit seinen frühesten Schriften, daher der satirische, ironische Zug schon bei der Darstellung des Irteniev und seiner Herrenkapricen, wie sein Kutscher es richtig, wenn auch nicht gerade mit diesem Ausdrucke, bezeichnet: der Verfolgung dieser »barskaja blaž« in allen ihren Formen und Hüllen ist die fünfundfünfzigjährige litterarische Arbeit gewidmet, und mit jedem Jahre — nach kurzen Intervallen, namentlich im »Familienglück« mit seinem Predigen »ehrenhaften Lebensgenusses«, ganz wie der Plebejėr Molotov des Pomialovskij im »Bürgerlichen Glück« es tut —, steigert sich die Ironie bis zur Unerbittlichkeit, bis zu dem Grade, dafs er nicht nur als Künstler, sondern sogar als Mensch jegliche Bande mit diesem »Familienglück« als einem sündhaften und sinnlosen zu zerreifsen versucht.

Die erstaunliche Fülle und Genauigkeit seiner Beobachtungen wie sein Wahrheitsfanatismus, die Kunst des plastischen, sinnlichen, malerischen Ausdruckes wie das tiefste Eindringen seiner psychischen Analyse des normalen Menschen bedingen die aufserordentliche, weit über Rufsland hinausgreifende Bedeutung seines Werkes, machen ihn zu einem der gröfsten Epiker aller Zeiten.

Vierzehntes Kapitel.

Dostojevskij.

Mystiker und Prophet im Gegensatze zu den grofsen Realisten. Seine Erstlingswerke lassen die künftige Entwicklung nicht ahnen. Änderung seiner Richtung seit dem »Totenhause« und namentlich seit »Verbrechen und Strafe«. »Der Idiot«. »Die Dämonen«. »Die Brüder Karamasov«. Seine Eigenart und Bedeutung; das Beunruhigende seines Schaffens; seine orthodoxe Einseitigkeit.

Ganz im Gegensatze zu allen anderen russischen Belletristen, die stets den gesunden, normalen Menschen schildern, mag er noch so sehr unter Unzufriedenheit, Enttäuschung, Ungerechtigkeiten leiden, mag er noch so sehr zum Grübeln, Hamletisieren und Zweifeln schon veranlagt oder erst dazu gebracht worden sein, ist Dostojevskij der Dichter des kranken, nicht normalen, aus physischem, moralischem, geistigem Gleichgewichte für immer ausgestofsenen Menschen. Die Sensationen, den Blick in grundlose Tiefen, in die Nachtseiten menschlichen Geistes, in seine unbewufste, unkontrollierbare Tätigkeit, auf moralische Abirrungen, perverse Triebe — wir verdanken sie nicht erst unseren Dekadenten, Satanisten, Orgiasten; er hat sie längst vorweg genommen. Nichts ist bezeichnender für den Autor als seine Stellung zu den Franzosen, zu Flaubert oder Bourget; wo die Kunst beider aufhört, setzt erst die seine ein. So schreibt er die Fortsetzung der »Madame Bovary«: wie, wenn der Apotheker aus dem Nachlafs seiner Frau aufstöberte, dafs sein, ihn einzig über den Verlust seiner Gattin tröstendes, vielgeliebtes Kind nicht sein, sondern eines anderen Kind ist — wie sich der Hafs gegen das Kind bei dem so schmählich Betrogenen, der Rachedurst bei dem so ruhigen, stillen, feigen Bourgeois entwickeln, ihn übermannen, zu einer Manie werden wird, wie er die Bekanntschaft des anderen suchen wird usw. Man vergleiche »Le Disciple« mit »Schuld und Strafe«, wo bleibt der Franzose hinter dem Russen — und »Le Disciple« ist zwanzig Jahre später geschrieben worden, und man gab Bourget für einen »Psychologen« aus!

Was für äufsere Umstände beigetragen haben, um Dostojevskij zum Dichter der anormalen Menschen, der Verbrecher und Irren,

der Epileptiker und Neurastheniker, der Perversen und Mystiker, der Grübler und Skeptiker, aller der Enterbten und Ausgestofsenen zu machen, ist bekannt. Eine krankhafte Disposition — das zerrüttete Nervenleben mit den Anfällen der Fallsucht hat er nicht erst aus dem Zuchthause geholt, sondern es bereits dorthin mitgebracht. Für den Epileptiker ist auch die grofse Religiosität charakteristisch, die schliefslich über alle Zweifel und Skrupel den Sieg davongetragen hat, die ihn ungerecht werden liefs gegen die Mentoren seiner Jugend (Bielinskij) wegen ihrer Geringschätzung Christi. Dazu kamen die zwei furchtbaren, ganz unverschuldeten Schicksalsschläge, die ja den vernünftigsten Menschen in Wahnsinn hätten treiben können: die Verliefse der Festung mit ihren Verhören und mit der furchtbaren Einzelhaft und mit dem furchtbaren Todesurteil (einer seiner Haftgenossen ist ja verrückt geworden), und die vier Jahre Zuchthaus in der tödlichen Umgebung der Arrestantenrotten, wo er keinen einzigen Augenblick, höchstens zusammenbrechend unter der Last der Ziegelsteine, sich als Mensch gefühlt hat — er stellte in der Folge die Eindrücke ungleich milder dar, als sie es in der Wirklichkeit gewesen sind. Und dann, als er sich eben mit seiner Zeitschrift in Petersburg seine Lebensstellung zu sichern begonnen hatte, das plötzliche, ganz idiotische, nur durch ein Mifsverständnis heraufbeschworene Verbot derselben, der Ruin seiner und seines Bruders und ihrer Familien, der neue mifsglückte Versuch, der Tod der Nächsten und Liebsten, die unendlich aufreibende, übermenschliche Arbeit, die doch den Zusammenbruch unter der Schuldenlast nicht aufhalten kann, die Flucht vor dem Schuldturm ins Ausland, die aufregende Arbeit in der Jagd nach dem geringen Entgelt, die ihn jahrelang plagt — das alles hätte den Stärksten mürbe gemacht. Kein Wunder, dafs er das Gefühl hatte, beim lebenden Leibe geschunden zu sein, dafs jeder Lufthauch ihn Schmerzen bereite. Und dazu die immer häufigeren, immer erschöpfenderen Anfälle der grofsen Krankheit, die ihn tagelang mit den zerschlagenen Gliedern, mit dem totmüden Kopf zu jeder Arbeit unfähig machten: und doch drängte diese Arbeit unablässig, peitschte dieser ungeduldige Mahner den Zusammenbrechenden zu neuer Anstrengung. Dazu andere Schicksalsschläge; dann Mangel an Anerkennung, hämische Anklagen, beifsender Spott — wahrlich

ein Höllenleben! Desto bewunderungswerter bleiben einmal die zähe Lebenskraft »einer Katze«: nie ein vollständiges Zusammenbrechen, mögen auch Sinne und Verstand für immer zu schwinden drohen; dann das stolze Bewufstsein des Künstlers, dem seine Arbeit, trotz aller Widerwärtigkeiten, sein alles ist, wo er sich als der grofse Meister fühlt, auf dessen Worte »sie« werden hören müssen; und vor allem diese leidenschaftliche Liebe, Sympathie für alle die Erniedrigten, Beleidigten und Verletzten. Was blieb ihm z. B. aus der ganzen Riesenstadt (London) im Gedächtnis haften? das Bild des kleinen, zerlumpten Mädchens, dem er als Almosen eine Silbermünze gab, und die nun wie ein wildes Tier vor ihm und den Menschen floh, um ihren Schatz in Sicherheit zu bringen — nicht die Westminsterabtei, oder die Flotte, oder die Konstitution Englands haben ihm gleich imponieren können. Ebenso war es kurz zuvor Tolstoj ergangen, dem aus dem ganzen Leben des Westens nur jene bekannte Luzerner Szene mit dem Bettelmusikanten, dem niemand etwas reichte, unverwischten Eindruck machte: ja, die Barbaren haben Eidechsenaugen!

Die Widerwärtigkeiten des Lebens erklären manches in dem Äufserlichen seines Schaffens: den Mangel in der Ausführung, das Lose in der Komposition, die Wiederholungen und Längen, die Stillosigkeit im einzelnen. Es fehlte ihm einfach an Zeit, die Sachen durchzugehen; ihm hat niemand seinen »Krieg und Frieden« sechsmal abgeschrieben, er wäre froh, wenn er ihn einmal zu Ende diktiert hätte. Der Anfang, das am reifsten Überdachte, ist daher oft bei weitem das Beste; die überstürzte Fortsetzung entspricht ihm nicht mehr, verwirrt sich, der Schlufs pafst nicht recht zum Anfang! Dostojevskij ist kein Epiker, Erzähler, Schilderer. Die Natur existiert für ihn gar nicht, Beschreibungen fehlen. Ihn interessiert nur der Mensch, d. i. sein Seelenleben. Aber er ist auch kein Dramatiker; als echter Slawe weifs er sich überhaupt nicht zusammenzufassen, verliert sich ins Uferlose. Auch wenn ihm längeres Leben beschieden gewesen wäre, hätte er kaum die »Karamasovs« bewältigen können. Wie fern ihm das behäbige, gemächliche Erzählen lag, beweist, dafs seine meisten und längsten Romane eigentlich immer dicht vor der Katastrophe anfangen, dafs sie mit ihren Bänden die knappe Zeit von einigen Tagen, höchstens einigen Wochen ausfüllen.

Wie wenig Sinn für dramatische Charakteristik er hatte, beweist, dafs seine Gestalten z. B. sämtlich dieselbe Sprache sprechen. Er fühlte offenbar instinktiv diese seine Schwäche und wählte für seine Romane die Brief- oder die Ichform des Erzählens oder des Aufzeichnens eigener Erlebnisse und Eindrücke, wo dann diese Einförmigkeit nicht weiter gestört hätte, aber mitunter litt der Roman aufs empfindlichste, so ist z. B. für die »Dämonen« die Ichform verhängnisvoll und mufs immer wieder fallen gelassen werden, und trotzdem reimt sich die Form nicht mit dem Inhalt. Dafür beleuchtet Dostojevskij seine Gestalten von innen heraus. Man mag sich gar kein Bild machen können, wie Raskolnikov oder einer der Karamasovs oder Myschkin ausgesehen haben, dafür ist uns jede Regung, jede Faser ihres psychischen Organismus vertraut und es sind sehr komplizierte Organismen.

Dostojevskij erzählt weder noch beschreibt; er stellt die Menschen einander gegenüber und spricht, analysiert, argumentiert für sie mit einer Leidenschaftlichkeit und Enthusiasmus, mit einer Beharrlichkeit und Schärfe, mit einer Vielseitigkeit und Tiefe, die ihresgleichen suchen, namentlich in der russischen Litteratur, die sich eben durch Leidenschaftlichkeit nicht immer auszeichnet. Den Mangel an Erzählertalent ersetzt er durch eine erstaunliche Geschicklichkeit im Schürzen des Knotens, durch eine äufserst verwickelte Exposition, in der wir fortwährend auf Rätsel stofsen. In den »Dämonen« wird damit förmlich gesündigt, die Geduld des Lesers auf eine harte Probe gestellt. Wie geschickt er den Schein zu wahren weifs! der Leser selbst wird, wie die Gerichtsbehörden, überzeugt, dafs Mitia Vatermörder ist, und nachdem der Leser den eigentlichen Zusammenhang erfahren, mufs er zum Verhör Mitias zurückkehren und die Meisterschaft anstaunen, mit der durch die Fragen und Antworten jener Schein erweckt werden konnte.

Diese allgemeinen Bemerkungen überheben uns der Mühe, bei jedem Werke etwaige Mängel hervorzukehren; sie machen uns nicht mit den Idealen, Tendenzen und — Vorurteilen des grofsen Russen bekannt. Bei Betrachtung des einzelnen in chronologischer Folge verzichten wir, bei der Fülle des Stoffes, auf alles Kleinere, minder Gelungene, z. B. »Flegeljahre« (Podrostok), oder minder Charakteristische, z. B. Versuche, mit Paul de Kock zu rivalisieren (in komischskabrösen Anekdoten). Dostojevskij

hat nicht sofort seinen Weg gefunden. Was seinem »Totenhause« 1862 vorausgeht, enthält meist nur einzelne Züge seiner späteren Entwicklung, läſst sie nur ahnen, z. B. die Vorliebe für Helden aus der Kinderwelt, für ganz bestimmte psychologische Probleme usw. Seine anfängliche Produktion steht einmal im Zeichen von Gogol, andererseits in dem von Dickens, Balzac und Hoffmann. Seine erste Erzählung, die ihm den begeisterten Empfang von Niekrassov, Grigorovič und Bielinskij sicherte, gegen die dann die unmittelbare Fortsetzung stark abfiel, enttäuschte, wies am wenigsten seine eigentliche Bahn. Zwar ist es ein Stadtbild, und er blieb für immer Dichter der Städte, doch nicht ihrer Pracht und ihres Glanzes, sondern ihres Elends, Armut und Lasters. Zwar ist es durchtränkt von der Liebe für die Kleinen; es lehrt uns ja: sehet dieser Unbedeutendste, Ärmste und Verlassenste aller Kanzlisten, an dem nicht ein Zoll Held ist, ist doch der gröſsten, selbstlosesten Aufopferung fähig, noch dazu ohne die geringste Pose, als wäre alles selbstverständlich. Zwar ist auch Diewuschkin in seinem Preisgeben jeden Egoismus, jeden Rechtes auf eigenes Glück auch nur ein Herold des smirenije, der Demütigung und Erniedrigung; aber alles scheint zufällig, unabsichtlich, ohne weitere Konsequenzen. Folgende Erzählungen brachten andere Anekdoten von demselben Diewuschkin unter anderem Namen: wie er sich von seinem Munde ein kleines Vermögen für seine Schwägerin abspart, man findet es in der Matratze des Halbverhungerten; oder wie er sich im Amte kriecherisch und menschenunwürdig benehmen muſste, um ja nur Gunst des Vorgesetzten und Stelle nicht einzubüſsen, und wie sein besseres Ich, sein moralischer Doppelgänger, diese Entwürdigung aufdeckt und verurteilt. Nichts erhob sich über das Anekdotische, auch wo er von seinen kleinen Helden und ihrer durch die Umstände bedingten, verfrühten Reife handelte, oder allerlei unsympathische, ja wilde, brutale Bestien zeichnete.

Die Schicksalsschläge von 1849—1857 nahm er mit christlicher Ergebung als schwere, verdiente Prüfung auf; seine Religiosität wuchs, die Berührung mit dem Volke lehrte ihn nur noch eindringlicher das russische dolgotierpienije, seinen »Heroismus der Sklaverei«, und das christliche smirenije als Panazeen aller Leiden schätzen. Statt des Predigers dieser Tugenden kam vorerst zu Worte der Berichterstatter, der Mak Kennan der

fünfziger Jahre, der dem erstaunten Publikum die unbekannte Wahrheit über Gefängnisse und Verbrecher zu sagen hatte. Im Grunde war die Wahrheit eine alte; längst hatte sie das Volk durch die Bezeichnung »Unglückliche« vorweggenommen. »Die Memoiren aus dem toten Hause« waren eine grandiose Offenbarung, wie sie keine Litteratur bisher kannte; denn Pellicos »Gefängnisse« waren ja völlig anders. Eingekleidet waren sie, da einen direkten Bericht die Zensur nie gestattet hätte, in die Form hinterlassener Aufzeichnungen eines wegen Mordes aus Eifersucht zu Zuchthaus verurteilten Adligen, der nach dem Verlassen des Gefängnisses in Sibirien verblieben war und dessen Papiere der Herausgeber veröffentlicht. Alle Anspielungen auf politische Verbrecher, Zusammentreffen mit Polen, blieben ursprünglich fort. Der Bericht erstreckte sich nicht über das ganze zehnjährige Gefängnisleben, schilderte nur die Eindrücke des ersten Jahres, die sich ja später wiederholten, und schlofs mit einem Kapitel über das Verlassen des Zuchthauses. Die Darstellung hielt sich von Klagen, sentimentålen Anwandlungen, Appell an die Gefühle frei. Es ist der objektive Zuschauer, der das Gesehene und Gehörte wiedergibt, die Leute bei der Arbeit, in der Kirche, im Bade, beim Theaterspiel, im gesunden und kranken Zustande, vor und nach Exekutionen, in Ruhe, Streit oder Auflehnung, in den verschiedenen Tages- und Jahreszeiten, sogar mit den sich einfindenden Tieren, Bock, Hunde, Adler, schildert, dann aus der Fülle der Typen einige bezeichnende hervorhebt, über ihr Vorleben handelt. Nur ab und zu unterbricht eine kritische Bemerkung über unnötige Härten den ruhigen Vortrag. Die Psychologie des »Verbrechers« erfährt eine aufserordentliche Vertiefung. Seine Beobachtungen fafst der Verfasser dahin zusammen: »Wie viel Jugend ist in diesen Mauern unnütz vergraben, wie viel grofse Kräfte sind vergebens zugrunde gegangen. War doch dies Volk ein ungewöhnliches, war es doch vielleicht das begabteste, kräftigste aus unserem ganzen Volke; aber umsonst sind zugrunde gegangen mächtige Kräfte, sind zugrunde gegangen anormal, ungesetzmäfsig, unwiederbringlich. Und wer trägt die Schuld? Ja, ja, wer trägt die Schuld?« Wir können ihm antworten: oft diejenigen eben, denen gegenüber er das dolgotierpienije und smirenije predigen wird. Wie der einzelne zum Verbrecher wird, ist an ausgewählten

Beispielen von erschütternder Tragik gezeigt. Wir lernen die Psychologie des Arrestanten kennen: sein träumerisches, überspanntes Wesen, seinen fast kindischen Leichtsinn, den unwiderstehlichen Trieb, sich ab und zu als Herr seiner selbst zu zeigen, den kärglichen Verdienst zu verzechen oder zu verspielen; ein mürrisches Schweigen, ein Trotz, verhaltener Ingrimm, oft unter der Maske bedächtiger Ruhe; die Gereiztheit bricht immer wieder durch in Zank und Neid, in Klatschsucht, in dem Sicheinmengen in fremde Verhältnisse, obwohl auch vernünftige Gutmütigkeit, Lust am Scherz, ja Spott vorkommen; fast krankhafter Ehrgeiz, die Sucht, um jeden Preis eine Rolle zu spielen. So verwischt auch das Zuchthaus die Unterschiede der Temperamente nicht. Nur eins ist allen gemeinsam, der instinktive, unauslöschliche Hafs des Bauern und Soldaten gegen den Adligen, den Zuchthausgenossen! Und über allen lastet dann dasselbe Gefühl der Schwermut, der Niedergeschlagenheit. Allen schwebt das eine Ziel vor, die Freiheit, die man sich köstlicher ausmalt, als sie je die Wirklichkeit bieten könnte. Der zerlumpte Bursche draufsen erscheint dem Sträfling ein König. Jegliches Schuldbewufstsein fehlt; man fühlt immer, in seinem Rechte gehandelt zu haben, man durfte nicht anders, namentlich in den Verbrechen gegen die Obrigkeit. Die Strafe wird als ein notwendiges, natürliches Übel hingenommen; von einer Besserung kann niemals die Rede sein. Nicht Staat noch Gefängnisse haben hierzu irgendeine Fähigkeit. Aus anderen Aufzeichnungen Dostojevskijs wissen wir, wer allein solche beanspruchen kann. Dafs die ganze Darstellung von wahrster Philantropie beseelt war, die unter den zur Hälfte Kahlgeschorenen, Gebrandmarkten das göttliche Ebenbild herausfand, braucht nicht hervorgehoben zu werden.

Von nun an verblieb der Kranke unter den Verbrechern, unter denen, die, christliche Demut abwerfend, sich Rechte über ihresgleichen anmafsen, sich hinwegsetzen über Gut und Böse, sich eine Idee oder Theorie zurechtklügeln, die ihnen alles erlaubt. So entstand nach einigen Jahren, als die journalistische Tätigkeit abgebrochen war, der Roman »Verbrechen und Strafe«, 1866. Die Idee zur Untat Raskolnikovs lag in der Luft; fast gleichzeitig wurden solche Verbrechen in Paris und in Rufsland von Studenten begangen. Die medizinischen Sachverständigen,

die den Fall behandeln, z. B. das französische Werk von Loygue über Dostojevskij, Paris 1904, sind ja im Recht, wenn sie Raskolnikov als einen Irren auffassen. Diese Auffassung teilte jedenfalls nicht ganz der Autor, der die volle moralische Verantwortlichkeit für die Tat dem Verbrecher zuschob, der ja auf den ersten Teil einen zweiten, der Sühne, der moralischen Wiedergeburt, folgen lassen wollte — es ist doch gut, dafs Dostojevskij, wie Gogol, nicht alles, was er vorhatte, auch ausgeführt hat. Ein erschütternderes Gemälde kann es gar nicht geben: nicht die Idee selbst, wie sie endlich festen Boden im Kopfe des Studenten fafst, wie er dann förmlich mechanisch zur Ausübung der Tat gezwungen wird, als wäre er einem Rädergetriebe mit einem Fetzen seiner Kleidung zu nahe gekommen und würde nun davon erfafst und zermalmt, wie das eine beabsichtigte sofort ein anderes, ganz unbeabsichtigtes Verbrechen hervorruft; sondern die weiteren Folgen der unseligen Tat, das Reifsen aller Bande mit den geliebten Angehörigen, ja mit der Menschheit und Natur selbst; der instinktive Selbsterhaltungstrieb im steten Kampfe mit dem Ekel vor sich, mit dem Bedürfnis einer Mitteilung, mit dem Schuldbewufstsein, bis alle Verstellung als lästig und zwecklos weggeworfen, die Tat bekannt wird; die Skrupel endlich, ob wirklich ein Verbrechen begangen ist, ob die Sühne nötig oder ob alles nur ein Spiel der Nerven. Die Fülle von Nebenhandlungen, Episoden, Digressionen: der erfahrene Untersuchungsrichter, der dem schönsten Indizienbeweis das offene Geständnis vorzieht und den Verbrecher aus Idee, den blassen Engel, einem solchen langsam aber sicher zutreibt; die Rededuelle zwischen beiden, wo er wie die Katze mit der Maus spielt, zeigen die dialektische Meisterschaft des grofsen Sophisten. Mit der Haupthandlung steht in keinem Zusammenhange der andere Verbrecher, ohne Dialektik und fixe Idee, dafür mit perversen Neigungen und zerrütteten Nerven, dem seine Halluzinationen ein Stück Geisterwelt vorgaukeln, den schliefslich Ekel vor sich und der Welt zum Selbstmorde treibt. Und die Familie Marmeladov, der Trunkenbold von Vater, dem doch ein Instinkt sagt, dafs er ein Unglücklicher, kein Verworfener, dafs ihm wie den anderen »Schweinen« Gottes Gnade nicht vorenthalten bleiben wird; die viel unglücklichere Mutter; ihre Sonia, die mit Schande sie alle ernährt, ein gerade so zweckloses Opfer bringt wie Raskolnikov selbst, obwohl

sie, namentlich in den Szenen mit Raskolnikov, beim Lesen des Evangelium stark das Melodrama streift; die Mutter und Schwester des Raskolnikov, der gute, gerade, beschränkte Rasumichin usw., — welche Fülle von Gestalten! Über ihnen allen der heiſse, übelriechende Dunst der Groſsstadt im Sommer, zwischen den hohen Häusern, in allen den Spelunken, mit den Miasmen aller Laster und Verbrechen. Den Raskolnikov benutzt zugleich der Dichter als Sprachrohr eigener Anschauungen; die Tiraden über Napoleon, andere groſse Helden, d. i. Verbrecher der Geschichte, da es kein Unterschied ist, eine Wucherin zu ermorden oder mit Bomben die Mengen zu bearbeiten, sind ein Stück eigener, slawophiler Weisheit, die er einschmuggelt und unwiderlegt läſst; Einzelheiten, worüber, wie über manches Theatralische, das Küssen der Erde u. dgl., sich streiten lieſse; charakteristisch für den Russophilen könnte auch sein, daſs offenbar erst die bösen westlichen Theorien das moralische Bewuſstsein des braven Raskolnikov verwirrt haben, daſs er nie die »Laus« getötet hätte, wenn er sich von seiner počva, Fundament, nicht losgerissen hätte, daſs er erst durch den Kuſs der počva feierlich der Moral wiedergewonnen wird — zum Glück ist Svidrigailov da, an dem wenigstens die Westler ganz unschuldig sind. Für alle diese Zutaten zweifelhaften Wertes entschädigt der Roman vollauf. Gestalten und Szenen, die verblüffende Meisterschaft der Analyse — man denke z. B. nur an das Verhalten Raskolnikovs in der Mordszene, den jähen Wechsel zwischen unbewuſstem, halbdämmerndem Tun und den spontanen, instinktiven Regungen —, hoch über alle Produkte der Zeitgenossen, nehmen die ganze folgende Entwicklung voraus, konnten daher nicht einmal sofort nach Gebühr gewürdigt werden, und die Wertschätzung des Romans ist im steten Steigen begriffen, bedeutend höher 1906, als sie es 1866 war. Von welchem europäischen Roman, nicht nur der sechziger Jahre, könnte dies mit gleichem Rechte behauptet werden?

Raskolnikov ist eine zwiespältige Natur, ein neuer Goliadkin. Für das Tun des einen Menschen in ihm ist der andere nicht verantwortlich, aber der Teufel in ihm mit seiner »Herrenmoral«, die sich über das Leben einer »Laus« so kühn hinwegsetzt, wird selbst zur Laus in den Augen des Christen, des reumütig büſsenden. Voll von solchen Zwiespältigkeiten ist der nächste groſse Roman,

der die gefährliche Berührung mit dem öffentlichen Leben (mit Recht preist ja der Untersuchungsrichter Raskolnikov glücklich, dafs seiner Grüblerei nur die alte Wucherin zum Opfer fiel — ebenso leicht hätte aus ihm ein Karakasov werden können) vermeidet und individuellem Leben gewidmet ist: »Der Idiot« (1868). Ein höchst eigenartiges, beunruhigendes Werk. Wir verzichten wieder auf die Nebenpersonen, auf die Familie des General Jepančin, obwohl auch in der Brust seiner Aglaja zwei Seelen zu wohnen scheinen, verzichten auf slawophil-orthodoxe Spitzen, z. B. die Tiraden gegen den Katholizismus als den Glauben des Antichrist, die — man denke ja nicht an Selbstironie — dem Fürsten vor dem epileptischen Anfall in den Mund gelegt werden; wir widmen nur einige Bemerkungen den drei Hauptpersonen. Der »Idiot«, Fürst Myschkin, wird uns in einem lucidum intervallum vorgeführt, zwischen der Entlassung aus der fremden Heilanstalt und der lebenslänglichen Internierung im Irrenhaus; er ist ein »jurodivyj«, eine in jedem russischen historischen Roman vorkommende Persönlichkeit, die von Gott gezeichnet, durch die »grofse«, heilige Krankheit, durch ihre Verzückungen, vom Volke halb als Narr verspottet und bemitleidet, halb als Heiliger verehrt und bewundert wird, die allein unter den Feigen, Verrohten, Verderbten die Wahrheit, die Moral, das Evangelium dem grausamen Iwan, dem Tyrannen Boris, dem leichtsinnigen Demetrius, dem feigen Schujskij ins Gesicht zu schleudern wagt. So ist auch der Idiot mit seinem liebeheischenden, Verzeihung und Trost spendenden Herzen, er der Verrückte, die Verkörperung der Humanität selbst, und der Gleichgültigste kann sich seinem zauberischen Einflusse nicht ganz entziehen. Am meisten anlockend und abstofsend wirkt er auf das Paar Nastassja-Rogožin, deren Naturen, seiner harmonischen, ungeteilten gegenüber, verworrensten Widerspruch, schärfsten Zwiespalt bergen: Nastassja, die leidenschaftliche Hetäre — so klagt sie sich wenigstens an, doch ist sie es nur zum Teil —, folgt ungebändigten Trieben, die sie ins Verderben stürzen müssen gegen ihr besseres Denken und Fühlen, und die reuige Magdalena, ein Opfer fremder Schuld und Lüste, des Tozkij; Rogožin, der in unbezähmbarer Leidenschaft zu ihr entflammt, von wilder Eifersucht gepeinigt, sie töten mufs, weil er sie in dem Augenblicke am wenigsten besitzt, wo sie sich ihm für immer hingibt; sonst die Vernunft, Besonnen-

heit, Zurückhaltung selbst, der nach der Untat seinen moralischen Halt für immer gewinnt, was für Raskolnikov durchaus nicht erwiesen wäre. In diesem Knäuel von Widersprüchen läuft die unvermeidliche Katastrophe ab, mit allen ihren furchtbar charakteristischen Einzelheiten, die jede für sich besondere Hervorhebung verdienten (z. B. das Benehmen Rogožins nach dem Morde, Nastassja und Gania usw.); interessanter noch als diese ist die Zeichnung des Idioten, des Epileptikers und seiner Anfälle, des Augenblickes der Verzückung, wo seine vitalen Sinne eine unerhörte Steigerung erfahren, des dumpfen Druckes vorher und nachher.

Während Dostojevskij hier ganz in Schilderung anormaler individueller Zustände aufgegangen schien, war unterdessen sein Rufsland auch nach der Explosion des Attentates durchaus nicht in seine normale Bahnen des »smirenije« und »dolgotierpienije« zurückgekehrt. »Nihilistische« Propaganda wirkte im geheimen weiter, Einzelheiten, wie der Prozefs des Nečajev, d. i. der Prozefs der Siebenundachtzig von 1871 nach der Ermordung Ivanovs als angeblichen Verräters 1869, bewiesen dies nur zu deutlich. Da griff Dostojevskij zur Feder, um dieses Unkraut auf dem heiligen russischen Boden ausjäten zu helfen, und so entstanden seine »Dämonen«, »Biesy«, 1871 und 1872 im »Russischen Boten« gedruckt, eine Paraphrase des Nečajevschen Verbrechens, nur hiefs hier Ivanov Schatov, Nečajev: Verchovienskij-Sohn. Den Grundgedanken des Romans gibt das Motto aus Lucae 8, von dem Verlassen des Besessenen durch die Dämonen und ihrem Eingehen in die Schweine und die Erklärung, die der fiebernde Verchovienskij-Vater hinzufügt: »Die da aus dem Kranken heraus und in die Schweine, hineingefahren, sind alle die Geschwüre, Miasmen, Unreinlichkeiten, alle Teufel und Teufelskinder, die sich in unserem grofsen, lieben Kranken, in unserem Rufsland, seit Jahrhunderten aufgehäuft haben. Aber grofser Gedanke und Wille wird es von oben segnen, wie jenen unvernünftigen Besessenen, und es werden herauskommen alle diese Unholde, alle Unreinlichkeit, Ekel, die auf der Oberfläche eiterten, und selbst werden sie darum bitten, in Schweine einzugehen, ja, sind vielleicht schon eingegangen. Dies sind wir (d. i. die Männer der vierziger Jahre, das unschuldigste, liebe, ganz russische, lustige, liberale Geschwätz, der liebe, kluge, liberale, alte, russische Unsinn), wir und die Nihilisten und Petruschka (der Sohn) und seine

Genossen und ich vielleicht zuerst, an der Spitze, und wir Unvernünftige und Besessene werden uns vom Felsen ins Meer stürzen und alle ertrinken, unser einziger Ausgang, denn anderes treffen wir doch nicht; aber der Kranke wird heil werden und sich zu Christi Füſsen setzen, und alle werden es gerührt ansehen.«

Zur Vermeidung von Miſsverständnissen muſs der ausländische Leser an die chronologische Folge der Ereignisse erinnert werden. Die »Nihilisten«, die Dostojevskij schildert, nehmen die mittlere Etappe ein zwischen den Helden des »Aufgewühlten Heeres« (des Pissemskij, die nur schwatzen, Proklamationen lesen und verbreiten) und denen des »Neulandes«, die schon unter das Volk gehen. Es behandeln somit die russischen Romane — andere von Belang sind ja dieser Erscheinung gar nicht gewidmet und wären bei den Zensurverhältnissen ganz undenkbar — nur das Vorstadium der »nihilistischen« Bewegung; die groſsen Revolutionäre, die Bakunin und Lavrov, Fürst Krapotkin (vgl. dessen anziehende und erschütternde Memoiren »Wie ich Nihilist wurde«), die Attentäter, Sophie Perovskaja — die Heldin eines Turgenievschen Gedichtes in Prosa — existieren gar nicht für den russischen Roman, am allerwenigsten für die »Dämonen«. Schon der Titel führt irre, nicht um »Dämonen« des Nihilismus handelt es sich, sondern um bloſse Mitläufer, die Troſsbuben, die jedes Heer begleiten — allerdings meint auch das Evangelium nur Karikaturen von Teufeln, die ersaufende Schweinekadaver dem dunkeln Reiche vorziehen. Dostojevskij zeichnet nur Karikaturen, von jenem mit der »revolutionären« Jugend kokettierenden Schriftsteller Karmasinov mit seinem anmaſsenden Dünkel und verblendeter Unkenntnis der Dinge — gemeint war Turgeniev, von Verchovienskij-Vater an, dem überzeugungstreuen Liberalen, den sogar seine betörte Gönnerin schlieſslich als einen bloſsen Parasiten, eine »priživalka« (männlichen Geschlechtes) durchschaut, doch ihren Rudin aus bloſsem Mitleid weiterschmarotzen läſst, bis zu jenen Verbreitern der Proklamationen, die deren Inhalt nicht einmal zu lesen wagen und die Verbreitung aus bloſser Höflichkeit — sie können einem anständig Gekleideten nichts abschlagen — besorgen. Das Buch ist von leidenschaftlichem Hasse eingegeben und hat leidenschaftlichen Haſs geweckt — noch heute kann kein »liberaler« Kritiker ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber wir betonen nochmals, Dostojevskij hat nicht die Helden, sondern

die Falstaffs, die idiotischen Adepten, Halb- und Ganzverrückte des Nihilismus gezeichnet. Er war ja in seinem vollsten Rechte, es gab natürlich solche, namentlich 1862—1869, aber es gab nicht nur solche; sogar Nečajev, das Prototyp des Petruscha, imponiert durch seine stählerne Energie und durch seinen Hafs gegen die höheren Klassen, die wir bei dem Windbeutel und Intriganten Petruscha ganz vermissen.

Allen Opfern, Verführten des Petruscha ist gemeinsam die einseitige Entwicklung nach einer bestimmten Richtung: eine einzelne Idee bemächtigt sich des Gehirnes des russischen Menschen, mit ihr fertig zu werden ist er nicht imstande; dafür glaubt er leidenschaftlich, und siehe, sein ganzes Leben vergeht wie in Krümmungen unter einem Stein, der herabfiel und ihn zur Hälfte schon völlig zermalmt hat. Die Furcht, für nicht genug fortschrittlich gehalten zu werden, die Scham treibt sie in die Konventikel und verwickelt sie immer unaufhaltsamer. Der geschickte Agitator wirkt auf ihre Eitelkeit mit Titel und Rang, auf ihr Gefühl mit Sentimentalitäten; vor allem darf in den Köpfen kein einziger eigener Gedanke übrigbleiben, und das Material für ein Mitglied der »Fünfer«, die angeblich ganz Rufsland mit ihrer Organisation bedecken, ist fertig. Doch sind dies beileibe keine Männer der Tat, meist Idealisten, Fourieristen, Aushecker allerlei sozialistischer Utopien; eine Aktion nach aufsen ist gar nicht nach ihrem Sinn, die Anpeitscherei durch Petruscha behagt ihnen nicht; kurz vor dem verhängnisvollen Entschlufs, Schatov als gefürchteten Denunzianten zu ermorden, wollen sie ihre »Fünfer« auflösen und eine ganz neue, ganz geheime Gesellschaft für Propaganda demokratischer Ideen begründen. Es gibt unter ihnen die sonderbarsten Käuze: der methodischste, starrste Doktrinär ist der langohrige Schigalev, der leider nie dazu kommt, sein ganzes Promemoria über die Lösung der sozialen Frage zu Ende zu lesen; wir ersehen nur aus Bruchstücken die verzweifelten Sprünge seiner Logik, wie er von absoluter Freiheit ausgehend in absolutem Despotismus münden mufs, die Menschheit einteilt in die Herren, ein Zehntel derselben, die persönlich frei, unbeschränkt herrschen über die übrigen neun Zehntel, die auf jeden eigenen Willen verzichten müssen und durch eine Reihe sukzessiver Umgestaltungen ihre ursprüngliche Unschuld wiedergewinnen und ein irdisches Paradies gründen — man sieht, die Parodie auf Nietzsche vor Nietzsche

ist fertig. Der weiche Virginskij, ein »Diener lichter Hoffnungen, gemeinsamen Werkes« ruft nach geschehener Untat nur aus: »Nicht das! Dies ist ganz und gar nicht das.« Ein Liputin, Knauser und Haustyrann, Intrigant und Klatschbase, schwärmt und glaubt fest an eine soziale unmittelbare Harmonie in Rufsland, wo doch, von ihm selbst angefangen, weit und breit kein einziger Mensch vorhanden war, der auch nur im entferntesten einem Mitglied allmenschlicher sozialer Republik und Harmonie ähneln könnte. «Gott weifs, wie diese Menschen geschaffen werden!« ruft der unwillkürlich aus, der auf diesen unerwarteten Fourieristen gestofsen war. Und um diese Protagonisten der Trofs von Hanswürsten wie der Jude Lamschin, von Dümmlingen aller Art, wie Leutnant Erkel, der nicht für die Ideen, nur für die Persönlichkeiten schwärmt; Tolkačenko, stolz auf seine in Schenken erworbene Kenntnis des Volkes u. a., endlich Frauenzimmer, von der jungen, hübschen Studentin an, die alle Vorurteile abgeworfen hat; der Nihilistin als Hebamme, wie die Maschurina in »Neuland«, der Verkünderin freier Liebe, des Zusammenbleibens, solange man einander nicht überdrüssig wird — das Kapitel »Bei den Unsrigen«, mit der Sitzung der Nihilisten, ist eine der amüsantesten und giftigsten Persiflagen, die man sich denken kann. Über ihnen allen dann der junge Peter Verchovienskij, gewandt und befähigt, leichtsinnig und frech, egoistisch und skrupellos, ungeduldig und hochmütig, auf seine ergebenen Werkzeuge mit schlecht verstellter Mifsachtung herabblickend, der, nachdem er sie alle verführt und düpiert hat, sich beizeiten aus dem Staube macht, kein Sozialist — »mag die Zukunft dafür sorgen, was für Formen die menschliche Gesellschaft annehmen soll« —, sondern ehrgeiziger, politischer Wühler mit tyrannischen Instinkten, der den Boden für die kommende Umwälzung, für die Aufführung des neuen steinernen Baues freimachen will, weil er dabei die leitende Rolle zu spielen hofft; in diesem Drang nach Macht ein Enthusiast und Romantiker — freilich läfst uns Dostojevskij keinen Augenblick im klaren, ob sich Peter nur an den eigenen Phrasen berauscht, ein moralischer Gewohnheitssäufer, aus blofser Freude an dem Geklingel der Worte und den verdutzten Mienen der Umstehenden, oder ob er sie ernst nimmt, ob er ein politischer Zirkusclown ist oder solchen nur mimt. Der ganze Wirrwarr in der Stadt, die Lockerung der Autorität ist übrigens nur dadurch möglich, dafs

der schwachsinnige Pompadour die Zügel aus den Händen gleiten läſst und seine ehrgeizige Pompadurscha, von Peter zur Närrin gehalten, sich eine Versöhnungsmission, eine Wiedergewinnung der Aufsässigen, deren moralische Eroberung einredet, bis es zu dem Skandal und Tohuwabohu der litterarischen Matinée kommt, bei dessen Wiedergabe die satanische Schadenfreude Dostojevskijs, jegliches liberal-ästhetische Prestige in Grund und Boden zu treten, ganz unverhüllt hervortritt.

Das ist nur die eine, und zwar die unbedeutendere Seite des Romans, dieses Pamphlets nicht gegen den Nihilismus, der sich nicht davon getroffen fühlen konnte, sondern gegen Geschmeiſs und Abhub des Nihilismus. Der enthusiastische Bauchrutscher vor byzantinischer Orthodoxie und mongolischer Autokratie — in seinen Augen der beiden Palladien Ruſslands, andere Völker sind froh, wenn sie eines ihr eigen nennen —, der es wagte, den Westlern »Lakaientum« vor Ideen vorzuwerfen, kümmerte sich wenig um die sozialpolitische Seite seines Romans; anderes lag ihm ungleich mehr am Herzen, seine Gottsucher und Gottleugner, seine Maniaken und Dekadenten. Der Name war noch damals lange nicht geprägt, aber Dostojevskij nimmt immer alles vorweg, wo die Tolstoj und Turgeniev kaum nachhumpeln; denn ein moralischer und, wie es sich in jener Nacht herausstellt, physischer Dekadent ist Stavrogin, neben Schatov und Kirilov der eigentliche Held des Romans, dem sogar Peter wie ein Lakai hofiert, auf den er seine ehrgeizigsten Pläne setzt, wenn man bodenlos leichtsinnige Improvisationen oder bloſse Halluzinationen Pläne nennen darf. Stavrogin ist eine neue Auflage von Svidrigailov, Wollüstling, Schürzenjäger aus Prinzip, endigt ebenso durch Selbstmord, nur ist er ein zivilisiertes Ferkel, d. h. mit Sozialismus, Atheismus und Russenverachtung von seinem lieben Lehrer, dem alten Liberalen Verchovenskij farçiert, während Svidrigailov bloſs Schwein ist, von keines Gedankens Blässe angekränkelt. Übrigens zeigt uns der Verfasser infolge der fehlerhaften (absichtlich gewählten?) Form seinen Helden nicht, läſst ihn im Halbdunkel, weist ihn nur in seiner letzten Entartung. Aus den Andeutungen anderer erfahren wir, welch bedeutende Rolle er ihnen allen gegenüber gespielt hat, was alles sie von ihm erwarten. Müde, abgespannt, zerstreut, an eigenen Gedanken, Erinnerungen an ungesühnte Schuld und Verbrechen

hangend, gleichgültig, sich mit Gewalt beherrschend, ohne doch ganz unmotivierte Eingebungen der Laune unterdrücken zu können, gelangweilt, nur noch von sinnlichen Anwandlungen ab und zu gepeitscht, ein kranker Greis mit dreifsig Jahren, ein Dekadent mit einem Worte, schwankt er träumerisch seinem unvermeidlichen Tode zu, Verheerung nicht nur in Frauenherzen, Dascha, Lisa usw., um sich säend. Titanische Kraft, d. h. wenn wir den Versicherungen anderer trauen sollen, verpufft, weil sie durch Anlage und Verziehung das Band mit der Heimat, ohne das es kein Heil gibt, zerrissen hat. Dieses Band hat der Exnihilist Schatov wieder gefunden, den Glauben an sein orthodoxes Rufsland und dessen Weltmission, den er als Renegat des Westens desto leidenschaftlicher verkündet. »Wissen Sie, wer jetzt auf der ganzen Erde das einzige Gottesträgervolk ist, dazu berufen, in Zukunft die Welt im Namen des neuen Gottes zu erneuern und zu retten, dem allein die Schlüssel des Lebens und des neuen Wortes gegeben sind?« so herrscht er Stavrogin an, der selbst diesen Gedanken ihm einst eingegeben hat, den Schatov mit Glut angenommen und mit Glut umgestaltet hat, den aber vor dreifsig Jahren die Moskauer Slawophilen gefunden hatten. Diese Moskauer slawophile Weisheit sog jedes Jahr gewaltsamer Dostojevskij selbst ein und stattete jetzt mit ihr sehr freigebig seinen Schatov aus, durch den er selbst spricht, Bielinskij und die Liberalen leidenschaftlich und ungerecht anklagend. So hat Stavrogin den atheistischen Kosmopoliten zu einem russischen Sektirer umgeschaffen, Rufsland ist ja voll Wunder, die der Europäer schweigend anstaunt, aber einen ungleich interessanteren Gedanken hat er in Kirilov gelegt. Kirilov ist Maniake, Grübler, hat vier Jahre lang selten mit wem gesprochen, verliert förmlich Macht über grammatische Rede; dafür hat er den Himmel auf Erden gefunden. Gott ist erfunden worden, um den Menschen das irdische Leben, den Schrecken des Todes, erträglich zu machen. Wer diesen Betrug nicht hinnimmt, wer die Angst vor dem Tode leugnet, durch herrisches Fortwerfen des Lebens, durch diese höchste und letzte Betätigung des Eigenwillens, dem ist alles auf der Welt gut und glücklich. Jetzt ist der Mensch noch nicht der echte Mensch; es wird einen neuen, glücklichen und stolzen Menschen geben. Der, dem es einerlei sein wird, zu leben oder nicht zu leben, der wird der neue Mensch sein.

Wer Schmerz und Angst vor den Phantomen »Tod« und »Jenseits« besiegen wird, der wird selbst Gott sein. Wer sich zu töten wagt, hat das Geheimnis des Betrugs erkannt; wer sich zu töten wagt, ist Gott. Dieser Menschgott, eine vor Dostojevskij ganz unbekannte Idee, wird die Welt der Vollendung zuführen. Dann wird man die Weltgeschichte in zwei Teile teilen, vom Gorillaaffen bis zur Abschaffung Gottes und von der Abschaffung Gottes (»Gott ist, bleibt tot . . . Wir haben ihn getötet . . . Es gab nie eine grössere Tat« sagt Nietzsche) bis zur Umgestaltung von Erde und Mensch, der Mensch wird Gott werden und sich physisch ändern (»Müssen wir nicht selber zu Göttern werden?« Nietzsche.) Ich will meinen Eigenwillen erklären; mag ich der einzige sein, aber ich werde es tun, und er tötet sich wirklich, was der armselige Peter mit Zittern und Zagen erhofft, um den Selbstmörder die Schuld des Schatovschen Mordes auf sich nehmen zu lassen. Die Szene dieses Selbstmordes gehört zu dem aufregendsten, was je geschrieben worden ist. Hier spielt wirklich Dostojevskij unbarmherzig mit seinen und unseren Nerven. Schliesslich wird auch der alte Liberale, Stepan Verchovienskij, Gott finden, ohne ihn gesucht zu haben, freilich erst auf seinem Sterbelager, aber in Szenen nicht ohne eindringende Wirkung. Die Frauengestalten, sowie eine Fülle der interessantesten Einzelheiten seien hier übergangen. Der Roman leidet unter seiner Form, doch enthebt diese ihrerseits den Verfasser von manchen diskreten Fragen.

In den nächsten Jahren (1873—1880) kehrte der Verfasser zu seiner alten publizistischen Tätigkeit (von 1861—1864) zurück, doch schrieb er jetzt sein »Tagebuch eines Schriftstellers« in losen Monatsheften ganz allein. Er glossierte darin Tagesereignisse, sogar aus der kriminalistischen Praxis, politische, den Türkenkrieg, gab litterarische Erinnerungen zum besten und zeichnete einen und den anderen novellistischen Beitrag, namentlich das herrliche Frauenbildnis, »Die Sanfte«. Vor allem jedoch kündete er slawophile Weisheiten und errang mit ihnen sogar den einzigen phänomenalen Erfolg im Leben, als er am 8. Juni 1880, an den unvergesslichen Puschkintagen in Moskau, mit seiner enthusiastischen Festrede auf den Dichter den momentanen Enthusiasmus aller, sogar der Westler, entfachte. Die Grundtendenz jener Aufsätze wie dieser Rede lässt sich dahin zusammenfassen:

ist nicht in der Orthodoxie allein die Wahrheit und die Rettung des ganzen russischen Volkes und in künftiger Zeit auch der ganzen Menschheit? Bewahrte sich nicht in der Orthodoxie allein das göttliche Ebenbild Christi in seiner ganzen Reinheit, und vielleicht besteht die Hauptbestimmung des russischen Volkes in den Geschicken der Menschheit darin, bei sich Christi Bild in seiner ganzen Reinheit zu bewahren und, wenn die Zeit gekommen, dieses Bild der Welt zu zeigen, die ihren Weg verloren hat. In der berühmten Puschkinrede knüpft er an Gogol an. Dieser hatte von der einzigen Erscheinung des russischen Geistes gesprochen, er fügt auch eine prophetische hinzu. Die Fähigkeit Puschkins, sich allen Litteraturen und Mustern anzuschmiegen, sie zu umfassen (!), sei nur eine Fähigkeit russischen nationalen Geistes, der zum allumfassenden, zum Welt- oder Menschengeiste auserkoren sei, darin bestehe die Volkstümlichkeit, die Zukunft der Puschkinschen Poesie. Aber auch schon der Reform Peter des Grofsen hätte derselbe Gedanke instinktmäfsig zugrunde gelegen; er hätte vereinigt die Fremden, beseitigt die Widersprüche. Ja, die Bestimmung des Russen ist unbedingt ganz Europa und die ganze Welt. Ein echter Russe zu werden, ganz und gar Russe, das bedeutet schliefslich nur, ein Bruder aller Menschen zu werden, ein Allmensch . . . Und schliefslich glaube ich daran, dafs wir, d. h. unsere Nachkommen, alle ohne Ausnahme begreifen werden, dafs ein wirklicher Russe zu werden eben nur heifst, sich zu bemühen, endgültigen Frieden zu bringen in die europäischen Widersprüche, dem Gram Europas einen Ausweg zu zeigen in der russischen Seele, der allmenschlichen und alleinigenden, in brüderlicher Liebe sie empfinden zu lassen für alle unsere Brüder und vielleicht das endgültige Wort grofser, allgemeiner Harmonie auszusprechen, eines brüderlichen, endgültigen Einverständnisses aller Völker nach dem Evangelium Christi; denn Dostojevskij bringt sogar die »Synthese« des Westlertums und der Slawophilie zuwege. Die Westler glauben ja eben an die Allmenschlichkeit, dafs fallen sollen die nationalen Schranken, Vorurteile, egoistische Forderungen. Aber ist die Allmenschlichkeit eine russische Idee, so müfste doch jeder von uns Russe werden, aufhören, sein Volk zu verachten, dessen nationale Wahrheit anerkennen. Dieses Volk hat trotz aller Barbarei und Quälerei seine moralische Schönheit erhalten, seine

Gutmütigkeit, Ehrbarkeit, Aufrichtigkeit, Offenheit des Geistes, Allzugänglichkeit desselben, alles in harmonischer Vereinigung, daher die Macht unseres Dichters, der vom Volke entnimmt dessen Einfalt, Reinheit, Sanftmut, Weite des Blickes und Güte des Herzens. Alle diese Träume sind so schön, vor allem zielen sie auf so humane Folgerungen ab, dafs man auf die Prüfung der Prämissen verzichtet, die groben Worte »Chauvinismus«, »Doktrin«, »Utopie« lieber aussetzt.

Auf die Dauer jedoch konnte der Publizist-Romantiker den Belletristen nicht zurückdrängen. Zu Ende der 70er Jahre griff endlich Dostojevskij ein Thema energisch an, das ihn schon seit 1870 beschäftigt hatte und schuf seinen umfangreichsten Roman, obwohl er nur dessen ersten Teil ausgeführt hat, »Die Brüder Karamasov«. Weil nur ein Teil, förmlich nur die Prämisse des zweiten, eigentlichen, gegeben ist, über diesen folgenden nur Andeutungen vorliegen, können wir uns kürzer fassen, da wir doch die Zweifel betreffs der Konzeption des Ganzen nicht beseitigen können. Es ist äufserlich nur ein Familienroman, die Geschichte der drei Karamasovs, Mitia, Ivan und Alescha, des vierten, ihres Halbbruders, des Lakaien Smerdiakov, des nur aus der Nässe der Badestube (nach einer bekannten Tradition), nicht wie andere Menschen empfangenen, des fünften, ihres Vaters, eines Svidrigajlov, der nicht durch Selbstmord endigt, dafür in der Schweinerei vervollkommnet ist, eines Virtuosen des Unflates, namentlich wenn er sich vor seinen »Ferkelchen« — Kindern — seiner Experimente im Sadismus brüstet. Vom Vater erbte der älteste, Mitia, die Sinnlichkeit, von der Mutter Energie und Kraft. Die zynische, schleichende, geifernde Perversität seines Vaters ist dieser furchtbar expansiven, gewalttätigen Natur fremd; er wirft sich in den Abgrund, Kopf nach unten, die Fersen nach oben, weil diese despektierliche Stellung für ihn gerade die schicklichste; aber im Fallen noch wird er den Hymnus an Gott doch anstimmen. Wollust, Gabe der Insekten (Insekt ist auch Stavrogin) sitzt in seinem Blute, wie bei allen Karamasovs, wühlt es zu wilden Stürmen auf; denn Schönheit ist etwas Schreckliches, Unfafsbares. Das Schlimmste dabei ist, dafs mancher mit dem Sixtinischen Ideal beginnt und mit dem sodomitischen endigt, ein anderer, ein Verehrer Sodoms, noch mit allem Jugendfeuer für die Sixtina schwärmt; denn auch in Sodom ist Schönheit,

gerade für die Masse der Menschen. Hier kämpfen Gott und Teufel auf dem Felde des Menschenherzens. So steckt in Mitia, wie in den anderen beiden Brüdern, wie in so vielen Helden unseres Dichters, eine zwiespältige Natur. Der Gemeinste ist der gröſsten Selbstaufopferung fähig; durch groſses Leiden muſs er von den Schlacken gereinigt werden, wie Raskolnikov, nur büſste dieser ein wahres, Mitia ein eingebildetes Verbrechen. Bei diesem traf der Untersuchungsrichter gleich das Richtige, obgleich ein Dritter, Unbeteiligter, den Mord auf sich nahm. Hier biſs er sich an der nächsten, aber falschesten Fährte fest. Der Indizienbeweis ergab den Vatermord Mitias und nach allen Verhören und Verhandlungen, Prachtstücken forensischer Kunst, verurteilten ihn die Geschworenen. Er wuſste gar nichts vom Morde. Gemordet hatte Smerdiakov, ein moralischer Quasimodo, ein echt Dostojevskijsches Präparat, halb Skopze, halb Stutzer, eine Wanze, ein Karamasov, von einer Bettlerin-Idiotin in Schreck empfangen, Epileptiker, ohne Religiosität, Skeptiker und Rationalist bei aller Unbildung. Die Hand zum Morde hat aber Ivan, der zweite der Brüder, ein Jurist, geleitet, der den Grundsatz »Alles ist erlaubt«, auf den Raskolnikov durch eigenes Nachdenken gekommen war, dem Lakaien so lange einschärfte, bis ihn dieser in Tat umsetzte. Smerdiakov hing sich auf, nachdem er dem Urheber die Tat eingestanden, aber dessen Zeugnis vor Gericht wurde nicht beachtet, weil er es im Fieberwahnsinn, verflochten mit den Halluzinationen seiner Sinne abgab.

Das Drama, die moralische Krisis, des Ivan ist unendlich wichtiger als das des Mitia und sprengt vollständig den Rahmen des Werkes, macht eben, daſs »die Brüder Karamasov» kein Familienroman ist. Wie in »Krieg und Frieden« in ihrer ursprünglichen Ausgabe, die die historisch-philosophischen Erörterungen im Texte selbst bot, nicht in den Anhang verwies, den die Übersetzer einfach fortlieſsen, wie in das Epos Philosophie, die kritischen Betrachtungen über Helden und Heldentheorien eingesprengt sind, so überwuchert Religionsphilosophie völlig den Familienroman, und die Blätter, die den Fragen nach Gott und Unsterblichkeit der Seele gewidmet sind, die kapitellangen Erörterungen zwischen Ivan und Alescha, zwischen Ivan und dem Teufel, der jeglicher mephistophelischer Romantik entkleidet, ein armseliges, positives Teufelchen ist, wie es Verehrern von

Moleschott und Büchner nicht anders zukommt, gehören zu dem Glänzendsten und Tiefsten, was je in der Welt über Gott und Unsterblichkeit weniger gedacht als gefühlt worden ist. Für den echten Russen, meint Dostojevskij, sind die Fragen über Gott und Unsterblichkeit die wichtigsten; obwohl Ivan hauptsächlich etwas anderes irritiert, ist sein Geist ein euklideischer, ganz irdischer, unbefähigt, Metaphysisches zu lösen; im flammenden Rechtsbewufstsein, das er fortwährend verletzt sieht, protestiert er gegen jede Harmonie der Welt, gegen die Lüge der Nächstenliebe — man kann die Menschen nur aus der Ferne lieben, in der Nähe sind sie unerträglich; auf Unförmlichkeit ist die Welt basiert, mit ihren notwendigen Leiden; eins folgt aus dem andern, aber ich verlange Entgeltung, nicht dürfen der Mörder und seine Opfer ein Hosianna dem Schöpfer ausbringen, es darf nichts verziehen werden, und ohne Verzeihen gibt es keine Harmonie; aus Liebe zur Menschheit bleibe ich lieber bei meinem ungerächten Leiden, bei meiner unermüdeten Entrüstung: das Entree zur Harmonie ist zu teuer, darum gebe ich es zurück — nicht dafs ich Gott nicht anerkenne, nur das Billett gebe ich ihm ehrerbietigst zurück. Was die Menschen aus der Religion gemacht haben, wozu sie ihnen dient, zeigt Ivan in der Allegorie von dem Grofsinquisitor in Sevilla. Wohl der Zensur wegen ist diese Einkleidung gewählt, sie gilt ja für alle positive Religion; man kann statt Grofsinquisitor den Namen Pobiedonoszev oder Kalvin einsetzen, ohne den Inhalt zu ändern. Da im Namen der Religion gesündigt wird, erscheint Christus noch einmal auf Erden, wirkt Wunder, predigt und wird auf Befehl des Inquisitors in den Kerker geworfen, um am folgenden Morgen verbrannt zu werden. In der Nacht erscheint der Inquisitor, sich vor Christus zu rechtfertigen: »Deine wahre Lehre taugt nicht für die Menschheit, nur für wenige Auserwählte; sie macht ja den Menschen frei, der doch keine gröfsere Sorge kennt, als sich einem Herrn zu unterwerfen; du lehrst alles verwerfen, was der Mensch aber braucht, Wunder, Geheimnisse, Autorität, das irdische Schwert, das irdische Brot; darum haben wir im Bunde mit Satan deine Lehre berichtigt; wir machen die Menschen glücklich, lassen sie arbeiten und feiern, Sünden begehen und Verzeihung erlangen, geben ihnen das Glück schwacher Geschöpfe, die sie sind; sie werden sanft sterben und jenseits des

Grabes nur den ewigen Tod finden. Aber wir wahren das Geheimnis und locken sie ihres Glückes wegen mit himmlischer und ewiger Vergeltung. Unglücklich bleiben nur wir, die Wahrer des Geheimnisses. Du störst unser Tun, darum lasse ich dich verbrennen.« Christus antwortet nichts, küſst nur den Greis auf seine blutlosen Lippen; unter diesem Kuſs geht die einzige Veränderung mit dem Inquisitor vor sich: er öffnet die Tore und treibt Christus heraus: »Komme nie wieder!«

Infolge dieser Leugnung Gottes und der Unsterblichkeit entwickelt sich in Ivan der logischste, krasseste Egoismus, die nackte Lust und Freude am Leben, wenigstens bis zum dreiſsigsten Lebensjahre; »dann werde ich den Becher wohl wegwerfen, ohne seine Neigen verkostet zu haben, und weggehen, ich weiſs nicht wohin«; ein verfeinerter Epikureismus. Diese Lebensweisheit, der Triumph seines logischen, analytischen Sinnes, wird durch die Logik des die Konsequenzen einfach ziehenden Smerdiakov über den Haufen geworfen. Eine schwere Krankheit mit ihren Halluzinationen, Teufel usw., wirft ihn zu Boden, doch wird seine starke Konstitution sie vielleicht überwinden — der Epikuräer in ihm wird jedenfalls nicht wieder gesunden. Das sind die Karamasovs, die Vertreter des rohesten oder reinsten Materialismus, und gegen diesen wendet sich die ganze Tendenz des Romans, wie früher in den »Dämonen« gegen den Nihilismus, nur ist ersterer edler vertreten, namentlich durch Ivan, Miusov u. a. Die leidenschaftliche — Dostojevskijs Wesen lag jede Mäſsigung fern — Bekämpfung des Materialismus ist hier nicht zu Ende geführt. Hatte er sich in früheren Romanen mit bloſser Darstellung der Negation von Moral, Autorität, Glaube, und ihrer Folgen begnügt, so geht er hier zur Schaffung positiver Typen vor. Der jüngste der Karamasovs, Alescha, der reine, fromme, geht ins Kloster; er ist kein Fanatiker, kein Mystiker, »ein früher Menschenliebhaber,« der das Klosterleben erwählt, weil ihm dies der einzige Ausweg schien für seine Seele, die aus dem Dunkel irdischer Schlechtigkeit zum Lichte der Liebe sich drängte. Sein geistlicher Vater, Sossima, verkündet vor Tolstoj ganz Tolstojsche Lehren: der Gedanke eines Dienstes der Menschheit, ihrer Brüderlichkeit und Totalität, erlöscht zusehends, man begegnet ihm mit Spott; denn wie soll man seine Angewohnheiten lassen, wohin soll dieser Sklave gehen, wenn



er so sehr gewohnt ist, seine zahllosen Bedürfnisse, die er doch selbst erfunden hat, zu befriedigen? Das Aufhäufen von Sachen begleitet Verringerung von Lust; daher schneide ich von mir ab überflüssige, unnütze Bedürfnisse, demütige meinen egoistischen, stolzen Willen und erreiche dadurch mit Gottes Hilfe Freiheit des Geistes und mit ihr Freude des Geistes. Aber Alescha ist nicht umsonst Karamasov; auch in seinem Blute wütet das »Insekt«, auch er mufs sich Prüfungen und Läuterungen unterziehen, daher nimmt ihm Sossima das Versprechen ab, nach Sossimas Tode das Kloster zu verlassen und in die Welt zu gehen, wo er wohl die Gelegenheit finden sollte, Sossimas Vermächtnis: »Sei niemandes Richter; demütige Liebe ist eine furchtbare Kraft, die mehr schafft als Gewalt; nur tätige Liebe wirkt uns den Glauben«, praktisch zu betätigen. Doch ist dieser Teil des Romans nicht mehr geschrieben worden, Dostojevskij starb ja bereits am 28. Januar 1881, noch nicht 60 Jahre alt. Nebenbei sei wiederholt, dafs hier nur die Hauptbeziehung und die Hauptperson des Romans genannt ist; sie scheint zu Anfang Alescha zu sein, wird zu Mitia und endigt als Ivan. Die Fülle von Nebenbeziehungen, Episoden, anderen Personen, namentlich Kindern und Frauen, zwiespältigen Wesen, wie die Gruschenka u. a., kann hier auch nicht angedeutet werden.

Der vorzeitige Tod Dostojevskij's war der schmerzlichste Verlust für die russische, ja für die europäische Litteratur, deren eigenartigste Erscheinung er war, zugleich aber auch die bedeutendste oder lieber beunruhigendste. Der grofse, gesunde Künstler Turgeniev wandelt stets auf geebneten Bahnen, in den schönen Alleen eines alten Herrenparkes. Ein ästhetischer Genufs ist seine wohlgesetzte Erzählung, wie Hans und Grete sich nicht fanden; tiefere Ideen regt er bei uns überhaupt nicht an. Dies tut wohl Tolstoj. Aber seine Ideen sind die alten, wir haben sie schon im XVI. Jahrhundert, z. B. bei den polnischen Arianern gefunden, diese ausschliefsliche Empfehlung physischer Arbeit als der Gott einzig wohlgefälligen, Verachtung des Wissens, das Verbot, Bösem Widerstand zu leisten, mit denselben Argumenten, das Verbot, zu richten oder zu kämpfen, und sinnreiche Versuche, den Konsequenzen des Verbotes zu entgehen, die neue Interpretation der evangelischen Texte. Wie diesen Arianern, können wir Tolstoj beipflichten oder nicht, auf dem Boden praktischer

Moral, Nächstenliebe usw. verharrend, keinen einzigen Augenblick die Erde und ihren Staub verlassend — wem dies nun nicht genügt, dem kann Tolstoj nichts bieten, da ihm jegliche Metaphysik und Mystik, transzendentale Regung, ja jeglicher Idealismus fremd, verhafst ist. Der durchaus logische, klare Sinn dieses Wahrheitssuchers kann niemand beunruhigen, beängstigen, ja aufregen; er wendet sich ausschliefslich an unseren Verstand als Philosoph, als Künstler an die äufseren Sinne, von seinen grofsen, historischen Gemälden an bis zu den kleinsten Genrebildern, von dem Studium der einfachsten moralischen Regungen bis zu den kompliziertesten, sich und anderen das Gewissen erforschend, ohne Beschönigung oder Heucheln; seine Kunst, seine Aufrichtigkeit ist gröfser, umfassender, tiefer als seine Idee. Ganz anders der dämonische, mystische, extatische, visionäre, satanische Dostojevskij, Nietzsches grofser Lehrer, sein »tiefer Mensch«, »der einzige Psychologe, von dem ich etwas lernen konnte«, dessen Bekanntschaft »zu den schönsten Glücksfällen meines Lebens gehört«. Moralisches, künstlerisches Gleichgewicht, Ruhe ist ihm unbekannt; fortwährend strebt er dem höchsten oder dem niedrigsten zu, läfst uns Blicke tun in andere Welten, in seelische Abgründe, in den verworrensten Widerspruch zwischen Fühlen und Denken, Instinkt und Absicht, in das Reich des Unbewufsten, Elementaren, Mechanischen. Wie oft spricht er geradezu in Rätseln; bei Turgeniev, Tolstoj ist alles klar, sogar die Punkte sind über das i gesetzt; bei Dostojevskij fragen wir verwirrt, beunruhigt, wie meint er das? ist ihm Ernst damit? spottet er unser, z. B. die Behauptung, dafs Stavrogin nicht geisteskrank war? Er sagt nichts umsonst; man überzeugt sich davon, wenn man zurückkehrt zu einzelnen Kapiteln, deren Beziehungen klar werden erst durch die folgende Aufklärung; bei jeder neuen Prüfung seines Textes stöfst man auf neue Einzelheiten, auf die er scheinbar kein Gewicht legt, sie nur hingeworfen hat, bei Beschreibungen der Gestalt, bei raschen Repliken, unkontrollierten Bewegungen, und in denen tiefster Sinn steckt; zu Turgeniev, Tolstoj Kommentare schreiben zu wollen, wer könnte darauf verfallen? Dostojevskij braucht sie, wenn man ihn beim einmaligen Lesen ganz verstehen will; ohne Anleitung entgeht sonst zu vielerlei auch dem scharfsinnigsten Leser.

Was alles und wie tief hat er es durchdacht und vor allem durchfühlt! Man stoſse sich ja nicht an seiner exklusiven, national-orthodoxen Maske, an seinem Nichtanerkennen fremder Konfessionen; das ist bei ihm rein äuſserlich, angeschwemmt. Ja, wie an Schatov Stavrogin, könnten wir an ihn die Frage richten, ob er denn an Gott glaube? Vielleicht müſste er gerade so antworten wie Schatov: »Ich glaube an Ruſsland, ich glaube an seine orthodoxe Lehre, ich glaube an Christi Körper, ich glaube, daſs eine neue Wiederkunft in Ruſsland sich vollziehen wird, ich glaube . . .« Stavrogin drängt: »Aber an Gott? an Gott?« und da antwortet er stockend: »Ich . . . ich werde auch an Gott glauben!«. Jedenfalls hat er dann diesen Glauben sich heiſs erstritten. Dieses Kämpfen um den Glauben ist ein charakteristischer Zug seiner späteren Werke; doch sind je schärfere Argumente gegen Gott, Unsterblichkeit und Jenseits geschmiedet worden? Man lasse sich nicht täuschen, daſs sie einem Irren, z. B. Kirilov, in den Mund gelegt werden; ist doch Kirilov ungleich gesünder, harmonischer, geeinter als viele der vernünftigsten, die im Roman oder im Leben uns begegnen. Man darf fragen, ob an die Wucht der Angriffe gegen den Glauben seine Verteidigung auch nur entfernt herankommt. Bei Lebzeiten, und auch noch ein volles Jahrzehnt nach seinem Tode, hat der auch hierin, wie in allen anderen verkannte Dostojevskij gar nicht die volle, gerechte Würdigung seiner Intentionen erfahren. Publikum und Kritik waren auf eine solche Erscheinung, die in Ruſsland alles antizipierte, was der Westen langsam, später herausbrachte, gar nicht vorbereitet. Seine Bedeutung als Schriftsteller, nicht als Mensch, wuchs in Europa fast rascher als daheim, wo man mehr den Prediger als den Künstler verehrte. Was war gegen ihn Turgeniev, trotzdem man diesem den Druckbogen mit 300, jenem mit 100 Rubel bezahlte, was der Hungerleider so bitter empfand. Den »mystischen Schrecken«, das dämonische in Schönheit, Liebe, Weib, die Dekadenz, das Übermenschentum, den Symbolismus, alles findet man vor Nietzsche, Strindberg, Mäterlinck schon bei Dostojevskij, und man findet bei ihm noch vieles andere, wovon sich die Zeitgenossen nichts träumen lieſsen, z. B. die ganze moderne Psychopathologie. Erstaunlich ist auch die Kraft der Sinnlichkeit bei Dostojevskij; erotische Probleme lassen nicht von seinem Geiste, sie brechen sogar in »Schuld und Sühne«

ziemlich unmotiviert herein, sie machen sich breit im »Idioten« und »Dämonen«, auf ihnen ruht der Schwerpunkt der »Karamasovs«, z. B. der eifersüchtige Wettstreit zwischen Vater und Sohn um Gruschenka — um der kleineren Sachen nicht zu gedenken; wir wissen, dafs manches Einschlägige, z. B. in den »Dämonen«, von den Herausgebern unterdrückt worden ist. Diese Sinnlichkeit streift ans Perverse, peinigt und quält; seine Gegner sprachen von einem russischen Sadisten — ganz mit Unrecht. So viel Erotik auch in seinen Schriften steckt, niemals handelt es sich darum, wie Hans Grete freite und sie nicht bekam oder bekam; ihn beschäftigen andere, wichtigere Probleme, und auch darin unterscheidet er sich zu seinem grofsen Vorteil von seinen Zunftbrüdern. Solange metaphysische Fragen, Fragen nach Gut und Böse, nach der Nachtseite menschlichen Geistes aufgeworfen werden, wird Dostojevskij gelesen werden. Er gehört zu den wenigen in der Weltlitteratur, die man nie vergessen kann; er hinterläfst die tiefsten, nie wieder zu verwischenden Eindrücke; er rührt an den innersten Seiten unseres Geistes. Womit er uns am meisten fesselt, das ist die innige Liebe, die Achtung vor dem Menschen, den er auch im Verbrecher, im Trunkenbolde, in der Prostituierten findet. Welcher Schriftsteller hat reizendere, unschuldigere, unglücklichere Kinder geschaffen? Dostojevskij war ein Allerbarmer, und das fühlten instinktiv, die sich an den »grofsen Dämon« der russischen Erde herandrängten, um Rat und Hilfe ihn ansprachen, die dem armseligen das Begräbnis eines Königs bereiteten.

Man mag noch so viel mit Dostojevskij rechten und hadern — er hatte z. B., was ja bei einem Russen des Nikolaitischen Regimes nicht weiter auffallen kann, keinen politischen Sinn; man mufs ihn lieben und verehren: vielleicht gibt es in der Weltlitteratur Gestalten mit gröfserem Talente oder eher nur Namen — ein wärmeres, fühlenderes Herz gab es jedenfalls nicht. Nicht im Faust, wohl aber in »Schuld und Strafe« erfafst uns »der Menschheit ganzer Jammer«.

Fünfzehntes Kapitel.

Belletristen zweiten Ranges.

Andere Belletristen der »vierziger Jahre«, Grigorovič und Pissemskij. Der tendenziöse Roman. . Der fortschrittliche und konservative. Die Belletristen der 60er und 70er Jahre. Die »Narodniki«, Reschetnikov, Levitov, Uspienskij und Slatovratskij. Pomialovskij. Moderne Belletristik eines Boborykin oder Dančenko. Der historische Roman. Moderne Schriftstellerinnen.

Noch mehr wie in anderen Litteraturen drohte in der russischen die Romanflut alle Belletristik zu ertränken. Schon der Umstand, daſs Tendenz sich ungleich leichter gestalten und durchführen lieſs in dem freieren Roman, als auf der durch die Zensur im Zustande paradiesischer Unschuld (trotz der Schönen Helena, Pfeiffer und Judic) zu erhaltenden Bühne, muſste zur Popularität des Romans beitragen; auſserdem verlangte die neu heranströmende Fülle ethnographischen Materials, der Schilderungen von Ständen und Klassen, der oft komplizierten Erscheinungen des Lebens, z. B. der Altgläubigen, gebieterisch die epische Form, mochten auch manche photographische Szenen in dialogische oder geradezu dramatische Formen umschlagen. Was in den vierziger Jahren nur in Ansätzen vorhanden war, entwickelte sich jetzt ungehindert. Eine neue Schicht von Schriftstellern, von grundverschiedener Lebensführung und Lebensauffassung, stieg auf und mit ihr Themen, die der gutsherrlichen, adeligen Litteratur der Vorreform vollständig unbekannt waren. Dafür verloren sich meist die Romane aus fremden Ländern; eine »Julja de Valerolle« oder ein »Alf und Aldona« des seligen Kukolnik fanden jetzt weder Leser noch Nachahmer mehr. Die Belletristik verarbeitete — wie dies in allen slawischen Litteraturen meist der Fall ist, wodurch unwillkürlich ihr Horizont eingeengt wird, ausschlieſslich russische und mit Vorliebe moderne Themen. Die Fülle der Schriftsteller oder gar der Romane irgendwie zu erschöpfen, wäre ganz unmöglich; lieber verweilen wir bei der Charakteristik einzelner hervorragenderer Leistungen und ver-

zichten dafür auf die Nennung mancher nicht unverdienter, noch nicht vergessener Namen. An die Spitze stellen wir, wie es Rang und Alter erfordert, die letzten Mohikaner der vierziger Jahre.

Eine hoch sympathische Erscheinung ist Grigorovič. Das Verdienst, das durch eine fable convenue Turgeniev und dessen »Jägermemoiren« zugeschrieben wird, hat er sich erworben. »Ich gedenke,« sagt mit Recht Ssaltykov, »‚das Dorf‘, ich gedenke den ‚Anton Goremyka‘ . . ., das war der erste wohltätige Frühlingsregen, die ersten guten, menschlichen Tränen und durch die leichte Hand des Grigorovič blieb der Gedanke daran, daſs der Bauer-Mensch existiert, fest stecken in der russischen Litteratur und in der russischen Gesellschaft.« Über beide Erzählungen (1847) durfte Bielinskij gar nicht besonders handeln; er erwähnte sie nur nebenbei in der litterarischen Jahresübersicht; beide schilderten das Elend des Bauern: im »Dorfe« läſst der Gutsherr, weil seine junge Frau eine russische Bauernhochzeit noch nicht gesehen hat, ohne weiteres die erste beste, eine Waise, in ein reiches Bauernhaus hineinheiraten, wo die Ärmste bald zu Tode zerhackt wird; die über das traurig-unglückliche Aussehen der Braut verwunderte Gutsfrau beruhigt ihr Gemahl, das traditionelle Zeremoniell verlange ja eine ganze Woche lang Tränen der Neuvermählten. »Der Unglückswurm Anton« verdient seinen Namen vollauf: die Härte des herzlosen Verwalters, dessen Namen Bielinskij absichtlich verwendet, zwingt ihn, sein letztes und liebstes, das Pferdchen zu verkaufen, um die Steuern zu bezahlen, doch bestehlen ihn Pferdediebe. Hier war Not und Schutzlosigkeit des Bauern direkt dargestellt, und diesen Bauernschilderungen blieb Grigorović auch in seinen folgenden umfangreichen Romanen treu, »Die Umzügler« — Laune und Bedarf des Gutsherrn treiben den Bauer aus dem einen in das andere, hunderte von Werst entfernte Dorf, wo der Bauer in der fremden Umgebung ruhig zugrunde gehen kann —; »Die Fischer«, Gegensatz zwischen Fabrik- und Bauerleben. Eine besondere Kunst entfaltete Grigorovič, der von Haus aus Maler werden wollte, in den landschaftlichen Bildern. Ganz anspruchslos gibt sich ein dritter groſser Roman, »Dorfwege«, wo es sich nicht mehr um Bauern, sondern um kleine Gutsherren an diesen Dorfwegen handelt, die sich von der preuſsischen Grenze bis zum Ural erstrecken; wie

es sich da in der guten, alten Zeit vor der Reform ohne Sorgen, gastfrei in den Tag hineingelebt hat, ist mit viel Witz und Behagen erzählt. Die Parasiten und die Gläubiger, die Herr Balachnov, dessen höchster Ehrgeiz ist, Kreismarschall zu werden, um sich duldet — statt Zinsen zu zahlen, nährt er einfach be sich die Gläubiger —, die Reise nach Moskau, daselbst ein vorsintflutlicher Litteraturzirkel usw., gibt eine vollkommene Ergänzung zum »Poschechonien« des Ssaltykov; die lustige Gesellschaft, die allerdings sehr mäſsige Anforderungen an das Leben stellt, ist mit viel echtem, bei Russen so seltenen Humor geschildert, nur rollen alle zuviel mit den Augen. Nach diesen vielversprechenden Anfängen verstummte Grigorovič auf ganze Dezennien, trat erst wieder in den achtziger Jahren auf, seine saftigen, farbensatten Schilderungen des Dorf- und Edelhoflebens gegen das städtische, »Karrierist«, »Akrobaten der Wohltätigkeit« usw., vertauschend, ohne die früheren Erfolge zu erringen; doch das warme Herz, den humanen Sinn seiner Jugend hat sich Grigorovič bis in das höchste Greisenalter unvermindert erhalten.

Keinerlei Sinn für Natur und Landschaft, desto ausschlieſslicheren für das lächerliche oder schädliche Treiben seiner Standesgenossen, des dienenden Adels in der Provinz und in Petersburg, offenbarte der bittere, ja gallige Pessimist Pissemskij. Schilderungen unglücklicher Ehen sind seine Spezialität von seinem ersten Auftreten an gewesen, trotz der Zensur, die derlei als Angriff gegen die Heiligkeit der Institution nicht ungestraft passieren lieſs — des Ehebruches in den verschiedensten Formen: so eilte er den Franzosen voraus, da ihm, der selbst in glücklichster Ehe lebte, die ganze Welt nur um Liebe und namentlich unerlaubte sich zu drehen scheint. Seine ersten Novellen behandelten dasselbe Thema, sogar seine Bauerngeschichten und sein berühmtes Bauerndrama »Bitteres Los«: welchen Versuchungen ist der auf Arbeit nach Petersburg kommende Bauer ausgesetzt, welchen seine im Dorf zurückbleibende Frau? Es gibt auch Titel »Ist sie schuldig?« und schon hören wir das »tuez-la«. Den gröſsten Erfolg, auſser dem »Bitteren Los«, brachten ihm erst seine »Tausend Seelen«, d. i. das Ideal, nach dem der Held Kalinovič strebt und das er erreicht, skrupellos in der Wahl seiner Mittel, etwa wie ein Čičikov — Pissemskij gefiel sich ja erst in Nachahmungen, eines

romantischen Pečorin, eines byronschen Helden u. dgl. Merkwürdig ist jedoch und nicht ganz motiviert die Wandlung, die mit unserem Čičikov vor sich geht: auf der Höhe von Macht und Reichtum wird er nämlich so eifriger Ausjäter aller Mifsbräuche, Unterschleife usw., dafs er sich selbst das Grab gräbt. Vor Čičikov hatte er ja keine Moral, nur den grofsen Ehrgeiz voraus; dafür wäre der vorsichtige, kluge, kühle Čičikov nie in seine Taktlosigkeiten verfallen. Es zeigte sich, dafs der Held der neuen Richtung, der Reformbeamte, »dieselbe Schči (Kohlsuppe), nur dünner aufgegossen« war, wie die alten Vsiatočniki, Bakschischleute; dieses negative Urteil sollte Pissemskij bald auf die ganze Reformgesellschaft, namentlich die immer lauter den Ton angebende Richtung ausdehnen. Persönliche Gereiztheit verschärfte den Konflikt, und das »Aufgeregte Meer« von 1862 wurde zu einem Fehdehandschuh, den Pissemskij den Radikalen hinwarf; der Roman selbst, das Beste, was er je geschrieben, von der liberalen Kritik, wie der Verfasser selbst, niedergeschrien oder totgeschwiegen, ist aufserordentlich lebhaft, stellenweise virtuos behandelt. Er zerfällt in zwei Teile; im ersten wird die Erziehung, Jugend und Heirat des Sascha erzählt. Zuhause liegt ihm die Affenmutter in den Ohren: »Saschenka Väterchen, lerne nicht, wirst krank; Saschenka Väterchen, ifs; Saschenka Väterchen, verhau doch den Hofjungen, wie darf er dir grob kommen?« Auf der Universität verliebte sich Sascha im ersten Semester in eine Kokette, im zweiten und dritten trank er aus Kummer über seine unglückliche Liebe; zuletzt, etwas Dümmeres konnte man überhaupt nicht erfinden, wurde er Claqueur, d. h. pfiff dem Theaterdirektor und dem Offizierkorps zum Trotz Ballerinen aus, das hiefs die »Universität stützen«! Freilich tauchten schon damals in der »Britannia« auch andere auf, der materialistische Skeptiker Proskriptskij — Vorläufer des Basarov! —, aber die Jugend scheute sie eher, als dafs sie sie verehrte. Alle guten Herzens- und Geistesanlagen des Sascha wurden so eingeschläfert. Der zweite Teil des Romans spielt bereits nach 1857. Vor dem Kriege herrschte überall das gröfste Unbehagen, sogar in der Natur, die immer stellenweise die Cholera ausbrechen liefs. Nach der Katastrophe bricht der allgemeine Unwille los, die Selbstanklagen, das Vordrängen von Bürschlein. Die Riesenreform des Agrikulturstaates wird von Leuten geleitet, die nicht einmal wissen,

wie denn Getreide wächst. Jetzt gilt ein Proskriptskij als Abgott der Jugend, die ebensowenig lernt wie die der vierziger Jahre — diese schämte sich dessen wenigstens, die moderne schwärmt nur für ein paar fremde, unverstandene Ideechens. Es tauchen die emanzipierten Mädchen auf, die ihr Tagebuch mit dem Leugnen Gottes und dem Bekenntnis freier Liebe eröffnen — in der Tat haben sie kaum einem Manne die Hand je gedrückt und weinen zu Gott bei Zahnschmerzen. Die Mädchen von 1820 und 1830 lasen alles, die von 1840 und 1850 gar nichts, hatten nur Sinn für Putz; das von 1860 liest wenig und will das Wenige sofort in Praxis umsetzen, mit schmutzigem Hemdkragen und geschorenem Haar. Die Älteren, die vor 1855 den Gipfel menschlicher Existenz in der italienischen Oper gefunden hatten, lesen nach 1857 heimlich den Kolokol mit dem Enthusiasmus eines Schuljungen, ohne Spur eigener Gedankentätigkeit, von der freilich die Vorreformzeit mit einem speziell für Rufsland eingerichteten Mechanismus sie streng abzuhalten gewufst hatte; sie haben die einzige Fähigkeit, sich äufserlich, was ihnen beliebt, einreiben zu lassen; nach der Knechtung durch Regierung und Tradition folgt ebenso gewaltsame und bewufstlose Unterwerfung modernen Ideen, für die man ebenso schwärmt wie einst für Verse. Unglückliches Vaterland, das Salz deiner Erde machen aus geistreiche Schwätzer und Hohlköpfe aller Art, bereit, ihre Leere jederzeit mit allem Beliebigen auszufüllen.

Und nun die Staffage zu dieser Landschaft: der »Ankläger« Bastardin, ein Revolverjournalist; der Jude Galkin, der Sohn des Millionärs, der vor Vergnügen wiehert, wenn man seinen Vater der gröbsten Verbrechen anklagt; der ehrliche, aber beschränkte Student, der die Proklamationen aus London so ungeschickt einschmuggelt, dafs er abgefafst und seine zwölf Jahre Bergwerke bekommen mufs usw., alles Persönlichkeiten, die damals oft mit den Fingern zu weisen waren. Und die Nutzanwendung dieser ganzen »Äfferei«? Ist in diesem Bilde nicht ganz Rufsland widergespiegelt, so ist hier sorgfältig wenigstens alle seine Lüge gesammelt! »Nicht meine Schuld ist es, dafs unsere gebildete Menge gewöhnt ist, entweder nichts oder Possen zu tun, mit Aufserachtlassung unserer wichtigsten nationalen Kraft, des gesunden Verstandes, sich auf jedes phosphoreszierende Licht zu stürzen, als wäre es unser Heil. Vergebens werden unsere Gegner diese

Erzählung zu einer zwecklosen Sammlung verschiedener Banalitäten herabzudrücken versuchen; sie wissen wohl, daſs wir ihre wunden Stellen treffen. Als wir diese Arbeit begannen, sagte uns der Instinkt, daſs dieser Lärm und Getöse und Krach kein Sturm war; das waren nur Gekräusel und Blasen, zum Teil von auſsen angeflogen, zum Teil von dem unten aufsteigenden Mist erschienen. Die Ereignisse haben unsere Erwartungen vollauf bestätigt.«

Man kann sich leicht denken, was für ein Hallo der mit einer Menge interessantem Beiwerk ausgestattete, lebensvolle Roman erlebte. Herzen sprach von dem »ekelhaften« Pissemskij. Das Kühlen seines Mütchens an den Radikalen büſste Pissemskij mit einer förmlichen Inachterklärung schon seines Namens. Nach einer längeren Pause nahm er von neuem seine Tätigkeit auf, ohne nachhaltigeren Erfolg, als fehlte mit der »Entrüstung« die Leidenschaft. Auch jetzt behandelte er manches gleich interessant und weniger einseitig, z. B. »Im Wirbel« zollte er der emanzipierten Helena alle Achtung vor ihrem redlichen Streben nach Arbeit, die ihr Unabhängigkeit sichert, ihrer Existenz höhere Ziele leiht und der weiblichen Oblomoverei ein Ende setzt; wie Kluschnikov verwickelte er seine Heldin in die polnische »sprawa«. Von dieser Gegenwart griff er in die Vergangenheit zurück, zu den »Leuten der vierziger Jahre« und noch weiter zu den »Freimaurern«, doch wandte er mit Vorliebe sich dem zeitgenössischen Drama zu, das er zu Pamphleten, zu Anklagen ausgestaltete, z. B. in »Aufgeklärte Zeit«, als ob Ehebruch, Hintergehen der Frau und der Geliebten mit Kokotten, Folge der Aufklärung wäre. Angebrachter sind seine Anklagen des Kapitalismus und Materialismus, der Sucht, um jeden Preis, auch den von Anstand und Gewissen, fortzukommen, in seinem »Finanzgenie«; im »Baal«, den das Jahrhundert ohne Ideale und Hoffnungen anbetet, das Jahrhundert der Kupferrubel und des falschen Papiergeldes; in »Minen«, die einer dem eigenen Schwiegervater legt, nur um seine Stelle zu ergattern, was ihm nur zum Teil gelingt: er ruiniert den Schwiegervater, aber ein anderer bekommt dessen Stelle usw. Die Anklagen gegen die Neuzeit, die reaktionären Tendenzen werden immer schärfer. In den »Bürgern« versichert Bieguschev, daſs er aus jedem Europäer mit der eigenen Nase den Geruch von Kupferdreiern herausroch, ihm jeder als Krämer

erschien; er selbst weiſs freilich nicht zu leben noch zu lieben, auſser sich selbst, aber wenigstens im Kriege zu sterben, den er mit Freuden begrüſst, in der Hoffnung, daſs der Ritter den Bourgeois ein wenig verstummen machen werde. Alle seine Helden, der Vichrov der »Vierziger Jahre«, der Mirovič im »Baal« usw., sind gar nicht problematische Naturen, sind zu unmoralischen, aber dafür zwecklosen, unvernünftigen Opfern, für Frauen, die sie nur betrügen, bereit. Der Protest gegen die Zeit, da die Zöllner aus dem Tempel die Apostel verjagen, da in ihrer ganzen Majestät erstrahlt die Macht der Branntweinpächter und Kabaken, verliert dadurch an Schärfe; die Tiraden seiner Helden erscheinen recht wenig angebracht. So sank das Ansehen des Moskauer Schriftstellers, dem nur noch sein Moskau zu Bühnenerfolgen verhalf; es erschöpfte sich ein bedeutendes realistisches, namentlich plastisches Talent. Pissemskij bleibt trotzdem ein typischer Russe, ist ungleich typischer als z. B. Turgeniev.

Die tendenziöse Belletristik der Zeit schlieſst sich an ihn ungezwungen an; sie scheidet sich natürlich in zwei einander befehdende Lager, das radikale und das reaktionäre. An der Spitze des ersteren steht die Phantasie des Černyschevskij »Was tun?« Der Roman wurde im »Zeitgenossen« (1863) gedruckt, als sein unglücklicher Verfasser bereits in den Kasematten der Peterpaulsfestung schmachtete, — da vergeht jede Lust daran zu mäkeln. Trotz seiner artistischen Schwächen hat er eine ungleich tiefere Spur hinterlassen, als vieles ästhetisch Höhere: er war seinerzeit eine Offenbarung. Den Vorwurf hat Turgeniev genau im »Neuland« nachgeahmt: Lopuchov als Hauslehrer entführt Viera aus der unwürdigen Umgebung ihres Elternhauses; sie heiraten, aber die beiderseitige Neigung erkaltet; bei dem Grundsatze vollständiger Freiheit räumt Lopuchov das Feld durch angeblichen Selbstmord; die freigewordene Viera folgt ihrer Neigung zu dem Arzt Kirsanov; sie errichtet eine Nähterei auf sozialistischen Prinzipien und wendet sich auch noch dem Studium der Medizin zu. Auſser diesen freien »Menschen« enthält der auſserordentlich lebhaft geschriebene Roman, unnötig durch fortwährende Apostrophen an den Leser gestört, Utopien à la Bellamy, die vier berühmten Träume Vieras, in denen sie das zukünftige Glück der befreiten, vernünftig organisierten Menschheit erschaut: die Aluminiumpaläste des Volkes, sein Arbeiten

bei Gesang, sein Vordringen nach dem Süden usw. Es sind Träume, daher entziehen sie sich der Kritik. Man wundert sich nur, und dieses Staunen bezieht sich auch auf die moderne sozialdemokratische Presse, wie sich der gelehrte Nationalökonom die ungehemmte Vermehrung des Menschengeschlechtes (denn fortwährend verschwinden bei ihm die jungen Paare in den diskreten Zelten) mit dessen materiellem Wohlstande reimt. Staunenswerter ist jedoch sein leidenschaftlicher, unerschütterlicher Optimismus: es ist rührend, wie dieses unschuldige Opfer des offiziellen Verbrechens, im Angesichte des schrecklichsten Loses, in den rosigsten Illusionen sich wiegt, den Glauben an Menschheit und Zukunft nicht verliert. Er spricht von den »neuen« Menschen, die sich befreit haben von allen Vorurteilen, die nur den Mahnungen des vernünftigen Egoismus folgen; dabei zeichnet er in seinem Helden Rachmetov jenes Ideal, das die Jugend vergebens in dem Turgenievschen Basarov gesucht hatte, den Mann ungebeugten Willens, unerhörter geistiger und physischer Kraft, einen Titan des Wissens, einen freiwilligen Asketen und Sektierer zugleich; in der Tiefe seiner Seele schlummern, wie bei Černyschevskij selbst, ästhetisches Fühlen, Freude an Geselligkeit, Scherz und Lachen, die der Doktrinär gewaltsam unterdrückt. Gegenüber diesem mit unleugbarem Talent und grofsartigem Temperament geschriebenen Roman verliert sich der bereits unvollendet gelassene, »Prolog« eines neuen Romans in unbestimmteren Umrissen, obgleich auch er sehr Interessantes enthält, reich an autobiographischem Element. Seine Helden, die Volgins, sind ja die Černyschevskijs selbst: er an der Spitze eines progressiven Journals, überlegen den meisten, nicht weil er zu schreiben, sondern weil er die Sachen richtiger als andere zu begreifen vermag; nur Litterat und Publizist, und doch bereits das über seinem Kopfe sich zusammenziehende Unheil ahnend; sie, die schöne, lebenslustige, ihren Mann wie ein Kind pflegende und ihn dabei so verehrende Frau; wir lernen Dobrolubov, andere Typen jener ausgehenden fünfziger Jahre kennen. So entschädigte sich förmlich Černyschevskij für die Trockenheit seiner publizistischen und wissenschaftlichen Tätigkeit, machte in belletristischer Propaganda, in tendenziöser Phantastik freie Bahn für den »denkenden Realisten», das Entzücken Pissarevs. Mit dem Erfolge des »Was tun?« — der »Prolog« ist den wenigsten bekannt geworden —,

konnte sich kein anderer radikaler Roman messen; sein sanguinischer Optimismus steckte unwillkürlich an.

Andere tendenziöse Romane, die aus dem radikalen Lager kamen, verloren sich zwar nicht in Utopien, begnügten sich mit dem Häufen aller möglichen Tugenden schon auf den auserwählten Knaben, den auch Prügel nicht zur Anerkennung der Leibeigenschaft oder Tierquälerei bringen könnten; er wird im weiteren Leben Prüfungen ausgesetzt, die er glänzend besteht; je mehr wir von ihm erwarten, desto bescheidenere Ziele stellt er sich selbst, so dafs er schliefslich einem Bourgeois so ähnlich wird, wie ein Ei dem andern: diese Stadien machen wenigstens die Helden der vielen Romane Michailovs (Pseudonym für Scheller) durch, die künstlerisch kaum über »Was tun?« zu stellen wären; mit Černyschevskij berührte sich Scheller auch darin, dafs ihn soziale, konfessionelle, pädagogische Probleme nahe angingen, er mit der Untersuchung europäischer und amerikanischer Organisationen, Assoziationen und Sekten sowie mit einer Geschichte des Kommunismus angelegentlich sich beschäftigte. Schon die Titel seiner Romane waren bezeichnend, z. B. gleich des ersten »Faule Sümpfe« des russischen Lebens, die natürlich ausgetrocknet werden müssen; mit Vorliebe gab er ganze Jugendgeschichten, womöglich vom zweiten Lebensjahre ab; er führte uns durch das Gymnasium mit seinem pedantischen deutschen Formalisten, dem Herrn Spitzen, »als er in Dorpat studierte«, mit dem anregenden russischen Lehrer Nossovič usw., zur Universität, zu lärmenden und bezechten Jubiläen. Immer ist von dem »Ameisenhaufen« des miserablen täglichen Lebens mit seinem Klatsch u. dgl. die Rede; der eine Held, »Obnoskov« (auch ein nomen-omen) erliegt in dieser täglichen Aufreiberei; andere, in deren Seele ein Seekapitän Chlopko Keime vernünftigeren Treibens gelegt hat, werden sich durchringen, nicht mehr einzeln, sondern zusammen, Hand in Hand, den weiteren Lebensweg betreten; unwürdige Frauen erschweren ihn, doch befreit man sich von ihnen an der Seite von Geliebten, die den zeitgenössischen Held zu würdigen verstehen — alles seicht, ohne Charakteristik, förmlich schematisch und besonders phrasenhaft. Michailov-Scheller ist wirklich weniger Russe als Finne (was er von Geburt ist) in der Farblosigkeit seiner Romane, dafür ist seine Gesinnung echt, auch bei ihm als Nachdichter, z. B. von Petöfi. Mit gleicher Tendenz und nicht erheblich

grösserem Talent ging ein Sassodimskij aufs Land und schuf in seiner »Chronik des Dorfes Smurin« 1874 einen idealen Schmied, der der gewissenlosen Exploitierung der armen Smuriner Nagler durch die laster- und ekelhaften Fabrikanten und Kapitalisten mit seiner Spar- und Darlehnskasse, mit seiner Produktionsgenossenschaft ein Ende mit Schrecken bereiten wird. Eine andere Abwechslung brachte Bažin herein, durch einen starken Schuss jener noch von Karamsin eingeführten Sentimentalität, einer Lüge, die sich in der Litteratur desto breiter macht, je unbekannter sie dem nationalen Temperament bleibt, das nur Helden oder Spötter kennt; besonders pflegen Denunzianten, z. B. der edle Vigel, sentimental angehaucht zu sein.

Fehlte es der radikalen Belletristik an Talenten, so haben auch die Taschkenter und Molčalins des »Russischen Boten«, seine hochkonservativen und ultrapatriotischen Sipiagins und Kallomiejzevs aus »Neuland« oder die Kolasin und Burdalu desselben Turgeniev, die ohne Geist und Verständnis für irgend etwas, ihre eigene Sache trefflich zu fördern verstehen, die würdigen Nachkommen jener Tusy (Autoritäten) Alexander I., die in der Frühe eine Seite Condillac lasen und abends in die magnetischen Soireen zu Madame Sviečina gingen, keinen ihrer würdigen Homer gefunden. Wohl tummelten sich auf diesem dankbaren Gebiete, zwischen Salon oder Amt, Denunzianten oder Inquisitoren, Ordens- und Stellen- oder Mitgiftsjägern, die V. Krestovskij, B. Markevič, V. Avssiejenko, der auch als Kritiker herzhaft, aber ohne Verständnis die Radikalen bekämpfte, mit dem edlen Enthusiasmus eines Don Quichote, nur ohne dessen Adel der Gesinnung, aber wir wollen von diesen totgeborenen Sachen den Mantel der Vergessenheit nicht wegziehen. Wir erwähnen lieber Werke, die den Radikalismus bekämpfen nicht im Namen Katkovscher Prinzipien, sondern weil die Lieskov und Kluschnikov, schwer enttäuscht über die einzelnen Akteure des Radikalismus und deren Losungen, die ganze Bewegung als eine aussichtslose, als eine neue Lüge nur neben den alten, verdammten, ohne dass sie gerade den alten patriotischen und konservativen Lügen die Stange hielten. Schon die Titel ihrer Romane waren höchst charakteristisch, »Ohne Ausweg« und »Auf Messer« des Lieskov oder, wie er sich nannte, Stebnizkij, und »Fata Morgana« des Kluschnikov. Letzterer

ging voran (1869). Der Held seines Romans war nicht Russanov, der Vertreter des russischen Hauptprinzips, des gesunden Menschenverstandes, sondern die Tochter eines Mannes der vierziger Jahre, eines Freundes von Herzen und Bakunin, die, dem Vermächtnis des Vaters folgend, sich samt ihrem Bruder, dem Revolutionär, in den Strudel der Bewegung wirft, Materialistin, Nihilistin und zuletzt Nationalistin — für die polnische sprawa opfert sich ihr Bruder —, um aller Illusionen beraubt, zu gestehen, wie sie die Männer, die angeblichen Vorkämpfer von Wahrheit und Freiheit, durchschaut hat als einen Haufen Ehrgeiziger, die sich um die Macht streiten, wie Geier einer dem anderen die Eingeweide des Aases aus den Schnäbeln reifsend; wie Volksfreiheit nur der Vorwand ist für Erhöhung neuer Tyrannen auf Kosten früherer, wie die niedrigsten Ziele die Maske der Nationalität deckt . . . Mit Hafs, Ekel und Verachtung, gebrochen und verstümmelt, ohne Lebenslust und Zukunftshoffnung sieht sie in London, von ihrer einsamen Höhe, auf alle diese Verirrungen herab. Der erste Roman Leskovs, 1865, unterschied sich von dem Kluschnikovschen hauptsächlich dadurch, dafs er auf ganz bestimmte Persönlichkeiten mit den Fingern wies. Auch hier warfen sich die Sozialisten-Idealisten der polnischen Revolutionspartei in die Arme, nachdem sie den moralischen Bankrott des Petersburger Nihilismus erkannt hatten. Natürlich entgalt die liberale Presse diese persönlichen Zuspitzungen und Karikaturen dem Verfasser mit den schärfsten Angriffen. Kein Wunder, dafs er nach Jahren den Nihilismus in einem Pamphletroman, »Auf Messer«, aufs schonungsloseste blofsstellte. An Talent überragen Kluschnikov und Leskov ebenso wie Pissemskij die radikalen und konservativen Lieferanten belletristischer Ware ganz erheblich; interessante Charaktere, gelungene humoristische und namentlich satirische Schilderungen lassen den Leser wohl auf seine Kosten kommen.

Von Romanen mit bestimmter politischer Tendenz wenden wir uns zu Romanen, die bestimmten Klassen, Spezialitäten förmlich, gewidmet sind. Diese speziellen Aufgaben, Darstellung des Volkes usw., riefen ganz neue Kräfte ins Leben. Die bisherige Litteratur war fast ausschliefslich von Adligen gepflegt, von Aristokraten würde man nach europäischen Begriffen sagen, die sich mit den russischen nicht decken, wo der Dienstadel dem Geburtsadel durchaus vorgeht; andere Stände waren nur aus-

nahmsweise vertreten durch den Seminaristen Nadeždin, durch den Kaufmann Polevoj, durch den Kleinbürger Kolzov. Noch die Belletristen der vierziger Jahre, ja noch die anderen, hier genannten gehören nach ihrer Abkunft und Erziehung dem Provinzadel an oder berühren sich mit ihm, wie Gončarov. Daher das Überwiegen des Adels, des Provinzlebens, ästhetischer Eindrücke, der Landschaftsbilder, des schönen Geschlechtes und der Erotik in dem älteren Roman, aufser bei Dostojevskij.

Die Reform rief neue Kräfte ins Leben. So warb der Radikalismus Anhänger unter Seminaristen, Zöglingen geistlicher Lehranstalten. »Man hält diese in Finsternis, nährt ihren Geist mit totem Stoff, und als Zugabe prügelt man sie schonungslos. Wer nun von ihnen hitziger ist und auch noch welche von den Kadetten — die werden überhaupt nicht genährt, nur geprügelt — und neuerungssüchtig, die streben aus aller Kraft aus der Finsternis zum Lichte, ein gesundes, frisches Volk, das um Luft und Nahrung bittet, und solche brauchen wir«, erklärt Volochov seiner Viera. Zum ersten Male treten jetzt, um 1860, Plebejer in geschlossener Phalanx in die Litteratur und prägen ihr sofort ein verändertes Wesen auf. Trotz Lese- und Lernhunger, den sie ja nie befriedigen konnten, sind sie ungebildet, ohne litterarische Tradition, Autodidakten und Pfadfinder. Sie verachten Puschkin und die Ästhetik, die Kunst um der Kunst willen, die Erfindung und die formelle Vollendung. Sie halten sich an ungeschminkte Wiedergabe des Gesehenen, an Protokolle, lange vor Zola, und Photographien. So ändern sie die Aufgaben; der Roman hört auf, ein Kunstwerk zu sein und dient der Propaganda, z. B. für die Verbesserung der Lage des Volkes; ebenso ändern sie seinen Inhalt. Statt liebegirrender, glücklicher oder unglücklicher, gebildeter und humaner, ästhetischer und müfsiger Lavrezkij, Rajskij, Baklanov (bei Pissemskij) usw., führen sie in die Litteratur vor allem den Bauer ein; die Litteratur wird durch sie zur Bauernlitteratur, die »Nationalisten-Belletristen« handeln nur vom »Schafpelz«. Freilich ist dies ein völlig anderer Bauer als der bei Turgeniev oder Grigorovič, der nur als Staffage auf schönen Landschaftsbildern zu erscheinen hatte, über dessen Lage man auch eventuell eine Träne im Augenwinkel, verstohlen, damit es die Zensur nicht merkte, auswischte, über dessen Wohl und Wehe nur der Gutsherr resp. bei dem immer gröfseren Ab-

sentismus des russischen Adels, der immer herzlose Verwalter zu entscheiden hatte. Die »Nationalisten« traten ja erst nach dem Februartage auf, der die Beziehungen zwischen dem Herrenhof und den Rauchkaten für immer trennte. Sie stellten den Bauer auf sich selbst angewiesen dar, im Kampfe mit dem Hungertode, mit den Krankheiten, Seuchen und Aberglauben, im Kampfe mit dem Dorfwucherer, mit der eigenen Laxheit, mit der unerbittlichen Natur, mit der Willkür der Beamten und dem Druck der Steuern, mit dem ganzen Elend der russischen Gaue, vor dem der Bauer als Fabrikarbeiter oder Taglöhner in die Städte, an die Flüsse und Bahnen flieht, die natürlichen Bande, die ihn an den Boden fesselten, zerreifst, um in der fremden Umgebung nur allzuoft zugrunde zu gehen. Und neben dem Elend der Dörfer kommt auch das Elend der Städte, ihres Proletariats, zur Darstellung, nicht in den »Petersburger Höhlen« des V. Krestovskij, der mit adliger Nonchalance Eugen Sues Pariser Mysterien lokalisierte, sondern in den Aufzeichnungen der Proletarier selbst, die für das Gift und die Pest ihrer Umgebung mit verbissenem Ingrimm und mit blutendem Herzen die ergreifendsten Töne fanden; denn diesen Enterbten und Verstofsenen, Erniedrigten und Verletzten ist der bisherige adlige Optimismus oder Pessimismus, die sich gleich leicht mit der Wirklichkeit aussöhnten, völlig unbekannt. Der schärfste Protest gegen die Gesellschaft, Hafs und Verachtung, mit Verzweiflung gepart, bilden den Grundton erboster, erschütternder Schilderungen.

Leider ist ihre Erbostheit nur allzu gerechtfertigt. Sie fühlen es, wie die furchtbar drückenden Verhältnisse oft gleich in der ersten Jugend oder in der geistlichen Schule — Verhältnisse, deren blofse Möglichkeit dem Europäer unmöglich dünkt, die unbestreitbaren grofsen Talente, den offenen Sinn, das feurige Herz gebrochen, vergiftet, den Rachedurst entfesselt haben. Der eine, Pomialovskij, läfst vor seinem Auge die Gestalten seiner Peiniger vorbeiziehen, murmelt mit der hafserstickten Stimme: »Verfluchte, wie hasse ich euch, wie schrecklich hasse ich euch! Ihr habt mein ganzes Leben vergiftet, meine besten Hoffnungen zertrümmert!« Dabei weint er nicht; der Ausdruck seines Gesichtes ist ruhig, schwer, an sich haltend, aber aus den Augen strömen die Tränen, und man hält ihn mit Mühe zurück, er möchte sonst herausstürzen und sich rächen wollen, und schwer

fiel es, auf diese Pein zu blicken, auf diese kalten, mit Mühe herausgepreſsten Tränen. Ein anderer, Levitov, bekennt: »Nun schaue ich mit unersättlicher Neugierde schon an zwanzig Jahre auf das vielförmige Lebensböse und habe mich bis zu diesem Grade eingeschaut, daſs mir die sogenannten hellen Seiten des Lebens als eine sentimentale Lüge erscheinen, die von der Menschheit zur möglichsten Erweichung des unabwendbaren Lebenselends ersonnen ist. Mir selbst ist sogar sehr sichtbar die Einseitigkeit und Fehlerhaftigkeit meines Denkens, dessen Tätigkeit solange immer ein und derselbe, wenn auch endlos weite Anblick menschlicher Leiden anregte. Nichtsdestoweniger bin ich durchaus ungeneigt, diesen Fehler meines Denkens zu berichtigen, weil diese rohe Welt, in der es sich bewegte und bewegt, aus meinem Herzen ohne Rest ausgetrieben hat alle diese bösen Eingebungen, denen folgend der Mensch egoistisch um sich allein möglichst viel Lebensgüter sammelt, dadurch die Masse allgemeinen Übels vergröſsernd. Meinen Körper haben in unüberwindbare Geduld geschmiedet die traurigen Bilder der leidenden Welt, und je tiefer ich hineinblicke in ihren undurchdringlich dunklen Grund, desto mehr und mehr flieſst in meine Seele Liebe und Milde, ohne deren lichten Glanz totbleiben würden sogar diese Bilder, die durchgeistigt sind von den Wehklagen endlosen Unterganges einer endlosen Menge von Menschen.«

Alle diese Schriftsteller, mit verschwindenden Ausnahmen, endigen im delirium tremens; sterben an einer ungefährlichen Operation, die der alkoholdurchseuchte Körper nicht überwindet; Schwindsucht oder Wahnsinn lauern auf sie. Der eine von ihnen hat ganz mittellos in seiner Lernwut Hunderte von Werst nach der Universität zu Fuſs zurückgelegt und wird dann wegen irgendeiner Dummheit nach dem hohen Norden verschickt; da hört aller Widerstand auf, da muſs man zu saufen anfangen, das Entrinnen dem Dämon Alkohol ist hier unmöglich. Ein anderer ist in der Schule vierhundertmal gepeitscht, ohne zu rechnen die anderen Strafen; ein dritter wurde nicht so oft, dafür gründlicher gepeitscht, lag daran monatelang im Spital, und als er zur Besserung ins Kloster war gesteckt worden, haben die Mönche dem Jungen den Geschmack an beiſsenden Getränken — auf Tabakblättern aufgegorenes Bier — fürs Leben beigebracht. Furchtbar Erschütterndes haben die Reschetnikov, Pomialovskij, Levitov,

Gleb Uspenskij u. a. geschildert, aber das Erschütterndste sind ihre eigenen Biographien, das endlose Martyrologium der russischen Litteratur.

Reschetnikov wurde bekannt durch seine im »Zeitgenossen« (1864, er starb schon 1871) gedruckten »Podlipovzer«, die Burlaken (Barkenzieher) an der Kama und anderen Flüssen; dieser und die folgenden »Romane« sind eigentlich Bearbeitungen der Frage »Wo ist's besser?«; so heifst ein anderer Roman von ihm; der Bauer verläfst, um nicht Hungers zu sterben, die undankbare Scholle und sucht, wo es besser wäre, bei Burlaken, in Eisen- und Kupferwerken, in den Goldfeldern, beim Eisenbahnbau; die Antwort bleibt überall dieselbe, den Armen blüht nirgends ein Glück. Oft sind es dieselben Menschen, die Leute von Glumov, die er unter immer anderen Namen vorführt; die Podlipovzer, Pila und sein Schwiegersohn in spe Syssojko — aber seine Braut Aproska ist Hungers gestorben — ziehen mit ihren Nächsten aus dem Hungerdorfe; sie waren das erste und ergreifendste Bild — er malte es ja ab, um irgendwie diesen Ärmsten zu helfen — aus dieser Hunger- und Elendsgalerie, der Schutzlosigkeit der Arbeiter, der Erpressung durch die Polizei, deren Willkür, wie dem Lehrer die Lust zum Lehren durch die Obrigkeit ausgetrieben wird, der Opfer der Trunksucht usw. Eine Art Ergänzung aus einer Provinzialstadt bot »Eigenes Brot«, wie sich ein Mädchen solches zu erwerben sucht, was als unerhörte Lasterhaftigkeit gilt; sie mufs denn auch das Schneidern aufgeben und geht nach Petersburg — diesen zweiten Teil der Lebensgeschichte seiner eigenen Frau hat er nicht mehr ausgeführt. Die Fülle unnötigen Details, die Menge von Personen und Biographien, die holperige Sprache verleihen diesem wahrhaftigen, teilweise autobiographischen Material protokollarischen, nicht künstlerischen Wert.

War bei diesem verschlossenen, mürrischen Sohne des Nordens die Kunst aus seinem Schaffen wie eliminiert, so kam sie zu ihrem Rechte bei Pomialovskij, der freilich nur drei Jahre, 1861—1863, litterarisch tätig war. Die Hölle der Bursa, der geistlichen Schule, die er selbst bis auf die letzte Neige ausgekostet hatte, schilderte er in aufserordentlich lebensvollen Szenen, und das Publikum staunte, auf welche Weise die künftigen Seelenhirten des Volkes erzogen würden. Hatten die Schilderungen der Bursa bei den Kleinrussen Nareżnij und Gogol sie von der humoristischen

Seite erfaſst, so verging jede Lachlust bei den Enthüllungen über diese antidiluvianischen Schulen mit ihrem Prügelkodex unter den Schülern selbst und in ihrem Verhältnis zur »Obrigkeit«. Damit riſs sich Pomialovskij von diesen Erinnerungen los. Ungleich mehr Mühe kostete es ihn, sich von den im Seminar eingebläuten Begriffen zu befreien und sich auſserhalb des geistlichen Standes die neue Existenz zu gründen. Den harten Kampf um diese schilderte sein »Molotov«, der Plebejer, der sich nach »bürgerlichem Glücke« sehnt und es schlieſslich erreicht. Pomialovskij in seiner Wahrheitsliebe und Objektivität beschönigt nicht die Fehler seines Helden, seinen miſstrauischen Stolz, seine trockene Härte. Den romantischen Unsinn von »Gold, verachtetes Metall« hat Molotov abgeworfen, gesteht offen, ein »Erwerber« zu sein; es ist jetzt die Zeit der »ehrenhaften Čičikoverei« — einst gab es höhere, reinere Beweggründe! »Ehrenhaft das Leben zu genieſsen« ist einziger Beruf von Millionen. Aber Pomialovskij scheint zu hegen Zweifel an der Dauerhaftigkeit und Echtheit des »bürgerlichen Glückes«; »ach, meine Herren, es ist etwas langweilig,« lautet der Schluſssatz. Dies waren vielversprechende Anfänge; er hätte uns lange vor Gorkij den zynischen Bosiak gezeigt, den er so angelegentlich in den verrufensten Spelunken studierte; er wollte in der neuen Bewegung die Spreu vom Weizen sondern, entlarven, die unter fortschrittlichen Phrasen gemeinsten Schmutz bargen — der Tod unterbrach die Arbeit, die ihm vielleicht auch unbegründeten Verdacht und Haſs eingebracht hätte.

Reschetnikov und Pomialovskij vereinigte förmlich Levitov; denn seine Schilderungen umfaſsten »das Elend der Dörfer, Straſsen und Städte«, nur daſs er statt des hohen Nordens die südliche Steppe und statt Petersburgs Moskau wählte. Er ist ein Kind des Dorfes, seiner idyllischen, glücklichen Ruhe. So leuchteten ihm wenigstens die Erinnerungen der frühen Jugend, als er sie in seiner Hölle im hohen Norden, in dem grimmigen Schenkursk niederschrieb; in den Miasmen der Groſsstadt, in den Höhlen ihrer Armut und ihres Lasters ist dieses Dorfkind mit so vielen anderen verdorben. Wir können uns nicht satt sehen an den »Steppenskizzen«, dieser Schilderung des Dorfes und namentlich seiner Kinderwelt; überall lugen die kleinen Köpfchen neugierig aufgeregt hervor, die alte Schule mit dem Diak, der zugleich Vögel zum Singen abrichtet, die Revolution

im Dorfe mit der neuen Schule, alles mutet wie eine Idylle an; in den tiefen Aberglauben dieser Welt werden wir eingeführt, in ihre Sagen und Überlieferungen; der Antichrist und das Weltende stehen in deren Mitte. Von den Herren wird förmlich abgesehen, obwohl Einzelheiten unmenschlicher Behandlung der Leibeigenen nicht fehlen. Und auch an sonstigen alten Erinnerungen ist kein Mangel, wie der Kraftmensch z. B. mit dem betrunken gemachten Bären rauft usw.; es fehlt auch nicht an grausigen Szenen, z. B. der Deserteur im Walde, der von Schweinen angefressene usw. Aber wir sind in fruchtbarer Landschaft, unter einfachen, aber »ganzen« Menschen; und manchmal ziehen sogar drohend zusammengeballte Gewitter ruhig vorüber, z. B. an dem angeblichen Zauberer Jevsejev und seiner Sascha, dem mit der Natur so vertrauten Mädchen.

Anders in der Stadt, im Nachtrestaurant Krym, »wo ich die ganze Nacht die verschiedenen Formen unseres russischen Elends betrachten will, schweigend erbost mit meiner kranken Seele, die sieht, daſs sie ebenso zugrunde geht wie all das Volk ringsum«; in den »möblierten Zimmern« mit ihren halbwahnsinnigen und halbverhungerten Einwohnern, die von gestohlenen Hunden sich nähren und von den Feuerballen, d. i. den Brandsignalen, wohin sie rennen, um in der ersten Verwirrung zu stehlen; in den menschenöden Straſsen, wo der Betrunkene zu Tode erfriert — da sind nun die »angebrochenen«, ja schon mürbe zerriebenen Menschen zu Hause, die Trunkenbolde, die sogar, wenn sie vollständig nüchtern sind, fühlen, daſs sie betrunken sind, und daſs der Tod um sie herumgeht — eigene Worte Levitovs von sich selbst. »Ich will trachten, dich möglichst still anzurufen, armes Volk! Ich will ein Lied singen von dir, du ewig dich abhärmender, ewig hungernder Insasse der »möblierten Zimmer«, so wenig erbittert, wie viel unerbitterte Themen mein eigener, erbitterter Kopf eingesogen hat. O Friede euch, ihr durch die allmächtige Not zusammengekrümmten, zusammengebogenen Menschen! Friede euren erbittert unruhigen Träumen, euren ewig trippelnden und nichts erholenden Füſsen, eurer ständigen Erbitterung wünsche ich rasche Beruhigung. Denn eure Erbitterung ist euer Tod. Und wie schwer stirbt es sich allein in diesen möblierten Höhlen, allein, nur mit der eigenen Erbitterung sogar gegen den Tag, der so hell hereinbricht ins

Zimmer, sogar gegen den hurtigen Lärm des städtischen Lebens, der hinter der Wand unstillbar dröhnt«. Man möchte gar nicht glauben, dafs ein solcher Seelenzustand mit Humor sich verträgt, und doch fehlt es nicht an humoristischen Schilderungen des Herrn Bžebžizkij, des »Heroen«, der nur noch Geld zum Vertrinken sucht, des jungen Kaufmannssohnes, der zum Schrecken seiner Leute immer ausbricht und immer wieder eingefangen wird, der verschiedenen sinn- und listenreichen Wärter. Doch nur zu rasch schlägt der Humor in Satire und diese in Tränen über — Übergänge, wie sie bei einem Trunkenen zu erwarten sind. Denn ohne Schnaps gibt es hier keine Skizze, jede ist die Beschreibung seiner Opfer, des vergeblichen Ankämpfens, des sich Hingebens mit den Augenblicken kurzen Glückes, sanfter Gefühle und den furchtbaren Folgen. Trotzdem diese Blätter nach Alkohol riechen, fühlen wir uns nie angewidert. Die Erbitterung, der Neid fremden Glückes machen rasch Platz der verzeihenden, schwermütigen Liebe, und Levitov verkörpert mit das Ideal der besten Russen, des humanen Mitfühlens jeglicher Not, des Bedürfnisses, beizutragen zu ihrer Linderung, den harten, herzlosen Kindern der Welt die Augen zu öffnen über ihre Pflichten — ohne welche Aufdringlichkeit, ohne Tendenz und Didaktik. Dieser Alkoholiker ist unendlich humaner als die alten Erotiker.

Den Gipfel in der Kunst der Narodniki erreichten Gleb Uspenskij und Slatovratskij, deren Namen schon, wie aller der Snamenskij, Pokrovskij, Vosnessenskij usw., von Kirchen hergenommen, die geistliche Herkunft verraten. Gleb Uspenskij, nicht zu verwechseln mit seinem Cousin, Nikolaj Uspenskij, der auch ein narodnik, meist komische Szenen aus dem Bauernleben verfafste und mimte, erinnert durch seine starke, publizistische Ader sehr an Ssaltykov, und nicht Slatovratskij, sondern er hätte Anrecht gehabt an das Pseudonym »kleiner Schčedrin«; er erinnert an ihn auch durch seinen galligen Humor: sonst kreuzten sich freilich ihre Wege nicht — trotz gemeinsamer Ideale, die Stoffgebiete waren zu verschieden. Uspenskij begann mit dem Elend der kleinen Provinzstädte, Tula mit seiner Fabrikbevölkerung; anderer kleinerer, wohin ein Volochov sich verliert oder verschickt wird, dem aber das »Besprengen der Hirne mit frischem Wasser« bald so vergällt wird, dafs sein einziges Lebensprinzip aufgeht im »Stiller als Wasser, niedriger als Gras«, einem der

Sprichwörter, d. i. oft einem Produkte aus der Folterkammer der Menschheit, auch »uralte Erfahrung oder Weisheit« genannt. Die »Bräuche der Rastieriajevagasse«, an die sich später andere Skizzen anschlossen, handelten von den Handwerkern, Schlossern, ihrer Abhängigkeit, wie sie ausgesaugt durch die Meister sich dem Trunke ergeben und jeden Halt verlieren. Als der »Zeitgenosse« verboten wurde, mufste die Fortsetzung dieser Skizzen in einem Journal für — Damen erscheinen, mufste Uspenskij seine Trunkenbolde waschen und kämmen; diese hygienischen Mafsregeln bekamen ihnen schlecht. Es mehrten sich die Skizzen, namentlich aus der Provinz, von den Wolgafahrten, mit dem Übereifer der hohen Polizei bei dem Abfangen von Nihilisten — wer den heroischen Kampf des für einen Nihilisten fälschlich angesehenen baumstarken Kaufmanns mit den Schutzleuten gelesen hat, wird die Szene und den ganz unglaublichen Reichtum des Russischen an Ausdrücken für Prügeln — allerdings auch fürs Stibitzen, nie vergessen. Prächtiger Humor selten, meist gallige Satire zeichneten diese Skizzen, dann ausländische Korrespondenzen (aus Serbien 1877) aus. Aber nach seiner Rückkehr änderte Uspenskij, seit 1878, vollkommen das Feld seiner Beobachtungen; er ging nach dem eigentlichen Zentrum des Landes, d. i. zum Bauer, und was er hier ergründet hat, erregte das gröfste Interesse. Es zerstörte vor allem die Illusionen, die von Slawophilen und Romantikern über den Bauern in Kurs gesetzt waren; es zeigte den Mir und die Obščina, die angeblichen Panazeen aller sozialen Leiden der Menschheit, bei der Arbeit — wie diese veralteten Formen lasten, wie sie in der Hand der Kulaki die wirtschaftlich Schwachen weiter unterdrücken; es zeigte den »Intelligenten« in seinen vergeblichen Versuchen, sich das Vertrauen des Bauern zu erringen, mit ihm zusammen zu arbeiten als »der ältere Bruder«, und wie dem Uneigennützigsten nichts anderes übrigbleibt, als das Dorf zu meiden, wenn er nicht moralisch und physisch zugrunde gehen will. Das war die eine Seite der Medaille, wie sie Uspenskij bei dem »herzlosen Bauern und dessen Geldwirtschaft« im zentralen Rufsland kennen gelernt hatte; aber er ging auch nach anderen Gegenden, wo der Zusammenhang mit der Mutter Erde noch nicht so gelockert war durch die Möglichkeit leichten Verdienstes in Fabriken und Städten, und hier lernte er kennen und schildern diese »Macht

der Erde«, die den Bauer förmlich willenlos, jeden Augenblick, den Forderungen der Wirtschaft unterwirft, ihn nicht zum Grübeln und Sinnen kommen läſst, wo er, förmlich nur ein anderes Naturprodukt, wie der Baum, das Pferd, den jeweiligen Bedingungen sich anzupassen hat. Die mikroskopische Analyse jener unmoralischen Geldwirtschaft und dieser patriarchalischen Abhängigkeit von der Natur, endlich der vergeblichen Versuche der Intelligenz, die mit ihrer Vergangenheit brechend in die Ordnung des Dorfes sich einleben will und auch hier nur das von der Herde abgesprengte, verlorene Schaf darstellt, ist der Inhalt der ganz eigenartigen Skizzen, die freilich bewuſst auf den belletristischen Zuschnitt verzichten und sich absichtlich wissenschaftlich gründlicher Darstellung nähern, obwohl der Belletrist dem Forscher immer noch ins Gehege kommt, namentlich bei dem Konflikt zwischen Intelligenten und Bauern, Illusion und Wirklichkeit.

Im Gegensatz zu Uspenskij ist Slatovratskij nur der Belletrist, erhebt sich von Skizzen und Feuilletonen »ländlichen« Inhaltes zu groſsen Bauerromanen, deren berühmtester und umfangreichster »Fundamente« 1884. Aber wie weit sind wir entfernt von dem seligen Auerbach, der, wie auch Spielhagen, einst die dankbarste Gemeinde in Ruſsland gefunden hatte! Im Grunde genommen ist auch seine Auffassung des Bauernlebens eine pessimistisch-fatalistische; seine Helden sind die Bauern, die durch irgendeinen fremden Anstoſs, durch zufällig erworbene Bildung, durch den gröſseren Wohlstand, der sie nicht zu Sklaven ihrer Wirtschaft macht, durch eigene Energie sich aus der Masse aussondern, die »Fundamente« aufgeben und sich zu Führern, ja zu Despoten aufwerfen, bis sie schlieſslich, von allgemeinem Haſs verfolgt, fliehen müssen oder jeden Zusammenhang mit der Gemeinde aufgeben. Die obščina und die artel, Genossenschaft, sind die Ideale des Verfassers; nur innerhalb derselben das Heil. Die avitische Harmonie, die moralische Genügsamkeit und Zufriedenheit zerstört der klügelnde, der grübelnde Bauer, der nach einer neuen Art leben will; sie hat verloren die Intelligenz, die sich zur Einheit mit dem Volke zurücksehnen muſs. Diese positiven Ideale leihen seinen Romanen jenen lichten Schein, der sie von den pessimistischen Skizzen des Uspenskij wesentlich unterscheidet; dazu kommt seine Kunst im Schildern

und Malen, im Schaffen ganzer Gemälde, statt des bloſsen Skizzierens der meisten übrigen Narodniki. Der Roman wird zu einer Epopöe des Dorflebens, zu einer Verherrlichung des Trägers althergebrachter Bauernweisheit, des alten Min, des Patriarchen Pimen und seiner zahlreichen Familie mit ihrer Arbeitslust und Arbeitseinteilung wie im Bienenkorb, wogegen der Müller mit seiner »Melancholie«, der rücksichts- und erbarmungslose Despote Boris und der im Namen der Aufklärung und Menschenachtung nicht minder despotische Peter, ein echter Reformpeter, jeglichen Halt im Dorfe schlieſslich verlierend, in die Stadt flüchten.

In dieser auſserordentlich reichen Volkslitteratur — wir haben nur die Bedeutendsten genannt, übergangen die Jakuschkin, Slepzov usw., oft ganz originelle Erscheinungen — nimmt eine gar besondere Stellung Melnikov (oder Andrej Pečerskij) ein, halb Untersuchungsrichter, Denunziant und Verfolger, halb Verehrer der Leute, die er schildert, jedenfalls ein trefflicher Kenner einer ganz eigenartigen Welt, die Millionen umfaſst und von der übrigen russischen Welt scharf geschieden ist, die Welt der Altgläubigen oder verschiedensten Tolki (Sekten). Diese Welt war seit anderthalb Jahrhunderten das unerschöpfliche Goldbergwerk für Polizei und Popen — vgl. unten die Rechnung des Kaufmanns in der »Zeitgenössischen Idylle« des Ssaltykov —, und nun fand sich ein Beamter, für den sie eine litterarische Goldader werden sollte. In Herumreisen, Verhören und Untersuchungen, in offiziellen Rapporten und handschriftlichen Aufzeichnungen hatte Melnikov die Altgläubigen an der Wolga, in den undurchdringlichen Wäldern von Vetluga, am Kerženez kennen gelernt, die männlichen, zerfallenden, und weiblichen, blühenden, Klöster, die Habsucht ihrer Geistlichkeit, die nimmermüden und fast stets vergeblichen Versuche einer Organisation von Österreich her, von den Lipowanen in der Bukowina holt man den »Bischof«; die Verfolgungen, die Verbrechen, das starre Zusammenhalten, das Solidaritätsgefühl als Folge der Unterdrückungen; hohe moralische Qualitäten bei einzelnen, die den Verfall und Untergang der Menge nicht aufhalten können; die drohenden Anzeichen desselben. Auf der anderen Seite die Fülle der Uberlieferungen, das Eigenartige des Lebens, der verschiedenen Industrien, der Genossenschaften, das patriarchalische Ruſsland

der vornikonischen Zeit, das nicht aus gedruckten Büchern, nur aus den alten Handschriften die heilige Schrift lernt, das sich mit zwei Fingern bekreuzt, den Tabak verabscheut, den Antichrist und Peter den Grofsen als Inkarnation desselben lebhaft fürchtet, um das Seelenheil zittert, zu den Gräbern der Selbstverbrenner wallfahrtet. Nach kurzen Skizzen wählte Melnikov einen grofsen Rahmen und reihte in drei Romanen, oft mit denselben Persönlichkeiten, »Jenseits der Wolga«, »In den Wäldern«, »In den Bergen«, 1868—1874, an einem ziemlich gleichgültigen Erzählungsfaden die schier unerschöpfliche Folge von Bildern aus den Skity und Tolki auf. Der »Roman« als solcher mag uns kalt lassen, ob sich Potap betrügen läfst durch Vorzeigen echten sibirischen statt des Vetlugischen Katzengoldes; ob seine Schwester in Liebe zum Verwalter »trocknet« und die ergebene Dienerin vergebens ihr Liebeskräuter sucht; ob seine Tochter Nastia dieselbe Liebe mit ihrem Leben bezahlt; wie oft der altgläubige Moskauer »Bote« den weiblichen Versuchungen erliegt usw.; was köstlich scheint, das sind die Schilderungen von Land und Leuten. Da haben wir die Spinnabende mit ihren Erzählungen und Liedern weltlicher Art, gegen die die gottesfürchtigen alten Nonnen vergebens ankämpfen; das Leben im Walde mit den Sagen von Unholden, von den Schätzen: die einen sind von Gott selbst verborgen, dem bestimmten Menschen offenbart, aus Wolken und Ungewittern, die alles ringsum verwüsten, in den Boden niedergefahren, der Sonnenblitz mit Gold, der Mondblitz mit Silber; die anderen Schätze hütet der Teufel, auf ihnen liegt Blut, sie sind verflucht, sie stammen noch von der »Freiheit« her, als das Volk an der ganzen Wolga noch »kasakte«, von Stenka Rasin und seinem Flufsopfer. Diese Schätze hebt man mit Zauberei und magischen Worten; dafür gibt's Aufzeichnungen, aber wer sie hebt, sei sehr mildtätig für Arme und Kirchen, wenn er seine Seele vor Unheil wahren will. Oder das Aufwachen des Frühlings, das Treiben des Jarilo in der Natur und seine Allmacht, die Totenfeste in der Osterwoche, da die Toten aus den alten Brandgräbern (Žalniki-Urnen) auf den Anruf herauskommen; die Aufzählung der Feste und Tänze — mit einem Worte, ein ethnographisches Material ersten Ranges in belletristischer Form. Erwähnt sei nur eins, was der Verfasser über das Leben in der Artel der Holzhauer berichtet: die Artel duldet keinen Streit, alles

wird einstimmig (der alte slawische Grundsatz; nicht die Majorität entscheidet gegen das liberum veto des einzelnen!) geschlichtet, daher mufs oft das Los die Entscheidung herbeibringen; bei der Arbeit selbst ist sie unbezahlbar, bei ihren Beratungen dagegen sehr tumultuarisch, wie unter lauter Betrunkenen. Es darf ja nicht einem die Oberleitung und Beschlufsfassung in allem anvertraut werden, sonst würde es die anderen verletzen, würde darauf hinauskommen, dafs sie wie Mietlinge für einen einzigen arbeiten. Onkel Onufrij ist ein vorzüglicher Artelwirt, aber gäbe man ihm nur die volle Macht, würde er sich gleich wichtig machen, und auch wenn er »wahrhaft« verfahren würde, man würde es ihm nicht glauben und nicht, wie bisher, gehorchen — man glaubt einen Bericht des Bischofs von Merseburg aus dem X. Jahrhundert über die Ratsversammlungen der Elbe- und Oderslawen zu lesen. Die Artel wahrt unter sich striktesten Anstand, Rechtlichkeit; den Fremden plündert sie nach Kräften aus. Und noch ein charakteristischer Zug: die Redaktion des »Russischen Boten«, der die Romane brachte, bemerkte: »Sie schildern zwei Parteien, alle Sektierer werden als tugendhafte Leute mit idealistischen Zügen ausgestattet, hingegen die orthodoxe Geistlichkeit ist Säufer auf Säufer, Dieb auf Dieb — allzu schroff drängt sich dieser Vergleich auf; verringern Sie doch das Quantum Schnaps und Gaunerei bei unseren Seelenhirten, Äbten und Bischöfen.«

Mit Geistlichen speziell hatte sich die Belletristik nicht beschäftigen dürfen; jetzt erobert sie sich auch dieses Gebiet, namentlich durch die »Ssoborjane«, den Domklerus, des Leskov. Er schildert einen wahren Seelenhirten im Konflikt mit den geistlichen Behörden. Tuberosov (diese wunderlichen Namen, Marmeladov, Aprikosov, Benevolenskij, Speranskij, Jerichonskij usw., bekamen die jungen Leute oft erst in den Seminarien, weil sie keinen Famliennamen mitbrachten — daheim begnügte man sich mit den beiden Taufnamen, dem eigenen und des Vaters) lebt der Wahrheit und seinem Amte, was ihn alsbald bei der geistlichen Behörde misliebig macht, denn bis heute erwartet man von dem russischen Geistlichen keinerlei Initiative, keinerlei energische Aktion; er darf eben nur Kirchendiener sein. Man verbietet ihm daher das freie Predigen — er darf nur, wie es die orthodoxe Kirche meist festhält, Stücke aus den Homilien

der Kirchenväter vorlesen, sowie die Aktion gegen den Mifsbrauch des Alkohols; man beschuldigt ihn, von den Altgläubigen bestochen zu sein, weil er sie nur bekehren, nicht denunzieren und plündern möchte. Und noch einen anderen Kampf führt Tuberosov mit seinem herkulischen, lärmenden, heftigen Diakon Achill, der aber von goldener Herzenseinfalt und stärkster Gläubigkeit erfüllt ist: beide jäten das Unkraut des Unglaubens aus, das der atheistische Lehrer Varnavka, der zum Entsetzen seiner alten, frommen Mutter Skelette und Leichenteile zu Hause hält, unter der Jugend aussät; noch heute sind ja in Rufsland Lehrer und Ärzte die »inneren Feinde«, auf die der Pöbel auch 1905 gehetzt wird. Die Katastrophe ist schliefslich nicht abzuwenden: den Tuberosov trifft die Amtsentsetzung, der Tod seiner lieben Frau, und als der tiefst Erschütterte alles Leid mit dem eigenen Leben büfst, hat auch für seinen Achill, der den geistigen Vater verloren hat, das Leben keinen Wert mehr. Leskov ging noch höheren Sphären zu Leibe, »Kleinigkeiten aus Bischofskreisen«; in seinen letzten Jahren beschränkte er sich auf vollendete Wiedergabe alter Legenden aus den Prologen, Heiligenleben und Dichten neuer im alten Stile: Christus als Gast beim Bauern u. dgl. Pissemskij, Melnikov und Leskov sind noch heute von der Kritik nicht nach Gebühr gewürdigt, sind ihre »Enterbten und Erniedrigten« geblieben.

Von dieser Abschweifung zur Kunst und Geistlichkeit kehren wir für einen Augenblick noch zur Litteratur der Narodniki zurück. Bauernleben in Sibirien, d. h. nicht die »Inorodzy« der autonomen Völkerschaften, Buriaten, Jakuten usw., sondern das Leben des russischen Bauern, der zwar in Sibirien keine Leibeigenschaft, dafür desto tyrannischere Willkür der durch nichts kontrollierten Beamten und Gerichte und desto konsequentere Ausbeutung durch den Dorfkulak gekannt hat, schilderte besonders ergreifend Naumov, der in Tobolsk geboren, in Tomsk erzogen, täglicher Zeuge von Exekutionen jeglicher Art war. Unter den jüngeren hat Mačtet mit sibirischen Erzählungen glücklich debutiert, der dann seinen Hafs gegen die Herren und ihre Lakaien und Einbläser in einem gröfseren Roman, der tendenziösesten Darstellung eines Tartuffe auf dem Lande, Luft machte. Tendenziös, Idealisierung des einfachen Volkes und seiner patriarchalischen Tugenden, Herunterzerrung der Intelligenz

à la Tolstoj, wurden zuletzt die Skizzen und Erzählungen eines Karonin (d. i. Petropavlovskij, aus dem geistlichen Stande nach Ausweis des Namens), der verbannt nach Tobolsk dort die ökonomischen Verhältnisse studierte; eines Ertel, der mit »Memoiren eines Steppenbewohner« à la Turgeniev begonnen hatte und in seinen »Zwei Paaren« oder in den »Gardenins« die zersetzenden Einflüsse liberaler Anschauungen und die harmonische, menschenliebende Erscheinung eines von der Kultur Unbeleckten abpaarte, wie erstere dem Volke entfremden, letzterer die moralische Zusammengehörigkeit festigt.

Tendenz dringt schliefslich überall durch; es ist der einzige Mamin fast, der sein Pseudonym »Sibiriak« durch sein Verharren beim Schildern von Land und Leuten jenseits des Ural sich redlich erworben hat. Aber z. B. der sogenannte »sibirische Dichter« Omulevskij, eigentlich Fedorov, ist ja auf Kamčatka geboren, hat sogar »Sibirische Erzählungen« gedruckt. Doch sowohl sein Roman »Svietlov« wie seine Gedichte »Lieder des Lebens«, haben mit Sibirien nichts zu tun; »Svietlov« ist zum Teil autobiographisch, die Erziehung und Umgebung des radikalen Jünglings, die Weckung des Enthusiasmus, der sich dann dem Leser mitteilt; die Lebenslieder sind die poetische Ergänzung dazu, liberale Tiraden, Deklamationen, Anklagen, z. B. des Bauern: liegst du auf dem Ofen, kann man mit dem Beile schlagen und doch nichts in den Kopf dir hineinschlagen; schwatzt du mit der Frau, gibt's nur Schimpf und Schreien; stehst du im Mir, hast du die Zunge verschluckt; fährst du aufs Feld — ach, braucht ich nicht zu pflügen! blickst du auf die Kinder, möchtest sie nur hauen und dreschen; gehst du in den Wald, siehst dich um, ob auf den Waldgeist du nicht stöfst — aber bist du in der Schenke, ganz ein anderer Mensch — es ergiefst sich die Rede wie im Frühling der Strom, Sinn und Verstand ist eimerweis bei dir, und nichts kostet dich, den Teufel hinter den Gürtel zu stecken! — wirklich eine »bürgerliche« Poesie, deren idealer Schwung, Hoffnungsfreudigkeit, von dem düsteren Lebenswege des verfolgten, verbannten, in gröfstem Elend umkommenden Verfassers sich scharf abhebt. Staniukovič, von seinem Vater, dem Admiral, für den nautischen Dienst bestimmt, beginnt auch mit »nautischen Erzählungen«, Schilderungen der Flottenoffiziere und Mannschaften, gemüts- und humorvoll,

aber gibt diese Karriere auf, wird Dorflehrer, politischer Verbannter in Sibirien und schreibt tendenziöse Romane, auch eine Komödie gegen die Diebe-Konzessionäre der Eisenbahnen, doch verhinderten diese die Aufführung im letzten Augenblick.

Der vielseitigste, fruchtbarste und gelesenste unter diesen tendenziösen Belletristen ist der noch heute unermüdlich tätige Boborykin, der 1904 sein fünfzigjähriges litterarisches Jubiläum feierte: Romanschriftsteller, Dramaturg, Kritiker, Theoretiker, (Theorie des Romans u. a.), in einer Person, im Grunde genommen vielleicht doch nur Reporter, Feuilletonist, Chroniqueur der Zeit, nachdem er die wissenschaftliche Karriere als Chemiker und Mediziner aufgegeben hatte. In seinen späteren Romanen, namentlich den im »Europäischen Boten« erscheinenden, spiegelt sich die moderne Evolution Rufslands aufs genaueste wieder; jede neue Erscheinung, namentlich innerhalb des sich neu bildenden dritten Standes, erhascht er im Fluge und bringt sie sofort zu Papier, oft so, dafs man sie mit den Fingern weisen kann; vor photographischen Aufnahmen seiner Bekannten oder bekannter Persönlichkeiten scheut er nicht zurück. Die Fülle von Episoden, anekdotischen Beiwerkes, geistreichen Bemerkungen sichert ihm das Interesse des Lesers. Er ist ein unbedingter Verehrer des Westens, speziell ein Bewunderer der Franzosen, der Pariser Boulevards und ihrer Litteratur; er hat sich auch durchaus nicht gescheut, das erotische Element mit echt französischer Liebhaberei und Offenheit einzuführen, was vor ihm kaum Pissemskij und Avenarius (in seinen sozialen Romanen »Zeitgenössische Idylle« und »Seuche«, zusammengefafst unter dem Titel »Irrende Kräfte«), die moderne, radikale Bewegung auf blofse Entfesselung der Sinnlichkeit zurückführend, getan hatten. Diese Einseitigkeit verlor sich später, es blieb die Fähigkeit, alles Aktuelle förmlich auf frischer Tat zu ertappen, es einem belletristischen Interview zu unterwerfen. Häufig unternimmt er dann, den Gegensatz zu formulieren zwischen dem absterbenden Adel, seinen Morituri, und den Resurrekturi aus den Plebejern, z. B. im »V. Terkin«, mit der Studie der Wolgalandschaft und ihrer Staffage. Diese photographischen Aufnahmen der Gesellschaft in ihren verschiedenen Studien behalten, wenn nicht grofsen künstlerischen, so doch kulturhistorischen Wert und haben bei den liberalen Tendenzen des Verfassers eine erzieherische Bedeutung.

Solche fehlte durchaus dem erzkonservativen Herausgeber des »Bürgers« (Graždanin, des ersten konservativen Blattes in Petersburg), Fürsten Mieschčerskij, der gegenüber der konservativen Hetzpresse »Moskauer Nachrichten«, »der Tag« u. a., die jede menschliche Regung in der Gesellschaft anspeit, denunziert und verfolgt, desto toller, je ohnmächtiger ihre Wut zu werden scheint, gewissermafsen Anstand und Haltung beobachtet und nicht unbedeutenden Einflufs — schlug er doch 1904 den Posten eines Unterrichtsministers aus — erworben hat. Seine zahlreichen Romane haben Übersetzer gefunden, trotz ihres problematischen Wertes; sie sind dem Petersburger Highlife entnommen, wie schon ihre Titel, »Einer von unsern Bismarcks«, »Einer von unsern Moltkes« u. dgl. anzeigen. Sie entbehren nicht eines satirischen Beigeschmackes, das einzige, was man zugunsten des sonst sehr selbständigen »Enkels von Karamsin« (in politischer Hinsicht) sagen kann.

Das Zugrundegehen des Adels, den Verfall aller der »Adelsnester« und »Satischja«, der Buenretiros und Monrepos auf dem Lande, das Eindringen des traditions- und respektlosen Plebejers, Kulak, Kaufmann, die oft skandalösen Versuche des Adels, für das alte dolce far niente die neuen Mittel zu finden, schildert in allen möglichen Variationen, oft mit protokollarischer Genauigkeit, Terpigorev (Pseudonym Atava, Feuilletonist des Novoje Wremja); schon die Titel der Serien, in denen die einzelnen Skizzen gesammelt erscheinen, sind bezeichnend, z. B. gleich die erste, die das meiste Aufsehen erregt hat, »Verarmung«; in einer anderen Serie, »Aufgescheuchte Schatten«, brandmarkte er Schändlichkeiten der alten Leibeigenschaft. Dem Adel, dem Bauern und dem über beiden siegreich thronenden Kulak widmet seine Skizzen und Novellen Ssalov, förmlich moderne Fortsetzungen der »Memoiren eines Jägers« auf den Streifereien durch die verarmenden Dörfer und zerfallenden Gehöfte. Eine besondere Spezialität pflegt Lejkin, Schilderungen aus dem Kaufmannsleben, humoristische, stark outrierte, gut für die Feuilletons in der »Strekosa«, von den »Debauchen« der »Bärte« im Fasching und sonst erzählend; minder gut, weil schrecklich ausgedehnt, in ganzen Erzählungen und Romanen. Manches davon ist übersetzt; der fremde Leser staunt diese unkultivierten, unwissenden, rohen, gutmütigen Patrone an, die mit der starken

Geldkatze um den Leib, mit ihren gleich starken, schöneren Ehehälften, in totaler Unkenntnis von Land und Leuten, in kindischer und naiver Unbeholfenheit schon in Dirschau statt in Berlin aussteigen, in den komischesten Quiproquos sich verwirren, in Paris, Monte Carlo, Rom dem ersten besten Industrieritter oder Kokotten in die Hände fallen, ausgeplündert werden und mit Ach und Krach, aufschneidend, das Blaue vom Himmel herunterlügend in ihren »Palästinen« wieder eintreffen. Interessanter sind die nicht übersetzten Sachen, welche die Geheimnisse des Gostinyj und Apraksinskij Dvor, der grofsen Kaufhäuser in Petersburg, die Praktiken der Börsenleute, der Artelsführer enthüllen. So hat sich Leikin, der von einer erstaunlichen, unglaublichen Produktivität ist: er verfafste Dramen, war selbst Schauspieler, schreibt Feuilletons, Skizzen usw. in beängstigender Fülle, ein Thema gesichert, seine Kaufleute, die durch alle Ausstellungen, Jahreszeiten, Festlichkeiten, Länder, ungefähr wie Stinde seine Buchholzen, zu führen, mit Schutzleuten, Dieben usw. in Kollision zu bringen er nicht müde wird; meist ist es auf blofsen Reiz der Lachmuskeln abgesehen, und der Verfasser schreckt vor der allergröbsten Zirkuskomik nie zurück.

Schier unerträgliche Breite beeinträchtigt auch die Wirkung der Romane von Markov und namentlich des unendlich fruchtbaren Nemirovič-Dančenko. Beide haben sich eigentlich als Reiseschriftsteller Namen erworben, Markov dazu auch als Kritiker, Dančenko als Kriegskorrespondent vom »Kriegsjahr« 1877 an bis zu seinen Korrespondenzen aus der Mandschurei 1904. Beide haben viel Land und Leute gesehen, namentlich genau hat sie ein Reporter und Publizist hohen Ranges, Dančenko, der zuerst durch seine Schilderungen des hohen Nordens, Lapplands, des Solovkiklosters usw. allgemeine Aufmerksamkeit erregte, geschildert. Dančenko ist auch Verfasser trefflicher Skizzen aus dem Soldaten- und Bauernleben, seine »Weihnachtserzählungen« hätten viel eher Übersetzungen verdient als seine Romane, wegen ihrer humanen Tendenz, ihres ergreifenden Inhalts. Markov versuchte in seinen wenigen Romanen der Intelligenz, was er selbst tat, einzuprägen, nämlich nach Aufgeben von Illusionen, im täglichen Dienste auf dem Lande, als Arzt usw. sich zurechtzufinden, eine dankbare Lebensaufgabe zu gewinnen. Die aufserordentlich zahlreichen Romane des Dančenko, ebenso

z. B. wie die älteren eines Achscharumov, verfolgen keine andere Tendenz aufser der, anspruchslose Leser mit romantischen Verwicklungen, melodramatischen Effekten, kunstvoll verschlungenen Intrigen zu amüsieren. Es sind dies die modernen, d. h. stark verwässerten Marlinskij, für die Feuilletonromane der Tageszeitungen geradezu unersetzbar. Achscharumov gehörte freilich noch zu der alten Garde der vierziger Jahre, und neben ihm könnte auch noch der gleichaltrige Avdiejev genannt werden. Dieser hatte noch anfangs der fünfziger Jahre mit seinem »Tamarin«, einem neuen Aufgufs des hyperromantischen Pečorin, alle Mädchenherzen verwirrt. Dasselbe gelang dem flotten Erzähler zu Anfang der sechziger Jahre mit seiner »Klippe«; seine Spezialität für Ehebruch und Ehescheidung verlor bald an Anziehungskraft; seinen letzten Roman, »In den vierziger Jahren«, widmete er dem Kreise von Bielinskij und Herzen. Erzähler wie Meschčerskij u. a. sind auch noch Avsiejenko und Golovin (oder Pseudonym Orlovskij); für sie war die Mitarbeiterschaft an dem »Russischen Boten« bestimmend. Beide erzkonservative Männer scheuten sich aber nicht, die konservativen Sphären durchaus nicht geschmeichelt vorzuführen, ob sie nun in der Beamtenwelt oder in der höheren Gesellschaft sich bewegten.

Auch der historische Roman fand neue Bearbeiter. Er hatte eine Zeitlang fast völlig geschwiegen; die Sagoskin, Lažečnikov, Kukolnik, Sotov, mit ihren mitunter phantastischen Erfindungen, so z. B. der »Geheimnisvolle Mönch« Sotovs, d. i. der Exhetman Doroschenko, der angebliche spiritus rector der russischen Geschichte bis zur Schlacht bei Poltawa u. dgl. m., hatten namentlich während des »anklägerischen« Lärms keinerlei Nachfolger gefunden; sogar die Turgeniev und Gončarov stellten sich ja in den Dienst des Tages. Nur die beiden Tolstoj, Alexej und Lev, wahrten sich ihr Recht, stets anderer Meinung zu sein als die übrigen, und arbeiteten, unbekümmert um den Lärm ringsum, der eine an seinem »Fürst Serebrianyj« (s. u.), der andere an »Krieg und Frieden«. Aber auch diese, nicht wieder übertroffenen Leistungen schufen nur langsam neuen Boden für die etwas zweifelhafte Kunst. Ein Historiker von Ruf, der Kleinrusse Kostomarov, versuchte Stienka Rasins Zeiten und Iwan IV. belletristisch zu gestalten; aber seine streng historischen Darstellungen, z. B. der Zeit der Wirren oder des Bogdan Chmielnizkij,

sind ungleich interessanter als seine pseudohistorischen Romane, von denen der erste, »Der Sohn«, durch seine Trockenheit, der andere, »Kudejar« (der Findling und Räuberhauptmann, angeblich ein Halbbruder Iwans IV.), durch seine Phantastik uns nicht einmal die archäologische Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit recht würdigen lassen. Der Stein war ins Rollen geraten; jetzt schaffte sich Danilevskij Beliebtheit. Seine historischen Romane sind eigentlich die letzte Phase seines Schriftstellertums. Er hatte zu Anfang der sechziger Jahre mit ethnographisch Neuem begonnen, hatte das Leben auf den südrussischen Steppen geschildert mit ihrer Ungebundenheit nach Art des alten amerikanischen Texas oder Kansas, wohin die unzufriedenen Bauern flohen, vor den Schrecken der Leibeigenschaft, um mitunter in noch schlimmere zu geraten, da sie bei ihrer Rechtlosigkeit allerlei Abenteurern auf Gnade und Ungnade preisgegeben waren: »Die Flüchtlinge in Neurufsland«, »Rückkehr der Flüchtlinge«, »Freiheit«. Nach einer langen Pause kam »Die neunte Welle« (d. i. die stärkste; andere Völker zählen die zehnte als solche), wiederum ein seltenes Thema streifend, das orthodoxe Nonnenleben. Eine reiche Mutter hat, um ihre eigenen Vergehen zu sühnen, ihre Tochter als Braut Christi ins Kloster gebracht; dieses Klosterleben ist nicht der eigentliche Fond des Romans, dessen Heldin zwischen Liebe und Beruf hin und her schwankt, der eigentliche Held ist ja Vetlugin, der Semez, Mitglied des Semstwo, der autonomen Verwaltung, und seine eigennützige und uneigennützige Umgebung, der sich nach den grofsen, energischen Aktionen in Asien in den kleinlichen Verhältnissen nicht zurechtfinden kann. Erst zuletzt wandte er sich dem historischen Roman des XVIII. und XIX. Jahrhunderts zu; ihn interessierten die Putschversuche eines Mirovič mit dem unglücklichen, in Schlüsselburg schmachtenden Prinzen Johann, die angeblichen der Fürstin Tarakanova, woran diese gar nicht gedacht hat, die sehr realen des irrealen Peter des III., Pugačev, »Schwarzes Jahr«, d. i. Unglücksjahr. Im »Verbrannten Moskau« rivalisierte er mit »Krieg und Frieden« insofern mit Erfolg, als er in den Vordergrund stellte, was Tolstoj ein Greuel gewesen wäre, die ihrem Geschlechte untreu gewordene Patriotin, die in den Reihen der Krieger die Invasion bekämpft. Gleichzeitig wandte sich ein Historiker, Mordovzev, den Romanen zu, sie mit

Vorliebe aus der Vergangenheit der Kosaken und Kleinrufslands schöpfend, »Sahajdačnyj«, »Zar und Hetman« und bis in das XIV. Jahrhundert zurückreichend, »Mamajs Wahlstätte«. Ungleich gröfserer Erfolg als diesen oft sehr weit ausgesponnenen Romanen war den »Pugačevzen« des Grafen Sallias de Tournemir, eines Sohnes der Gräfin-Schriftstellerin, »E. Tur«, 1874, bestimmt. Der Graf, der eine ausgezeichnete litterarische Bildung genossen hatte, frühe mit Erzählungen und Reisebriefen aus Spanien aufgetreten war, hatte aufserordentliche Mühe auf diesen Roman verwandt, auf gewissenhaftes Studium archivalischer Einzelheiten, der Topographie usw. Der Roman hat auch unleugbare Vorzüge; charakteristisch ist für ihn die Übertragung der konservativen Romanschablone in das XVIII. Jahrhundert, der Gegensatz zwischen dem nationalen Helden sans phrase à la Katkov und den — beinahe hätte man gesagt — Petersburger Nihilisten mit ihren Proklamationen und der verbrecherischen Verquickung mit der polnischen sprawa; denn verbannte Polen sind die eigentlichen Verführer der unschuldigen Russen, stellen den Prätendenten auf, vergiften Bibikov usw., so bekämpfte der Graf Sallias im Roman die sprawa, wie die Gräfin Sallias, die Warschauer Pompadurscha, in Wirklichkeit es tun sollte. Der Erfolg der »Pugačevzen« entschied; seitdem hat der Graf viele Bände historischer Romane geliefert, »Eine Million«, d. i. Potemkins Ende (auch deutsch), »Die Grafen Orlov«, »Der Dichter Dieržavin«, »Ein Söhnchen Arakčejevs« usw., nur ohne die Gewissenhaftigkeit und Sorgfältigkeit der ersten Arbeit. Seine Lorbeern liefsen den ältesten Sohn des bekannten Moskauer Historikers Ssoloviev, Vsevolod, nicht schlafen, der eine Menge historischer Romane, beginnend mit der »Fürstin von Ostrog«, 1876, in einem Zuge bis zum »Voltairianer« usw. fabrizierte. Neben Sallias und Ssoloviev fabrizieren andere Lieferanten diese patriotisch-historische Schundware für alle möglichen Zeitschriften. Abseits von ihnen steht der Dichter, Kritiker und Essayist D. Merežkovskij, sich anderen Zeiten und Menschen zuwendend, Verfasser des »Todes der Götter«, Julian Apostata, der letzte Hellene auf dem Thron der Cäsaren, und eines biographischen Romans, »Auferstehung der Götter«, von Leonardo da Vinci. Beide sind übersetzt in mehrere Sprachen; sehr respektable Leistungen, Zeugnisse tief eindringenden Studiums, Vertraut-

heit mit Zeit und Ideen, in der Ausführung etwas farblos, trocken.

Ein Wort noch über schriftstellernde Damen. Das glänzende Beispiel der grofsen Kaiserin und ihrer einstigen Gönnerin wie Favoritin, der Fürstin Daschkov, blieb lange Zeit ohne Nachahmung; litterarisch hervortretende Frauen, die Fürstin Volkonskaja, Madame Sviečina, sind der Orthodoxie abtrünnig geworden; noch drückte allzusehr die alte Abhängigkeit die russische Frauenwelt nieder. Einzelner Dichterinnen haben wir gedacht, aber erst der Roman, und zwar der Liebes- und Familienroman, nach Art der Friederike Bremer, liefs zahlreichere weibliche Federn sich tummeln. Doch hat die russische Belletristin noch durchaus nicht die bedeutende Rolle errungen, die ihren ausländischen Schwestern, einer Orzeschko Elliot, um nicht den für Rufsland so vielsagenden Namen der Sand aufzurufen, zugefallen ist; ihre Erfolge sind ungleich bescheidener. Auch hier seien nur einige Namen und Werke genannt. An erste Stelle tritt wohl Chvoschčinskaja, unter dem Pseudonym V. Krestovskij bekannt, nicht zu verwechseln mit V. Krestovskij, dem Verfasser der »Petersburger Höhlen«, noch mit dessen Tochter M. Krestovskaja, einer Schriftstellerin ebenfalls, die nach kleineren Versuchen mit dem Roman »Die Artistin« erfolgreich debütierte. In der Provinzstadt lebend, beschränkte sie sich in ihren ersten, seit 1850 jahraus, jahrein erscheinenden Romanen auf traurige Familiengeschichten, die Unterdrückung liebender Wesen durch lieblose Tyranninnen-Mütter, Tyrannei der Gesellschaft, ihres Spottes und ihrer Klatschereien, Tyrannei der Männer; weniger einleuchtend waren die positiven Helden. Mit der Zeit erweiterte sich ihr Gesichtskreis; sie suchte moderne Frauen und Menschen darzustellen; ihren Pessimismus ist sie nie los geworden. Unter den Modernen zeichnet sie mit Vorliebe, wie zum Teil auch Boborykin, solche, die sich ihren Idealen abgewendet haben oder die sie nur mit Worten bekennen, Heuchler jeglicher Art, wenn nicht offenkundige Abtrünnige. Überall leuchtet ihr humanes Mitfühlen allen den beschimpften, verfolgten, gebrochenen Existenzen durch und gewinnt das Herz des Lesers. Ungleich weniger fruchtbar war Frau Ssochanskaja, Kochanovskaja als Pseudonym, die dafür als die energischeste Slawophilin sich entpuppte. Die Romane der Vinizkaja, der Schapir u. a. be-

wegen sich in den Gleisen des Frauenromans, mit den schablonenhaften, wenig individuellen Helden, mit der Dürftigkeit des Inhalts, der Unbedeutendheit der Gedanken, was alles eine sehr eingehende psychologische Schilderung oder Analyse der Helden und ihrer Gefühle ersetzen mufs. In der allerneuesten Zeit finden wir dann, wie bei den deutschen Schwestern, einen derartigen Realismus in der Darstellung erotischer Sachen, dafs die Brüder vom Fach besiegt zurücktreten müfsten. Eigener, mehr männlicher Art ist das Talent der Dmitrieva, einer Frau aus dem Volke, der Tochter eines Leibeigenen; Bauernthemen mit sozialer Färbung, ohne die landläufige Erotik der Damen-Schriftstellerinnen, sind ihr Gebiet. An der Grenze zweier Litteraturen, der klein- und grofsrussischen, stand einst Marko Vovčok (Pseudonym für Maria Markovič). Die russische oder richtiger kleinrussische Beecher-Stove debütierte 1859 mit kleinrussischen Bauernskizzen, die zum Teil sie, zum Teil Turgeniev ins Russische übersetzten, sentimentale Idyllen und Schrecknisse aus der Leibeigenschaft, ein greller Protest gegen die Herren-Sklavenhalter, eine begeisterte Apologie der Sklaven. Da die Frage alle beschäftigte, der Protest alle, Turgeniev, Grigorovič usw., an Schärfe überbot, war der Erfolg ein aufserordentlicher; man übersah die Phantastik, die Schwächen und die Unnatur der Schilderungen. Eben darum konnte der Erfolg kein dauernder sein; heute lebt das Andenken der Vovčok nur in der kleinrussischen Litteratur fort. Romane und Erzählungen aus den Kreisen der Intelligenz, die sie später russisch schrieb, ragten über Mittelmäfsigkeit in nichts hervor und sind ebenfalls vergessen.

Interessanter als alle diese Schriftstellerinnen, die doch über bescheidenste Mittelmäfsigkeit (auch in Frau Hippius, heute Merežkovskaja) nicht hervorragten, sind zwei typische Russinnen, Ssonia Kovalevskaja und Maria Baschkirzev, mögen sie auch mit russischer Belletristik trotz aller ihrer hohen Begabung wenig zusammenhängen. Die eine, die gelehrte, der Göttinger Doktor und Stockholmer Mathematikprofessor, die sich so nach Liebe vergebens sehnte, die andere, die angehende Künstlerin; beide schreiben zum Teil in fremden Sprachen. Wer sich dafür interessiert, wie der 19. Februar und sein Manifest von Adel und Bauer auf dem Lande aufgenommen wurde, wie Volochov die Viera verführte und wie sie ihrem Nihilisten nach Sibirien folgte, mag die

»Nihilistin« der Kovalevskaja lesen, die sich in der Einleitung zur Geschichte der Viera selbst charakterisiert. Aber interessanter, ergreifender, tragischer als alles, was diese Frauen schrieben, war, was sie lebten, was sie fühlten, dem die Baschkirzev namentlich so ergreifenden Ausdruck gegeben hat. So regten sich endlich die Schwingen der russischen Frau, des so tief veranlagten slawischen Weibes, das ungleich gröfseren Anstofs nimmt an der Schalheit modernen Lebens als ihre deutsche oder romanische Schwester.

Sechzehntes Kapitel.

Satire. Ssaltykov.

Die Satire der sechziger Jahre. Ssaltykovs Anfänge, Skizzen aus der Provinz. Wie seine Stimme zum Chor der gleichzeitigen russischen Tragödien geworden ist. Sein aufgedrungenes Verstummen; das Sichflüchten in die Belletristik. Einzelne Werke. Geschichte Glupovs. Aus dem Milieu von Gemäfsigtheit und Pünktlichkeit. Zeitgenössische Idylle. Alte Zeiten von Poschechonien. Die Herren Golovliev. Bedeutung seiner Satire.

Die Befreiung der Litteratur von der Knebelung durch die Zensur mufste vor allem ihren satirischen Hang frei machen. Diesen gesunden Zug der russischen Natur trugen ja schon die am meisten charakteristischen älteren Schöpfungen, die Satire eines Gribojedov und Gogol; um sie gruppierten sich kleinere Sachen, die natürlich vor 1848 nur Unschuldiges, z. B. das lächerliche Franzosentum der Madame Kurdiukova von Miatlev, in russisch-französischen Versen verspottet, u. dgl. behandeln durften. Mit der neuen Ära wagte sich die Satire auf das Gebiet der »Anklage«. Die »Anklagelitteratur« wurde Mode, die sich speziell gegen das unredliche Beamtentum, gegen die vsiatka, Bakschisch, in jeder Form wandte, in novellistischer, dramatischer, sogar in poetischer; so erschien noch einmal Graf Ssologub auf

dem Kampfplatz mit Romanen und Komödien gegen den činovnik; besonderes Aufsehen erregte die »Dramatische Trilogie« (von der nur der erste Teil auf die Bühne kam, »Die Hochzeit des Krečinskij«) des Suchovo-Kobylin, gegen alle Mifsbräuche und Praktiken der alten Gerichte. In der »bürgerlichen« Lyrik versuchte sich Rosenheim mit satirischen Elegien u. dgl. mit lautem Erfolg. Dieser rief echte Satiriker auf den Plan.

Dem radikalen litterarischen Kritiker des »Zeitgenossen«, Dobrolubov, genügten nicht Rezensionen und Besprechungen; der Erfolg. Rosenheims weckte seine eigene Spottsucht; er richtete im »Zeitgenossen« eine besondere satirische Abteilung, den »Pfiff«, ein, in dem er als »Konrad Lilienschwager« und unter anderen Namen und mit anderen Mitarbeitern derbe Satire in Vers und Prosa pflegte. Sehr charakteristisch war, was für Objekte die Satire sich erwählte; sie bekämpfte nicht etwa Reaktion, Mifsbräuche u. dgl., sie wandte sich speziell gegen die Liberalen, Rosenheim u. a., verschonte freilich auch Pogodin und seinen berühmten Warägerdisput mit Kostomarov nicht. Man hat gegen Dobrolubov wegen dieser Einseitigkeit Vorwürfe erhoben: aus ihm sprach nur der radikale Eiferer, dem die ganze Reformbewegung ein verdächtig langsames Tempo anzunehmen schien, der fürchtete, dafs die Gesellschaft, stolz auf das »Erreichte«, auf die schönen Phrasen: »Wir sind reif geworden«, sich mit Geringfügigkeiten werde abspeisen lassen; darum bekämpfte der Radikale diesen lauen, ungefährlichen Liberalismus. Den Svistok des »Zeitgenossen« überbot bald, zumal nach dem frühen Tode des Dobrolubov, die »Iskra« (Funke) des Dichters Kuročkin, trefflichen Übersetzers des Beranger, und des Karikaturisten Stepanov, die sich zu einem Pendant förmlich des Herzenschen Kolokol ausbildete, nur pflegte sie natürlich den kleinen Tages- und namentlich Provinzskandal, verhöhnte rücksichtslos alles und alle. Ihre Blüte war jedoch kurzlebig; die Verfolgungen durch die Zensur, die aufgedrungene Einförmigkeit, das Abebben der Protest- und Fortschrittswellen untergruben ihre Beliebtheit schon nach 1866; ihre Stelle ist nicht wieder eingenommen worden. Das langjährige Witzblatt »Strekosa« (Libelle) kultivierte, neben Lejkins Kaufmannssachen, eher die Demimonde als soziale oder gar politische Erscheinungen. Feuilletonisten, Suvorin, Burenin, Astronomov, Doroschevič, im Novoje Vremia (Neuzeit) u. a.

wurden zu beliebten Satirikern, namentlich Burenin, der dem reaktionären Zuge der Zeit folgend auch die wenigen liberalen Errungenschaften, z. B. die Geschworenengerichte in seinem »Totenbein«, persiflierte, mit Vorliebe litterarische Satire pflegte, die Dekadenten zu verspotten nicht müde wurde. Wie klein die Litteratur geworden ist, was für geringe Ansprüche ihr gestellt werden, zeigt am evidentesten die Satire, denn was besagen alle heutigen Satiriker gegen ihren genialen Vorgänger, gegen Ssaltykov, der ein Vierteljahrhundert mit seinem tragisch-ingrimmigen Chor die Evolutionen der Gesellschaft, — die Regierung blieb natürlich aufser dem Spiele, behütet von ihrem Cerberus, der Zensur, — begleitet und gedeutet hat.

Der galligste aller Schriftsteller, die je gelebt, einer der gröfsten Satiriker aller Zeiten, zugleich ein belletristisches Talent ersten Ranges, das ist der russische Swift, Michael Ssaltykov. Ihn hat die Zensur auf dem Gewissen; drei Viertel seines litterarischen Schaffens füllte ja die bange Frage aus: »Werden sie's durchlassen?«; das letzte Viertel die Antwort: »Nein!«, desto gröfser die Freude, wenn »sie« es doch durchliefsen. Daraus folgte die Notwendigkeit, viel mehr zu schreiben, als nötig wäre, damit, wenn »sie« die Hälfte ausstreichen, doch noch etwas übrigbliebe; folgte die Notwendigkeit der Umschreibungen, des sorglichsten Einpackens alles Stechenden in viel, viel Watte, damit sich ja der Zensor nicht ritze; folgte die Notwendigkeit einer ganz besonderen Sprache, der Sprache des Orientes und des Sklaven, der Allegorien, der Sprichwörter, der Apologe, der Erfindung einer besonderen Terminologie; daraus folgte die Notwendigkeit, nicht das anzugreifen, was not tat, sondern sich auch an Unschuldige zu halten, sie mit knirschender Wut zu verfolgen, sich so schadlos zu halten für die Unmöglichkeit, das wahre Wort an die wahre Stelle zu richten.

Die Ssaltykovsche Satire ist daher furchtbar weitschweifig, wiederholt sich, verliert sich in ganz allgemein gehaltenen Klagen und Schilderungen; sie bedarf eines sich Hineinlesens, eines Kommentars förmlich; ist dadurch vielfach ganz veraltet, verstaubt; die neue Generation liest sie oft gar nicht mehr, und erblafsten früher manche vor Wut bei der blofsen Nennung des Namens, so dürften wir heute nicht leicht einen gleich bedeutenden Schriftsteller finden, der gleich vergessen wäre. Freilich teilen nicht

alle Werke Ssaltykovs das gleiche Schicksal; einzelnes wird gelesen werden, solange es Litteratur geben wird, verdient, den Perlen der Weltlitteratur angereiht zu werden; manches gar Originelle hat er überhaupt nicht auszuführen vermocht, z. B. die Korrespondenz von Nikolaus I. mit Paul de Kock. Bei der Fülle seiner Schriften verzichten wir auf Nennung aller; wir werden die einzelnen Dezennien seiner Tätigkeit mittels einiger weniger Proben charakterisieren. Seine Satire wechselte Stoffe und Farben; niemals war es eine politische, niemals eine persönliche; sie beschäftigte sich mit dem »Bürger«, aus dem sich die »Pompadoure« = Gouverneure, »Molčaliny« = Beamten, mit dem Gribojedovschen Terminus, die »Taschkenter« = die »Pioniere« russischer »Kultur« in Warschau oder in Samarkand, in Merv oder in Riga rekrutieren, die Redner und Schriftsteller, die Korrespondenten und Advokaten; die Bank- und Eisenbahndirektoren und die Wucherer, zumal die »Kulaken« auf dem Lande, die den Bauer exploitieren, wogegen die Leibeigenschaft noch Spafs war. Sie beschäftigte sich mit der Stadt Glupov = »Dummsheim«, d. i. Rufsland und ihren unschuldigen, nur um ihre Ruhe besorgten Einwohnern, wo sogar während des babylonischen Turmbaues, der französischen Revolution, nur die Hündchen mit den Schwänzchen wedelten und sich auf die andere Seite legten. Sie bekämpfte die Glupovsche Indolenz und Indifferenz, die Phrase, die Heuchelei; sie stellte die Willkür blofs, die Ungeniertheit, den völligen Mangel abstrakter Begriffe Vaterland, Gesetz u. dgl., die naive Genufssucht, die nur nach den Mitteln der Befriedigung und nie nach deren Erlaubtheit fragt; sie zerstörte schonungslos russische Illusionen, »wieweit wir es gebracht haben«. Nichts hat sie gemein mit der moralisierenden Satire des XVIII. Jahrhunderts; dagegen verwahrt sich ausdrücklich der Verfasser: er spricht nie von den Lastern, von denen die Moralisten periodisch handeln, die man begeht, eindringend in Gemächer mit Gesetzesparagraphen über den Türen, wofür dann der Prokurator l'addition einreicht, sicher, dafs sie bei Heller und Pfennig berichtigt werden mufs; die nur Schurken, Dummköpfe oder Leute, die rasch Karriere machen wollen, begehen. Er bespricht nur die Laster, von denen das Publikum nicht weifs, sind's Laster oder Tugenden, die sich mit der Zeit verändern, die das Gewissen für solche hält; die Litteratur mufs es mit dem Gewissen halten; ein Moralist z. B. wird

den Entwender eines Groschens immer Dieb nennen, aber Gewissen und Litteratur könnten es für eine Gewissenlosigkeit erklären, ihm diesen Groschen abzunehmen . . . Er glaubt an die fruchtbare Kraft der »Abstraktionen«, nur mit ihnen kann Menschenleben regelmäfsige und sichere Grundlagen gewinnen; ersticket nicht in den »Einzelheiten« der Gegenwart, sondern erziehet in euch die Ideale der Zukunft, die Sonnenstrahlen, ohne die die Erde versteinert; blicket häufig und aufmerksam auf jene leuchtenden Punkte; nur Kurzsichtigen können sie ganz losgerissen von aller Wirklichkeit erscheinen; sie sind keine Verleugnung der Vergangenheit oder Gegenwart, sondern das Resultat des Besten, was erstere vermacht hat, letztere verarbeitet, wobei der erleuchtete Gedanke alles Böse und Dunkle abschneidet. Er war der Rufer in der Wüste; zeitweise schien ja die Gesellschaft Pfade des Glaubens zu betreten, aber bald verfinsterten Nebel jeglichen Lichtstrahl . . . . .

Ssaltykovs Satire ist ungleichen Wertes; vieles ist nur für den Augenblick geschrieben, Feuilletons mit humoristischen Einzelheiten, förmlich nur zum Reizen der Lachmuskeln; polemische Aufsätze mit furchtbarer Bitterkeit, gegen Dostojevskij z. B., gegen wirkliche und — vermeintliche Gegner, z. B. die aus einem Quiproquo entstandene, um Nihilisten und Černyschevskij, mit dem »Russische Worte«, wo »es erkannten nicht die Ihrigen die Ihrigen«, etwa wie die gleichzeitigen Angriffe des »Zeitgenossen« auf Basarov; sie sind heute mit Recht vergessen, z. B. die Sachen aus der Zeit der Mitarbeiterschaft am »Zeitgenossen«, da er den Svistok fortzupflanzen gedachte. Wir identifizieren uns nicht immer mit dieser Satire, mit ihrem Standpunkt, obwohl wir die beliebte und bequeme Ablehnung seines »Suboskalstvo«, seines unnützen Persiflierens von all und jedem, um des Skandals oder Spottes wegen, niemals zugeben würden; in Einzelheiten mag sich Ssaltykov hie und da im Ton vergriffen haben, namentlich in den früheren Jahren, wo er wirklich des Lachens wegen zu lachen scheint, nicht später, wo sich seine Satire zu grandioser, erschütternder Tragik auswuchs, wo es weder ihm noch seinem Leser je lächerlich zumute ward, denn Ssaltykov oder Schčedrin, wie Dezennien lang sein Pseudonym war, fand nicht sofort seinen eigentlichen Weg. Einst, als Zögling des Zarskoselskischen Lyzeum, hatte er sich natürlich verpflichtet gefühlt, in Puschkins Spuren zu treten; als er das Dichten auf-

gab, schrieb er Erzählungen wie die Dostojevskij u. a., aus dem Leben armer Leute etwa, die so töricht sind, im fruchtbaren Rufsland Hungers zu sterben, mitten unter Ideologen noch dazu. Die Erzählungen waren von der Zensur unbeanstandet; das hinderte mit nichten, dafs auf den Bericht Kukolniks hin, so rächte sich der edle »Romantiker« an der »natürlichen« Schule Gogols und Bielinskijs, eines schönen Morgens die Trojka mit den Gendarmen vor der Wohnung des Beamten in Petersburg erschien, um ihn nach Viatka abzuführen; hier konnte er Herzens Traditionen, der vor zehn Jahren hierher versetzt war, nachgehen. Der Buturlinsche Terror hat wieder einen unschätzbaren Dienst der Litteratur geleistet; nunmehr lernte der junge Gouvernementsrat, er hat es dann bis zum »Pompadour« selbst gebracht, die patriarchalische Provinz aus der Zeit vor der Reform kennen. Was er gesehen und erfahren, legte er in den »Gouvernementsskizzen« nieder, die, als es wieder möglich ward zu schreiben, im Katkovschen »Boten« 1856 und 1857 erschienen und die litterarische Sensation der Saison bedeuteten; sie gaben den Anstofs zur reichen Anklagelitteratur der folgenden Jahre. Wir assistieren dem Begräbnis der guten alten Zeiten, noch einige Momentaufnahmen, ehe sie für immer entschwinden: die Beamten mit ihren Erpressungen — der Statistiker verlangte von dem Bauern die Zahl der einzelnen Bienen, nicht etwa der Bienenstöcke; mit ihrem Formalismus: es läuft ein »Papier« ein, sogar der Archivar versteht nichts von seinem Inhalt — aber antworten vermag er darauf sofort; die Provinzstadt mit ihrer furchtbaren, zersetzenden Langeweile; ihre Aufgeklärten, der krutogorskische Mephistopheles, der es auf die lieben Kleinen abgesehen hat, die dann im Salon herausplatzen mit einem »Mein Papachen hat nur gestohlenes Geld« u. dgl.; ein anderer hat von der Universität her nur ästhetische Eindrücke mitgebracht, die Überzeugung, dafs nur Kunst das echte Leben ist, alles andere sind Zufälligkeiten; die Gefängnisse, mit Bildern ganz im Geiste Dostojevskijs, der die seinigen erst nach einigen Jahren erscheinen liefs; nur fehlt es nicht an humoristischen Einzelheiten, wie der Aufseher, der überzeugt ist, dafs London an der Mündung der Wolga liegt, und dafs es ein ganzes Volk gibt, das nur Salben für Haarwuchs bereite; er hätte solche gebraucht, doch seien ihm Pferdehaare gewachsen; endlich das Volk, Pilger, Altgläubige, die Erpressungen der Beamten; wie unter jenen

selbst Unmoral einzureifsen beginnt; das Volk war sehr sympathisch geschildert; das Ganze etwas stark gewürzte und gepfefferte Belletristik, wie ihr Ssaltykov später ausgewichen ist; sie machte das Pseudonym berühmt, mochte auch Turgeniev über derlei die Nase rümpfen.

In seiner Satire der sechziger Jahre tritt das belletristische Moment wieder hervor, namentlich in einzelnen Erzählungen aus der Leibeigenenzeit und dem Martyrologium der Bauern; die Provinz wird auch wieder vorgeführt; die Reform läfst vieles zu wünschen übrig, freilich die alten Mifsbräuche, allerlei Revisorengeschichten, verschwinden; sonst bleibt alles beim alten: wie die Provinz einem »Volochov« mitspielt, wie in diesem Patagonien eine Befreiung des Gedankens ganz unnütz erscheint; auch werden allgemeine Themen angeschlagen, die später näher ausgeführt werden sollten. Da immer wieder von Glupov und seinen Leuten die Rede ist, widersteht nicht der Verfasser der Versuchung, auf die Vergangenheit Glupovs einzugehen und im Gegensatze zu den offiziellen Historiographen eine satirische Geschichte Rufslands zu schreiben; das ist die in der Weltlitteratur einzige »Geschichte einer Stadt nach den Originalurkunden«: angeblich die Aufzeichnungen von vier Stadtarchivaren, die von 1731 nur bis 1826 reichen, denn noch 1825 hörte auch für Stadtarchivare die Möglichkeit zu schreiben auf. Natürlich ist dies keine Geschichte, nicht einmal eine satirische, d. h. in der bestimmte Fakta und Personen auseinandergehalten würden; mehrere »Helden« zerfliefsen in einen, umgekehrt wird einer in mehrere gespalten und auch die Zahlengrenzen sind illusorisch, denn die »Geschichte« reicht dicht an unsere Tage heran; auch in ihr sind Verallgemeinerungen des Glupover Charakters, des Wesens seiner Stadthäupter, das Entscheidende. Später, in der »Zeitgenössischen Idylle«, hat er noch hierzu einen Nachtrag geliefert, »Rufslands« Gründung: man beruft die Waräger, damit das bisherige planlose Morden, Plündern, Verbrennen in ein System gebracht würde — vergebens fragt Gostomysl, was denn damit gewonnen wäre; die drei Brüder kommen herüber und träumen in der ersten Nacht von den Folgen ihres Unternehmens: Tatareneinfall, Moskauer Periode, Periode der Leibkompagnien, der Einsetzung der Gouverneure und Prokureure; vor Entsetzen hängen sich zwei Brüder lieber gleich auf; Rurik legt dem Volk die Sache

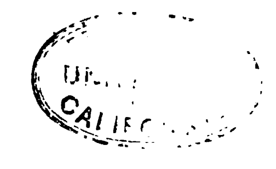
vor, wird aber ermuntert: »Spuck doch auf alles, was später in der Schule als Geschichte gelehrt werden wird!«

In köstlicher Nachahmung des Russischen des XVIII. Jahrhunderts beginnt der erste Archivar seine Aufzeichnungen: Werden etwa nicht in jedem Lande hochberühmte Neros und von Edelmut glänzende Caligulas gefunden, und sollten wir allein solche bei uns nicht finden können? Nein, jedes Dorf sogar besitzt seine von Edelmut glänzenden und von der Obrigkeit eingesetzten Achille und mufs sie haben; ja, blicke nur in die erste beste Pfütze und du wirst in ihr ein Stück Ungeziefer finden, das in seinem Heroentum alles andere Ungeziefer übertrifft und verdunkelt . . . Auch unsere Stadt ist wie Rom auf sieben Hügeln erbaut, auf denen bei Glatteis Wagen und Pferde kaput gehen; aber in Rom erglänzte das Heidentum, bei uns die Frömmigkeit; Rom war angesteckt von Übermut, wir von Sanftmut; in Rom wütete der gemeine Pöbel, bei uns die Obrigkeit. Die historische Zeit beginnt mit dem Ausruf des ersten Fürsten in Glupov, »zu Tode prügeln«; Nummer 8 der Stadthäupter bringt nur zwei Rufe hervor: »nicht erlauben« und »zerstören«; dieser Phonograph wird aber verdorben. Der Zeit der Wirren macht Dvojekurov ein Ende, der in Glupov die Akademie errichtet, die Wissenschaften nicht zu verbreiten, sondern zu prüfen hat, damit nicht statt guter unnütze verbreitet würden. Unter den folgenden sei Benevolenskij-Speranskij erwähnt, mit seiner Gesetzessammlung, z. B. »jedermann soll behutsam herumgehen, der Branntweinpächter hat die Gaben zu bringen«; in dem Gesetzentwurf von dem wohlordentlichen Backen der Pirogen-Pasteten heifst es: Pirogen aus Kot, Lehm und Baumaterialien zu backen wird verboten u. dgl. Dann der Kopfhänger Grustilov mit seiner »Pfeiferscha«, d. i. der Krüdener, aber schon vordem war Alexander I. als Mikaladse charakterisiert —, und ihren mystischen Abenden: »Erwache Bruder . . . ich bin dieselbe Jungfrau, die du in der Freistadt Hamburg mit ausgelöschtem Lichte gesehen hast« usw.

Auf die Höhe grotesker, nicht Komik, sondern Tragik erhebt sich Ssaltykov in der Schilderung des letzten Stadthauptes, Ugrium Burčejev, d. i. Grimmer Brummbär, der ja angeblich Arakčejev mit seinen Militärkolonien sein soll. Gewifs ist er das, aber Arakčejev verfliefst zusammen mit Nikolaus I. in die

Gestalt desjenigen, der Rufsland uniformieren und kasernieren, der den Strom der Aufklärung von Glupov ablenken will; der furchtbare Hafs Ssaltykovs gegen das System spricht aus jeder Wendung: Burčejev richtet ein Phalanstère ein — wir sind ja im Zeichen Fouriers — alle leben paarweise in Kasernen, die Wissenschaften sind entfernt, Rechnen wird an den Fingern gelernt, Jahreszählung wird abgeschafft, da es jetzt weder Vergangenheit noch Zukunft gibt; zwei Feste werden eingeführt, eines der Vorbereitung auf die kommenden Plagen, das andere, Gedenken der überstandenen, im Frühlingsanfang und im Herbste; sie unterscheiden sich von gewöhnlichen Tagen durch verstärktes Marschieren. Überall wachen Spione; sonst ist alles gemeinsam und auf Kommando, Arbeit, Mahlzeiten usw. Die Weiber dürfen nur im Winter gebären, damit Sommerarbeit nicht darunter leide. Endziel ist Kaserne; Fanatismus der geraden Linie, des Nivellierens von allem; des Marschierens in einer Richtung. Und dann das grandiose Schlufsbild, die vergeblichen Dammaufschüttungen, um den »Strom« abzulenken, die wilde, stumme Verzweiflung des Zaren.

Dafs nicht Spott und Laune diese Feder geleitet haben, ist von selbst klar. Das Phalanstère war nur geplant, aber die Wirklichkeit war nicht tröstlicher: Burčejev, der beschränkte, kurzsichtige mit dem stählernen, gedankenlosen Auge, starrt immer nur vor sich hin; aufserhalb des Rayons, den er umfafste, hätten die Glupover ruhig atmen, sogar laut sprechen und ungegürtet herumgehen können, aber die einfältigen krochen ihm zu anfangs nach dem Beispiel aller regierungstollen Völker fortwährend unter die Augen, und daher kam es zu zahllosen Konflikten und Drangsalierungen. Ganz ungerechterweise bekam Burčejev den Beinamen Satan; fragte man die Glupover warum, wufsten sie nur zu zittern. Das Resultat der Glupover Geschichte sind Betäubungen, und die Geschichte dieser Betäubungen erzählen eben ihre Archivare, ja nicht um zu spotten; man merkt doch aus ihren Worten häufig ein Mitgefühl für den Pöbel, der ja sonst aufserhalb der Geschichte zu stehen pflegt. Auf der einen Seite wirkt die organisierte Kraft, auf der anderen verlaufen sich und werden immer unversehens überfallen die Menschlein und Waisen; das gegenseitige Verhältnis drückt die Formel aus: mit welchem Recht prügeln Sie mich denn, mein Herr, und er



mich immer nur in die Zähne: da hast du dein Recht — traurige Tautologie, wo eine Ohrfeige immer nur durch eine andere erklärt wird. Die Glupover Leutchen wären ja schliefslich wie andere, aber ihre Eigenheiten sind bewachsen mit einer solchen Menge angeschwemmter Atome, dafs man nichts sehen kann. Wir hoffen alles von der Zukunft.

Besonders ergreifend ist dann das Martyrologium des Glupover Liberalismus, Radischčev usw. Der erste, Jonka, sammelte Aphorismen zu einem Buche »über Einsetzung der Tugend auf Erden«, wofür er an den Schandpfahl gebunden wurde und verschwand, »wie nur die Sorger um Glupovs Wohl verschwinden können«; dann starb Ivaschka an der Kette, weil er gelehrt hatte, dafs alle Menschen essen müssen, und der viel ifst, teile mit dem wenig Essenden. Später wurden die dreiunddreifsig Philosophen über die Erde verstreut, weil sie lehrten, der Arbeitende soll essen, der Nichtarbeitende die Früchte seiner Untätigkeit geniefsen; der adlige Alescha Bespiatov hatte nur die ungeschriebenen natürlichen Gesetze achten lassen, dafür starb er am Verhör, am Schrecken und am Schmerz; zuletzt kam der Lehrer der Kalligraphie Linkin heran, weil er gelehrt hatte, dafs, ob Vieh ob Mensch, alles stirbt und zu Teufels Grofsmutter kommt: das Verhör des Linkin, die falschen Zeugen sind klassisch; versucht er nur den Mund zu einer Rechtfertigung aufzutun, gleich brüllt alles auf ihn ein: »Halt, warte du mit dem Aufsperren deines Rachen, drückt ihm doch den Rachen zu, seht, wie beredt er ist;« schliefslich klagt ihn sein eigener Verteidiger, ja er sich selbst an. Das war das Denkmal, das Ssaltykov der Erniedrigung und Betäubung des Volkes und speziell der Nikolaitischen Periode gesetzt hat. Die Anspielungen, Dekabristen, Bielinskij usw., sind oft durchsichtig; aber wichtiger als diese Einzelheiten bleibt die allgemeine Charakteristik.

Nach 1866 verdüsterte sich der Horizont zusehends; da gab es keine Gelegenheit mehr, die Glupover wegen ihrer Phrasen und Illusionen zu verhöhnen; da hiefs es, neue Leute an der Arbeit zu beobachten: die Adligen, jetzt ohne Leibeigenen, verprafsten die Indemnität und drängten sich zur Staatskrippe; der Bauer versoff sein Letztes; nun gediehen die Wucherer, und bald blühte der Weizen der Reaktion. Ssaltykov charakterisierte dieses Treiben nach allen Richtungen: Zuerst das Treiben oben,

der »Pompadoure«, eine Porträtgalerie aller möglichen, z. B. »der Zweifelnde« erfährt zu seinem Erstaunen, dafs es Gesetze gibt — aber wozu hat man dann Pompadoure? Er geht nun unters Volk und überzeugt sich, dafs auch dieses von einem Gesetze nichts weifs und nur Naturgesetze kennt, sowie das Walten einer planida — Planet-Los, »heute rot, morgen tot«; er beruhigt sich endlich, als er das »wirf's weg«, nämlich das Gesetz, hört. Ein anderer versteht unter dem Dezentralisieren Rufslands die Befreiung der Pompadoure von Gesetz und Kleinigkeiten, die sie nur in der Ausübung der »inneren Politik« hindern. Der stolzbewufste Liberalismus eines Dritten wird erst melancholisch und geht dann zur Exekution über, zum Kampfe, ohne dafs besondere Fakta ihn genötigt hätten — nur nach dem alten System hätte es solcher Fakta bedurft; am Schlusse versammeln sich alte Liberale um ihn und tun Bufse für ihre Verirrungen: Lavrezkij, weil nach 1861 seine Güter wenig einbringen; Rajskij, der Kammerjunker werden will, um Grofsmutter nicht zu kränken usw.

Die »Pompadoure« vermögen allein nichts; ihnen steht ja das Beamtenheer, »das Milieu der Mäfsigung und Genauigkeit« hilfreich zur Seite. Eine besondere Reihe von Skizzen ist diesem gewidmet, den Molčalins aller Ressorts. Wir leben ja in einer traurigen Zeit. Die besten quält nur ein Verlangen, zu fliehen, zu verschwinden; jedes auffallendere Bekanntwerden in solchen Zeiten kann arg kompromittieren, die einen in den Augen der Gegenwart — manches Leben ist ja nur unaufhörlicher Kampf mit den Viertelaufsehern — die anderen in den Augen der Zukunft; denn es ist schliefslich nicht besonders schmeichelhaft, mit einem nicht hübschen Beinamen in die Geschichte zu gelangen, und Geschichte ist bekanntlich anspruchsvoll, belästigt sogar Senecas und Galileis; kann man etwa bei uns viele Galileis finden, z. B. auf der Koltovskaja? Und nun wird die ganze Laufbahn eines Molčalin geschildert, eine Epopöe sondergleichen; wie er es anstellen mufs, um die nötigen »Schultern« zu finden; wie er sein unbändiges Rofs, den Vorgesetzten, zu zähmen hat; wie er zuerst einzelne seiner Merkmale aufgeben mufs, die zum Ebenbilde Gottes gehören, denn es steckt in denselben eine Art stillen Vorwurfes, Kritik, die die »nötigen Leute« nicht dulden; mit einem Ausspucken löscht Molčalin die kleine Funkensumme aus, die er noch besafs. Die wunderbarste Skizze ist Molčalin

Nummer zwei, dem liberalen Herausgeber der liberalen Zeitung »Wie Sie befehlen« gewidmet; dessen ganzes Leben ist stetes Fiebern, ihn ruinieren ja seine Leitartikler zuerst; sie beginnen zu schreiben über eine neue Art der Mistausfuhr und kommen doch nach Sibirien — ja, wenn sie nur allein, aber da gibt es auch etwas für die Teilnehmer, Verberger und Durchlasser; dann hörte er sich an jeder Strafsenecke Renegat schimpfen, und so zwischen Hammer und Ambofs hat er sich in drei Jahren schon die schönste Herzkrankheit zugelegt. Die Szene nun, wie die beiden befreundeten Molčalins, der Beamte und der Herausgeber, die Artikel für eine Nummer zusammenstellen und »verbessern«, ist unübertroffen, so z. B. hatte der Leitartikler geschrieben: unser Gegner (von einer anderen Zeitung) tritt ein für das blofse Prinzip der Alleinherrschaft, wir wagen auch das Mitwirken der Nation in ehrbaren und bescheidenen Grenzen anzuempfehlen, weil jene allein auf sich angewiesen auch zum Untergange führen kann — das wird verbessert: jene kann nicht zum Untergange führen, »wie einige Verbreiter verkehrter Meinungen denken« (wird noch vorsichtshalber hinzugefügt), sondern gibt die Grundlage der Unversehrtheit ab. Weiter wird drückendes Ganze zu einem majestätischen u. dgl; nur der Artikel über »materialistische Lehren« wird als unmöglich ganz verworfen, zum gröfsten Leid des Herausgebers, denn wie viele Abonnenten hätte er schon dafür gewinnen können, dafs »Materialismus« ohne Begleitung gemeinster Schimpfwörter genannt war. Zuletzt kommen Feuilleton und Korrespondenzen an die Reihe: in der Petersburger Skizze wird »unserer künftigen Staatsmänner« gedacht, die sich auf ihre Laufbahn vorbereiten, der Schleife jeder ekelhaften Kokotte nachlaufend; für »Staatsmänner« setzen die beiden zuerst »Nihilisten« ein, weil das nicht pafst, »Advokaten«; schliefslich wittert der Feuilletonist »das Untier, das unersättliche, das von Bauerntränen lebt; zeigt es sich im Dorfe, prasselt alles im Feuer nieder, auf dem Felde trocknen die guten Kräuter ein, in der Herde — fällt das liebe Vieh«; das wird geändert: »sie wittern den lichten, gottgesandten Engel, stöfst er aufs Feuer, so wachsen ringsum die Spritzen, Fässer und Hacken hervor, auf Dürre — so wachsen die Brotmagazine der Landesverwaltung aus dem Boden, auf Viehseuche — so drängen sich die Veterinäre heran«; sie haben

somit alles beibehalten und nur noch das Gesetz des clair-obscur beobachtet; ebenso erhellte aus den Korrespondenzen, dafs wir uns nur auf »Gott wird helfen« verlassen können, was geändert wird: die nötigen Mafsregeln werden ergriffen und (hinzugefügt:) wir brauchen nicht zu verzweifeln, gibt es doch auch Orte, die nicht ausbrannten, ohne Viehseuchen sind usw., freilich liegen auch sie in Gottes Hand . . . Diese loyale Stimmung trüben nur am Schlusse die Worte: Bruder, mir kommt vor, als hätten wir diese zwei Stunden (der Zeitungsarbeit) in einer Kloake abgesessen . . .

So gedeihen die Molčalins herrlich, doch auch sie haben ihre Achillesferse — die Kinder! Hier beginnt die echte russische Tragödie, die freilich nicht geschrieben werden darf. Ssaltykov kehrt zu ihr noch ein zweites Mal zurück, »die kranke Stelle«. Der treue, unersetzliche Beamte ist entlassen, weil der neue Pompadour die Legende von seiner Unersetzlichkeit zerstören wollte; er hängt jetzt nur noch mit inniger Liebe an seinem Sohn, dem Studenten, die dieser verdient und erstattet; aber die neuen Gedanken der Jugend bringen bald eine immer gröfsere Entfremdung; es graut dem Sohne vor dem Vater, der doch nur die Befehle von oben ausgeführt, nur für die Attentate des Generalmajors »Desperado« die gesetzlichen Substruktionen geliefert hat; dem Dilemma zwischen Elternliebe und Pflichtgefühl entzieht sich der Jüngling durch Selbstmord. »Was hast du getan?« ruft die entsetzte Mutter dem Vater zu, gerade wie an dem Tage, da er entlassen ward. Und wenn sich gar die Kinder vergessen? Die stenographischen Protokolle der politischen Prozesse melden ja nichts von der gedrängten Menge Väter und Mütter, deren Herz verblutet und deren Augen blind geweint sind. Und Ssaltykov behauptet, dafs eine russische Tragödie undenkbar sei, weil gleich im ersten Akte auf die Exposition die Katastrophe hereinbreche — hält doch die Obrigkeit beide Augen offen! Ssaltykov täuschte sich gründlich: es gibt nirgends so echte Tragödien wie in Rufsland, so echte Helden, wie dort — dafs die russische Litteratur von wahren Helden nicht sprechen darf, dafs sie auf diese modernen Harmodius und Aristogeiton, die uns unendlich mehr imponieren als die des »gelobten Altertums«, höchstens scheue Seitenblicke werfen darf, z. B. in einigen Kapiteln der »Auferstehung«, dafs sie an diesen wunderbaren Martyro-

logien, die es mit den altchristlichen aufnehmen, stumm vorübergehen muſs — desto trauriger für die Litteratur. Doch folgen wir selbst ihrem Beispiel. Für einen Augenblick lenken neue Ereignisse ihr Augenmerk von den inneren Tragödien ab, die sich ja eben erst ankündeten, die erst in den folgenden Jahren bis heute sich so furchtbar auswachsen sollten.

Wir sind nämlich im Kriegsjahre 1877, und Ssaltykov läſst seine Korrespondenten-Berichte schreiben, wie sie Wippchen aus Bernau nicht schöner schrieb; aber russischer Humor schlägt gleich in Tragik um: auf der einen Seite die Schwäche und Schutzlosigkeit, rohe Willkür auf der anderen. Und gerät der eine Interlokutor in Entrüstung über die Glupover, die sich dies alles gefallen lassen, so meint der andere, sie wackeln nicht nur mit den Ohren dazu, sie verbluten ja; sie sind ja nicht danach zu beurteilen: entweder bist du ein Mensch oder ein Ochs im Joche; nein, hier ist noch eine Kategorie: Mensch im Joche, zuckend vor Schreck, daſs man ihn jeden Augenblick auffressen wird. Wir haben ja in unserem einförmigen, einaktigen Leben keine Tragödien, aber unsere Gewöhnung an fortwährende Tragödien (kaum wird etwas »ersonnen«, so kommt eine Verordnung und der Vorhang fällt nieder), das Herumwandeln zwischen lauter Tragödien ist gerade tragisch genug — besser ist's, nicht daran zu denken; ich kannte einen, der kreuzfidel war, so lange er nichts begriff — als er begriffen hatte, hat er sich sofort aufgehängt; einer, der nicht begreift, wird sich auch nicht zu Tode saufen; oft ist es unmöglich, sich nicht zu Tode zu saufen.

In der Provinz herrschen dieselben Tragödien; der Edelmann schlüpft jetzt in sein Monrepos wie in den Sarg, um ruhig zu sterben; um diese Ruhe beneidet ihn der Bauer, dessen Leben freilich von der Art ist, daſs auch die patentierten Höllenmaler, die Ssusdalschen Heiligenklexer, auf ihrer Palette keine Farben dafür fänden; noch immer stellen ja Gesicht und Rücken des Bauern fremde Gegenstände dar, auf denen sich jedermann eigenhändig unterschreiben kann. Dafür entschädigt uns die Erzählung, wie ein Bäuerlein zwei (Zivil)Generale durchgefuttert hat: Auf ein unbewohntes Eiland verschlagen wollen sie sich schon auffressen, obwohl die Insel von Lebensmitteln wimmelt, aber sie kennen solche nur in totem Zustande, wissen mit den laufenden, schwimmenden usw. nichts anzufangen — da finden sie ein

schlafendes Bäuerlein, zwingen es alles zu besorgen, auch den Strick, womit sie ihn binden, damit er nicht davonläuft; schliefslich bringt er sie sogar nach Petersburg zu ihren Wirtschafterinnen zurück, bekommt einen Groschen Trinkgeld; und was haben sie ihn die ganze Zeit über als Schmarotzer usw. geschimpft.

Dieselbe »Sammlung« enthält auch den berühmten »Verlust des Gewissens«, wie einer dem anderen den unbequemen Fund zusteckt, was er für Folgen für jeden hat; Schmul Bržoskij mit Familie beim Berechnen der Wucherzinsen beschäftigt, zieht sich am leichtesten aus der Affäre, schickt es im Kuvert mit einem Hundertrubelschein für wohltätige Zwecke und ersinnt dafür noch am selben Abend eine Transaktion, dafs am anderen Morgen alles Ach geschrien hat! Das Gewissen, des ewigen Wanderns müde, bittet schliefslich einen Kleinbürger: »Suche mir ein russisches Kind, öffne sein reines Herz, tue mich herein; es wird mich mit aufwachsen lassen, dann mit mir unter Leute gehen, vor seinem grofsen Gewissen wird verschwinden alles Unrecht, Willkür, Ränke, weil das Gewissen sich nicht mehr scheu verkriechen, alles selbst verwalten wollen wird!«

Von diesem Optimismus sticht grell ab das tragische »Begräbnis« des Journalisten, des überzeugungstreuen, der sich unter dem modernen Ungeziefer nicht heimisch fühlt und von der führenden Stellung immer tiefer sinkt, wie das Mädchen im Bordell, das erst das Publikum amüsiert, aber wenn die Rosen auf den Wangen verblichen sind, um Bier geschickt wird. Endlich ist er gestorben; der Litteraturfonds, nachdem er sich überzeugt, dafs der Verstorbene kein Gewohnheitssäufer gewesen, gibt die Begräbniskosten her; die Totenandacht wird in der Kapelle beim Zensuramt abgehalten, damit wenigstens bei dieser Gelegenheit Zensur und Presse zusammenkommen; eben trägt der Portier einen Eimer roter Tinte — »unschuldig vergossenes Blut russischer Schriftsteller« — herein. Und die Betrachtungen über das Los des Schriftstellers gipfeln in dem durchdringenden Schrei: »Niemand stützt uns; Leser, russischer Leser, verteidige!« Und da kommt der Vergleich mit der alten Zeit, die doch ihr Gutes hatte: Ssaltykov wie Herzen, wie Puschkin sind stolz auf die Reinheit der russischen Litteratur, zu der ja moralische Auswürflinge wie Bulgarin, Greč usw. nicht zu zählen waren: so hat kein russischer Dichter den Regierungsantritt Nikolaus I. gefeiert, man mufste

dazu Franzosen und Deutsche anwerben. Diese Unbeflecktheit der Litteratur verlor sich erst seit der neuen Zeit.

Auch sonst war diese alte Zeit nicht ganz zu verachten. Jetzt werden die Russen in Wohl- und Übelgesinnte eingeteilt, früher gab es nur erstere — Auswüchse wurden sofort beschnitten, der Kassendieb kam nach Sibirien, wer sich das Haar länger wachsen liefs, auf die Hauptwache; damals gab es nichts aufser Marschieren, und da jeder von selbst marschierte, so trieben sich die Hühnerdiebe, — Beamten —, gar nicht geschäftig herum, schnüffelten nicht, erhoben nur die Gaben, und die übrige Zeit soffen sie ohne Entnüchterung; jetzt, wo Herzen und Nieren geprüft werden, ertappt man sich bei dem absurden Gedanken, dafs das blofse Marschieren vorzuziehen wäre. Wie ergeht es nun Ssaltykov »Jenseits der Grenze«? Sein Herz hatte eine andere Struktur als das Turgenievs: nur einmal suchte er den Süden auf, aber als ihn dort die Sonne umgofs, tropfte ihm nur das Herzblut ab nach allen den Hungerorten und Brandstätten und Seuchenwinkeln daheim; keiner Minute gedachte er, da sich nicht dieses Herz nach Rufsland hinrifs; denn die Liebe hat ihre eigene Logik: je schmerzlicher, desto besser! Es folgen mit die begeistertsten Worte, die Ssaltykov je geschrieben, wie dem einen das Vaterland ist der unerträglichste Schmerz, nagend, drückend, den Menschen umbringend, unaufhörlich; dem andern das Aas, hinausgeworfen zum Zerreifsen für ihn und andere Meister blutsaugerischer Arbeit; Kornett Progorielov (»Abbrennler«), der Verlorene, weil er selbst einmal Herr von Leibeigenen war und trotz seiner Begeisterung für Granovskij und Bielinskij aus seiner Höhle herausgekrochen ist für nichts und niemanden, froh, dafs man ihn darin unbehelligt liefs, appelliert im Namen aller anderen Verlorenen der vierziger Jahre an die Zukunft und entwickelt den Gegensatz von Vaterland, das anzieht, Staat, der verpflichtet, Obrigkeit, die befiehlt; jenes sagt: lebe, der Staat: lebe und gehorche dem Gesetz, diese: lebe, aber erwarte Vorschriften und Bestätigungen.

»Jenseits der Grenze« enthält köstlichen Humor, drastische Satire und tiefe Gedanken, so das Gespräch zwischen dem Jungen in Hosen, dem Deutschen, und dem ohne Hosen, dem Russen — mit schärfstem Eindringen in nationale Psychologie; andere Gespräche mit den beiden Räten, mit Capotte, dem Fremdenführer

und Spion usw.; Intermezzos, die an Lejkin erinnern, ohne dessen unausstehliche Breite; die Charakteristik des russischen »neuen Wortes«, von dem die Litteratur so viel faselt, ohne es zu kennen, während man sich nur zu bücken braucht, um neue Worte, d. h. die Europa fremd wären, aufzuheben, z. B. das Suchen nach dem Urheber oder Was geht dich das an u. dgl. Aber in der Fremde, ohne die wachen Augen der Obrigkeit, gerät der Russe auf Abwege und träumt einen so schrecklichen Traum, dafs er am andern Morgen schnurstracks nach Hause zurückgefahren ist. Er träumte nämlich vom »triumphierenden Schwein«, eine Szene zwischen Schwein und der mageren Wahrheit in ihrer klassischen Uniform, d. h. nackt; dem Schwein pafst das ekle Weibsbild nicht, es knabbert sie an, diese wehrt und entschuldigt sich nach Kräften, aber unter Wiehern und Brüllen des Publikums macht ihr das Schwein den Garaus; die angeblich komische Szene ist von höchster Tragik.

Er hatte die Wirklichkeit geträumt, daheim triumphierte wirklich das Rüsseltier. Während seiner ganzen litterarischen Karriere war er ja der Ertrinkende gewesen, der sich an Strohhalme klammerte, jetzt sind diese abgeschafft, er mufs zugrunde gehen — 1884 sollte ja sein Stolz, dem er seine Zeit und Kraft opferte, die »Vaterländischen Memoiren«, die er seit 1867 mit Niekrassov herausgegeben hatte, für immer verboten werden, was für ihn einen furchtbaren Schlag bedeutete. Er und sein Freund Glumov suchen sich nun zu retten; gewarnt von Molčalin wollen sie sich bei der Revierpolizei wieder in besten Ruf bringen, schaffen Denken und Sprechen ab, halten nur Katkovs Blatt, erbieten sich zu allen Prüfungen ihrer Gesinnung — auf Wunsch des Polizisten heiratet Glumov eine Exmaitresse; beantworten z. B. beim »Prüfen von Herz und Nieren« die Frage: »Ist die Seele unsterblich?« mit: »Man mufs auf die Quellen zurückgehen; gibt es Paragraphen oder Vorschriften einer hohen Obrigkeit darüber, so hat man sich danach zu richten, falls nicht, sind weiter diesbezügliche Verordnungen abzuwarten usw.« Das neue Ehepaar unternimmt eine Provinzreise, deren Fährlichkeiten geschildert werden; sie widmen sich der Aufnahme statistischer Daten in den Dörfern, z. B. unter Rubriken: Nahrung — die Einwohner wären dazu geneigt, haben aber keine Mittel dafür; Handel — mit Nägeln und Brettern, die aus den eigenen Hütten

herausgenommen werden, alles zum Vertrinken. Aber auch die Fortsetzung dieser loyalen Reise wird unmöglich bei dem steigenden Mifstrauen der Behörden; zurückgekehrt werden sie angeklagt, freigesprochen und geben die Zeitung »Dung« heraus, mit Leitartikeln auf das Thema von der Abschaffung des Denkens u. dgl. Dabei unterlaufen die schönsten Erlebnisse und Episoden, z. B. vom Kaufmann Paramonov, dessen Biographie in lauter Rechnungen besteht, in Summa 1167465 Rubel 77 Kopejken, davon sind 15 Kopejken für das Puschkindenkmal in Moskau, der Rest ist in die Taschen der Polizeigenerale usw. geflossen, denn der Altgläubige mufste sich ruhiges Leben erkaufen; vom Journalisten »der Gereinigte« mit der Taxe auf dem Gesichte, für wörtliche Beleidigungen mit und ohne Erwähnung der Eltern, für tätliche, für Ausschmieren des Gesichtes mit Materialien, die nicht bei Tage verfahren werden dürfen. Denn in die Litteratur, die reine, — sie war nämlich bisher in einem Zauberpalaste gegen jede Berührung mit gemeiner Wirklichkeit abgeschlossen gewesen — dringen jetzt herein entweder die Nosdrevs, die »historischen« Leute, weil ihnen jeden Augenblick Historien passieren, die von der Revolverpresse; oder die Retiradenschreiber, die dort ihr Leben zu beschliefsen bereit waren, deren Zeit jetzt gekommen ist: Ganz wohlriechend nach dem Ort und mit der Stimme des dortigen lokalen Geknurres fragen sie jetzt drohend die Leute des Selbsterhaltungstriebes: »Warum geruhen Sie so verdriefslich auszusehen, da doch jedermanns Pflicht ist, munter dreinzublicken?« Solche »Retiradniki« waren die Wortführer in den »Moskauer Nachrichten« und im »Russischen Boten« Katkovs, des »right honorable« (er war ja einst Anglomane!) Erfinders der Patriotistik und Autokratomanie. Ihm halfen die Bekehrten, z. B. Sascha »der Unbeabsichtigte«, der als Dreizehnjähriger ein Dorf zu »revolutionieren« ausgegangen war, eingesteckt, aus Furcht fünfhundert Menschen denunzierte, darunter die eigene Mutter — es haben aber damals doch einige geerntet, was sie gesäet hatten ... Schliefslich bricht diese zeitgenössische Idylle mit ihren mephitischen Dünsten ab; den von Turgeniev dringend geratenen »grofsen Roman mit Gruppen von Charakteren und Ereignissen, einem leitenden Gedanken und breiter Ausführung« hat Ssaltykov nicht selbst geschrieben, man mufs ihn aus seinen ungezählten Skizzen zusammenstellen, die er im »Zeitgenossen« einst, dann in seinen

»Vaterländischen Memoiren«, zuletzt im »Europäischen Boten« veröffentlichte und in verschiedenen Serien sammelte.

Als die Gegenwart mit ihren »Lebenskleinigkeiten«, deren zersetzenden Einfluſs eine so benannte Serie schildert, immer unerträglicher auf ihm lastete, wandte sich der müde Greis seinen Jugenderinnerungen zu, keinen lichten und frohen, diesen Zeiten der Leibeigenschaft und des Herstellens des »vollen Bechers« auf Kosten der Bauernrücken, des »patriarchalischen«, aber durchaus unmoralischen Familienlebens, der geistigen Indolenz, politischen Gleichgültigkeit. So entstand das groſse, erschütternde Gemälde »Die alten Zeiten von Poschechonien«. »Das von mir Beschriebene ist der Hölle ähnlich, aber es ist nicht von mir erfunden, ich kann die Hand aufs Herz legen und sagen: Getreu nach dem Original . . . am Abende des Lebens verliert sich die Lust zu Übertreibungen, erscheint das unüberwindliche Verlangen, die Wahrheit, nur die Wahrheit allein auszusprechen; da ich mich entschloſs, das Bild der Vergangenheit wiederherzustellen, die uns noch so nahe doch täglich im Abgrunde der Vergessenheit versinkt, ergriff ich die Feder, nicht um zu polemisieren, sondern um die Wahrheit zu bezeugen«. Es ist somit eine Familienchronik, doch ohne eigentliches autobiographisches Material, die der müde Verfasser nicht zu Ende geführt hat, in raschem Eilen zu einem Schlusse, die aber die guten alten Zeiten, mit ihrer totalen Verseuchung durch die Sklaverei, wohl erkennen läſst — für Ruſslands Kulturgeschichte 1820—1850 ein höchst schätzbares Material. Es werden Land und Leute geschildert, das winterliche »rasdolie« (Lebenslust) auf den gastfreien Höfen, wofür bei der Unproduktivität des Landes der letzte Tropfen aus den Bauern ausgepreſst wird, von denen es auf den Feldern in steter Geschäftigkeit wimmelt — die entlegene Gegend selbst wie von der Natur vorherbestimmt für die Mysterien der Leibeigenschaft. Es wird die leibeigene Masse charakterisiert: die fromme Annuschka, welche die »Herren« wie ein Kreuz ertragen lehrt, nur so können wir »schwarzen Leute« den Himmelskranz erringen; die »Bürgerin« Mavruscha, die den Leibeigenen geheiratet hat, sich mit ihrer Lage nicht auszusöhnen vermag und sich aufhängt usw.; die Gutsherren, der gutmütige, leichtsinnige, lebenslustige Kreismarschall Strumikov, hat als Kellner in einer der »Lakaienstädte« am Rhein oder in der Schweiz geendigt, der sich täglich

»Komödien« von einem verarmten Edelmann aufführen läfst: Nachahmung von Tierstimmen; Fragen und Antworten, z. B.: »Warum hast du dir einen Bart wachsen lassen? — Bart ist Ersatz für Augen, wer mir sonst in die Augen spuckte, spuckt mir in den Bart«, oder: »Ich bin ein Mensch Gottes, benäht mit Haut, bedeckt mit Matte, aus der Ferne nicht dies nicht jenes, je näher desto ekelhafter« usw. — so ungefähr endigte Veretiev aus Turgenievs »Stille«, für den Mascha ins Wasser geht. Das Leben in Moskau, dem Zentrum für den nicht dienenden Adel, wo die Spieler ihre Klubs, die Verschwender ihre »Traktire« und Zigeuner mit ihren Tänzen und Gesängen, die Frommen ihre Kirchen, die adligen Töchter ihre Bräutigame durch patentierte »Schadchen«, Svachi, fanden. Auf diesem Hintergrunde erhebt sich die Familie, mit ihrer Erziehung, der physischen in schlechter Luft und Nahrung, ohne Berührung mit Natur und Dorf; der moralischen, die nur eine unmoralische war, Denunzieren und Spionieren, Schmeichelei usw.; der religiösen, ganz äufserlichen — das Gebet war nur Erwartung der Erreichung dessen, worum man bittet, das Evangelium nur ein bestimmtes Moment der Kirchenhandlung, und doch fielen hier ganz unerhörte Worte, verlor sich die ekelhafte Sklavennomenklatur, senkten sich Keime menschlichen Gewissens. Endlich die einzelnen, die Eltern, Geschwister, die weiteren Verwandten, die man nur vom Standpunkte der Beerbung würdigte.

Die Geschichte einer solchen Familie der guten alten Zeit hatte Ssaltykov schon vor vielen Jahren geschrieben; es sind dies »Die Herren Golovlev«, vielleicht das düsterste Sittengemälde der Weltlitteratur, ganz in schwarz und schwarz gemalt, ohne einen einzigen lichteren Zug. Personen in »Poschechonien«, in anderen Skizzen sind wiederholt aus den »Golovlevs«, daher unsere Berechtigung, die Chronologie diesmal auszuschalten und ein Werk von 1872 erst hier zu nennen. »Es gibt Familien, über denen das Verhängnis zu lasten scheint; man nimmt solches besonders wahr inmitten des Kleinadels, der ohne Arbeit, ohne Zusammenhang mit dem übrigen Leben, ohne Bedeutung, anfangs unter der Leibeigenschaft sich in ganz Rufsland sehr heimisch fühlte und jetzt, ohne diesen Wall, in zerfallenden Gehöften sich auslebt. Mitunter ergiefst sich plötzlich über eine solche Familie ein Glücksstrom, die Klüglinge-Kinder reifsen sie heraus, zumal in unseren Tagen, die »frische« Leute

verlangen. Daneben gibt es jedoch Familien, denen von der Wiege auf unentrinnbares Unglück verheifsen ist; mit einem Male fällt es wie eine Läusekrankheit über die Familie, Zwist und Laster, und frifst an ihr von allen Seiten . . . Im Laufe dreier Generationen durchzog dreierlei Charakteristisches die Familie: Müfsiggang, Untauglichkeit zu irgendwelcher Arbeit, daher das müfsige Schwatzen, die Denk- und Herzensleere, endlich als obligatorischer Schlufs der allgemeinen Lebenswirren das Zutodesaufen. Der Verfall war aufgehalten worden durch das Meteor Arina Petrovna, die energische Hausfrau, Tyrannin, gehafst von ihrem Manne, gefürchtet von allen, aber diese hat ihre Energie niemandem vermacht. Somit ergibt diese Sammlung kraftloser Geschöpfe, Trunkenbolde, mesquiner Lasterbuben, geistloser Müfsiggänger und überhaupt Pechvögel eine immer schlechtere Nachkommenschaft bis auf die Todeskandidaten mit den schlechten Säften, die beim ersten Druck des Lebens untergehen müssen.«

Der Art ist die Familie Golovlev, ihr Mittelpunkt Juduschka, der Blutsauger, so nennt ihn die eigene Mutter, der russische Tartuffe. Nach der Katastrophe mit den Brüdern, Selbstmord und Delirium, lebt er mit der Mutter und ihren Enkelinnen, nachdem er das ganze väterliche Gut an sich gebracht hat; die Mutter ergibt sich in ihr Schicksal, die Enkelinnen fliehen, sinken von Stufe zu Stufe, die eine vergiftet sich, der anderen fehlt hierzu der Mut und sie kehrt zum Onkel zurück, die Säuferin; Juduschka spinnt sich immer mehr in ein phantastisches, menschenscheues Grübeln ein. Er ist im Grunde nicht einmal Tartuffe, — solche werden ja in fremden Ländern obligatorisch gezüchtet, Tartuffes der Religion, der Familie, des Eigentums usw. Uns drillt man nicht so, läfst frei wachsen wie Brennesseln am Zaun; wir existieren völlig frei, d. h. wir vegetieren, lügen und dreschen Stroh auf eigene Faust. Was ist besser? Bewufste Heuchelei erregt Unwillen, Furcht, unbewufstes Gelüge nur Überdrufs und Ekel. Juduschka hütete sich vor allem Beunruhigenden, Aufregenden, war bis über die Ohren versunken in den Morast der Kleinigkeiten allerekelhaftester Selbsterhaltung. Seine Existenz hat keinerlei Spuren hinterlassen, ist wie eine Regenblase, die platzt; solche Leute haben keinerlei freundschaftliche Verbindungen; denn dazu wären doch gemein-

same Interessen erforderlich; keinerlei geschäftliche, denn sogar in den Sachen toter Bureaukratie weisen sie nur vollständige, unleidliche Starrheit auf. Er ist dafür habgierig, gemeinsinnlich, gewissenlos, lügnerisch, zuletzt, von der Nichte, gewöhnte er sich das Trinken an; wie sich die beiden mit Vorwürfen quälen, wie aus dem alten Hause, aus allen seinen verhafsten Winkeln die Toten förmlich herauskriechen, vom Vater an in der weifsen Schlafmütze, der die Zunge zeigt und den Pornograph Barkov zitiert usw.; so wird das Leben zu einer unmöglichen Pein; an einem Charfreitag erwacht in ihm das Gewissen . . . Man mufste mir verzeihen für alle, für mich, für die, die schon nicht mehr sind . . . Was ist da geschehen . . . Wo sind sie alle? Er erstarrt am Grabe der Mutter vor dem Ostersonntag.

Zu Tode getroffen durch das Verbot seiner Zeitschrift, begann Ssaltykov abzusterben, er fügte sich scheinbar ruhig gefafst in das Unvermeidliche. Die »Plötzlichkeit« war ihm ja nichts Neues; ich hatte mich so an sie gewöhnt, dafs ich nicht einmal fragte, wird sie mich erschlagen oder begnadigen; aber bis jetzt hatte die »Plötzlichkeit« intermittierenden Charakter, es gab ihrer viele, eine störte die andere. Es war ja nicht leicht, sich in ihnen zu orientieren, aber bei gewisser Angewöhnung konnte man doch manches erraten, das hiefs: hasche den Moment. Das Spiel war nicht moralisch, aber interessant. Jetzt dagegen hat die »Plötzlichkeit« aufgehört mit den Exkursen in widerspruchsvolle Tendenzen, sie ist zu einer einzigen, unveränderlichen, sich selbst genügenden geworden; die Momente sind abgeschafft, es gibt kein »Haschen« mehr! Jetzt begannen langsam alle Bande zu reifsen; Kramolnkov, der liberale Schriftsteller, schon sein Name ist Programm: Unruhestifter, merkt, wie er überflüssig, kompromittierend, verhafst geworden ist; man kann kaum abwarten, bis dieser Auswürfling verreckt. Er verabschiedet sich noch mit einer Sammlung von »Märchen«, es sind Tier- und Menschenmähren, darunter gerade die vom Kramolnikov. Einzelne sind nicht zensurrein und im Auslande gedruckt, z. B. das Märchen vom »Adler« (Rufslands Wappentier), wie er aus Übermut die sciences in seinem Reiche einführte, wie er sich von Falke und Eule unterrichten liefs und wie dieser Unterricht endigte für die Lehrer, für ihn, für die Krähen (Bauern), die eines schönen Tages wegflohen. Hier ist jedes Wort ein Peitschenhieb der

Autokratie, und Gorkijs Allegorie vom Sturmvogel nimmt sich daneben recht kläglich aus. Andere erreichen diese Höhe des »Adlers«, des unsterblichen »Triumphierenden Schweines«, das ebenfalls hierher gehören sollte, nicht mehr. Sehr interessant ist die Verteidigung des »armen Wolfes«, der ja unschuldig ist, daſs ihn die Natur zum Räuber gemacht hat, und die Verurteilung der »Idealistin Karausche«, die für eine Harmonie unter Fischen eintreten möchte, bei ihren Tiraden von Tugend (und selbst friſst sie ja Schnecken) vom Hecht verschlungen wird. Gegenüber diesem verzweifelnden Pessimismus geben die »Christnacht« (d. i. Osternacht) und das »Weihnachtsmärchen« einem siegreichen Idealismus Raum: Christ ist erstanden, er verzeiht, tröstet, stärkt die Armen, die weinend niederfallen, er weist den Bösen das Gewissen. Hier findet Ssaltykov befreiende, erlösende Worte, hier klingt die schrille, schneidende Disharmonie seiner unerbittlichen galligen Satire in harmonischen Tönen aus.

Ruſsland ist gegen seine groſsen Söhne undankbar. Einer der gröſsten, zum mindesten einer der originellsten, zugleich typischesten, — jeder Zoll ein Russe, war Ssaltykov; auch ihm lohnt man heute mit unverdientem Undank. Freilich darf hierbei nicht die Raschheit russischer Entwicklung vergessen werden; schon Bielinskij hob hervor, wie manchmal fünf Jahre in Ruſsland dasselbe besagen, wie anderswo fünfzig; so rasch suchte man den seit Jahrhunderten vorwärtsgeeilten Westen einzuholen. Kein Wunder daher, daſs in Ruſsland Menschen, Werke, Richtungen so bald veralten, daſs man immer wieder mit Čazkij ausrufen möchte: Frisch noch ist die Tradition, doch mit Mühe nur glaubt man sie.

Siebzehntes Kapitel.

Das Drama.

Ostrovskij und seine Dramen aus dem »Reich der Finsternis«. Seine »anklägerischen« Dramen. Abkehr von der Bühne; Schaffen historischer Dramen. Rückkehr zur modernen Bühne ohne entscheidende Erfolge mehr. Seine Schule. Andere Dramatiker. Potiechin. Historisches Drama, Tolstoj, Averkiev. Die moderne Bühne.

Noch immer hatte das russische Drama keinerlei originale Physiognomie; ganz vereinzelt, aufser jedem Zusammenhang untereinander und mit der Bühne standen »Verstand schafft Leiden« und »Der Revisor«. Auf der Bühne selbst herrschten die Vaudevillisten, die Übersetzer, die Lieferanten romantisch-patriotischer Dramen, Kukolnik gepriesen von Bulgarin; auf den pathetisch-skurrilen Ton waren Repertoir und Darsteller abgestimmt. Einen Wandel schaffte erst Ostrovskij, der in unermüdlicher Tätigkeit der Bühne ihre Selbständigkeit errungen hat; ein im Leben selbst fast schon absterbendes Element flöfste durch ihn der russischen Bühne das Leben ein.

Die Litteratur, vom Adel getragen, beschäftigte sich bisher ausschliefslich mit Adel und dem aus ihm sich ergänzenden Beamtentum, so wie sie russische Wirklichkeit berührte. Unterhalb von Adel und Beamten stand die gegen jede fremde Konkurrenz geschützte, daher in traditionellem Dünkel erstarrte Kaufmannschaft, ein bildungsloses, ja bildungsfeindliches Element, in Anschauungen von Welt und Menschen, in Sitten und Bräuchen durchaus an der altnationalen, frommen, einfältigen Bauerntradition hängend, roh und ungebildet wie der Bauer, aber ungleich verdorbener durch die Jagd nach dem Erwerb, den Menschen, wie jeder Kaufmann, nur nach seinem Gelde einschätzend, nach dem Ursprunge dieses Geldes nie fragend, skrupel- und gewissenlos, dem Erfolge des Schlaueren oder Kräftigeren zujauchzend. Ehre, Solidität im Wandel ersetzte sie durch den bequemeren Grundsatz: Betrügst du nicht, so verkaufst du nicht. Rücksichtslos nach unten, nur ihren Vorteil wahrend, machte sie Mangel an Charakter und Selbstachtung wett durch Brutalität

gegen die Eignen, Abhängigen, Schwächeren, durch Servilität nach oben. Im Namen der Tradition hielt sie an der patriarchalischen Ordnung oder Unordnung des »Domostroj«, der Hausökonomik aus Iwans IV. Zeiten fest; Kinder und Gesinde waren Objekte, an denen die elterliche oder hausherrliche Willkür experimentierte. Auch wenn der Mann seine Frau wirklich liebte, hing die pletka = Peitsche für sie an der Wand; denn auch die Frau war nur Sklavin wie die übrigen, nur als Mädchen genoſs sie Freiheit, konnte sich drauſsen tummeln, singen, tanzen; verheirateten war jede Bewegungsfreiheit unmöglich, sie konnte dann als Mutter oder Schwiegermutter mit gleicher Tyrannei ihrer Umgebung vergelten. Dieses eigenartige »Reich der Finsternis« brachte nun Ostrovskij auf die Bühne, dieses Reich der Kollisionen und Katastrophen: zwischen Alten und Jungen, denn es fehlt schon nicht an Auflehnung gegen die Willkür, was die Alten dann als »modernes Laster«, als etwas Unerklärtes, bisher Unbekanntes anstaunen; zwischen Reichen und Armen, die sich auch schon Menschenrechte anmaſsen, zur Entrüstung der über solche Insubordination erbosten Geldsäcke; zwischen den Vertretern traditioneller Willkür, die nur widerlicher werden, wenn sie sich modern einkleiden, und den ihnen schutzlos preisgegebenen Opfern.

Ton und Anschauung dieses Milieu kannte Ostrovskij von seiner Familie her, da sein Vater Anwalt Moskauer Kaufleute war, und von seiner amtlichen Beschäftigung am Handelsgericht. Für das Theater selbst war die Universitätsjugend seit jeher enthusiasmiert, lud ihr ästhetisches, oft einziges Interesse in stetem Theaterbesuch und lärmenden Ovationen aus; die »natürliche Schule«, Gogol, empfahl die Darstellung der Umgebung selbst. So entstanden die ersten Szenen und Stücke, die freilich nicht sofort auf die Bühne ihren Weg fanden, zum Teil durch den Druck und meist durch Vorlesungen, natürlich in geschlossenen Kreisen, den Namen des Verfassers, den ungewohnten Stoff bekannt machten. Vorläufig blieb auf Moskau wie der Stoff so dessen Darstellung beschränkt. Zuerst 1847 »Das Familienbild«: Der Bruder nimmt die Werbung eines Kaufmanns, dem auf seine alten Tage dieser Launeeinfall gekommen ist, um die Hand seiner Schwester an; denn einmal lockt die Aussicht, bei der Mitgift betrügen zu können, und dann ist dieser Kauf-

mann ein netter, gesetzter, im besoffenen Zustand friedlich angelegter Mann. Tiefer als dieser lose Einakter drang die folgende Komödie: »Der Bankrotteur« oder: »Die Angehörigen werden schon einig«. Kaufmann Bolschov will seine Gläubiger nicht befriedigen und kündigt Konkurs an, nachdem er sein Vermögen auf Tochter und Schwiegersohn übertragen hat, in der sicheren Erwartung, dafs ihn diese nicht im Stiche lassen würden. Aber das liebende Pärchen ist der Ansicht, sich des ungeschmälerten Besitzes erfreuen zu sollen, und speist Eltern und Heiratsvermittler, denn diese operieren noch ausschliefslich bei jedem Ehebunde, mit nichts ab. Die Eltern treten den Weg in den Schuldturm an, der Schwiegersohn wendet sich ans Publikum: »Wir öffnen einen neuen Laden, beehren Sie uns nur; schicken Sie ruhig auch ein Kindchen, wir werden es nicht um einen Deut übervorteilen.« Auf der Bühne war die Sache unmöglich, der ganze Kaufmannsstand hätte dagegen als Beleidigung protestiert; sogar im Drucke erregte sie Anstofs. Das Buturlinsche Komitee, das keine Gesetze, nur moralische Instruktionen kannte, liefs einschärfen, dafs Ziele des Talentes nicht nur Karikatur und Darstellung des Lächerlichen und Bösen wären, sondern auch der Triumph der Moral auf Erden, und der Verfasser änderte danach den Schlufs; auch der Schwiegersohn wird vor den Richter zitiert, und es eröffnet sich auch ihm die Aussicht auf Sibirien. Der Erfolg des vorgelesenen, 1850 gedruckten Stückes war ein aufserordentlicher. Jermolov und Odojevskij fafsten den Eindruck desselben dahin, dafs es nicht geschrieben, sondern von selbst geboren wäre, der Schwamm, der von selbst aus dem faulichten Boden sich herausprefst. Schon dieses Stück weist alle Kennzeichen des Ostrovskijschen Talentes auf: eine absolute Natürlichkeit, einen nicht zu übertreffenden Realismus, eine wunderbare Vollendung des einfachsten Ausdrucks, das getreueste Abbild der ganzen Umgebung, ohne einen einzigen falschen Zug.

Die nächste Komödie machte einen Abstecher von Kaufleuten zu Moskauer Kleinbürgern und Beamten; die »Arme Braut« mufs das Opfer ihrer Jugend, Schönheit, Bildung bringen, einem alten, rohen, dafür »soliden« Beamten; die jungen Leute, die sie umschwärmten, waren Windbeutel, dachten nicht an Konsequenzen oder suchten erst in ihr den eigenen moralischen Halt. Von den Eigenheiten des Ostrovskij markierte sich hier eine neue: seine

Dramen haben wie das Leben keinen Abschlufs, bieten nur eine Episode, in der uns entweder die eigentlichen Charaktere unter ihrer sonstigen Maske sich enthüllen, oder mit den Helden eine entscheidende Wandlung vor sich geht, deren Folgen noch gar nicht abzusehen sind: momentan wird ja die Braut als Opfer an die Schlachtbank geschleppt, aber in ein paar Jahren wird vielleicht Benevolenskij der Bemitleidenswertere sein. In anderen Dramen Ostrovskijs tritt diese absichtliche Unklarheit über die weitere Entwicklung noch offener zutage; sie beanspruchen ja nur, Bilder aus dem Leben zu sein, und dieses ist in seiner Evolution oft ganz unberechenbar. In den nächsten Dramen, denn meist sind es solche, keine Komödien, trotz ihres Titels und des Optimismus des Verfassers, der einen glücklichen, oft nur durch einen deus ex machina zu bewerkstelligenden Schlufs entschieden vorzieht, kehrt Ostrovskij zu seinen Kaufleuten zurück, zeigt das erste Eindringen neuer Elemente in die starre Kaste; diese neuen Elemente bringen nur neue Zersetzung. Da ist der Kavallerist, der, ehe er quittieren mufs, noch die Geldheirat mit der Tochter des reichen Kaufmanns versucht, das verführte Mädchen sitzen läfst, sowie der Alte in punkto der Mitgift sich unerbittlich zeigt. Da ist ein Kaufmann, der im Gegensatz zu Standesgenossen mit seiner Bildung sich brüstet; diese besteht im Abschaffen der traditionellen Bräuche, Lieder, im Anschaffen moderner Möbel und Fracks, Champagner statt Madeira und der einheimischen Fruchtliköre, eines Fiziant, Offiziant, in weifsen Zwirnhandschuhen statt des Mädchens oder des Jungen in der Joppe. Jetzt wird zum ersten Male das Wort ssamodur in Kurs gesetzt: d. i. »wenn einer auf niemanden hört, stampft mit dem Fufs, ruft: ‚wer bin ich?‘, da müssen die Hausgenossen schon alle zu Füfsen liegen, sonst passiert ein Unglück«; den ssamodur beschwichtigt seine zitternde Frau: ‚Väterchen, dich wagt niemand zu beleidigen, du beleidigst jeden.‘ Daneben wird in einer ganzen Trilogie vorgeführt ein Jüngling: »er kriecht ja in den Dienst, wird ohne Jahr eine Woche lang dienen; sieht, er kann's nicht, der Witz reicht nicht so weit; hat schlecht gelernt, Faulheit ist noch vor ihm geboren, und Herrn spielen möchte er um alles in der Welt — er nennt dies Bedürfnis, er hätte zu viel Geschmack, könnte damit nicht in Armut leben; nun macht er alle Wege und Stege unsicher, findet vielleicht eine Dumme mit

Geld.« In der Tat gelingt dies dem in seiner grenzenlosen Dummheit naiven »Hans im Glück«, Balsaminov, der nach einigen Irrgängen die Rechte findet, eine reiche Kaufmannswitwe, fett bis zur Unmöglichkeit — wir sind im Orient, dem ein mageres Frauenzimmer ein Greuel wäre — und gleichermaſsen dumm und faul und sich langweilend. Sicherlich hat es der erzdumme Balsaminov besser getroffen als der erzgescheite Prežnev, der auch die reiche Kaufmannswitwe heimführt, nur schnürt sie nach der Hochzeit den Geldbeutel fest zu: »In unserem kaufmännischen Kreise ist es nicht üblich, Geld wegzugeben« — das stimmt, knapsen sie es doch sogar den Taglöhnern ab, mit der Motivierung, ihm verschlägt es wenig; mir bei den vielen Leuten im Jahr wirft dies schon ein erkleckliches Sümmchen ab; »was werde ich zu bedeuten haben, wenn ich ohne Geld bleibe?« — Was Prežnev machen wird, erfahren wir nicht.

Daneben finden wir Abstecher in die Vergangenheit, ziemlich überflüssig, auſser wenn die Härte der traditionellen (Un)Moral verherrlicht werden sollte: die Frau, schmählich hintergangen vom Manne, flieht zu ihren armen Eltern, aber diese, wegen ihrer Armut oder wegen ihrer Moral (?), weisen sie zurück: was Gott verbunden hat, d. h. was die svacha zusammengekuppelt hat usw.; der deus ex machina läutet diesmal in die Osterglocken und bringt den Reuigen nach Hause, auf wie lange? Es fehlen nicht Beamtendramen der Anklagelitteratur, z. B. die »Einträgliche Stelle«: der junge, gebildete, modernen Losungen der Ehrenhaftigkeit und Rechtlichkeit Ergebene, wird gegen Willen und Überzeugungen von seiner hübschen Frau, die von ihren Verwandten aufgestachelt wird, gezwungen, um eine solche Stelle denjenigen zu bitten, der den Haſs gegen alle »Studierten« mit Kriecherei nach oben und Bestechlichkeit verbindet. Schlieſslich greift er ins Gutsherrenleben und entrollt ein düsteres Bild: die Tyrannin von Gutsfrau verheiratet die von ihr aufgezogene Waise Nadia an einen Trunkenbold; das Mädchen glaubte erst, Mensch zu sein wie die anderen, aber wie sie einsieht, daſs sie keinen Willen haben darf noch Schutz finden wird, ergreift sie Verzweiflung: »Wohin meine Furcht, meine Scham hin sind, weiſs ich nicht — und sei es nur ein Tag, aber es sei der meinige, — was nachher wird, davon will ich nichts wissen.« Sie gibt sich dem ihr hofierenden Herrnsohn preis, aber dieser Waschlappen,

wie alle die anderen jungen Herren bei Ostrovskij, kann sie gegen die Wut seiner Mutter nicht schützen, fährt weg. Wird Nadia im Schloſsteich endigen? wir erraten es nicht.

Am höchsten erhob sich Ostrovskij im »Unwetter«, das der radikale Kritiker Dobrolubov als einen »Lichtstrahl im Reich der Finsternis« begrüſste 1859. Kaum ganz mit Recht, denn es wird nur gezeigt, daſs auch in dieser starren Welt mit ihrer toten Moral und dem lebenden Unfug gefühlvolle Menschen möglich sind, die ihre andere Art freilich auch mit dem Tode büſsen. Katharina ist in einem altrussischen, strengreligiösen Hause erzogen, in einfacher, liebevoller Umgebung; die Heirat versetzt sie in das Haus der Kabanova, der lieblosen, herrschsüchtigen, die den Sohn unter der eisernen Fuchtel erhält, die Schwiegertochter tyrannisiert, Haus und Hof gegen die »einreiſsende Sittenverderbnis«, d. i. Lockerung der traditionellen Tyrannei, ängstlich wahrt. Als männliches Gegenstück paradiert der Kaufmann Dikoj, der »wilde«, den am besten die Szene mit einem einfachen, grundehrlichen Kleinbürger Kuligin charakterisiert, der frägt, warum denn Dikoj einen anständigen Menschen zu beleidigen »geruhe«, worauf Dikoj: am Ende bin ich dir noch Rechenschaft schuldig? auch Angeseheneren als du gebe ich keine, ich will nun so von dir denken und denke so; für andere bist du ein ehrbarer Mensch, und ich halte dich für einen Räuber, und damit basta! Wirst du mich etwa dafür verklagen, so wisse, daſs du nur ein Wurm bist, will ich — erbarme ich mich, will ich — zertrete ich dich usw.; dafür ist er »wohlgesinnt«, d. h. allen Neuerungen abhold; spricht Kuligin von einem Blitzableiter, so nennt er ihn deshalb einen Tataren und droht mit der Polizei. Freilich kann man sich dabei einer Bemerkung nicht enthalten, die Ssaltykov längst formuliert hat: er spricht von dem Umgarnen der verschiedenen russischen »Brandorte«, »Spuknester« usw. durch die Balalaikin und Genossen und meint, die Geschichte werde die Brandörtler und Spuknestler auch auf den »Zugunder« (zur Strafe) ziehen, als die Begünstiger und Durchlasser dieser Schöpfer russischer Geschichte; so ist auch Kuligin ein Begünstiger nur des Dikoj, der ja vor jedem energischen Widerstande kuschen müſste; fürchtet sich doch die Kabanova nicht vor ihm. Das Reich der Finsternis wird durch die jedem Konflikt scheu ausweichenden Kuligins und Katharinas

nicht erschüttert; diese fallen ihr selbst zum Opfer. Katharina begeht Selbstmord, weil sie verlassen von ihrem Mann einer momentanen Herzensregung nachgab; der Mann, dem sich die Liebebedürftige an den Hals werfen möchte, war freilich nur eine Memme — aber auch ohne diese vermeintliche Eheirrung gab es für die Taube kein Entrinnen vor dem Einhacken der Krähen.

Einen weiteren Kommentar gewähren »Schwere Tage« — ihre Personen wiederholen sich zum Teil aus früheren Komödien. Der Jurist, der ehrlich bleiben wollte, konnte dabei nicht sterben noch leben — der Bakschisch dient ja eben als notwendige Ergänzung des knappen Gehaltes; er gab das Amt auf und wurde Rechtskonsulent der »Bärte«, Kaufleute, die einen redlichen Beamten nur verachten. Die Frage, was er treibe, beantwortet Dosužev: ich lebe in einer Gegend, wo man noch die Tage in »leichte« und »schwere« unterscheidet; wo man überzeugt ist, dafs die Erde auf drei Fischen ruht: nach den neuesten Nachrichten scheint sich einer von ihnen bewegen zu wollen, was schlimm ablaufen mufs; wo man vom bösen Blick erkrankt und mit Sympathiemitteln geheilt wird; wo es eigene Astronomen gibt, die nur Kometen beobachten und die zwei Männer im Monde; wo eine eigene Politik herrscht und Depeschen ankommen, meist nur aus dem »weifsen Arabien« und Umgebung; mit einem Worte, ich lebe in der »Untiefe«, bis ganz auf ihr Ende hinuntergefahren. Dieser »Untiefe« ist dann noch eine Komödie besonders gewidmet, die ihr Familienleben schildert, mit dem Motto nach aufsen: friedlich, ruhig, gemütsvoll, Seele in Seele, — mit dem moralischen Sodom und Gomorra nach innen; die Leutchen haben Hobbes, sie haben überhaupt nichts gelesen, aber den Krieg aller gegen alle lehren sie aufs eindringlichste; es fehlt ihnen nicht ausgeprägter Familiensinn: wie kann dies Gewissen sein, das Geld der Frau und Kinder statt fremdes auszugeben? Du lebst für die Familie, hier sei du nett und ehrlich, aber mit allen übrigen kämpfe wie im Kampfe; glückt's dir, was zu erraffen, schlepp's nur nach Hause! Der Familie, in deren patriarchalisches Glück — »pure Unbildung . . . ein Sumpf, der dich verschlingen wird« — der Unglückliche hineinheirate, ergeht es schlimm; sie lebt fast nur von der Arbeit der Haustochter, die ihre Schönheit dahinwelken sieht; bald wird ihr die Arbeit über werden, verhafst, sie hört schon auf den reichen Nachbar,

der sie und ihre Familie aushalten will; wie die Groſsmutter, die die Enkelin für einen unschuldigen Engel aus purem Egoismus hält, damit sie sich nun weiter für die Familie opfere, ihr zu ihrer Schande nicht zu- und nicht abraten will, wie die schlimmen Gedanken das Mädchen verwirren, das keinen Halt noch Rat findet, ist mit wunderbarem Realismus — das Wort kursierte damals noch gar nicht — wiedergegeben. Die unnachsichtliche Lebenswahrheit, mit der Ostrovskij seine Helden und Heldinnen von jeglicher Romantik entkleidet, kontrastiert desto greller mit den Goldonkeln und anderen Gewinnen in der Glückslotterie, die den notwendigen, natürlichen, tragischen Schluſs im letzten Augenblicke umwandeln. Anderer Komödien, die von der Vielseitigkeit des Verfassers zeugten, sei nur kurz gedacht, darunter ein kleinbürgerlicher Othello, dem freilich seine Desdemona begründeten Anlaſs zur Eifersucht gibt; es beobachtet sie seine Familie, deren Schilderung: der alte blinde Vater, mit einer allerdings gerade bei Blinden nicht seltenen ruhigen Heiterkeit des Gemütes, Dankbarkeit gegen den Schöpfer, Lebensfreude, und der kränkliche, nervöse Bruder, die Vorliebe und Kunst des Ostrovskij in episodischen Figuren und Szenen ins hellste Licht rückt. Bezeichnende Nebenfiguren sind oft interessanter als die Hauptpersonen, namentlich in den späteren Stücken gibt es prächtige Chargen, die ein groſses, komisches Talent verraten.

Nicht am Publikum, an den Bühnenleitungen in Moskau und namentlich in Petersburg lag es, daſs dem verdienten Autor die Schaffensfreude ganz auſserordentlich vergällt wurde. Nadelstiche, Rücksichtslosigkeiten jeglicher Art lieſsen Ostrovskij sein mangelndes Scherwenzeln und Hofieren entgelten; die Unzufriedenheit des nervösen, überarbeiteten Künstlers — er war von staunender Produktivität — hieſs ihn von der undankbaren Arbeit für die moderne Bühne sich zurückziehen. Er wandte sich dem historischen Genre zu, dramatischen Chroniken in Versen, die allerdings nicht für die Bühne bestimmt sind. Aber die Auswahl tragischer Stoffe in der durchaus undramatischen slavischen Geschichte, wo die Lösung durch die Dimensionen, durch geduldiges Abwarten, durch keinerlei energisches Tun geschaffen wird, ist eine auſserordentlich beschränkte; auch Ostrovskij hat sie nicht erweitert. Auch er bleibt bei der sakramentalen Zeit

der Wirren, setzt förmlich Puschkins Chronik fort, in seinem »Pseudodemetrius und Wassil Schujskij« — in zwei Teilen — und in »Kosma Minin«.

Durch die Wahl dieser Stoffe hat Ostrovskij seinem Talente nur Gewalt angetan; was er nicht direkt beobachten konnte, wufste er nicht zu beleben; die slawophile Phantastik, die ihm schon in den zeitgenössischen Dramen manchen Streich gespielt hatte — Kokettieren mit der guten alten Zeit und ihren Traditionen! — hat ihm die historischen Figuren hinter einem dichten Weihrauchnebel altrussischer Biederkeit, Frömmigkeit, Gesetztheit versteckt; die blassen, fast leblosen, wenig individuellen Figuren, der würdevolle, aber steife Ausdruck hohler Gefühle ersetzen den Mangel eigentlichen dramatischen Konfliktes nicht im mindesten. Am schlimmsten steht es hierin mit dem zweiten Stücke, das zeitlich vorausging, wo die antinationale Partei aufser blofsem Schelten und Verdächtigen keinerlei Aktion unternimmt, so dafs dem grofsen Patrioten Minin sein Spiel leicht gemacht ist; sein gröfster Widersacher ist nur die rasche Abkühlung der rasch erregbaren Masse, die Flatterhaftigkeit, der Unbestand der Geister, das Erbübel der Slaven. Gelungener sind schon die historischen Dramen ohne Staatsaktionen, z. B. »der Wojewode« mit seinem Traumgesicht, das den Bösewicht in einer zweiten, wenig motivierten Fassung selbst ummodelt, woran wir wegen seiner absoluten Verderbtheit nicht recht glauben mögen. Diese historischen Dramen bedeuteten trotz ihres strafferen Baues keinerlei Fortschritt gegen den »Boris Godunov«; Puschkin hielt sich ungleich weniger an die dokumentierte Geschichte und traf doch ungleich besser den historischen Ton. Im »Wojewoden« interessieren mehr die Beigaben und Einlagen, die Volkslieder und Tänze, und Ostrovskij ging nun in seinem »Schneewittchen« noch einen entscheidenden Schritt weiter, brachte die russische Volksphantastik selbst auf die Bühne. Schneewittchen, das zarte Töchterchen von Frost und Frühling, läfst sich seine Sinne gefangennehmen durch die Lieder der Menschen, des Hirten, strebt gegen Vaters Warnungen ihnen zu und wird durch den Geliebten den Sonnenstrahlen ausgesetzt, die sie töten. Aber das Märchenreich der Berendäer, mit der humoristischen Schilderung seiner Fährlichkeiten und Sorgen (Abnehmen der Liebe wie der Sonnenmacht), die volkstümlichen Lieder und Bräuche, die pittoreske Staffage,

in der Schneewittchen lebt, gewähren hohen ästhetischen Reiz trotz aller naiven Ursprünglichkeit, Ungesuchtheit des Stoffes, dem kein tieferer Gedanke, wie etwa der »Versunkenen Glocke«, zugrunde liegt; es ist keine Allegorie noch Symbol, aufser etwa Verherrlichung der Poesie, des Zaubers des Liedes.

Ostrovskij war doch viel zu leidenschaftlicher Bühnenfreund — ist ihm ja noch am Abend seiner Tage, als seine Kräfte bereits erschöpft waren, die Leitung des Moskauer Theaters übertragen worden, die freilich den Rest seiner Kräfte in wenigen Monaten aufzehrte —, als dafs er auf die Dauer auf moderne, bühnenwirksame Sachen hätte verzichten können. Er kehrte daher zu ihnen zurück, aber mufste nunmehr noch mehr wie früher andere Typen wählen. In das Reich der Finsternis war nämlich auch durch die Reform, nicht durch die Kuligin und Katharina, Licht und Luft, wenn auch in sehr bescheidenen Grenzen, eingedrungen; ihre bizarre Originalität war in raschem Aussterben begriffen, daher greift Ostrovskij immer seltener zu seinen beliebten Typen zurück, z. B. in dem »Heifsen Herzen«, wo der eine reiche, verschlafene Kaufmann stets von Apokalypse und Weltende träumt, während der andere gar nicht weifs, wie er seine Zeit und Mittel totschlagen kann; der Kleinbürger mufs alles mögliche, auch Räubervorstellungen inszenieren, nur um ihn zu zerstreuen. Ein dritter, Achov, enthält seinem Verwalter und Neffen vieljährigen Lohn vor; nur durch Drohung des Selbstmordes — diese Sünde würde ja Achov in seinem eigenen Hause nie auf sich nehmen, draufsen wäre sie ihm gleichgültig —, entreifst ihm der Neffe das Gebührende und heiratet das Mädchen, auf das der Alte selbst sein Auge geworfen hatte. Nichts kränkt den Alten so, als dafs die Jungen ihm den Fufsfall verweigern, die Zeichen äufseren Respektes; er versteht die Welt nicht mehr. Statt tragischer Konflikte finden wir jetzt komische, wie z. B. die Amme es durchzusetzen weifs, dafs ihr Schützling gegen den Willen der Haustyrannin und ihres Sohnes — ein Pärchen wie die Kabanova und ihr Sohn; der Sohn ganz abhängig, weil jede seiner Spekulationen ohne das Eingreifen der Mutter ihn stets in den Schuldturm bringt — die reiche Enkelin heiratet, mit der prächtigen Karikatur des alten Soldaten, einer Jugendliebe der Alten, und des Obstwächters, die stark die Farce streifen. Dafür zieht Ostrovskij immer häufiger die Provinz

heran, das Leben in den stillen Winkeln im Städtchen und auf dem Lande; auch hier füllt den Vordergrund der Handlung stets eine Liebesgeschichte aus, häufig mit der Variierung, dafs Frau oder Mädchen das wahre Gefühl zu schätzen lernen, nachdem sie einen Augenblick sich hatten von einem Irrlicht locken lassen. Wie fast in allen Dramen des Ostrovskij bleiben auch jetzt die Themen herzlich unbedeutend, wie das umgebende Leben selbst; wir werden entschädigt durch Accessorien und Episoden: z. B. in »Wald« die russischen Heraklit und Demokrit, die beiden Schauspieler ohne Stiefel und Mittel auf ihrer Wanderung durch die russischen »Palästinen« — nicht nur die schöne, edle Sprache, auch die edlen Gefühle finden sich nur noch beim Schauspieler! sie beschämen die Reichen; der eine opfert sein Letztes als Aussteuer für das arme Mädchen; alle preisen seine Tat, doch Brüderschaft wird keiner mit ihm trinken. Er rächt sich mit einer Deklamation aus den »Räubern«, die zum Glück für ihn »zur Darstellung zugelassen« sind, sonst würde die Sache »untersucht« werden. Und auch die Stücke, die in Moskau selbst spielen, erinnern stark an die Provinz, z. B. »Das letzte Opfer« mit dem Fremden, der im Klub den passenden Augenblick zum Büfett nicht abwarten kann u. dgl. m.

Der Verfasser sucht nach neuen Themen, schildert einen Harpagon z. B., Krutizkij, der sich beim Verluste seines Geldmantels aufhängt, mit den Nebenfiguren, dem Kaufmann und Diebeshehler, der seine Frau schon mit allem möglichen, nur noch mit dem Ofen nicht geprügelt hat, seiner aufgeblasenen Tochter und ihrem Idioten-Konkurrenten, der der zukünftigen Schwiegermutter das Gesicht mit Rufs ausschmiert usw. Didaktik beginnt sich einzuschleichen, z. B. in »Tolles Geld«; verdientes Geld ist ruhiges, fremdes dagegen hält sich nicht in den Taschen, tollt nur herum, was die Čeboksarova aus reicher, jetzt verarmter Familie und alle ihre Seladons erfahren; als sich das gute Leben nicht fortsetzen läfst, mufs sie sich für die Hand des Provinzialen entschliefsen, der sie erst noch eine harte Schule durchmachen läfst, ehe er mit ihr in Petersburg zu glänzen gedenkt. Schlimmer traf es die »Mitgiftlose«, die auch den Provinzialen einem vergebens erwarteten reichen Freier vorzieht, sich aber entführen läfst und dies mit dem Leben büfst.

Inmitten aller dieser »Deboschen« mutet ganz eigentümlich

die einfache Kaufmannsfamilie Karkunov in »Das Herz kein Stein« an; der Alte hat die Junge geheiratet, sie gegen alles unempfindlich gemacht, aufser gegen Wohltun, das sie stets übt, obwohl dies von Verwandten des Mannes, die sie enterben möchten, schlecht gedeutet wird. Sie hält gegen alle Intrigen stand, von ihrer Reinheit prallt alles ab. Der Alte denkt nur an das Heil seiner Seele nach dem Tode, will alles an Bettler verteilen, die ja um sein Seelenheil beten werden, während die junge Witwe ihn sofort vergessen würde. Aber obwohl sie ihm, wahrhaftig wie immer, erklärt, dafs sie durchaus nicht Witwe zu bleiben gedenke, führt er jene Drohung nicht aus: ihre Güte, ihr Opfer, das sie ihm gebracht hat, verdient Belohnung. Obwohl es auch hier an »deboschierenden« Kaufleuten nicht fehlt, ist dies eines der anmutendsten Stücke des Ostrovskij; Mann und Frau stehen sich hier nicht, wie in den »Sklavinnen«, als zwei ewig kampfbereite Gegner gegenüber: der lästige Überwacher und sein Opfer, das ihm mit allen Mitteln der List und Verschlagenheit zu entrinnen sucht, obwohl es sich schliefslich zeigt, dafs der Argus durchaus kein Wüterich, der Seladon dagegen, wie immer bei Ostrovskij, nur auf seinen Vorteil bedacht ist.

Auch das Theaterleben bezog der Dramaturg in seine Darstellung ein, namentlich in »Talente und Verehrer«, wirksamen Szenen aus dem Theaterleben der Provinz, mit dem Gutsbesitzer-Theaternarr, der, da er nicht mehr Direktor sein kann, wenigstens als Regisseurgehilfe seiner Passion treu bleibt; mit dem schlauen, aber furchtsam-abhängigen, nur auf den Vorteil bedachten Theatertyrannen, Direktor; mit dem Tragiker, der selten nüchtern und noch viel seltener bei Gelde ist, und seinem Beschützer, dem Kaufmann; mit der dummen und gierigen Theatermutter; mit der skrupellosen Schauspielerin; mit den »Verehrern«. Von dieser Umgebung sticht ab die ihrer Kunst ergebene, gegen Liebeleien gleichgültige Niegina, die ihre Bildung vervollkommnet und ihren gediegenen, etwas trockenen Lehrer so lieb gewinnt, dafs sich beide sicher heiraten werden; ihren Pfad kreuzt ein reicher, taktvoll zurückhaltender Verehrer, anders als die Roués der Provinz; sie wird seinen Anbietungen folgen, denn der Szene vermag sie nicht zu entsagen, und dafür bedarf sie einer goldenen Fassung. Kein sich respektierender Dramatiker vor dreifsig Jahren wäre an dem Stoffe ohne melo-

dramatische oder sentimentale Anwandlungen vorbeigegangen. Ostrovskij löst die Intrige einfach, wie es im Leben selbst zugeht; er gibt ja nur ein Stück Leben.

So ist Ostrovskij der fruchtbarste russische Dramatiker, der einzige fast, der sich ausschliefslich in einer fast vierzigjährigen Tätigkeit der Bühne gewidmet hat, während sonst die russischen Belletristen fast alle Roman und Bühne zugleich pflegen. Hat doch sogar Turgeniev einen Band Dramen hinterlassen, zwischen 1848 und 1850 geschrieben, die, über anständigen Durchschnitt nicht herausreichend, in derselben Sphäre, wie seine Romane spielend, zur Charakteristik des Romanciers wenig beitragen, obwohl sie dankbare Rollen, namentlich in der »Provinzialin«, und satirische Bilder des adligen Provinztreibens enthalten, wie er sie nicht in den Romanen besser gab; bei anderen Autoren kann man sogar in Verlegenheit kommen, ob man sie als Romanciers oder als Dramatiker zu bezeichnen hat. In dieser Hinsicht steht somit Ostrovskij so gut wie vereinzelt da. Seine intensive Tätigkeit gliedert sich förmlich dreifach. Die bedeutendsten, echtesten Erfolge erzielte er, da er das Reich der Finsternis selbst auf die Bühne brachte. In seinen historischen Chroniken enttäuschte er, trotz aller Solidität der Arbeit, so vollständig, dafs man ihm dramatischen Nerv überhaupt absprechen könnte. Als er zu modernen Themen wieder zurückkehrte, stellte sich der Erfolg der fünfziger Jahre nicht wieder ein; treffliche Einzelheiten, die früher gar nicht so vordringlich aufgetreten waren, retteten nicht mehr das Ganze, z. B. in den »Wölfen und Schafen«, wieder einem Provinzdrama, die köstliche Werbungsszene eines energischen Mädchens um einen eingefleischten Junggesellen, wie er sich in sein Schicksal ergeben mufs, oder der prächtige Schlingel und Tölpel von Neffe mit seinem Hund Tamerlan. Ziemlich banale Vorwürfe aus einem ziemlich banalen Leben bilden ja den Hauptvorwurf der »Komödien«, ihr Hauptvorzug besteht in dem wundervollen Dialog, etwas zu weitschweifig — die »epischen« Russen lassen sich zu allem Zeit —, für die Bühne, für den Leser desto genufsreicher; wer Russisch lernen will, lese immer wieder Ostrovskij. Niemals greift Ostrovskij grofse Probleme auf, — Ssaltykov würde in seiner zynischen Derbheit sagen: »My ješčo rylom dla nich nie vyšli.« Er will kein Pfadfinder sein, er be-

gnügt sich damit, das Leben zu nehmen wie es ist. Eben darum machen seine Dramen — oft sind es nur lose Szenen — einen erstaunlich realen Eindruck, als wären wir nicht im Theater, als wäre nur »die vierte Wand« beseitigt. Darum verzichtet er auf alle Mätzchen, ohne die ein europäischer Dramatiker gar nicht auskommt, z. B. auf jeglichen »dankbaren Abgang«, auf jeglichen Schlufs- und Knalleffekt, auf gesuchte Repliken; niemals reifst er den Dialog an der entscheidenden Stelle ab, wo bei dem europäischen Dramatiker der Vorhang förmlich von selbst fällt; immer wird er ihn noch um Unbedeutendheiten fortsetzen, wird die Erregung abschwächen, abfallen lassen. Darum bestehen auch seine Stücke nur schlecht die Feuerproben fremder Bühnen; nicht einmal das »Unwetter« und »Die einträgliche Stelle« haben sich irgendwo zu behaupten vermocht; sie sind dafür zu flach, gehen zu sehr in die Breite. In der Lektüre trennt man sich von ihnen desto schwerer; neben ihrer einfachen, natürlichen Wahrhaftigkeit nimmt gleich ihr humanes Gefühl für sie ein; einen liebenswürdigeren Menschen als Ostrovskij kann man sich kaum vorstellen. Seine Herzensgüte offenbart sich namentlich in dem Eintreten für die wehrlosen, darum desto rührenderen Opfer der Kabanova, des Dikoj oder der »Moskauer Spafsmacher«; ohne Tiraden und Deklamationen wirkt die Wucht der Tatsachen. Man bewundert dann die unerschöpfliche Gestaltungskraft gerade in den Nebenfiguren, die Menge scharf gezeichneter Persönlichkeiten; sogar in dem »tabun«, Herde, seiner Kaufleute, der Bruskov, Dikoj, Achov, Karkunov usw., wiederholt sich keine einzige Gestalt. Das unbedeutendste Stück enthält mindestens eine interessante Rolle, z. B. Korpielov in »Schweres Brot«, Provinzszenen, Pendant zu Dievuschkin in den »Armen Leuten«, der seinen letzten Halt, seine Nichte, verliert und doch einen begeisterten Hymnus auf das Leben als solches ausbringt, eine Verkörperung der Lebensfreude, für die der unverbesserliche Optimist und Idealist Ostrovskij, ein »Don Quichote« nach Turgenievs Einteilung gegen alle die russischen Schopenhauer und Hamlets, immer wieder eintritt. Wie sehr diese Figuren russisch sind, braucht nicht besonders versichert zu werden, Ostrovskij erscheint als der nationalste, ursprünglichste aller Belletristen; auch für ihn wird charakteristisch, dafs das schwache Geschlecht das stärkere ist. Unter den vielen Personen des »Unwetters« ist der einzige Mann

die alte Kabanova; denn Dikoj ist kein Mensch, nur eine bissige Bulldogge, die ohne Maulkorb auf die Strafse zu lassen unverantwortlich scheint. Sogar Katharina oder Nadia im »Zögling«, die unglücklichen Opfer fremden Temperaments, wissen, was sie wollen, nur einen Tag wenigstens nach Wunsch zu verleben, dem Herzen zu seinem Rechte zu verhelfen, geschehe dann was wolle. Wie ganz anders die Männer, die, wenn sie nicht Maniaken, Geizhälse, Debaucheure, Trunkenbolde, Spieler sind, nicht einmal Windbeutel genannt zu werden verdienen, so schwächlich, förmlich schwachsinnig muten sie uns an, ohne Herz, Intelligenz, Energie; Strohwische, ihre Verbrechen sogar, das beliebte Durchbrennen mit der Aussteuer der Braut, mehr nur aus Dummheit und Leichtsinn begehend, die Merič, die verschiedenen Koprov usw., Bofiste, nicht Fleisch und Blut. Endlich komische Persönlichkeiten; kein Situationswitz, keine Zirkusspäfse, wie sie uns der europäische Dramatiker immer wieder gegen Natur und Wirklichkeit vorgaukelt, sondern die unbewufste, ungewollte Komik, die erst in den späteren Stücken komischen, unwiderstehlichen Chargen Platz einräumt. Ostrovskijs Beobachtungsfeld ist durchaus nicht grofs; es umfafst gar nicht Adel und Militär, Geistlichkeit und Gelehrte, vor allem fehlt der Bauer, wir bewegen uns meist unter Kleinbürgern, kleinen Beamten, kleinen Kaufleuten und grofsen Gaunern. Es sind fast alles »arme Leute«, in deren Mitte der reiche Kaufmann oder die reiche Edelfrau, in vielen Exemplaren vertreten, eins unsympathischer als das andere, höchst selten der reiche Roué, der schöne Vormund Gnievyschev oder die »Verehrer der Talente«, sich ihre Opfer aussuchen.

Ganz der Schule von Ostrovskij gehört dann Nikolaj Ssoloviev an; beide haben zusammen mehrere Stücke verfafst, dann auch Ssoloviev für sich, ohne den Kreis derselben irgendwie zu erweitern. Andere Dramaturgen schlugen selbständigere Wege ein, unter den älteren namentlich Palm, einst als »Petraschevzer« verfolgt; am besten gefiel sein »Alter Herr«, der Typus eines Bonvivant der alten Schule, ein Lebenskünstler, dessen erste Frage beim Aufwachen an den ergebenen Diener immer lautete: »Žakob, avonnu delaržan — non mosje«, was aber kein Hindernis ausmachte, den Tag höchst angenehm zu verbringen. Gegen diesen alten »markis« ist die moderne Petersburger Jugend, sein Schwiegersohn, der stets »glänzend lackierte« Max von Hammer und Ge-

nossen, nur Rechenmaschine und Kram mit fortschrittlichen Formeln. Börsenleute und Defraudanten à la Juchanzev, brachte auf die Bühne sein »Unser Freund Niekluževc« u. a. Ungleich bedeutender ist Alexej Potiechin, nicht mit seinem Bruder Nikolaus, ebenfalls Dramatiker (»Schlinge des Schicksals« u. a.), zu verwechseln. An Alexej Potiechin kann man die äufseren hemmenden Momente im russischen Theaterleben am bequemsten studieren.

In dem Bauernreiche, das neunzig Millionen Bauern zählt, ist natürlich der Bauer die eigentliche Sphinx der Gesellschaft, und kein Wunder, wenn zeitweilig die Litteratur ganz von den Narodniki und ihren Bauerngeschichten, von den russischen Anzengruber und Auerbach, überflutet ward. Kein Wunder, wenn auch der Belletrist-Anfänger am ehesten auf diesem Felde sich seine Sporen zu verdienen suchte. Mit Bauerngeschichten und Bauerndramen debütierten neben den Auerbachs, Grigorovič und Turgeniev, zwei so hervorragende Talente wie Pissemskij und Potiechin, ersterer mit dem »Bitteren Los«, dem effektvollsten Bauerndrama vor Tolstojs »Macht der Finsternis«, mit dem Bauer, der im Gefühl seines Rechtes trotzig darauf pocht, und da er sich gegenüber der schmählichen Verletzung jeglicher Sitte durch seine Frau — ohne Ehebruch geht es ja bei Pissemskij nie ab — zum Unrecht fortreifsen läfst, wird er die Folgen männlich ergeben tragen. Potiechin brachte sein effektvolles »Menschengericht, kein Gottesgericht« noch früher auf die Bühne, aber weitere Versuche fanden nicht mehr ihren Weg auf die Bretter. Fürst Viasemskij, das Haupt der Zensur, gestattete nur gelehrte, historisch-ökonomische, keine belletristische Behandlung der Bauernfrage, zu einer Zeit, da alles eben nur an den Bauer dachte. Den folgenden Tendenzstücken Potiechins, »Abgerissenes Stück« u. dgl., erging es nicht besser; sie wurden erst nach Jahren oder überhaupt nicht auf der Bühne gestattet oder mufsten nach einigen Aufführungen für immer abgesetzt werden, zu einer Zeit, aus der sie und für die sie geschrieben waren; heute sind sie veraltet. Kein Wunder, dafs derartige »Aufmunterungen« dem Dramatiker die Bühne gründlich verleideten; er wandte sich dem Roman wieder zu, mit dem er begonnen hatte. Auch Palm schrieb ja Romane, z. B. von den Leuten der vierziger Jahre, »Slobodin«. Potiechins bester Roman sind seine »Arme

Adlige«, dieselben Kreise und Epochen behandelnd, die sich Grigorovič in den »Dorfwegen« gewählt hatte, das Leben auf den Edelhöfen der Vorreform mit ihren Schmarotzern und Hofnarren. Daneben schrieb der einstige Anzengruber jetzt Bauerngeschichten à la Auerbach, die sich von dem üblichen pessimistischen Ton durchaus entfernten, Mut und Lebensfreude förmlich atmeten und schon wegen ihrer hellen Farben von der radikalen Kritik nicht goutiert wurden. Zuletzt kehrte Potiechin zum Theater wieder zurück, als Dramaturg und Theaterleiter, wie Ostrovskij auf seine alten Tage es ward.

In den sechziger Jahren hatte Diačenko das Publikum mit billigen Effekten in der beliebten »anklägerischen« Manier gegen Unregelmäſsigkeiten des Gerichts usw. unterhalten, ist aber bald ganz vergessen worden, wie die übrigen »anklägerischen« Dramatiker dieser Jahre.

Der unermüdlichste Lieferant von Saisonstücken ist Viktor Krylov oder nach seinem Pseudonym Alexandrov geblieben, Verfasser von über hundert Stücken; er hatte im Stil von Diačenko angefangen, als tendenziöser Verfolger und Ausrotter aller Miſsbräuche, aber fand bessere Rechnung beim Umarbeiten französischer Sachen für das Repertoir der Alexandrinka.

Mit tendenziösen Dramen, Frauenfrage u. dgl., z. B. in Černyschevs »Verdorbenes Leben«, wetteiferte in den sechziger Jahren das historische. Ostrovskij, Alexej Tolstoj, Čajev, Averkiev usw. bearbeiteten oft gleichzeitig ein und dasselbe Thema, natürlich Iwan IV. oder den Pseudodemetrius. Die respektabelsten Leitungen sind die Tolstojs bis heute geblieben. Graf Alexej Tolstoj, Jugendgespiele Alexanders II., zuletzt viele Jahre Hofjägermeister — Jagd war seine Lieblingspassion —, ist von früher Jugend an unter Eindrücken von schöner Natur in Kleinruſsland, von Kunst auf italienischen Reisen — natürlich auch Besuch von Weimar und Goethe, dessen majestätische Sprache dem Knaben imponierte —, von Litteratur, da Sinn dafür und Pflege er bei seinen nächsten Verwandten fand, zu einem Verehrer der Kunst um der Kunst willen, zu einem Bewunderer Puschkins, zu einem Verächter moderner, tendenziöser Litteratur aufgewachsen, obwohl er sich nicht gescheut hat, mit den Brüdern Žemčužnikov unter dem Pseudonym Kusma Prutkov in den fünfziger Jahren die damalige romantische Poesie eines Kukolnik usw. zu paro-

dieren und Lebenswahrheiten zu schmieden, die durch ihre unübertreffliche Banalität als prächtige komische Chargen wirkten; er zeigte überhaupt Sinn für Parodien, z. B. seine satirische Geschichte Rufslands in den kurzen Versen mit dem ständigen Refrain »und Ordnung gab's wieder nicht, ganz wie zuvor«, oder seine »Empörung im Vatikan« der Soprane, oder sein »Staatsrat Popov«, der zum Minister ohne Hosen kommt, was alles in der Gesamtausgabe seiner Werke durch — Abwesenheit glänzt, gedruckt nur im Auslande, obwohl es höchst unschuldig ist. Was nicht alles in Rufsland »verboten« ist! — der Europäer kommt aus der Bewunderung der altjüngferlichen Zimperlichkeit der russischen Zensurmimose gar nicht heraus. Sicherer Geschmack, lebhaftes Formgefühl, grofse Vielseitigkeit, die fast an Puschkin erinnert, zeichneten seine lyrischen und epischen Versuche aus, namentlich seine Balladen, nordische, schottische, slawische Themen, aus dem Kampfe mit Christentum und Deutschtum; in noch fernere Gegenden verlor er sich in seinen episch-dramatischen Dichtungen von Don Juan als Büfser seiner Sünden: der suchte vergeblich das Ideal der Schönheit, enttäuscht bei jeder Berührung; oder vom Drachen, angeblich aus dem Italienischen übersetzt, im Danteschen Stil. Seine bedeutendste Schöpfung bleibt jedoch die historische Trilogie, im Grunde eine Boristrilogie: »Tod Johann des Gestrengen«, »Zar Fedor Ivanovič«, »Zar Boris«, 1866—1870 (das historische Drama »Posadnik«, vom Nowgoroder Statthalter ist unvollendet geblieben), und der historische Roman »Fürst Serebrianyj, 1861, der lesenswerteste altrussische Roman, weit übertreffend den »Kudejar« des Kostomarov und alle Erzeugnisse der Art. Wir können die Trilogie und den Roman zusammen behandeln, nicht weil sie gleichem Stoffgebiete entstammen, sondern weil sie gleiche Vorzüge und Fehler aufweisen. Der in europäischer Litteratur und Kunst wie zu Hause sich fühlende Verfasser versuchte eben, die abendländische Schemata auf altrussischen Roman und Drama anzuwenden. Während Ostrovskij an diese Vergangenheit wie an einen Altar, an ein Heiligtum herantritt und aus dieser Befangenheit, Unbeweglichkeit nicht herauskommt, starre Heiligenbilder, nicht Menschen und Leidenschaften vorführt, sucht Tolstoj westeuropäisches Leben und Leidenschaften diesen Byzantinern einzuflöfsen; dadurch belebte er den Stoff aufser-

ordentlich, freilich auf Kosten historischer Wahrheit. Die grofse Intelligenz, die gediegene litterarische Bildung, die Sorgfalt und Sauberkeit der Arbeit, das selbständige Durchdenken des Stoffes, Verzichten auf die Schablone, das genaue archäologische Studium der Epoche schaffen sehr interessante Leistungen: der Idiot Fedor wird zum Vertreter einer höheren Moral, trifft mit seinem Instinkt das Richtige unter den ihn umgebenden Rivalen, seine körperliche und infolgedessen psychische, seine Willensschwäche macht ihm das Eintreten für seine Ideale christlicher Liebe unmöglich, er ist Spielzeug des Boris; sein Vater ist vor allem Maniake der Autokratie, beseelt nur von einer Furcht, ob ihr nicht irgendwelcher Abbruch droht, ein russischer Ludwig XI. Am gleichgültigsten läfst uns das Borisdrama, dem sogar die szenischen Effekte der beiden anderen mangeln. Interessanter noch als diese gereimten Staatsaktionen mit ihren nicht unwirksamen Bojaren- und Narrenszenen ist der Roman mit seiner Fülle lebenswahren, historisch-archäologischen Details, dessen Absicht gerade war, nicht Fakta, sondern den Charakter der Epoche, ihre Begriffe, Glauben, Sitten, Kulturstufe wiederherzustellen. Über zehn Jahre fesselte ihn der Roman, stiefs ihn wieder ab nicht so sehr, dafs ein Iwan IV. existieren konnte, aber dafs es eine Gesellschaft gab, die ihn ohne Entrüstung sah. Die Zauberszenen mit dem Müller, der ja wie jeder Müller einen Pakt mit dem Bösen geschlossen hat, die Vergiftungsszenen beim zarischen Mahl, die Gerichtszweikämpfe, die Spiele und Tänze der Dorfjugend und des »Frauenzimmers«, die als blinde Sänger und Erzähler verkleideten Räuber, die Einzelheiten von Tracht und Waffen bei Morosov und Viasemskij usw. können sich mit den besten Schilderungen bei W. Scott messen; aber Morosov selbst mit seiner Eifersucht eines Spaniers und Viasemskij mit seinem »Jenseits von gut und böse« eines condottieri fallen ganz aus dem russischen Rahmen heraus. Der Held des Romans selbst, bei aller seiner Biederkeit und Lauterkeit, ist etwas unerlaubt naiv und beschränkt — da war doch Kurbskij ein anderer Kerl! Der archäologisch-episodische Teil des Romans ist unendlich interessanter als der mifsglückte Herzensroman des Serebrianyj.

Dasselbe gilt von den »Alten Zeiten von Kaschira« (1872), dem besten unter den zahlreichen historischen Dramen und Romanen des Averkiev. Dieser steht tief unter Tolstoj an Geist

und Bildung wie Stil; er übertrifft ihn an Kenntnis von Volk und Sitten. Die Verwicklung und der Charakter des Haupthelden in seiner brüsken Wandlung sind nicht nur für das zweite Viertel des XVII. Jahrhunderts in Rufsland absolut undenkbar; das Melodrama benimmt durchaus nicht den Wert den traditionellen Szenen, Bräuchen und Liedern, am Hochzeitsabend z. B., und den wirkungsvollen Nebenfiguren, z. B. dem podjačij Živula, dem echten Prototyp jener »Brennesselsaat», die einst Ssumarokov mit solcher Wut verfolgte, oder der feschen Glascha, die den alten Seladon zum Narren hält.

Das russische Drama hat auch nicht im entferntesten die Bedeutung des russischen Romans zu erreichen vermocht. Man hätte das Gegenteil erwarten sollen, bei der erziehlichen Wirkung des Theaters — man denke nur an dessen Rolle im Zeitalter der Aufklärung; bei der Vorliebe des Volkes für dramatische Aufführungen — die Russen hatten schon im XVIII. Jahrhundert wirkliche Volkstheater, und noch heute gehören solche zum Trubel auf den Fastnachtsmärkten; bei dem realistischen Sinn des Russen; bei seiner unleugbaren Befähigung für die Komödie; trotz vereinzelter, respektabler Ansätze, schon im XVIII. Jahrhundert; trotzdem beim Fehlen eines politischen und sozialen Lebens und Verkehrs (Petersburg hat noch 1905 kein europäisches Café) das Theater den weitesten Spielraum hätte einnehmen sollen oder können. Allerlei traf zusammen, um ein Aufkommen des Theaters zu hindern: die Unnahbarkeit der Zensur, die nichts Vernünftiges zuliefs — Gribojedov und Gogol wären nie aufgeführt worden, wenn der Kaiser nicht eingegriffen hätte; was man ohne weiteres im Roman, in der Presse, in Gedichten (z. B. die so scharfen Niekrassovschen beanstandete die Zensur nicht!) sagen konnte, das durfte auf der Bühne auch nicht angedeutet werden. Dann kam die unsinnige Verkürzung der Spielzeit; während der vierzigtägigen Fasten darf ja nicht gespielt werden, — so geht die beste Zeit ungenützt vorüber, zum ökonomischen und moralischen Ruin von Direktor und Truppe; dafür gastieren die Ausländer in Petersburg und Moskau während der Fasten: das reine Prohibitivsystem gegen die — einheimische Kunst. Dazu kam das Privileg der kaiserlichen Theater in Petersburg und Moskau, das, erst in den letzten Dezennien aufgehoben, die private Konkurrenz ausschaltete: russische

Musteraufführungen sind heute in den Privattheatern zu sehen. Endlich sorgte die Theaterdirektion für Glanz und Pracht nur der Oper und des französischen ständigen Theaters in Petersburg; das russische Theater blieb Aschenbrödel, die »Alexandrinka« galt immer als »schmutzig«. Erst in den letzten Jahren haben sich die Verhältnisse gebessert.

Wir haben nicht alle einschlägigen Namen genannt, z. B. nicht einmal Schpažinskij, der sogar übersetzt wurde; Fürst Schumbatov u. a., weil sie zu wenig charakteristisch sind, trotz einzelner gelungener Typen. Über die neuesten Dramen eines Čechov und Gorkij, auf die sich ja ebenfalls Übersetzer, sogar Theaterdirektoren im Auslande mit Gier stürzten, sprechen wir unten; beide Schriftsteller sind ja keine Dramatiker, sind die russischen Belletristen, die sich nach alter Unsitte auch im Drama versuchen, obwohl ihnen jeder dramatische Nerv abgeht; daran kann auch der beispiellose Erfolg des »Nachtasyl« (500 Aufführungen in Berlin) nichts ändern.

Achtzehntes Kapitel.

Lyrik.

Verstummen der Poesie, zumal in den 60er und 70er Jahren. Dichter der reinen Kunst, Tiutčev, Majkov, Fet, Polonskij. Tendenziöse Dichter, Niekrassov. Volksdichter, Nikitin, Surikov. Moderne Dichter-Pessimisten, Nadson. Lyriker und Dekadenten der letzten Jahre.

Zeiten und Menschen waren der Entwicklung einer lebensvollen, ja nur lebensfähigen Lyrik nicht günstig gewesen. Bei dem Betonen des sozialen Zweckes der Litteratur, wie es seit und durch Bielinskij Mode wurde, mufste subjektive Kunst zurücktreten; bei der Erschwerung jeglichen freieren Wortes mufste sie fremde, z. B. anthologische, Motive immer wiederholen, sich von den Eindrücken realen Lebens fernhalten und dadurch den Zusammenhang mit dem Publikum verlieren. Bei dem Eindringen

der Tendenz in die Litteratur konnte sie nur diesem Zuge folgen, wenn sie Leser gewinnen wollte, und so ihre Natur verfälschen. In den fünfziger und sechziger, ja noch in den siebziger Jahren waren es nur die wenigsten Dichter, die mit ihrer Lyrik hervortraten, und auch von diesen wenigen erfreute sich kaum der eine und der andere wirklicher Popularität; mochten auch Kenner einen Tiutčev, Fiet, Polonskij oder Majkov schätzen, populär war nur Niekrassov; ja, es gab eine Zeit in den fünfziger Jahren, wo Gedichte nicht einmal als Lückenbüfser in den Zeitschriften Aufnahme fanden. Und doch fehlte es zu keiner Zeit an Talenten.

Zu solchen gehört unstreitbar Tiutčev, der älteste dieser Lyriker; man scheut sich sogar, ihn in dieser Reihe zu nennen, den Zeitgenossen Puschkins, der als fast Dreifsigjähriger Goethes Tod beklagte, der nach dem Fall Warschaus noch das Gedicht schrieb, das an poetischem wie humanem Werte über die »patriotische« Lyrik des Puschkin und Žukovskij sich erhebt. Und doch haben wir gewissermafsen ein Recht, ihn hier erst zu nennen; obwohl die Hauptmasse seiner Lieder lange vor 1850 fällt, ist er doch erst nach 1854 dem Publikum bekannter geworden. Ob nun sein Geschlecht aus Italien stammt, wie die Tolstojs aus Deutschland und Iwan IV. vom Kaiser Augustus, oder nicht, seine besten Jahre verlebte er im Auslande, in München und Turin, eignete sich grofse litterarische Bildung an und konnte, fern von der Heimat, sich noch leichter in seiner eigenen Welt, der Welt des Schönen, des Guten, der Natur abschliefsen. So werden seine Gedichte wie zeit- und raumlos, obwohl auch moderner Pessimismus ihn überkommen kann; die Skala seiner Töne, namentlich seiner Themen, ist eine beschränkte, subjektive, ausschliefslich lyrische, aber neben einer geradezu bestechenden Meisterschaft der Form weifs er auch kühne Bilder in ungeahnten Verbindungen zu stellen und tief in die Geheimnisse des Seins einzudringen. Von seiner Poesie gilt wirklich: »Mitten unter Donner und Feuer, mitten in wallender Gischt, in der Elemente feuriger Spaltung fliegt sie vom Himmel zu uns herab, die Himmlische zu Söhnen der Erde, in ihrem Auge das helle Blau, und giefst auf das grollende Meer ihr besänftigendes Öl.« So kurz und knapp pflegen seine besten, z. B. die zahlreichen Frühlingslieder zu sein, doch sind anthologische,

ruhig-frohe Stimmungen selten; die Geheimnisse der Natur; die ewige Pracht der Schneefelder im Hochgebirge; die Schrecken der Nacht, die den hellen Teppich des Tages zurückschlägt von dem ewigen Abgrund; wie unter des Unwetters Hauch sich aufblähen und verdunkeln die Wasser und wie über ihren rohen Glanz des Abends dunkles Purpurrot leuchtet wie in den Blitzen des Wetterleuchtens taubstumme Dämonen Red und Antwort stehen; das Chaos der Natursphinx, die vielleicht gar kein Rätsel birgt; die unausdrückbare Sehnsucht; die körperlose Welt der Träume, freigemacht im Schlafe, das ist das eigentliche Gebiet Tiutčevs. Daneben singt er vom Menschenkind, von den Menschentränen, die sich früh und spät ergiefsen, sich ergiefsen unerkundet, sich ergiefsen ungesehen, unerschöpft, ungezählt, wie die Regentropfen fallen in des tiefen Herbstes Nacht. Von seinen slawophilen Gedichten sprachen wir bereits; sein Rufsland ist nicht mit Sinn zu erfassen, nicht mit gewohnter Elle zu messen; nur zu glauben ist daran. »Diese armen Siedlungen, diese ärmliche Natur, der Langmut heimisches Land, du Land des russischen Volkes. Nicht wird fassen, nicht bemerken des Ausländers stolzer Blick, was durchscheint und durchleuchtet deine demütige Blöfse . . . In der knechtischen Gestalt hat des Himmels Herrscher segnend deine Fluren ganz durchwandelt.«

Im schärfsten Gegensatz zu Tiutčev, dessen förmlich unpersönliche Lyrik von ihren Natur- und Stimmungsbildern zu sozialen Fragen und Nöten sich nicht herabbequemt, nie dem Augenblicke dient, ist Niekrassov gerade durch seine publizistische, satirische, anklägerische Lyrik populär geworden; die höchst tendenziösen Lieder des russischen Béranger flogen von Mund zu Mund, verdrängten die Produkte der »reinen« Kunst und wurden eine gefährliche Waffe in der Hand des Polemisten. Die ganz unverdiente, unerwartete Not des Lebens zwang ihm den Beruf eines Journalisten, eines Massenschreibers endloser Romane und zahlloser Artikel auf, der förmlich nur verstohlen seiner Muse »der Rache und des Schmerzes« »mit den plötzlich strömenden Tränen von ihrem erbitterten Antlitz« dienen konnte. Über zwanzig Jahre lang lauschte die Jugend diesen galligen Strophen auf die Stützen der Gesellschaft, diesen erschütternden Klagen des Proletariers über sein unwürdiges Los, das er nur im Trunke vergifst, dieser düsteren Poesie der Grofsstadt

und ihres Elends, diesen begeisterten Hymnen auf die Geisteskämpen, auf Gogol, Bielinskij, Dobrolubov. Er begrüfste die Freiheit von 1861: »O Mutter Erde, über deine Ebenen fuhr ich noch nie mit solchem Gefühl; ich sehe das Kind auf den Händen der Mutter, es wallt mir das Herz im Lieblingsgedanken: zu guter Stunde bist du geboren, gnädig ist Gott, nicht erkennst du Tränen, von Kindheit durch niemand verschüchtert und frei, erwählst dir die Arbeit, die sich dir schickt, willst es, bleibst Bauer dein Lebelang, kannst es, zum Himmel ein Aar steigst du empor. In solchen Phantasien gibt's gar viele Fehler, biegsam und fein ist der menschliche Sinn, ich weifs es, statt leibeigener Fesseln haben die Menschen viel andere ersonnen, jawohl! Doch leichter entwirrt solche das Volk, darum, Muse, mit Hoffnung begrüfse die Freiheit!« Feinfühlige Geister, ein Turgeniev z. B., konnten sich nie mit dieser Poesie befreunden.

Eine Probe mag seine Art beleuchten. Wir sind im Eisenbahnwagen in der Herbstnacht mit ihrem frischen, leichten Froste. Der kleine Vania frägt den Vater-General, wer denn die Bahn erbaut hätte. »Die Ingenieure waren es.« Da mischt sich der Dichter ein: »Der Herrscher war's, der grimme, der Hunger; er trieb hier zusammen die Massen des Volkes, das sich das Grab schaufelte, zum Leben diese Einöden weckend.« Tote umschwärmen den Zug, blicken zum Fenster herein, singen ihr trauriges Lied: »Lieb ist's uns, unsere Arbeit zu sehen, wir erschöpften unsere Kräfte unter der Sonne Glut, in des Winters Frost, stets mit gekrümmtem Rücken, lebten in den Erdhütten, kämpften mit dem Hunger, froren im Wasser, krankten am Skorbut, es plünderten uns aus die Verwalter, es prügelte die Obrigkeit, es drückte die Not, alles durchlitten wir, wir Gotteskrieger, wir friedliche Kinder der Arbeit; gedenket ihr unser, die ihr unsere Früchte geniefst?« Besonders wird Vanias Auge angezogen von einem hohen, blonden, kranken Weifsrussen, mit dem Weichselzopf in den Haaren, mit den schlaffen Lidern, den blutleeren Lippen, mit der eingefallenen Brust, die immer auf die Schaufel er stützte, mit den Wunden auf den mageren Händen, mit den geschwollenen Füfsen. Fürchte dich nicht vor ihm, verbirg nicht das Gesicht mit dem Handschuh, bist ja nicht mehr klein; seine edle Gewohnheit zur Arbeit wär' doch nicht übel, dir anzueignen. Segne also die Arbeit des Volkes und

lerne den Bauer zu ehren; fürchte dich nicht um das liebe Vaterland, genug hat das russische Volk schon ertragen, hat auch diesen Eisenbahnbau ertragen, wird alles ertragen, was der Herr nur herabschickt, wird alles ertragen und wird breiten, hellen Weg mit seiner Brust sich noch bahnen. Schade nur, in dieser herrlichen Zeit werde ich nicht, auch du nicht mehr leben. Der Vater protestiert gegen diese dunklen Bilder und verlangt zur Herstellung des Gleichgewichts helle. Sofort dient mit solchen der Dichter: »Vollendet ist die Arbeit, in der Erde ruhen die Toten, in den Hütten die Kranken; es drängen zur Auszahlung alle; sie kratzen verdutzt die Köpfe; schuldig sind sie alle noch geblieben — wer könnte denn nachzählen, ob alles auch stimmt. Da kommt der rote, dicke Unternehmer angefahren, sich das fertige Werk anzusehen; den Schweifs wischt er von der Stirn, stemmt sich in die Seiten, dankt für ihre Mühe den »Jungen« (»Mützen ab, wenn ich spreche!«), läfst ein Fafs Branntwein springen und schenkt ihnen grofsmütig die Schulden. »Hurra!« rufen sie, heben den Unternehmer hoch. »Wäre tröstlicheres Gemälde nur möglich, o Herr General?« Mit derartigen Gedichten (z. B. das berühmte »Unterwegs«) hat er noch in den vierziger Jahren debütiert.

Dieser grimme Spott auf die Gegenwart verträgt sich mit Verherrlichung idealer Gestalten der Vergangenheit, der Dekabristenfrauen, der Fürstinnen Trubezkaja und Volkonskaja. Ihre Fahrt nach Sibirien, ihre Träume, die die Jugendherrlichkeit, die Bälle, das Ausland bei der Hochzeitsreise vorgaukeln, die düstere Wirklichkeit, der vergebliche Protest der Familien, der Obrigkeit, den ihre Standhaftigkeit überwindet, das erschütternde Wiedersehen ihrer Männer in den Tiefen der Bergwerke, — ein poetisches Denkmal, mag auch manche sentimentale Übertreibung mit unterlaufen sein, das diesen Charakteren von antiker Gröfse der dankbare Dichter gesetzt hat. Und auch anderer hat er gedacht, zeitgenössischer »Helden« der Intelligenz, doch ganz ohne antike Züge im Charakter, seiner »Sascha«, in der ländlichen Idylle passiert eine Geschichte à la »Rudin«; zärtlich gedacht der eigenen Verwandten, der liebenden Mutter namentlich. Es überwiegen heftige Selbstanklagen, Vorwürfe den Zeitgenossen, etwa in der Art des Lermontov, denen edle Wallungen, doch nichts zu vollenden gegeben war, die, noch auf der Erde weilend

doch längst schon tot sind. Sie lieben stark, hassen noch stärker und kommt's zu etwas, verletzen sie nicht eine Mücke, ja, man sagt sogar, die Liebe verwirrt ihnen den Kopf, doch nicht das Blut. Dafür verachte ich mich tief, dafs ich meine Jahre verlor, ohne jemand zu lieben, dafs lieben ich will, lieben die ganze Welt, und doch irre ich, ein Wildling, ohne Zuflucht, verwaist; dafs mein Groll stark ist und wütend in mir, und kommt es zu etwas, sterben die Hände mir ab. Wohl suchte ihn die Muse heimlich auf, sie flüsterte feurige Reden, stolze Lieder sang sie, doch plötzlich erklirren die Ketten und im Nu ist sie verschwunden. Ach, wie zitterte ich da vor Furcht! Wenn zugrunde ging der Nächste in Fluten substantieller Not, besang ich gar wohlgemut, Donner des Himmels, des Meeres Schrecken. Die kleinsten Diebe peitschte ich zur Zufriedenheit der grofsen, ob meiner Kühnheit erstaunten gar Buben, und ihr Lob entzückte mich. Unter dem Joch der Jahre krümmte sich meine Seele, ward stumpf gegen alles, und voll stolzer Verachtung wandte sich von nun an die Muse weg. Sogar der Bauern abgehärmte Gesichter befriedigen nicht meinen Blick, von ihrem Elend, ihrer mafslosen Geduld wächst nur der Groll in mir. Was liebst du nun, ungläubiges Kind, wo ist dein Idol verborgen?

Es ist die Mutter Natur, die des Zornes Musik verstummen lassen soll, aber den Zugang zur Natur findet Niekrassov nur durch den Bauer und unterscheidet sich dadurch von allen anderen Lyrikern. Er schafft die wunderbarsten Naturbilder, Szenen unbeschreiblicher idyllischer Lust, Szenen wilden, erschütternden Grauens, aber, wie bei Tolstoj, handelt es sich nie um den Zauber, das Weben der Natur selbst, sondern um den Menschen in seiner Abhängigkeit von ihr. Zum Bauer mufste aber Niekrassov, der Dichter Petersburgs, sogar seiner lockeren Schönen (»Als ich aus dem dunklen Irren durch der Überzeugung heifse Worte die gefallene Seele herausgerissen« usw.) früher oder später kommen, der soziale Dichter zum Fundament des »Bauernreiches«, zu seinen Millionen, dem Alpha und Omega Rufslands, namentlich damals, als die Emanzipation die Gemüter erregte. So wurde Niekrassov unter der dichterischen Intelligenz der bedeutendste Herold des Bauern und ist es bis heute geblieben. Auch hier offenbart sich eine doppelte Richtung, eine subjektive, anklägerische, ungeduldige, strafende, spottende und

eine objektive, aufgehend in der Schilderung des Bauernlebens selbst, ohne vorgefaſste Absicht oder Meinung, seiner Freuden und Leiden, seiner Tragödien, mitunter alles leicht idealisierend, stets von hoher künstlerischer Wirkung. Man vergleiche nur die Schilderung des Bauernweibes in der »Troika« (Dreigespann) und im »Frost-Rotnase«. Dort heiſst es: »Du wirst einen schmutzigen Bauer heiraten, prügeln wird dich der launenhafte Mann, die Schwieger zur Erde dich drücken; von der schwarzen, schweren Arbeit wirst du vor dem Erblühen abblühen, wirst sinken in unweckbaren Traum, wirst Kinder hegen, arbeiten und essen, und in deinem Antlitz voll Bewegung, voll des Lebens, erscheint auf einmal stumpfen Duldens Ausdruck und sinnloser, ewiger Schrecken, und bist du den Lebenspfad abgegangen, so begraben sie in feuchter Erde die unnütz erloschene Kraft, die durch nichts erwärmte Brust.« Und nun die Daria, das unglückliche Opfer des Frostes. Es gibt Frauen in den Dörfern der Russen mit des Antlitzes ruhigem Ernst, mit schöner Kraft in den Bewegungen, mit dem Gang, mit dem Blick einer Herrscherin, nur ein Blinder mag sie nicht merken, doch der Sehende sagt: »Geht sie vorbei, als wenn die Sonne einen anlacht, blickt sie einen an, als schenkte sie einen Rubel.« So eine ist Daria, aber schlimmes Los ist ihr Teil, tot ist der Mann — Arbeiter, sie muſs die Familie ernähren, des Mannes Arbeit auf sich nehmen; sie erfriert dann im Walde. Die Schilderung ihres Todes, das sich langsame Einschleichen und Einschmeicheln des Frostes, des Herrn in der Natur, ist auſserordentlich schön, wie der »Wojewode Frost« seinen Bereich durchwandert, nachsieht, ob richtig die Schneestürme des Waldes Pfade verweht, ob sie nicht wo einen Riſs oder Spalt, den nackten Boden gelassen, ob der Wipfel der Tannen bepelzet, ob schön das Muster auf den Eichen, ob fest geschmiedet die Eisschollen auf groſsem und kleinem Gewässer. So wandelt er über die Bäume, über das gefrorene Wasser, es spielt die grelle Sonne in seines Bartes Zotteln; da erblickt er sein Opfer, zuerst bricht er in ein Siegesgeheul aus, rühmt sich seiner Kräfte, ob ein Stärkerer und Schönerer zu sehen, wie er seine Eispaläste, seine Eisbrücken schmiedet: »In den tiefen Grabhügeln bereife ich die Toten, friere ihnen aus das Blut in den Adern, das Hirn im Schädel; dem bösen Dieb zum Leid, zum Schreck von Roſs und Reiter stelle ich des Abends im

Walde das laute Gekrache mir an; es fliehen hurtiger nach Hause die Weibleins, auf den Waldgeist schimpfend; noch lieber mag ich foppen die Trunkenen zu Fuſs und zu Pferde. Ohne Kreide weiſse ich das ganze Gefriſs, die Nase erstrahlt im Feuer, den Bart laſs ich an die Zügel frieren, kannst mit dem Beile dann hauen. Reich bin ich, mein Schatz ist nicht zu zählen und niemals wird weniger das Gut; meine Gebiete kleide ich ein in Perlen, Silber, Brillanten. Tritt ein in mein Reich mit mir, sei die Herrscherin in ihm, herrlich wird sich's im Winter regieren, im Sommer schlafen wir tief. Tritt ein, ich will dich liebkosen, erwärmen, den blauen Palast räum ich dir ein . . .« Langsam läſst er sich herab, bewegt seinen Stab, murmelt ihr sanft und sanfter: »Ist's dir warm?« Ja, warm, und selbst erstarrt sie, der Frost berührt sie, weht ihr den Hauch ins Gesicht, und stachlige Nadeln sät er von seinem grauen Barte auf sie . . . Und so war ihr lieb, seinen süſsen Worten zu lauschen — er nimmt die Gestalt ihres Prokluschka an —, daſs Daria die Augen sich deckte, das Beil zu den Füſsen ihr fiel. Es spielt auf den blassen Lippen der armen Witwe das Lächeln, weiſs sind und pelzig die Wimpern, in den Brauen die Nadeln des Frostes.

Zehn Jahre (1866—1876) schrieb er an dem satirisch-volkstümlichen Epos »Wem lebt sich's gut in Ruſsland?« Der Tod (27. Dezember 1877) hinderte die Ausführung des Lieblingswerkes; ganz im Stil des Volks ist es gehalten mit seinen kurzen Versen, mit der wunderbar volkstümlichen Sprache, mit dem eigenartigen russischen Optimismus der Verzweiflung. Es haben die Bauern beschlossen, nicht eher in die Häuschen zurückzukehren, noch Weib, kleine Kinder, die alten Leute zu sehen, bis sie nicht gefunden der strittigen Sache Schlichtung, bis sie nicht aufs genaueste erfahren, wem sich's in Ruſsland fröhlich nach Gefallen lebt. Wir begleiten sie auf ihrer Wanderung, auf dem breiten Weglein, umstellt mit Birklein, dem in die Ferne geworfenen, sandigen, stummen; auf den Seiten des Wegleins gehen schräge die Abhänge mit Feldern, Heuschlägen . . . Wir stoſsen auf Idyllen: wie der Pfaffe im Dorfe lebt; auf furchtbare Tragödien: wie Savelij mit Genossen den Tyrannen, den deutschen Verwalter, lebend eingegraben haben, was sie dafür trifft; auf die Klagen der Frauen: die Schlüssel vom Frauenglücke, von unserer freien Freiheit, verworfen sind sie und verloren bei

Gott selbst — die Väter, die in der Wüste lebten, die unbemakelten Frauen, die Bücher- und Schriftgelehrten suchten sie, fanden sie nicht; auf den Idealisten Grischa und sein hohes Lied von seinem Lande: »Arm bist du, bist reich, mächtig bist du und auch kraftlos, Mütterchen Rufsland. In Knechtschaft wahrtest du das freie Herz, das Gold, das Gold, das Herz des Volkes, des Volkes Kraft, die mächtige Kraft: ruhiges Gewissen, lebende Wahrheit; es verträgt sich nicht mit Unwahrheit die Kraft, durch Unwahrheit läfst sich kein Opfer aufrufen; es schläft wie tot das unbewegliche Rufsland. Doch ist in ihm entflammt unsichtbarer Funken, standen sie auf, ungeweckt, kamen ungebeten; von Silber, von Gold sind gehäuft die Berge, Streitschar erhebt sich, die nicht zu zählende, Kraft in ihr zeigt sich, die nicht zu bändigende. Arm bist du und reich, machtlos und kräftig, Mütterchen Rufsland . . .« Nicht zu vergessen der Zuruf an das Bauernreich, das trunkene, das ohne Mützen: »Mafslos ist Rufslands Trunkenheit, und habt ihr unser Elend gemessen? Ist Mafs für unsere Arbeit? Es wirft der Wein den Bauern, wirft das Elend ihn nicht? Wirft ihn nicht die Arbeit? Jedes Bauern Seele ist wie die schwarze Wolke, drohend, zornig, und Donner müfsten von hier donnern, blutige Regen giefsen, aber alles endet in Wein. Es kreist in den Adern das Schälchen und schon lachte die gute, die Seele des Bauern.« Und so wechseln die frohen Bilder (eines der herrlichsten, die Kinder auf dem Felde, beim Vater, beim lieben Pferdchen) und die Leiden und Klagen (die Totenklage der armen Mutter um ihren Demuschka, wie sie verwünscht die Herzlosen) in diesem Kaleidoskop der Natur. Zu den Versen des Niekrassov schreiben Levitov und Uspienskij die Kommentare in Prosa.

Keiner der übrigen Lyriker konnte mit Niekrassov wetteifern; ja sie wollten es nicht; statt seines oft harten, rauhen Verses, der ja wie ein Leitartikel sich anliefs; statt seiner Satiren (hierher gehört auch die satirische Tragikomödie, »Zeitgenossen«, in den beiden Teilen, die Jubelgreise und Triumphatoren, sowie die Helden unserer Zeit, 1875); statt seiner volkstümlichen Sachen, die ihn zu einem »narodnik« in der Poesie stempelten, dienten sie der blofsen Kunst, geschätzt von Kennern, beraten oft von Turgeniev, dem Feinschmecker, unbekannt dem grofsen Publikum, wenigstens der Jugend, die mit Pissarev auf den Kreuz-

zug gegen Poesie und Ästhetik eingeschworen schien. Ihnen fehlte das leidenschaftliche Temperament des grofsen Hassers Niekrassov, des verbitterten, der das Elend des intelligenten Proletariers so gründlich jahrelang verkostet hatte, ausgesetzt dem Verhungern und Erfrieren, Sohn reicher Eltern, verstofsen, weil er es gewagt hatte, auf die Universität statt nach der Militärschule zu gehen, den der satirische Hang schon als Schuljungen in Konflikte mit den Lehrern gebracht hatte, der ein unerbittlicher Beobachter der Schäden der höheren Kreise verblieb. Ihnen fehlte der soziale Zug; sie suchten sich gegen die antipoetische Strömung der Zeit zu stemmen, ihre eigenen Wege zu behaupten, unbekümmert um die Gleichgültigkeit der Menge, um die Parodien der Iskra. Es fehlte ihnen auch Tiutčevs prophetische Gabe, die, über die sinnliche Welt hinausgedrungen, vom Schauer des Unendlichen ergriffen scheint; auch Niekrassov, im Gegensatze zu Tiutčev, klebt ganz an der Erde, ist ausschliefslich Realist wie Tolstoj, aber er protestiert zugleich, treibt lyrische Propaganda, sein ideeller Gehalt sprengt oft die Kunstform, die in blofsem Reimgeklingel sich zu verlieren scheint. In diesen Nachlässigkeits- und Schönheitsfehler Niekrassovs verfielen allerdings die Majkov, Fet, Polonskij nicht; als Diener der reinen Kunst schufen sie gerade formell Vollendetes.

Sie sind fast alle gleichzeitig aufgetreten, 1840. Damals druckte auch Niekrassov seine erste Sammlung, »Träume und Töne«, die er dann aufkaufte und vernichtete. Sie haben zum Teil zusammen gedient, wenigstens Tiutčev, Majkov, Polonskij, in der Zensur für ausländische Drucke, wo sie mehr Ehrenwache gehalten als wütend darauf losgeschossen haben. Sie haben ein hohes Greisenalter in voller Frische erreicht, ein halbes Jahrhundert fast auf dem Parnasse »gedient«; denn es sind die richtigen russischen Parnassier. Die eigenartigste Physiognomie unter ihnen hat Majkov, einer seit vier Generationen litterarisch und künstlerisch hervorragenden Familie angehörig. Von seinen Brüdern ist der eine früh verstorben, der vielversprechende Kritiker Valerian, der andere, Leonid, war ein ausgezeichneter Litteraturforscher; er selbst wollte Künstler werden, wie sein Vater, aber die Erfolge seiner Verse liefsen ihn dem Pinsel untreu werden. Schon 1841 erschien die erste Sammlung seiner Gedichte, anthologische, anakreontische Sachen, und der alten klassischen Welt blieb er Zeit seines Lebens treu. Nicht als ob

er sich nicht auf andere Gebiete hinausgewagt hätte; er ahmt die nordische Edda nach, er dichtet den Sang vom neapolitanischen, närrischen Pulcinello, der in der unerwiderten Liebe zur Colombine, in seinem unverstandenen Pathos auf der Bühne Ziel allen Spottes wird. Ihn zieht Italien, ziehen Glaubenskämpfe an, Savonarola, Hus in Konstanz, das Konzil von Clermont u. a.; er wird sich in altrussischen Balladen, wie A. Tolstoj, sowie in modernrussischen Stoffen, »Die Prinzessin«, Tragödie in Oktaven von einer jungen Nihilistin versuchen, aber es zieht ihn doch immer wieder zur Antike. Sein gröſstes Werk, mit dem er sich dreiſsig Jahre lang herumgetragen hat, ist die lyrische Tragödie »Zwei Welten« oder »Die beiden Rom«, etwa derselbe Vorwurf, den Quo Vadis des Sienkiewicz nach einem Vierteljahrhundert wieder aufnahm, dessen Petronius bei Majkov eben Decius heiſst, der Gegensatz des cäsarischen und christlichen Roms, des Sittenverfalls, des krassesten Materialismus und des himmelwärtsstrebenden Idealismus mit der Fülle plastischer Figuren. Und neben diesem Drama, zu dem auch die »Drei Tode«, des Seneka usw. gehörten, eine Fülle der schönsten anthologischen Sachen; ja, im Gegensatze zu den vor dem Tode so zurückschreckenden Turgeniev oder Tolstoj erscheint ihm nach der antiken Auffassung der Tod als der Menschheit alter Freund, doch flieſst die christliche Vorstellung herein: dies Leben ist Traum und Traumvision, Mirage in nackter Sandwüste, nur im Tod ist volles Vergessen all dieser Lüge, Beruhigung, Traum in Gottes Schoſs und ohne Traum, und wiederum: das Leben ist kein Traum noch Traumvision, nein, ein heiliges Licht, das mir für den Augenblick himmlische und irdische Welt erleuchtete, und der Tod, kein Augenblick der Vernichtung in mir dieses lebenden Ich, sondern ein neuer Schritt und Aufstieg zu höheren Sphären des Seins.

Dagegen sind Fet (Schenschin, die Namensgeschichte etwa der von Herzen-Jakovlev ähnlich) und Polonskij schwieriger auseinanderzuhalten. Fet hält sich ausschlieſslicher an russische Themen, Polonskijs Muse weilt viel im Auslande, Italien, Orient usw.; Fet ist vielleicht gröſserer Künstler der Form. Er versucht das Schwierigste, leistet sich sogar ein Gedicht aus lauter Substantiven, ohne ein Zeitwort: »Schatten der Nacht«: Flüstern, scheues Atmen, Triller der Nachtigall, Silber und Wiegen des

schläfrigen Baches; Licht der Nacht, der Nacht Schatten, Schatten ohne Ende, Reihe zauberhafter Wandlungen des lieben Gesichts, in Rauchwölkchen Rosenpurpur, Bernsteins Abglanz; und Küsse und Tränen und Morgenrot, Morgenrot. Ungleich einseitiger, begnügt er sich in seinen meist kurzen, gefeilten Gedichten, wie Tiutčev, mit dem Naturbild, das auf Menschen und Seele kurz übertragen wird. Polonskij ist vor allem gedankenreicher, die Skala seiner Töne ungleich mannigfacher; er verstieg sich mitunter zu sozialer Poesie, er wagt auch ein gröſseres Ganze, versucht sich im Volkston nicht ohne Glück. Bei Fet imponiert die Frische der Sinne, der sinnlichen Dichtung, bis in seine siebziger Jahre erhalten; da erinnert er geradezu an Anakreon, scherzt von sich 1888 (geboren 1820), warum er, ein halber Bewohner des Grabes, von Liebe zu singen wage: ich zehre mich ab und singe, du hörst und bist entzückt; in des Greises Melodien lebt dein jugendlicher Sinn; so singt auch im jungen Chor die alte Zigeunerin allein noch mit. 1886 singt er vom Stelldichein: »Von Unruh erfaſst, warte ich, warte hier auf dem Wege, den Pfad entlang durch den Garten versprachst du zu kommen — zwei Strophen allerlei Töne in der Natur, die das verschärfte Gehör gierig aufsaugt — still unter dem Schatten des Waldes schlafen die jungen Sträuche. Ach, wie roch es nach Frühling, traun, das bist du!«

Die Dichtungen von Polonskij sind gedanken-, gehaltreicher, eine edle, sympathische Persönlichkeit — nichts von dem geistigen Sybariten, an den Fet mitunter erinnert — spricht stets zu uns: wie reizend ist das Kindergedicht von Sonne und Mond, wie Sonne aufträgt dem Monde, anzuzünden die Laterne, auszukreisen die Erde, nachzusehen, wer da weinet, wer da betet, wer die Leute nicht läſst schlafen; am Morgen erstattet der Mond getreulichen Bericht, war ruhig die Nacht, geht heiter auf die Sonne, sonst im Nebel, es weht der Wind, es regnet, Amme geht nicht in den Garten, nimmt das Kind nicht mit! Polonskij versucht sich in griechischen und andern historischen »Balladen«: Kassandra, Prometheus: »Ich ging unter Felsen, im Nachtnebel gehüllt, den blinden Menschen trug ich das göttliche Licht, Liebe, Befreiung von Schrecken und Zauber und Durst der Erkenntnis und schöpferische Gabe; auf einmal zerriſs der Vorhang der Nacht, es sprühten in die Weite die Blitze des Zeus, es erwachten

die Götter, vom Lager die Göttinnen erhoben sich mit ängstlichem Schreien die Welt erschreckend usw.«; in modernen Erzählungen — »Anna Galdina«, von einem Bänkelsänger vorgetragen, doch nicht in seinem Ton ist diese anmutige Liebesgeschichte gehalten; vorher »Mimi«, eine Liebesgeschichte am Meere, mit wunderbarem, landschaftlichem Detail; er begrüfst Dichter und Dichterfeiern — Fet, Nadson, das Puschkinfest usw., stellt den Dichter hoch auf die Zinnen der Zeit (bleibe hier, bis dich jemand ersetzt), über das egoistische, wilde Gewühl, das seiner nicht wert ist; und am Abend des langen, tätigen Lebens, da ausgeprefst ist die Zitrone, nicht weggeworfen die Schale, in dem Ton der Abendglocken schallt ihm noch Begeisterung — für die Nacht, Ruhe — für den ewigen Frieden entgegen.

Das war der poetische Dreibund, der unverzagt durch das sozialistische und realistische Lärmen der sechziger und siebziger Jahre, einem neuen Aufblühen, Wiederkehren der Poesie entgegensah. Sie waren nicht die einzigen. Von A. Tolstoj sprachen wir bereits; vor ihnen noch wäre zu nennen gewesen der Jugendfreund Herzens, Ogarev, der ihm dann in die Verbannung folgte, den »Kolokol« herausgeben half und politische Broschüren schrieb, von Haus aus Dichter, Byronist, Pessimist, dessen Muse jeglicher freudige, energische Aufschwung zu fehlen scheint: o wäre nur der langweilige Tag vorbei, ach, wie schön, dafs alles lautlos ward, — doch nicht kommt der Schlaf, des Dunkels lange Weile drückt! Was will ich, alles, mit gewaltigem Sehnen, nach Wissen, nach Taten, nach Liebe; des Lebens ganzes Zittern will ich fühlen, und im geheimen fühle ich, dafs vergebens alles Sehnen, dafs geizig das Leben, dafs ich im Innern kranke . . . den Lebensbecher trinke ich Schluck für Schluck, und immer deutlicher wird sein leerer Boden, und verwegene Kühnheit scheinet das Leben! — Pessimist wurde auch Pleschčejev, der mit so kühnen Hoffnungen, antreibend zur Tat die Freunde, aufs Jugendmeer hinausgesegelt war, der sich so viel versprach von dem Wecken der Schlafenden, von dem Brandmarken der Verbrecher, voll des Glaubens, dafs nahe der Auferstehung Augenblick, — schon blitzt aus den Wolken der Wahrheit Strahl. Statt dessen blitzten auf dem Semenover Platz die Gewehrläufe dem Petraschevzen entgegen; doch ward er, wie Dostojevskij, begnadigt, kehrte nach Jahren nach Petersburg zurück; nur seinen Optimismus, alle

Hoffnungen, alle Freude hat er in Sibirien gelassen. »Bekannter Gesänge Töne, werden sie euch ereilen, Freunde meiner verlorenen jungen Jahre, werd' ich eueren brüderlichen Grufs vernehmen . . . nichts Tröstliches sehe ich um mich, überall Nacht und Nacht, wohin das Auge du lenkst; früher Frost schlug schonungslos nieder sorgloser Jugend geliebte Blumen . . . Dafür tauschte ein meine Seele schwere Enttäuschung in sich, die Überzeugung von des Kampfes Fruchtlosigkeit . . . aber was des Lebens harter Druck nicht ertöten konnte, habe ich selbst, der träge Knecht, in die Erde verscharrt, schlofs oft mit dem Bösen den schimpflichen Frieden, blieb taub auf strenger Wahrheit Zuruf; o, wie schmerzt meine Seele, wie quält mich der Henker — Gewissen, und im Buche der Vergangenheit lese ich mit Scham eines fruchtlosen Lebens Geschichte.« — Diese ganz subjektive Lyrik der Klagen und Vorwürfe charakterisiert am besten Pleschčejev, der sich sonst auch im Niekrassovschen anklägerischen Stil versucht und als Übersetzer verdient gemacht hat. An die Parnassier wiederum reiht sich an Schčerbina, mit griechischem Blut in den Adern, in seinen griechischen, anthologischen Liedern mit Majkov wetteifernd, sonst ein ganz einseitiges Talent; vielseitiger, namentlich als trefflicher Übersetzer aus Anakreon oder Theokrit, aus Béranger oder polnischen Dichtern, war Mej, der sich in Nachdichtungen des Alten Testamentes, namentlich des Hohen Liedes, in Balladen und Dramen aus dem altrussischen Leben, besonders »Die Plessoverin« (Pskovitianka) und »Iwan IV.«, wertvoll durch seine lyrischen Partien, mit Glück versucht hat. In diese lyrische Symphonie stimmten auch zwei Dichter aus dem »Volke« ein: Nikitin, aus demselben Voronež, dem wir Kolzov verdanken, und Ssurikov, beide mit Not, mit Mangel an Bildung kämpfend. Ssurikov, der jüngere, behält nicht die Züge seiner Abstammung; seine Wiege könnte ebensogut im Edelhof wie in der Bauernstube gestanden haben; er singt Lyrisches, Balladen u. dgl.; dafür ist Nikitin wirklich Fortsetzer von Kolzov. Sein bekanntestes Werk ist der »Kulak«, wie Lukič seine Tochter zwingt, den Ungeliebten zu heiraten: die Einzelheiten, von dem Lärm des Jahrmarktes an bis zur Hochzeitsfeier, wie dann der verschuldete Lukič vergebens selbst Hilfe sucht bei dem reichen harten Wucherer, sind lebenswahr wiedergegeben, die Moral des Ganzen eine wenig erfreuliche: Klage über kleinliche Not und

ihren Druck, die nicht wie der Blitz einschlägt, sich einschleicht, daſs auch der Fuſsboden nicht knarrt, dafür würgt, würgt, bis das Opfer erstickt. Bedeutender vielleicht als diese Volkserzählung — denn ihre Kleinstädter hängen mit dem Volke noch zusammen — sind seine Naturbilder, die Beschreibungen der Mühle, der Winternächte, des Friedhofes mit seinem verscharrten Kummer; am Kindergrab, trotz der reizenden Natur ringsum, heiſst es: Schlaf, Kindlein, kaum wäre es ja wert, zu erwachen, über Menschenleid das Herz brechen zu machen; die Burschen auf der Pferdehut, das ganze Dorf überhaupt, seine Pracht beim Sonnenuntergang, des schwarzen Fleckens des Menschen auf diesem feurigen Hintergrunde, des Naturlebens in Wald und Feld.

Nikitin interessierte durch sein eigenes Ringen sowie durch den Hinweis auf das Volk, das ja noch lange im Vordergrunde des Interesses stehen sollte; schon sein Auftreten mit patriotischen Liedern während des Krimkrieges hatte ihn bekannt gemacht; sein »Kulak« fand warme Aufnahme, aber rasch verstummte der Dichter für ewig, Kolzovs Lebensdauer nur wenig übertreffend. Wie unpoetisch jedoch die Zeit im Grunde war, zeigt das Schicksal zweier anderer Dichter: Slučevskij und Apuchtin; sie treten schon in den sechziger Jahren mit ihren Liedern auf, ziehen sich vor dem positivistischen Trubel scheu zurück, um erst nach Dezennien wieder hervorzutreten. Apuchtin ist der unbedeutendere; seine Gedichte mögen formell vollendet sein, sie lassen uns kühl; interessanter fast sind seine Erzählungen. Dagegen hat der Dichter-Philosoph Slučevskij namentlich im letzten Dezennium (er starb 1904) Beifall gefunden, sich in eine der ersten Reihen zu stellen gewuſst; man nannte ihn sogar »König der zeitgenössischen Poesie«; er ist Lyriker, leistet im beschreibenden Gedicht Auſserordentliches; aus den »Liedern aus dem Winkelchen« sei wenigstens seine Psychologie Ruſslands angeführt: Ein Land, beraubt lebender Schönheit; findest in ihm nur Andeutungen und Striche; alles darin, nicht hell, voll von Schatten, beginnend sogar bei den Menschen; weinen sie, ist seicht ihr Kummer; lieben sie, so lieben sie nur leicht; ewig verwirrt, unruhig sie blicken, alle, als wenn sie etwas verschwiegen. Diese Blaſsheit ihrer Menschenart ist der Natur selbst entsprossen: Ketten schräger, kleiner Hügel, ungastliche Tiefe von Wäldern, Flüsse, die ihre Wellen wie im Schlafe ergieſsen; ein ewig

grauer, feuchter Horizont, die grimme Kälte des strengen Winters, die Tage zu kraftlos, um aus dem Nebel herauszukommen, schweigende Glätte uferloser Ebenen; eine Reihe unvollendeter Bilder; es hat ja jemand an sie gedacht, sie gezeichnet, — die Stifte warf er weg, selbst schlummerte er ein! Sein Schneegestöber (»Im Schnee«) läuft dahin, hier unbemerkt, dort offener, windet sich, krümmt sich an Steinen und Stämmen; es ging durch die Steppe, bricht sich auch durch den Wald, das Sinnlose ringet mit dem mächtigen Raum. Auf die Steppen sich's wagte, in die Berge es drang, in die dunklen Einöden, in die Klüfte sich's bohrte; es kriecht aus totem, faulendem Moor zu fester Höhen hellen Zacken; es klebt am Rande moosiger Klippen; es springt ohne Brücken und Böschungen; es führt dir zuweilen ein Stückchen auf, dafs dem Wanderer das Herz erstarret; da läuft es irgendwo frech herauf, in der Luft wie scherzend bleibet es hängen und reifset sich nieder und vergehet heimlich in Gottes Wüstenei, der schlafumfafsten. Während namentlich die älteren Lyriker — Tiutčev, Fet u. a., und besonders Niekrassov — in Übersetzungen weit verbreitet sind, ist Slučevskij im Auslande unbekannt geblieben.

Als endlich in den achtziger Jahren die Litteratur von den unmittelbaren Aufgaben, den Übeln des Tages, von der Bauern- und anderen Fragen zurückgewichen war, als die neue Reaktion das Aufkommen der ästhetischen Richtung begünstigte, wälzte sich eine lyrische Flut heran, die poetische Ebbe der vorausgegangenen drei Dezennien wettzumachen. Die Zahl der Dichter wuchs beängstigend; die wenigen alten, Fet mit seinen vier Sammlungen »Abendfeuer«, Polonskij mit seinem »Abendläuten«, verschwanden fast unter der drängenden Menge; kaum würde eine ganze Seite nur ihre Namen aufnehmen, und noch schwerer würde es fallen, nach charakteristischen Zügen, nach scharf gesonderten Physiognomien auszuspähen. Diese lyrische Welle ist noch immer nicht im Abebben begriffen, in letzter Zeit verstärkten und färbten sie sogar Dekadenten.

Der populärste, der mit am meisten zur neuen lyrischen Mode beigetragen, der sympathischeste ist der frühe, im 24. Lebensjahr verstorbene Nadson, eine zarte, empfindliche Natur, nervös unruhig, Pessimist, traurig, wie die gleichzeitige Jugend, ohne festes Wollen, ohne festen Glauben, aber human und edel zu-

gleich, mitfühlend, mitleidend, harmonisch im Ausdruck, überzeugend, weil innig und echt. »Es starb meine Muse, nicht lange erheiterte sie meine einsamen Tage; es fielen ab die Blüten, es verloschen die Feuer — undurchdringliche Nacht, schwarz wie das Grab« —, aber »diese Stimme mit dem nervösen Zittern, wie des Bruders Stimme in öder Stunde, ward aufgefangen von entflammter Jugend, von der Frauen wachen Seele,« singt von ihm Polonskij. »Kraftlos ist mein kranker, blasser Vers, kühl und kläglich unsere arme Sprache,« doch schufen sie Unvergängliches: »Mein Freund, mein Bruder, du müder, leidender Bruder, wer du auch bist, lafs nicht sinken den Geist; lafs Unrecht und Böses machtvoll herrschen über die tränengebadete Erde, lafs zerschlagen sein und verachtet das heilige Ideal und unschuldiges Blut sich ergiefsen, — glaub mir, es kommt die Zeit, es fällt der Baal, es kehrt auf Erden Liebe zurück. Nicht in dem Dornenkranz, nicht in dem Druck von Ketten, nicht mit dem Kreuz auf den gekrümmten Schultern, sie kommt in die Welt mit ihrer Kraft und ihrem Ruhm, mit der glänzenden Leuchte des Glückes in Händen, und es gibt auf der Welt nicht mehr Tränen noch Feindschaft, nicht Gräber ohne Kreuze, nicht Sklaven, nicht Not, die ertötende, lichtlose Not, nicht Schwert, noch die Pfahle der Schande. O mein Freund, nicht ein Traum ist diese lichte Ankunft, nicht blofs leere Hoffnung; sieh dich um, das Böse ringsum drückt schon über die Mafsen, die Nacht ringsum ist schon über die Mafsen schwarz; die Welt wird müde vor Qual, wird ersticken im Blut, wird schlaff von dem sinnlosen Kampfe und erhebt zur Liebe, zur uneingeschränkten Liebe die Augen, voll schmerzhaften Gebetes.« Diese sanguinische Gewifsheit hält nicht lange vor; verzweifelnde Skepsis bemächtigt sich des Herzens: im Kampf und Wirrwar der Weltschöpfung ist das einzige Ziel die Ruhe des Nichtseins! Für ewige Qualen gibt es kein ewiges Paradies, auch dies würde ebenso kläglich, unbedeutend, zwecklos werden.

In wenigen Jahren erlebten zehn Auflagen die Gedichte dieses Jüngling-Dichters, den die gerade unter Rufslands Schriftstellern so grausam wütende Schwindsucht wegraffte. Sie läuteten förmlich ein die neue lyrische Epoche. Ihre Zeichen: Vollendung der Form, aufserordentlicher Sinn für plastische Naturbilder — darin ähneln sie ganz den »Parnassiern« — auf dem Grunde ihrer

Träumereien tiefe, zersetzende Skepsis. »Drei Gaben,« singt einer ihrer Besten, Fofanov, »schickte der Himmel herab zur Welt, die traurigen Herzen zu trösten. Schön ist ihr Anfang, doch bitter das Ende. In Strahlen, in Blüten, im Wirbel des Genusses huscht der Genius auf, blitzt vorbei und birgt sich wie ein Traum; in der Welt des Dunkels leuchten uns Glücksträume als Sterne des Heils, aber ihre Zauberblumen versengt böse Erfahrung im grimmen Sturm. Die Liebe, hell, den Göttern ähnlich, schenkt uns Verzücken und süfse Töne. Ach, lieber Freund, langweilig wird sie uns auch!« Wie schön schildert er das Erwachen des Frühlings: »Alles schmilzet, alles tauet; trübe lief der Schnee uns an, Silberregen fällt vom Dach . . . Letzte Tränen des Frostes küsset weg rötliche Sonne, der letzte Traum des Winters klinget und rauchet und tauet, doch schmerzlich lauscht's sich dem neuerwachten Tosen; den Frühling fromm begrüfsend, sinne ich schweren Sinn. Alles schmilzet, Hoffnungen und Jahre, und einstigen Liebens Gedächtnis zerschmilzt wie das Eis der erwachten Natur, verlieret sich ohne Rückkehr, und Freundschaft ist wie Glück, nicht ewig, und das Herz, wie die Tränen, erkaltet, und alles, was im Herzen wir hätscheln, verläfst das müde Gedächtnis.«

Und so stets. Der Meister der Form und des Bildes begnügt sich in den seltensten Fällen mit dem Naturereignis, mit einem frohen, dankbaren Gefühl. Er läfst im Frühling die erwachte Fliege in den Lazur des Sonnentages heraus, wundert sich, was damit will das Kind der Zimmerluft, lästig wie ein Werktagsgedanke, gefräfsig wie irdische Habgier, fliege du, fliege, o könnte mit dir mich verlassen der Kummer der Sorgen! Oder: der Leiermann läfst zur Freude der Kinder seinen kläglichen Kasten erschallen, da öffnet sich das Fenster, zarte Finger einer zitternden Hand lassen fallen ihm Münzen, wie Tränen, damit er gehe, stumm bleibe der Hof, süfser schlafen in tonloser Stille die zerrissenen Saiten einer zerrissenen Seele. Kein Wunder daher, dafs bei Merežkovskij die Natur den Menschen anherrscht: »Alles gab ich dir, Leben, Jugend, Freiheit, und in dieser herrlichen Welt wufstest du nicht ein einziges Mal glücklich zu sein wie alle, wie das Tier im Walde, im Äther die Schwalbe und im Silbertau die schlafende Blume, die Freude des Seins zerstörst du mit Zweifel, fort, ekelhaft bist du mir, der Kraftlose und Kranke! Mit dem forschenden Verstand und der stolzen

Seele suche dir Glück ohne mich, wie du weifst.« Minskij (Pseudonym für Vilenkin) feiert das wohltätige Gewitter, das die endlose Dürre unterbrach. Er tritt in den wohlriechenden Garten und sieht ein Nest vom Gewitter zerschellt, wie die trostlose Mutter über ihm kreist, und denkt, könnte doch diese Mutter in ihrem Kummer erkennen, dafs dies Unwetter ein ganzes Land rettete! Ach, was ist das heimische Land, wenn zerstört ist für immer das heimische Nest! Frug spricht von der Hoffnung als Anker auf dem Lebensmeer und fügt hinzu: »Spott ist dies höchstens und Trug. Kannst du den Anker auswerfen, wie seicht ist das Meer vor dir! Wenn grundlos aber das Meer, was soll dein kläglicher Anker?«

Vertreten sind alle Stände, angefangen von dem Grofsfürsten Konstantin, dem Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, dem Interpreten und Darsteller des Hamlet mit seinem bescheiden-anmutigen lyrischen Talent; Fürst Zertelev, mehr Philosoph als Dichter, wie Wladimir Soloviev; Graf Golenischčev Kutusov mit seinen Kriegsliedern und dem erzählenden Gedicht »Die Dämmerung« usw., bis herunter zu dem Autodidakten Frug, dem Sohn eines jüdischen Kolonisten, der mit Vorliebe althebräische Themen heranzieht. Einige von ihnen sind in das Lager der Dekadenten hinübergegangen, so Vilenkin (Minskij), so Merežkovskij, zu den Briusov, Sologub, Balmont usw.

Die Dekadenten bilden die jüngste und vorläufig immer noch dünnste Schicht der Lyrik und des Dramas; ihnen war der Boden von vornherein nicht günstig. Für das Publikum, ja, für den gröfsten Teil der Kritik, zumal der auf die soziale, anklägerische, »bürgerliche« und die volkstümliche Lyrik eines Niekrassov Eingeschworenen mufsten Dekadenten und Symbolisten mit ihrer streng individualistischen Dichtung, die die beliebten altruistischen Motive geradezu verpönte, mit ihrer aufserordentlichen, mimosenhaften Feinfühligkeit, mit ihren fast instinktmäfsigen Reflexen auf alle Wirkungen der Aufsenwelt, mit ihrer souveränen Verachtung aller »bürgerlichen« Katechismen, absichtlichen Entfremdung vom Volke, aller Scheu vor der Banalität des Alltäglichen, nur einen befremdenden, beunruhigenden Eindruck machen. Den an liberale und bäuerliche Kost Gewöhnten konnte diese raffinierte Ästhetik, auch ohne ihre Übertreibungen, den groben Gaumen nicht reizen. Sie rächten sich durch schonungslosen Hohn, und man darf füglich behaupten, dafs das Publikum die

Dekadenten meist nur aus den Parodien und Persiflagen kennt, die namentlich der Feuilletonist der »Neuen Zeit«, Burenin, zu fabrizieren nicht ermüdet. Sein billiger Spott wird schliefslich vergehen, aber die Dekadenten bleiben und mit ihnen eine Verjüngung der Poesie, ihres Inhalts, ihrer Formen. Rufsland ist von dieser Bewegung zuletzt ergriffen, ein grofses, führendes Talent scheint noch nicht erstanden. Der nüchterne, realistische Zuschnitt russischen Geistes kann diese Bewegung nicht fördern, aber sie ist da, kann nicht totgeschwiegen noch totgelacht werden; in eine litterarhistorische Perspektive lassen sich ihre Werke und Schöpfer vorläufig nicht bringen, wir verzichten daher auf die Nennung von Namen.

Eine noch geringere Rolle als unter Romanschriftstellern spielen die Frauen unter den Lyrikern; es gibt keine, die den Ruhm ihrer deutschen oder polnischen Schwestern (Konopnizka) teilen könnte. Ja sogar die einstige Bedeutung oder Bekanntschaft einer Rostopčina, der Dichterin der Bälle, oder einer Žadovskaja, der elegisch-melancholischen Betrachterin der Natur, der entschwundenen Vergangenheit, können die modernen Dichterinnen, Beketova, Solovieva, aus der bekannten Moskauer Familie von Litteraten und Forschern, u. a., nicht beanspruchen.

Zuletzt sei noch der Übersetzer gedacht. An Übersetzungen grofsen künstlerischen Wertes fehlt es ja nicht seit den Tagen von Puschkin, der Mickiewicz u. a. nachdichtete; bei einzelnen nimmt dann die Übersetzung einen weiten Raum ihrer Produktion ein, z. B. bei Fet, dessen »Horaz« (alle Werke) das selbständige Schaffen räumlich übertrifft, bei Mej, der Schiller u. a. übersetzt; andere endlich widmen sich fast ausschliefslich dem Übersetzen, so Gerbel, der im Verein mit anderen Schiller, Goethe, Shakespeare, Byron der heimischen Litteratur einverleibte; M. Michajlov, als »Verbrecher« — natürlich politischer — nach Sibirien deportiert und dort bald darauf gestorben, der vor allem Heines Lieder den Russen nahegebracht hat, aber auch vieles andere meisterhaft übersetzte; war übrigens selbst als Belletrist tätig, z. B. mit dem Roman »Zugvögel«, aus dem Wanderleben der Provinzschauspieler, nicht zu verwechseln mit Michailov-Schefer; Weinberg, der Tragödien Shakespeares, Byrons, Shelleys, Gutzkows, dann Goethe und Heine übersetzte usw.

Neunzehntes Kapitel.

Die Novellisten.

Erschöpfung der Litteratur. Vorwiegen kleiner Formen, namentlich der Novelle und Skizze. Zurücktreten der Narodniki. Novellisten-Pessimisten wie Garschin. Korolenko und Potapenko. Čechov und Gorkij. Andrejev. Schlufs.

Augenblicklich ist der russische Boden vollkommen erschöpft, kann moderne russische Musik gröfsere Beachtung in Europa beanspruchen als moderne russische Litteratur.

Ihr Erfolg war ein beispielloser, und doch ist sie noch gar nicht voll gewürdigt. Die Schuld liegt an den Vermittlern, an den Übersetzern, die, Schundwaren bringend, an dem Wertvollsten vorbeigehen. Was den Geschmack dieser merkwürdigen Menschen leitet, wird nie klar; sie übersetzen z. B. Nikolaus Potiechin statt des Aleksej Potiechin, sie übersetzen Potapenkos Dramen, die in Rufsland höchstens der Theaterkassierer achtet, sie übersetzen Danilevskijs historische Romane, Romane aus der Gesellschaft, die in Rufsland selbst niemand mehr liest usw. Die Übersetzungen selbst sind oft gar nicht aus dem Russischen, sondern aus dem Französischen gemacht und der die »Anna Karenina« zuerst, natürlich aus dem Französischen, übersetzte, liefs alle echt Tolstojschen Kapitel einfach weg und machte daraus eine gewöhnliche Ehebruchsgeschichte eines Boulevardiers. Erst langsam wird Wendung zum Besseren bemerkbar, aber die alten Sünden sind lange noch nicht gutgemacht. So lese ich z. B., dafs Dostojevskijs »Dämonen« nur in einer einzigen deutschen Übersetzung vorhanden sind, »die an ungenügendem Verständnis des russischen Originals leidet, den Sinn manchmal entstellt und verdreht und daher nicht empfohlen werden kann«. Dabei handelt es sich um ein Werk, das tausend deutsche und französische Romane aufwiegt. Hierzu kommt Verschiedenheit der russischen Verhältnisse, die bei demselben Worte, z. B. »Kaufmann«, »Adliger«, »Student«, »Bauer« usw., auf völlig anderes, dem Deutschen Unbekanntes abzielen, wodurch das Verständnis erschwert wird. Und nun erst die Sprache! Weil in das Deutsche

am meisten übersetzt wird, aus allen Zungen aller Weltteile, gilt als Axiom, dafs das Deutsche für Übersetzungszwecke am meisten sich eigene. Aber, um von anderen Sprachen zu schweigen, gegenüber dem Russischen versagt das Deutsche vollständig; der gewissenhafteste Übersetzer nimmt den Ton zu hoch oder zu niedrig, kann nie den richtigen treffen. Es liegt dies an der Sprache; alle Feinheiten des Russischen gehen im Deutschen vollständig verloren. Der Russe kann sogar sein Zeitwort deminuieren, zärtlich oder familiär ausdrücken, der Deutsche nicht einmal sein Adjektivum; während der Russe statt von einem malyj, milyj usw. von einem malenkij, milenkij usw. spricht, mufs es der Deutsche bei klein, lieb usw. bewenden lassen; ebenso verhält es sich mit den Vergröberungsworten usw.; der russische Ausdruck ist ungleich konkreter, sinnlicher, anschaulicher, der deutsche abstrakter, blasser. Man vergleiche nur einen Turgeniev im Original und in der besten Verdeutschung, um den kolossalen Unterschied zu ermessen, und Turgenievsche Prosa ist noch die übersetzbarste. Man versuche es aber mit Dostojevskij oder Levitov, da bleibt nur ein roher Abklatsch.

Trotz dieser zum Teil unvermeidlichen, zum Teil durch geringe Sorgfalt des Übersetzer-Verräters bedingten Mangelhaftigkeit der Übersetzungen nach Zahl und Wert war der Erfolg des russischen Romans — denn nur um diesen handelte es sich — ein in den Annalen der Litteraturgeschichte beispielloser. Die Litteratur, die man als einen auf fremdem, ungünstigem Boden kümmerlich vegetierenden Ableger Europas, höchstens etwa als Treibhauspflanze, von oben herab zu betrachten gewohnt war, falls man überhaupt von ihr Notiz nahm, erwies sich als reich an imposanten, originalen Erscheinungen, denen man sogar im eigenen, alten, reichen Schrifttum nichts zur Seite zu stellen hatte. Man nenne ja die Werke, die mit »Krieg und Frieden«, »Verbrechen und Sühne« auch nur verglichen werden könnten! Es zeigte sich der erstaunten Welt, dafs die Russen im Realismus und Naturalismus, ohne Zolasche Pornographie, in unergründlichen Tiefen der menschlichen Psyche als Pfadfinder allen vorangegangen waren, dafs ihnen, den zuletzt zu dem Weinberg Gerufenen, die Gnade des Herrn ebenso zuteil ward, wie denen, die sich seit Tagesanbruch abmühten. Ja, sie wiesen Sachen, die den Europäer irritieren mufsten, eine Analyse, die vor keinem

der geheiligten europäischen Popanze respektvoll Halt machte, eine Menschenliebe, ein Aufsuchen vor allem des Göttlichen im Menschen, in dem verworfensten sogar, die alle europäischen Begriffe von Moral, von Idealen einfach verhöhnte. Und die Russen hatten dabei schweres Spiel; denn ein Ibsensches Drama findet eher Verbreitung als der mehrbändige, weitschweifige, stillose russische Roman.

Einzig war auch das Zusammendrängen von beispiellos zahlreichen Talenten auf eine kurze Periode. Wie weit liegen z. B. in Deutschland die Geburtsjahre seiner Klassiker auseinander, wie nahe zusammen die der russischen; nur Tolstoj entfernt sich etwas mit seinem Datum 1828, sonst sind sie alle um 1820 geboren, Dostojevskij 1821, Turgeniev 1818, Niekrassov 1821, Grigorovič 1822, Ostrovskij 1823 usw., und alle zusammen sind noch in den vierziger Jahren, noch unter den Auspizien von Bielinskij, wiederum mit Ausnahme von Tolstoj, aufgetreten: Lyriker, Dramatiker, Romanciers, Novellisten. Aber der Boden hat sich vorläufig erschöpft, die Tätigkeit der grofsen Periode setzen vorläufig nur Epigonen fort; es fehlt nicht an Schriftstellern, es fehlt an hervorragenden Talenten, die eigenartigsten, vielversprechenden sind entweder früh verstummt oder ihre Produktionskraft ist überhaupt keine gröfsere, bescheidet sich mit kleinen und kleinsten Schöpfungen.

Zum Teil lag dies an den Verhältnissen selbst. In den sechziger und siebziger Jahren frohlockte man, dafs endlich neben dem verzärtelten, erschöpften, zum Lebenskampfe ungeeigneten russischen Kulturmenschen aus dem Adel, die ungebrochene, frische, energische, im schwierigsten Kampfe gestählte Kraft des kulturlosen Russen, des Sohnes von Bauern, bäuerlicher Geistlichkeit, bäuerlichen Kleinbürgertums der Litteratur frische Säfte, Energie zuführen werde. Die Hoffnungen haben sich nur zum geringen Teile erfüllt; der Schriftsteller-Plebejer ging in der Regel zugrunde, im besten Falle an Schwindsucht (Čechov z. B.), meist am Delirium tremens, im Wahnsinn, durch Selbstmord — und Schuld trug daran nicht nur ausschliefslich eine ganz anormal, in dem gröfsten Elend, unter furchtbarstem Druck überstandene Jugend; so pflegt sich, nicht nur bei Russen, der unmittelbare Übergang aus kulturlosen Schichten zu angestrengter geistiger Tätigkeit zu rächen; das Individuum erliegt früher oder später

der ungewohnten Last; ein Dostojevskij, Niekrassov usw. haben furchtbar in der Jugend gelitten, als Sprossen von Kulturmenschen zeigten sie sich der aufreibendsten Arbeit ungleich mehr gewachsen als die Reschetnikov usw. Die Demokratisierung, Plebejisierung der Litteratur hat somit gegenüber der vorausgegangenen, vom Adel fast ausschliefslich getragenen Periode keinen Umschwung hervorrufen können; der Nachwuchs erwies sich wenig verläfslich. Verhältnisse anderer Art hinderten gleichfalls. Die Jugend, die in den siebziger und achtziger Jahren hervortrat, ist offenbar durch die Reaktion angebrochen; es fehlt ihr der naive Schwung der Jugend der fünfziger und sechziger Jahre; sie hat den alten, patriarchalischen Glauben verloren, aber die blofse Negation befriedigt sie nicht mehr, das »Reinigen des Bodens«, von dem noch Basarov und Pissarev schwärmten; sie kann sich keinen neuen Glauben schaffen, daher das Zwiespältige, Verzweifelnde, Willenlose dieser Leute ohne Energie und Überzeugung, mit ihren feinfühligen Nerven, mit ihrem humanen Sinn; daher kein grofses Wagen, kein grofses Schaffen; zu einer Novelle, zu einem Gedichte mit oft vollendeter Einfassung reicht es allenfalls; höher pflegt der Ehrgeiz nicht zu gehen; man vergleiche Nadson oder Garschin, typische Vertreter — die besten — dieses Nachwuchses. Daher das Überwiegen der Novelle, Skizze, Silhouette; daher unser Recht, diesen letzten Abschnitt in das Zeichen der Novelle und der Novellisten zu stellen.

Zeitlich schicken wir Garschin voran, den Melancholiker, der in geistiger Umnachtung durch Selbstmord endete — 1888, als 33jähriger, seit 1877 litterarisch tätig. Ihn hatte der Krieg zum Schriftsteller gemacht; was er hier gesehen und gedacht, teilte er zuerst in jener Skizze »Vier Tage« mit: vier Tage liegt der schwerverwundete Russe, von Durst und Hunger gequält, neben dem von ihm erstochenen Türken, dessen Leichnam in der Sonnenhitze sich zersetzt; später in den »Aufzeichnungen des Gemeinen Ivanov« — alles streng objektiv, ohne satirische oder sentimentale Regungen, mit einzelnen komplizierten Charakteren, z. B. der Leutnant, Tyrann seiner Leute, den diese ermorden wollen, weint wie ein Kind über den Verlust seiner Leute. Die Wahl anderer Themen ist für ihn bezeichnend: ein Wahnsinniger in der schaurigschönen »Roten Blume«, die ihm als Inkarnation des Bösen erscheint, sie und das Böse auszureifsen, opfert er sein

Leben; zerfahrene, mit sich und dem Schicksal hadernde Menschen: der Feigling geht trotzdem in den verhafsten Krieg, um nicht als solcher zu erscheinen; der angehende Selbstmörder mit dem pathetischen Absagebrief an die Menschen, »die blutgierigen, Grimassen schneidenden Affen«; namentlich interessant war der Künstler Rjabinin, Grübler im Gegensatze zu seinem, aufser seinen Landschaften nichts auf der Welt beachtenden, daseinsfrohen Kollegen: er hat eine gefahrvolle Lage aus dem Berufe eines Arbeiters mit wunderbarer Kraft wiedergegeben (hier hört der Europäer auf, der Russe beginnt): was soll dieses Gemälde, von müfsigem Pöbel angegafft, von einem reichen Spiefser angeschafft; fort mit der Kunst, dem Arbeiter soll geholfen werden. Anderes sind Allegorien zum Teil, die stolze Atthalea princeps, die aus der Enge des Treibhauses sich in die freie, kalte Luft heraussehnt, die ihr den Tod bringt, u. a.: im Grunde alles »schreckliche, abgerissene Schmerzensschreie«, doch zur Darstellung nicht mehr »des eigenen Ich, sondern der grofsen Aufsenwelt« ist er nicht gekommen, — ob ihm das Ringen mit ihr gelungen wäre? Seinen Helden wenigstens fehlt jede Kraft, diese schwachen Gefäfse halten keinen Druck aus. Selten war einem quantitativ ganz unbedeutenden Werke gleich tiefe Wirkung beschieden.

Höchstens könnte Korolenko mit ihm wetteifern, ein Kleinrusse, wie der Name beweist, im Westen des Reiches geboren, aus dessen Städten und Dörfern er seine Themen wählt, nach dem weitesten Osten schliefslich verschlagen, von einer gütigen Regierung zur »Ernüchterung« bis nach Jakutsk verschickt. Er hat allen Grund, sich bei ihr zu bedanken. Denn berühmt wurde er mit einem Male durch seinen »Traum des Makar«, des versoffenen Jakuten, der im Walde erfroren vor den grofsen Tojon im Himmel vor Gericht geschleppt sich wähnt, und wie er sich hier verteidigt. Daran reihten sich andere, sibirische »Skizzen eines Touristen«, vom Räuberleben daselbst u. a.; andere aus polnisch-russischen Städten, aus Žitomir usw., ergreifend in ihrer Einfachheit, z. B. »In schlechter Gesellschaft« — das Kind angesehener Eltern findet Zuspruch bei Bettelkindern, ist von der Romantik ihrer verlassenen Höhlen und des ganzen Lumpenproletariats angezogen und wie die Sache endet; »Der blinde Musikant«, das Erwachen der Gefühlswelt in einem blindgeborenen, musikalisch äufserst begabten Kinde, ein sinniges, fesselndes,

psychologisches Studium, — das ausführlichste, was er bisher geschrieben hat, wenn man von seinen ethnographischen Arbeiten absieht, denen auch ein humanes, philanthropisches Ziel vorschwebt. Aber bei Garschin wie bei Korolenko haben wir es förmlich eher mit ausgeführten »Gedichten in Prosa« (vgl. namentlich Korolenkos »Alten Glöckner« oder »Nacht vor Ostern«) als mit Novellen zu tun, — Korolenko ist vor bald dreifsig Jahren in die Litteratur eingetreten, aber sein ganzes Werk ist ebenso knapp geblieben wie dasjenige Garschins! Trotz aller administrativen »Liebkosungen« hält Korolenko an seinen Überzeugungen mannhaft aus; wie er über das System denkt, beweist seine »Wunderbare«, die Nihilistin in der Beleuchtung eines einfachen Gendarmen, der Mensch geblieben ist, trotzdem er dient; beweist sein offenes Schreiben an die Petersburger Akademie, in dem er, wie Čechov, für seine Mitgliedschaft sich bedankte, als die Akademie den von ihr selbst gewählten Gorkij aus der Zahl ihrer Mitglieder wieder strich, — eine nur in Rufsland (oder irre ich?) mögliche Gedanken- und Charakterlosigkeit zugleich.

Einer desto unverwüstlicheren, unheimlichen Produktivität erfreut sich Korolenkos Landsmann, Potapenko, von dem man einst glauben konnte, er werde in der traurigen, galligen, düsteren russischen Litteratur den kleinrussischen Humor eines Narieżnyj und Gogol wieder aufleben lassen; doch hielt nicht sein Talent, was es zu Anfang versprach. Humoristisch waren seine kleinrussischen Bauerngeschichten, d. h. nicht ihre Themen, aber wie er sie erzählte; humoristisch seine Schilderungen der Petersburger litterarischen Bohème, in die ein Provinzlehrer hineingerät, der in sich ein grofses litterarisches Talent entdeckt zu haben glaubt — »Heilige Kunst« —, doch bald erschöpfte sich diese Ader, die nur noch in einzelnen Episoden und Rollen, z. B. in den Vertretern der Jugend in den »Gesunden Begriffen« erscheint; die Themen selbst waren nichts weniger als humoristisch: die »Generalstochter«, die sich in ihr Schicksal als Dorfschullehrerin trotz des rührenden Beispiels ihrer Vorgängerin nicht finden kann und in den Tod geht; der »Sekretär seiner Exzellenz«, der in seinem Diensteifer, zur Verspottung bureaukratischer Formalität, ein eigenes Leben zu leben vergessen hat; »In tätigem Dienst«, wo der hochgebildete Geistliche die fetten Stadtpfründen aufgibt, um aufs Dorf zu gehen, für den kleinen Mann zu arbeiten, zum

Entsetzen aller Basen und der ganzen Klerisei — als Schüler eines geistlichen Seminars kannte Potapenko geistliches Leben —, die ihm alle möglichen Beweggründe, aufser dem wirklichen, ihnen unfafsbaren, unterschieben, deren Anfechtungen er doch Trotz bietet. »Gesund« waren die Begriffe des Jünglings, der seine Geliebte den alten Reichen heiraten und beerben läfst, um sie selbst später heimzuführen, — die Rechnung stimmte wunderbar, aber das Resultat war weniger erfreulich. — Vielschreiberei ruinierte das Talent, zumal als es sich der Bühne zuwandte und das russische Repertoir à la Krylov jahraus, jahrein um Stücke bereicherte, die einschlagen und gefallen, — nur sind sie in der nächsten Saison bereits für immer vergessen, bringen rein materielle, nie litterarische Erfolge, bewegen sich auch in den abgeklappertsten Bahnen, ohne etwas Neues zu bieten.

Auch Jasinskij (oder Bielinskij) versprach mehr, als er gehalten hat; er schien sich die Erotik als Spezialgebiet erwählt zu haben und sie in allen möglichen Nuancen, von der kindischen Neigung zwischen jugendlichen Cousins bis zu Johannistrieb und Ehebruch gar eines Greises, pflegen zu sollen. Am liebsten wählte er sich den professionellen »Herzbrecher« und den in Worten starken, zu jeglichem Entschlufs feigen Intelligenten; den Schauplatz verlegte er mit Vorliebe nach Südwesten, nach Kiev, den Gegenden, aus denen er selbst stammt. Vielschreiberei, Routine, Haschen nach billiger Popularität, das Kokettieren mit modernen Losungen haben ihn schliefslich um jeden Kredit gebracht; stöfst man in seinen Erzählungen auf eine nicht gewöhnliche Situation, Problem, Gestalt, so bleibt es beim blofsen Streifen, Vorbeihuschen; der Verfasser nimmt seine Kunst nicht ernst, ihm genügt billigstes Amüsieren des Lesers. Trotz redlicher Arbeit haben seine Kollegen, Albov, Baranzevič, Novodvorskij u. a., sich nicht einmal einen Leserkreis, der dem seinigen gleich käme, zu erringen gewufst: bald ist es die Beschränkung ihrer Themen: das intelligente Proletariat Petersburgs bei den ersten, ein und derselbe von vornherein bankerotte Held bei dem letzten; bald die mangelnde Kunst, das Aufgehen in überflüssigem, uninteressantem Detail, das sie an tieferen Wirkungen hindert; ähnlich erging es Fürst Golizyn (Pseudonym: Muravlin) mit seinen Romanen aus der Petersburger Aristokratie, mit seiner Schilderung der »Entarteten«, Dekadenten, Psychopathen und

Psychopathinnen, Selbstmordkandidaten, Schwachsinnigen usw. aus dieser Sphäre, — Vielschreiberei über ein und dasselbe Thema, die Neurastheniker der höheren Stände (»Arme und Geputzte«, »Der Tenor«, Vorliebe derartiger Fürstinnen für den zugereisten Künstler, »Die Fürsten« u. a.); pessimistisch ist alles dargestellt, nicht ohne Temperament. Andere Erzähler wären die beiden Lugovoj, von denen Aleksej namentlich durch seine altrömische Erzählung (Pollice verso) sich hervortat — sonst ohne merkliche litterarische Physiognomie; Gniedič, der in seinen »Chinesischen Schatten« Silhouetten aus dem Petersburger Leben gab, usw.

Hoch über ihnen allen steht ein Künstler von Gottes Gnaden, Anton Čechov, von Fach ein Arzt — daher die Häufigkeit von Ärzten und Krankheitsbildern, zumal psychischen, z. B. der schwarze Mönch u. a., in seinen Novellen. Begonnen hatte er seine rasche, glänzende Laufbahn in denselben humoristischen Journalen, die Lejkin nie hätte verlassen sollen; das Pseudonym Čechonte zeichnete Sachen, die oft wie für den Pariser Gil Blas berechnet schienen und noch im März 1905 einem Übersetzer in Berlin Anklage wegen unzüchtiger Schriftstellerei zuzogen, die Geschichte von dem Geistlichen, der sein Privileg der ersten Hochzeitsnacht weiter verkauft; oft wieder für die »Strekosa« mit ihren anspruchslosen Witzen über Kaufleute, Ehrengäste bei Hochzeiten, die für feste Taxen vermietet würden u. dgl., kurze Feuilletons meist. Die Feuilletons dehnten sich, und mit ihnen, gegen die sonstige Regel, streckte sich das Talent zu immer längeren Novellen, die bald Čechov an die Spitze der modernen Novellisten stellten. Jetzt liegt sein unvollendetes Werk — auch ihn trieb Schwindsucht in den vorzeitigen Tod, nach einer Jugend voll schwerer Entbehrungen — in zehn Bänden vor, deren einer der interessanten Beschreibung von Ssachalin, Land und Leute, gewidmet ist, ein anderer Dramen, die übrigen Skizzen und Novellen enthalten.

Welch eine Fülle von Gestalten! nicht nur menschliche, denn auch Tiere treten handelnd und redend auf, der verunglückte Wunderpudel sowohl wie der Braunfuchs u. a. Čechov weicht nur den höheren Ständen aus; sonst findet man ganz Rußland vertreten, den kleinen Postbeamten in seinem Schrecken vor dem Examen oder in dem Ausgeben seiner Frau für die Geliebte des allgemein gefürchteten Polizeimeisters, wodurch er sich Ruhe

vor anderen »Freiern« schafft; Untersuchungsrichter, Gymnasiallehrer, Geistliche — in der furchtbarsten Armut; Sänger (d. i. Kirchensänger), Gastwirte, Kaufleute, Edelleute, das sind oft wieder nur Beamte usw., bis zu Fährleuten, Nachtwächtern, Dieben: nur ganz zufällig fällt einmal eine wirkliche Exzellenz in eine einfach-zufriedene Umgebung herein und bedingt den Umsturz aller Ordnung. Wir belauschen das mittlere und kleine »Rufsland« bei seinen trügerischen Hoffnungen (eines Lotteriegewinstes!), bei seinen realen Enttäuschungen und Entbehrungen, bei seinem Kampf ums Leben, bei dem vergeblichen Rütteln an den Stäben seiner Käfige, bei seinen seltenen Protesten, ständigen Kompromissen. Komisch, humoristisch sind ja viele von ihnen: unvergefslich bleibt der dicke Gutsherr, der ins Wasser gehen mufs, um die verstrickte Angel zu lösen, und der zuschauenden englischen Mifs seiner Kinder nicht zu erklären vermag, damit sie sich entferne — schon sein Katalog von Schimpfwörtern, die er ihr an den Kopf wirft, ist unbezahlbar; oder der gewandte Redner, der über dem offenen Grabe eine Rede hält, durch ein Mifsverständnis auf einen der Anwesenden statt auf den Toten; oder die philosophischen Gespräche der schwer betrunkenen Beamten in der Kleinstadt; oder der kleine Beamte, der wütend ist, dafs er dejourieren mufs zu Ostern und einen so geringen Gehalt hat — ob er nicht durch eine Denunziation seine Lage verbessern könnte, aber auch das mufs man verstehen, sonst kann man eklig hereinfallen, der die Wut an einer über den Tisch laufenden Schabe ausläfst usw. Er ist einfach unerschöpflich in Einfällen: der Jüngling, der um Mitternacht alle Bekannten und Verwandten alarmiert, seines Glückes wegen, dafs sein Name in der Zeitung gedruckt wurde — aus dem Polizeibericht über Radau; der Entsetzte, der über einen Sarg daheim stolpert, dasselbe passiert seinem Freunde, zu dem er sich flüchtet, und die harmlose Aufklärung der Sache; die »Freuden« der Sommerfrischler usw. Es fällt auf, wie pessimistisch er von den Frauen denkt; sogar die zum Opfer von ihm auserkoren schienen, führen schliefslich zur Schlachtbank den Mann; die gewissenlose Ausbeutung des Mannes und gedankenloser Leichtsinn sind nur zu oft die Eigenschaften seiner Frauen und Mädchen, die in dem Einfangen der »Kavaliere« meisterlich bewandert erscheinen; Ehebrecherinnen, z. B. in der famosen Gerichtshumoreske »Die

schwedischen Zündhölzchen«, mit dem wunderbaren Indizienbeweis, der gegen die Mörderin geführt wird, schade nur, dafs der Ermordete seelenvergnügt lebt (wie etwa in Burenins Humoreske); im »Feigling«, wo der Hahnrei dem Galan seiner Frau auch noch zu einem Geldgeschenk verhilft, usw., überwiegen die Zahl und — Schuld der Ehebrecher. Neben diesen drastischen Themen oder Anekdoten lieber, gibt es fein ausgeführte psychologische Studien: jenes Professors, der an seinem Jubiläumstage so pessimistisch Leben und Erfolge überschlägt usw.

Petersburger Leben tritt ganz zurück, schon Moskauer ist häufiger, aber besonders fahndet Čechov auf die Provinz, und summiert man den Gesamteindruck, so kommt man auf das vor einem halben Jahrhundert gefällte Urteil des Pissemskij in »Greisensünde« zurück: »Um in einer solchen Gesellschaft zu leben — mögen Sie wollen oder nicht, dazu gehört eine stattliche Reserve von Tapferkeit.« So ändert sich nicht das russische Leben, und Čechovs Humor ist, wie überhaupt dem russischen, nicht recht zu trauen. Humoristisches Detail verbirgt oft den tragischsten Hintergrund, der alsbald durchbricht. Der Abschied vom Leben jenes Provinzschauspielers z. B. ist mit der drastischsten Komik ausgestattet, aber welch düsteres Drama steckt dahinter! oder der Brief jenes armen Jungen, den er mit der Aufschrift »meinem Onkel« in den Kasten steckt, — eine wahre, rührende Kindestragödie! Was der behäbige Kaufmann auf seine alten Tage von seinem furchtbaren Frieren als kleiner Blindenführer erzählt, — man merkt hier ein Stückchen Autobiographie.

Čechov bleibt der strengste Realist, sogar wo er Psychisches (»Ein Fall aus der Praxis« — die psychische bis zur physischen Krankheit sich steigernde Unbefriedigtheit des jungen, reichen Mädchens) oder hellen Wahnsinn (»Der schwarze Mönch«) schildert; jegliche mystische Stimmung ist ihm fremd; sein Stift kennt keinen undeutlichen, schwankenden Zug. Kein überflüssiges Detail; bei aller Knappheit gröfste Anschaulichkeit — doch fehlen lebhafte, grelle Züge, grau in grau sind seine Gemälde, wie das Leben selbst, das sie darstellen. Es fehlt nicht ein Zug zum Symbolischen (»Der Mensch im Futteral«, der sich vor jeder Berührung mit der Aufsenwelt lebendig einsargende); die allegorische Sprechweise ist ihm wie allen Russen wohl vertraut, z. B. seiner Ungeduld über den so unmerklich kriechenden

Fortschritt, über das Empfehlen seiner »Gesetzmäfsigkeit« macht er Luft in dem Bild: »Ist denn dies etwa Gesetzmäfsigkeit, dafs ich lebender, denkender Mensch am Graben stehe und warte, bis er überwächst oder mit Schlamm sich ausfüllt — während ich über ihn springen oder ihn überbrücken kann?« Oder: »Es sollte hinter der Tür eines jeden Zufriedenen, Glücklichen jemand mit einem Hämmerchen stehen und mit seinem Klopfen stets erinnern, dafs es Unglückliche gibt« usw. Symbole und Allegorien liebt er besonders in seinen Dramen. Denn der Novellist wurde zum Dramatiker, obwohl ihm dramatischer Nerv fehlt. Er begann damit, seine Novellen einfach in dialogisierte und dramatische Form zu bringen — sie wiederholen sich fast wörtlich, z. B. »Das wehrlose Geschöpf« und »Hochzeit aus Berechnung«, aber auch seine Dramen sind nur solche dramatisierte Novellen geblieben, »Die Möve«, »Die drei Schwestern« u. a., mit ihren endlosen Dialogen, mit ihrer Schilderung des Milieu, mit dem Fehlen einer dramatisch belebten Handlung, wirksamer Kontraste; dasselbe Leben Grau in Grau, das in seiner täglichen, stündlichen Einwirkung den besten Willen, die schönsten Vorsätze, den entschlossensten Charakter langsam, aber sicher nicht zermalmt, sondern zerbröckelt und zerreibt. Es fehlt nicht an sehr eigenartigen Typen, z. B. gerade in den »Drei Schwestern« mit ihrer einzigen Sehnsucht nach Moskau, um dem Morast des Provinzlebens sich zu entziehen, — und doch wissen wir, dafs diese Pläne und Erwartungen zu nichts führen, dafs die Schwestern untergehen werden in dem zähen Schlamm des gedankenlosen Vegetierens in der Provinz. Tiefer, russischer Pessimismus lagert über diesen schwankenden, unklaren, in sich selbst zerrissenen Helden, ohne Glauben an sich und ihre Sache — aber zum Unterschiede von den Novellen läfst Čechov in den Dramen immer Leute mit der festen Hoffnung auf eine andere, bessere Zukunft auftreten, Träumer und Tröster; es überkommt uns unwillhürlich Zweifel, ob diese Idealisten recht behalten werden, doch verdient schon dieser Hinweis auf einen Ausweg, dieses Sursum corda alle Anerkennung. Denn sonst ist es trostlos in diesem alten Rufsland, das wir bei Čechov kennen lernen; im friedlichsten Schlaf ruhen seine weiten Ebenen, nichts unterbricht die Kirchhofsruhe, nicht einmal die Schreie der physisch oder geistig Verhungernden, in diesen Städten, wo sich vor Lang-

weile die Gesündesten erbrechen müssen, in diesen Dörfern, wo der roheste Aberglaube, die alte Entfremdung von jeglicher Intelligenz (vergebliche Annäherungsversuche derselben), die bittere Not unausrottbar bleiben. Müde und schlaff werden, die einst an das Aufspritzen der Geister dachten; ihren Bankrott ersäufen sie im Alkohol; am wohlsten fühlen sich noch die Egoisten sans phrase, die auf Kosten der Nächsten leben und sich oft noch einen Nimbus der Superiorität zu wahren wissen (»Onkel Vania«), sogar bei den resignierten Opfern ihres Egoismus, in deren Mund der Hinweis auf ein Lebensziel, dieses sperare contra spem, fast wie Blasphemie erklingt. Und überall das Walten eines blinden Zufalls, unter dessen Räder die Menschen unversehens geraten, wie das kleine Dienstmädchen, das das Kind der Wirte halb unbewufst erwürgt. Auf der ganzen Linie ein einziger Sieg der Routine, der Lebensgewohnheiten, des krassesten Egoismus, der willenlosesten Schwäche; wehe, wer dem Zuge seines Herzens folgt; wehe, wer sich dagegen aufbäumt. Und Stift auf Stift setzt sich diese Mosaik altrussischen Elends zusammen, und unerträglich wäre auf die Dauer der Anblick, wenn nicht die tiefe Sympathie für die Opfer, eine geläuterte Humanität (Abkehr des Dichters von Tolstojs »Idealen«), und vor allem eine unaufdringliche, bescheidene, aber aufserordentliche Kunst dieses Gemälde beseelten: eine schier unerschöpfliche Gestaltungskraft, die sich in einer Fülle immer lebender, immer neuer Individuen (vor Verallgemeinerungen, Typen hütet sich Čechov) gefällt; eine reiche Phantasie, die durch neue, unvorhergesehene, aber genügend motivierte Wendungen und Wandlungen lebhaft interessiert; ein gesunder Realismus, der auch vor drastischen Zügen nicht zurückscheut; eine starke Dosis Humor, der in der russischen Litteratur so seltenen Gabe; eine Sorgfalt der Ausführung, die angenehm überrascht. Čechov ist als der russische Maupassant bezeichnet worden, — vielleicht wegen des Vorwiegens erotischer Themen, Ehebruchsgeschichten (in seinen Dramen sind fast alle Paare unrichtig verbunden) — von dem Franzosen unterscheidet ihn die mattere Pinselführung, das Meiden von Effekten (sogar bei tragischen Verwicklungen), die gröfsere Liebe zu dem Menschen (nur diesen, nicht die Natur, kennt und stellt er dar; sogar seine Tiere scheinen verkleidete Menschen). Das alte Rufsland, wie es, das Herabsteigen des Engels in den Teich

Siloa erwartend, nicht lebt, sondern vegetiert, träumt und schläft, lernen wir bei Čechov kennen und fragen verwundert, wo Anzeichen, Garantien einer Änderung, eines Wandels zum Besseren vorhanden sein könnten.

Diese Anzeichen, Garantien finden wir anderswo. Čechov ist der streng objektive Künstler, ein Schüler förmlich des Turgeniev, an die alte Adelslitteratur erinnernd, trotz des Wandels in der Wahl der Stoffe und Typen, ein Pessimist, der die Welt ihren Gang ziehen läſst, — den Protest gegen diese Welt, die resolute Forderung auf gründliche »Änderung des Fahrplanes« verkörpert Gorkij (Pseudonym für Pieschkov, ein Schüler, wenn man bei diesem Autodidakten von Schule reden darf, auch von Korolenko). Es soll ihm heute der Prozeſs gemacht werden wegen angeblicher Urheberschaft revolutionärer Proklamationen; aber jede seiner von der Zensur selbst autorisierten Skizzen, Novellen, Dramen ist eine revolutionäre Proklamation. Beide, Čechov und Gorkij, sind aus derselben Hefe des Volkes hervorgegangen, aber wie grundverschieden sind ihre Charaktere, wie spiegeln sie den alten Gegensatz russischer Künstlernaturen wider, den wir einfach, um auf bekannte Typen zurückzugreifen, als Gegensatz von Puschkin-Lermontov bezeichnen könnten; der objektive Künstler, der sich mit dem unerfreulichsten Leben schlieſslich aussöhnt; der subjektive, der, zu Kompromissen ungeeignet, an seinem Protest gegen die »Ordnung«, die ihm nur Unordnung scheint, festhält, sollte er darüber zugrunde gehen. Diese scharfe, protestierende Note ist das Interessanteste bei Gorkij. Ohne litterarische Bildung, ohne subtileres Talent, am Boden haftend trotz allen miſslungenen idealistisch-allegorisierenden Schwunges, zu dem ihm die Flügel fehlen, ist der Vertreter der Bossiaken-Strolche in der Litteratur (etwas anderes kennt er kaum) eine neue, wichtige Erscheinung. Unzufriedene gab es vor ihm immer, aber sie verzehrten sich in ohnmächtigem Grimme, knirschten heimlich mit den Zähnen und ballten die Fäuste in der Tasche, ohne jemandem ernstlich wehe tun zu wollen; es fehlte ihnen an Energie und Initiative. Gorkijs Helden, denen man zu nächtlicher Zeit lieber nicht begegnen möchte, sind nicht die willenlosen, von Reflexion zernagten Hamlets aller Stände, Alter und Geschlechter, die so charakteristisch sind für die russische, nicht nur adlige, Litteratur, alle die »Problematischen Naturen«, die

in Rufsland fast mehr Anklang als in Spielhagens Heimat gefunden haben, sondern sind kampfentschlossen, rücksichtslos, pochen auf ihre Fäuste oder das Messer im Stiefelschaft, gehen der Gesellschaft, die sie ausgestofsen hat, direkt zu Leibe, nützen ihre Kraft aus, wahre Herrennaturen, über Gutes und Böses erhaben, ihren Instinkten oder Launen nachgehend, vor nichts zurückschreckend, — sie fallen nur ganz aus ihrer Rolle, wenn sie sich als Opfer ausgeben, die Gesellschaft zur Rechenschaft ziehen, mit verschlissener Romantik paradieren, die Wahrheit suchen und das Böse anklagen: als wenn Wölfe auf Schafe ihre Frefslust abwälzten. Dieses Neue, Temperamentvolle, dieses Sichstellen auf die Seite des Kräftigen und seines Rechtes am Leben (wehe, wenn ihm ein Schwächerer dazwischen kommt!), ganz im Gegensatze zu der altruistischen, humanitären Hauptrichtung der russischen Litteratur, sicherte bei der Jugend vor allem, bei den Unzufriedenen, den fast beispiellosen Erfolg Gorkijs; im Auslande kam dazu der Reiz des ethnographisch Neuen; der Typus aller dieser Landstreicher, Vagabunden, verlorenen Existenzen, wie sie namentlich im »Nachtasyl« zusammenkommen, fesselte aufserordentlich. Gorkij ist womöglich noch weniger Dramatiker als Čechov; seine Dialoge und Milieuschilderungen in den »Kleinbürgern«, »Nachtasyl« usw. verzichten auf ein dramatisches Gefüge; sein Gebiet ist beschränkter, im Grunde kennt er nur und beschreibt den Bossiak; seine willenlosen Schwächlinge, z. B. in den »Kleinbürgern«, sind uns seit jeher vertraut gewesen. Und ebenso beschränkt ist seine Kunst; solange seine rohen Helden roh schimpfen und handeln, bewegen wir uns auf sicher erkundetem Terrain, sonst geraten wir sofort in Nebel und Untiefen, — auch der Tolstojaner Luka Lukič aus dem »Nachtasyl« kann an diesem Faktum nichts ändern. Zu ungunsten von Čechov ist namentlich im Ausland Gorkij kolossal überschätzt worden; eine litterarische Suggestion ohnegleichen hat seinen Erfolg über alle Mafsen aufgebauscht. Gorkij ist mir interessant als russischer »Protestant«, nicht als Künstler; durch seinen Stoff, nicht durch die Form; durch den Ton, nicht durch die Melodie; man merkt ihm an und ist ihm dankbar dafür, dafs er keine schwächlichen Kompromisse eingehen, dafs er alles fordern und nicht mit den geringfügigsten Abschlagszahlungen sich bescheiden wird; er ist ein starker Mensch, kein grofser Künstler,

ein Ankündiger (der Sturmvogel!) einer neuen Generation, die vielleicht mit Sturmesschritten heraneilt und der Melancholie, der »adeligen Hypochondrie«, dem russischen Langmut des Volkes, dem europäischen Pessimismus des Gebildeten den Krieg erklären wird. Gorkij ist wichtiger für das russische Leben als für die russische Kunst; Europa hat er überhaupt nichts zu sagen, wenn uns nicht seine grenzenlose Verachtung des verweichlichten und daher zum Lebenskampfe unfähigen, stets kompromifslüsternen Kulturmenschen imponiert.

Den schärfsten Ausdruck dieser Verachtung gab Gorkij in einem Vortrag in Nižnij Novgorod, seinem und Korolenkos Aufenthaltsort, der dem Publikum eine sehr unangenehme Überraschung bereitete. Der »vermessene Schriftsteller«, der vom Erfolg beim Publikum verhätschelt, seinen Verehrern solche verba veritatis zum höchsten Gaudium des hinter ihm stehenden Teufelchens appliziert, dafs sich alle Zuhörer, wie einst bei den Tiraden des Čazkij, langsam entfernen und ihn allein lassen, war eben Gorkij selbst und die Anklagen der erbärmlichsten Feigheit, der jämmerlichsten Kompromisse, des Verrates aller Prinzipien, wie sie sich ruhig abwischen, wenn man ihnen in die Augen spuckt, das alles mufsten die Anwesenden direkt auf sich selbst beziehen. Gorkij bleibt sich treu, auch wenn er seine Erzählungen in höhere Kreise verlegt, so ist seine »Varia Olessov« wirklich nur ein Bossiak, wenn auch in dem verführerischsten Kostüm — sie kann ja einen totschlagen, es käme ihr nichts darauf an, und man kann sich keinen jämmerlicheren Gegensatz denken als den gebildeten, prinzipientreuen, modernst empfindenden Petersburger Privatdozenten der Botanik, einen hoch anständigen Vertreter der denkenden Leute und den vollständigen Bankerott seiner ganzen Persönlichkeit gegenüber dem ungebildeten, zu ihm mit solcher Verehrung aufblickenden Naturkind, das ebenso energisch wie er schwach ist: das Schlufsbild ist von geradezu verletzender Brutalität, beinahe symbolisch für Gorkij und seine Richtung: der reine Spott und Hohn auf jegliche Intelligenz, die satte, muskellose, feige, die den Hungrigen, Frechen, Starken weichen mufs.

Dagegen scheint ein bedeutender Künstler in Leonid Andrejew erstanden, den wieder nur Novellen bekannt machten. Von allen vorausgegangenen unterscheidet ihn namentlich der

moderne Stil, der impressionistische. Nicht wie die Sachen an sich sind, nur wie sie ein verfeinert krankhaftes, mitunter abnormes Gefühl empfindet, sucht er wiederzugeben, in ganz subjektivem Schaffen, das namentlich mit der Farblosigkeit von Čechov und der Kunstlosigkeit von Gorkij scharf kontrastiert. Eine oft phantastische, gespenstische Beleuchtung des Gegenstandes, einer urrealen, ja sogar banal-widerwärtigen Situation — keine Phantastik etwa im Stile Edgar Poes, sondern strengstes Kleben an alltäglicher Prosa, dafür jedoch ein Verstärken des Eindruckes in den überreizten, gequälten Sinnen, ein Hören des Unhörbaren und Sehen des Unsichtbaren — gegenüber der sonstigen Nüchternheit russischer Farbengebung ist dieses grelle Auftragen etwas Neues und erinnert eben an den bis zur Manieriertheit, Geschraubtheit sich versteigenden Stil unserer Modernisten. Man lese z. B. »Das rote Lachen« —, eine geradezu gespenstische Schilderung der Schrecken des jüngsten Krieges in abgerissenen Skizzen eines Teilnehmers, des Schwerverwundeten, und seines Lebens daheim zu eigener und zur Pein seiner Nächsten. Vereschčagins bekannte Gemälde konnten das Grauen des Krieges, die Vertierung der Menschen, ihren Wahnsinn, die physischen Leiden, das Abstumpfen gegen alles, das rein Mechanische, Instinktive, ja Idiotische der zur Schlachtbank geführten Opfer nie so eindringlich schildern wie diese brutalen, verzweifelnden, rasenden Worte, diese Fragen: wozu? warum?. Oder »Die Sturmglocke« mit dem panischen, lähmenden Schrecken, den sie zur Zeit der Feuersbrünste verbreitet usw. Wir legten Gewicht auf den Stil, die Psychologie, weil er ein neuer ist; er war immer Stärke der russischen Künstler — und der Kunst, wie bei Čechov, die Menschen mit wenigen Strichen wie lebend hinzustellen; man denke z. B. an den alten Lakaien Fenogen, wie er seinem wieder »In unbekannte Ferne« — der revolutionären Propaganda — aus dem behaglichen Elternheim, diesmal für immer, wegstürzenden jungen Herrn ängstlich nachläuft, wie die Henne dem Entlein, das aufs Wasser geht.

Sind wir schon von Korolenko oder Čechov mit düsteren Stoffen nicht verschont worden, so mutet uns aus Andrejevs Erzählungen der reinste Jammer an. Ich erinnere mich nicht einer einzigen, die einem nicht furchtbar auf die Nerven schlüge, sogar der »Ausländer«, der Schwindsuchtskandidat, der die

Groschen vom Stundengeben für eine ausländische Studienreise sammelt, mit dem unglücklichen serbischen Patrioten stimmt einen trotz humoristischer Spitzen entsetzlich nieder, und so sind sie alle, sogar die lächerlichste aller Masken läſst in uns kein »Lachen« aufkommen. »Der Abgrund« hat unlängst zu einer für Ruſsland äuſserst charakteristischen Polemik Anlaſs gegeben: Gorkijsche Helden vergewaltigen das junge Mädchen förmlich in den Augen ihres Begleiters, der sie nicht schützen kann. Der Philister würde höchstens sagen, man gehe nicht mit einem Mädchen zu später Stunde durch verrufene Gegenden; die naiven groſsen Kinder debattierten dagegen über das spätere Verhalten des Helden zum Opfer seiner Unvorsichtigkeit, und in den Streit über die Berechtigung derartiger Belletristik überhaupt, der ganz unangebracht war, mischte sich sogar Gräfin Tolstoj. Wie sich Andrejevs Talent, bisher ausschlieſslich in düster-tragischen Stimmungen, wie das Garschins etwa, betätigt, entwickeln wird, läſst sich nicht sagen.

Neben Andrejev könnte Čirikov genannt werden, bekannt neben seinen Novellen durch sein Drama »Die Juden«, auf das Thema der epidemischen Judenverfolgungen in Kischinev, Homel, usw., das an szenischen Effekten nicht arm ist; sonst spielt ja der Jude keine Rolle in der russischen Litteratur, da er in den groſsrussischen Gouvernements auf dem Lande nicht vorkommt, nur in Städten und nur als Vertreter der Intelligenz auftritt, also etwa in Romanen aus der Gesellschaft, bei Pissemskij im »Aufgewühlten Meere« und dgl.; bei Tolstoj, Turgeniev usw. fehlt er vollständig, kommt bei Dostojevskij in lächerlichen Episodenrollen vor, aber in seiner kulturellen Abgeschlossenheit, was für Kräfte sich in seinem Schoſs heut regen, Zionisten, Assimilierte, Assimilatoren usw., war er vor Čirikov der Litteratur völlig unbekannt. Auſserdem Skitalez (Pseudonym für Petrov), Novellist und Romancier (»Spieſsruten«), Protopopov (Dramatiker) u. a.

So läſst es sich weiter nicht leben! Das ist der einstimmige Ruf, der heute von Petersburg bis Jalta und von Warschau bis Tiflis erschallt. Ärzte und Advokaten, Apothekergehilfen und Eisenbahner, Arbeiter und Studenten, Beamte und Lehrer, Stadträte und »Landschaftler«, Semzy, die Vertreter der Litteratur

und der Presse, mit einziger Ausnahme der »Retiradenschreiber« in den Moskauer Nachrichten, mit denen einige Professoren in das »ortsübliche Knurren« einstimmen, wie sich Schčedrin ausdrückt: alles wiederholt diesen einen Ruf.

Sogar die ganz Toten erwachen. Die seit Peter dem Grofsen vollständig gelähmte Geistlichkeit, ihrer Rolle als Polizeiorgan müde, will nicht mehr von Stabsoffizieren, Husarengenerälen und Professoren kommandiert werden, von offenen oder verkappten Atheisten, Materialisten, Mystikern. Ihren heutigen, seiner Vorgänger würdigen »Kommandir« hat ja Tolstoj in dem »Oberprokuror« — der Titel ganz so schön wie »Grofsinquisitor« — Toporov seiner »Auferstehung« gefeiert; freilich hat die Zensur diese Verherrlichung herausgebissen. Sogar die starre Kirche verlangt somit eine Selbständigkeit, ein geistiges Haupt, einen Patriarchen wieder. Toporov natürlich will davon nichts wissen.

Wie haben sich die Zeiten geändert! Vor fünfzig Jahren dichtete noch Dobrolubov den Tod nikolaitischer Grofswürdenträger an, sich freuend, dafs so eine Stütze des Systems nach der anderen abbreche. Längst begnügen sich seine Söhne und Enkel nicht mehr mit geduldigem Abwarten des natürlichen Verwesungsprozesses, sondern beschleunigen ihn auf die gründlichste, unsanfteste Weise. Wo sind die Zeiten, wo die Moskauer Universitätsjugend Katkov jubelnd zum Himmel erhob? Heute protestieren schon die Moskauer Professoren dagegen, dafs das Universitätswappen durch Anbringen auf dem Katkovschen Blatte weiter prostituiert würde. Beschwor man noch unlängst die Regierung, dafs sie zur Gesellschaft Vertrauen fasse, so erklären heute sogar die zur Bekämpfung der Choleragefahr zusammentretenden Ärzte, dafs die Gesellschaft jegliches Vertrauen zu Polizei und Bureaukratie, denn darin geht russische Regierung völlig auf, verloren habe.

In dem epischunbeweglichen Rufsland scheint sich alles wiederholen zu sollen. Liest man die Programme, Sendschreiben, Promemorias der Jahre 1855 und 1856, eines Pogodin, der Slawophilen usw., so wäre man versucht, sie unverändert heute wieder abzudrucken, so sehr scheinen sie für 1905 wie geschaffen. Und unwillkürlich fragt man: wird nicht die heutige Bewegung zum Teil schliefslich ebenso im Sande verlaufen wie die von 1801 und die von 1855? 1855 gewährte jedoch ganz

Bedeutendes, was sich trotz alles Knurrens der Retiradniki nicht zurücknehmen liefs, und von 1905 können wir mit Bestimmtheit, nicht alles, aber wieder vieles erwarten. Aufhören mufs die Zensur, damit es nicht mehr von der Presse und der öffentlichen Meinung in Rufsland heifse, wie einst von den Schulen im Königreich Neapel, sie würden geduldet wie Bordelle. Aufhören mufs die administrative Willkür, damit nicht wieder ein Amfiteatrov für ein Feuilleton ohne Gericht, man weifs nicht wohin verschickt wird. Und so werden noch manche Stacheldrähte beseitigt, um anständige Bewegungsfreiheit zu schaffen. Gedanken- und Gewissensfreiheit wird zuerst bewilligt werden, d. i. das, was Radischčev vor einem Jahrhundert und die Slawophilen seit einem halben Jahrhundert vergeblich verlangen.

Dafs es soweit gekommen ist, ist auch der Litteratur, trotz des Expolen Bulgarin, des Exengländers Katkov und des Exjuden Gringmut, trotz Runič, D. Tolstoj und Budilovič, trotz aller Obskuranten, Renegaten und Verräter zu danken. Sie trug ja erfolgreich zur Selbsterkenntnis, zum Wecken des Selbstbewufstseins des Russen bei; ihr weiter, beschwerlicher, mit soviel Opfern besäeter Weg, ihre Entwicklung geht ja darin auf. Aus einer ganz unselbständigen, blofs mechanisch nachahmenden, dem Zeitvertreib, als »Limonade und Konfekt« dienenden Spielerei des Geistes ist sie zu einer Dienerin der Wahrheit und Aufklärung, zu einer Gewissensmahnerin geworden, hat die Ideale der Entwicklung gewiesen schon zu einer Zeit, da jegliches Denken aufserhalb der offiziellen Schablone verfemt war. Sie ist ihre eigenen Wege gewandelt, sie hat sich der grofsen Aufgabe, die ihr zufiel, gewachsen gezeigt; ja, weit über Rufslands Grenzen strahlt heute ihre Bedeutung aus. Das »dolgotierpienie«, die Langmut des russischen Volkes ist mit dem Ausbau eines Weltreiches gekrönt. Die zähe Ausdauer und der hohe Flug des russischen Geistes haben eine Weltlitteratur geschaffen. Bleibe diese auch in Zukunft den humanen und ästhetischen Traditionen ihrer glorreichen Vergangenheit getreu! Die Welt kann ihrer nicht mehr entbehren.

Namenregister.

Ablesimov 104.
Abramov 73.
Achscharumov 419.
Aksakov, J., 279.
Aksakov, K., 280.
Aksakov, S., 290.
Albov 493.
Aleksandrov 463.
Almasov 277.
Amfiteatrov 301.
Andrejev 500.
Apuchtin 481.
Arsamas 136 f.
Avakum 37.
Avdiejev 419.
Avenarius 416.
Averkiev 465.
Avssejenko 400, 419.

Balmont 484.
Barancevič 493.
Baranovič 44.
Baratynskij 202.
Baschkirzev 423.
Batiuschkov 143 f.
Bažin 400.
Benediktov 204.
Bestužev 153, 224.
Bielinskij 258 ff.
Boborykin 416.
Bogdanovič 119.
Bulgarin 223.
Buračkov 277.
Burenin 424, 486.

Chemnizer 105.
Cheraskov 117 f., 125.
Chomiakov 277.
Chvoschčinskaja 422.
Čaadajev 272.
Čechov 494 ff.
Černyschev 463.
Černyschevskij 305 f., 397 f.

Daniel 11.
Danilevskij 420.
Danilevskij 309.
Daschkova 96
Delvig 200.
Demetrius von Rostov 44.
Dieržavin 119 ff., 131.
Dmitrijev 124.
Dmitrijeva 423.
Dobrolubov 424.
Doroschevič 425.
Dostojevskij 365 ff.

Fet 477.
Fofanov 484.
Frug 485.

Garschin 491.
Glinka 138.
Gniedič 169.
Gogol 229 ff.
Golizyn 493.
Gončarov 335 ff.
Gorkij 498 ff.
Granovskij 280.

Greč 167.
Gregori 48.
Gribojedov 149 ff.
Grigoriev 304.
Grigorovič 392.

Herzen 280 ff., 293 ff.

Jassinskij 493.
Jasykov 201.
Javorskij 65.
Iwan IV 29 f.
Iwan von Vischnia 31.

Kantemir 72 f.
Kapnist 104.
Karamsin 113 ff., 156 f.
Karonin 415.
Katharina II 85 ff.
Kirejevskij 257, 273.
Kluschnikov 400.
Kniažnin 104.
Kolcov 220.
Korolenko 491.
Koslov 203 f.
Kostomarov 420.
Kotoschichin 49.
Kovalevskaja 423.
Krestovskij 400, 403, 422.
Križanić 49.
Krylov 139 ff.
Krylov, Viktor (Alexandrov) 463.
Küchelbeker 224.
Kukolnik 228, 391.
Kurbskij 30.
Kuročkin 425.

Labsin 112.
Lažečnikov 224.
Lejkin 419 f.
Lermontov 205 ff.
Leskov (Stebnizkij) 400, 413.
Levitov 407.
Lomonossov 80 f.
Lopuchin 111.
Lugovoj 494.
Lukin 104.

Mačtet 414.
Majkov, A., 476 f.
Majkov, G., 118.
Majkov, L., 476.
Majkov, V., 265.
Makarius 29.
Mamin 415.
Markevič 400.
Markov 419.
Markovič 423.
Marlinskij (Bestužev) 224.
Maxim 27 f.
Mej 480.
Melnikov 411 f.
Merežkovskij 313, 421.
Merslakov 164, 219.
Meschčerskij 417.
Michailov (Scheller) 399.
Michajlov 486.
Michajlovskij 308.
Miedviediev 45.
Miller 308.
Minskij (Vilenkin) 484.
Muraviev 163.

Nadson 482.
Naumov 414.
Narežnyj 166, 222.
Nemirovič-Dančenko 418 f.
Nestor 10.
Nevsorov 112.
Niekrassov 469 ff.
Nikitin 480.
Nikon 37.
Novikov 107 ff.

Odojevskij 226.
Ogarev 479.
Ostrovskij 447 ff.

Palm 461.
Pavlov 254.
Peter d. Gr. 55 ff.
Pissarev 307.
Pissemskij 393 f.
Pleschčejev 479.
Podolinskij 204.

Polevoj 225 ff., 232, 255 ff.
Poležajev 204 f.
Polockij 37.
Polonskij 477 f.
Pomialovskij 405 f.
Possoschkov 69.
Potapenko 492.
Potiechin, Alexej, 462.
Potiechin, Nikolaj, 462.
Prokopovič 65 f.
Puschkin, A., 168 ff.
Puschkin, V., 144.
Pypin 308.

Radischčev 98 ff.
Rastopčin 138.
Rastopčina 268.
Rešetnikov 405.
Rosenheim 425.
Rylejev 146.

Sagoskin 224.
Sallias 421.
Sassodimskij 400.
Schachovskoj 156.
Schčerbatov 96 f.
Schenschin (Fet) 477.
Schischkov 135 f., 145.
Schwarz 109.
Skabičevskij 308.
Skorina 32.
Slatovratskij 410 f.
Slučevskij 481.
Spassovič 315.
Ssalov 417.
Ssaltykov 426 ff.
Ssochanskaja 422.
Ssoloviev, Nikolaus, 461.
Ssoloviev, Vladimir, 309.
Ssumarokov 77 f.
Ssurikov 480.
Ssuvorin 425.
Staniukovič 415.

Tatischčev 74.
Terpigorev 417.
Tiutčev 468.
Tolstoj, Alexej, 463.
Tolstoj, L., 390 ff.
Trediakovskij 75 f.
Tumanskij 116.
Turgeniev 317 ff., 459, 475.

Uspenskij, Gleb, 408 ff.
Uspenskij, Nikolaj, 408.

Venevitinov 252.
Vengerov 316.
Vesselovskij 315.
Viasemskij 253, 313.
Volynskij 312.
Vonwisin 94 f.
Vovčok 423.

Weinberg 486.

Žemčužnikov 463.
Zukovskij 159 ff.



Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

